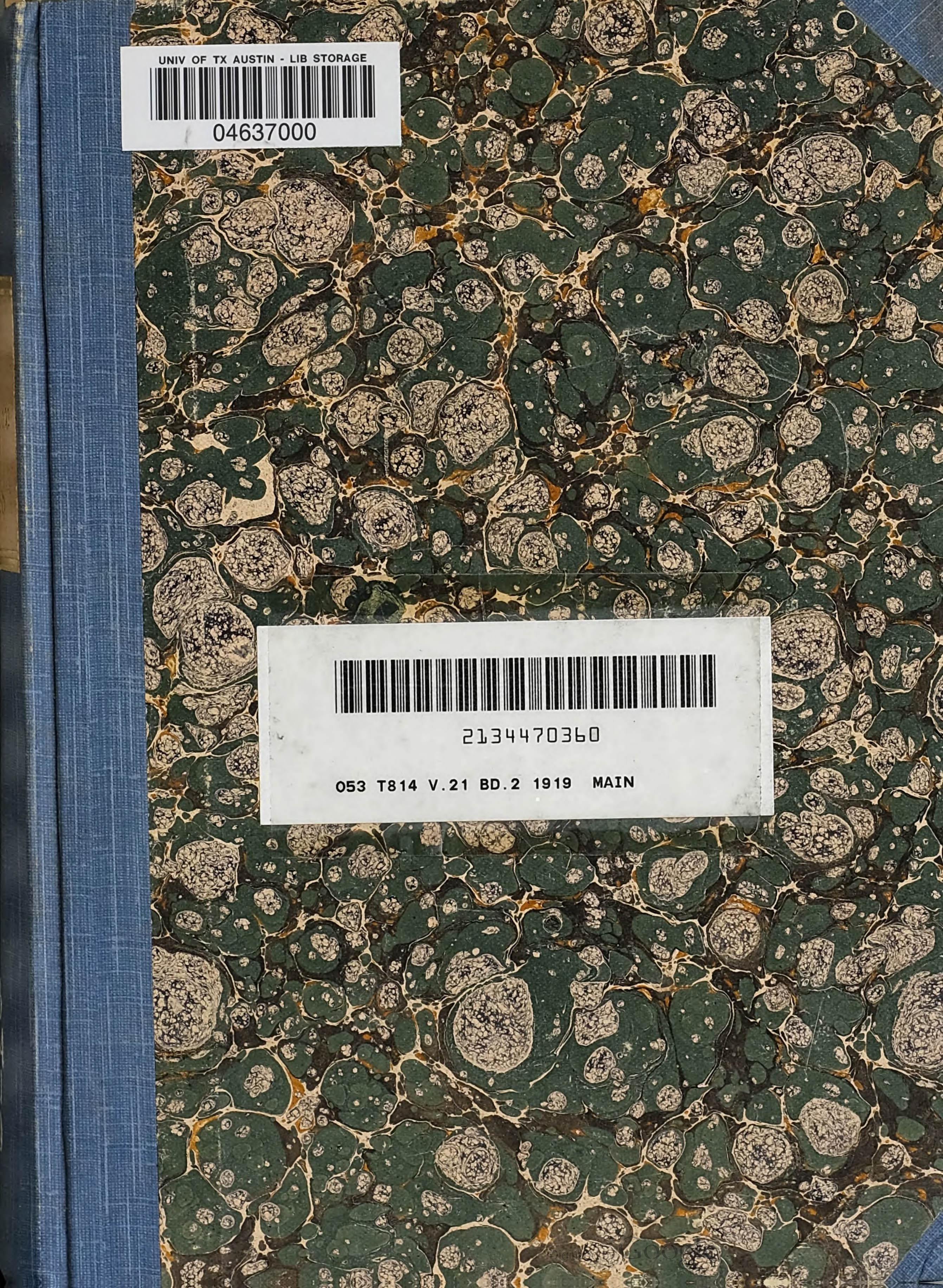
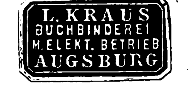
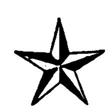



L. KRAUS
BUCHBINDEREI
M. ELEKT. BETRIEB
AUGSBURG

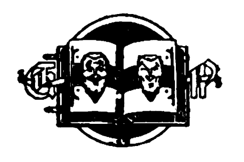


Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Einundzwanzigster Jahrgang · Band II
(April bis September 1919)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilage





Der heilige Christoph — A. Dürer

Holzschnitt

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. April 1919 Heft 10

Um die Mitternachtsstunde

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Monate leben wir nun schon mitten in Zuständen, die wir für Deutschland früher ins Fabelreich verwiesen haben. Und es ist nicht einmal abzusehen, wie wir aus der Anarchie anders herauskommen könnten, als durch Ausbrennen des verzehrenden Feuers bis auf den Grund, bis es keine Nahrung mehr findet, bis nichts mehr zu vernichten, der einst so prunkvolle, ach viel zu üppige Palast eine leergebrannte Trümmerstätte ist, aus den öden Fensterhöhlen nur das Grauen noch schaut.

Von der gegenwärtigen Regierung dürfen wir eine Erlösung kaum erwarten. Um zu ganzen Entschlüssen, rettenden Taten zu greifen, hat sie selbst zu viel Butter auf dem Kopfe. Sie hat diese Zustände gewiß nicht gewollt, sie bemüht sich, nach Kräften, ehrlich, dem Verderben Einhalt zu tun, aber sie hat sie doch heraufbeschworen, und das ist ihre Schwäche, ihre Schuld und ihr Fluch, vor dem sie sich selbst nicht retten kann, nicht als untadelige Führerin und nicht ohne Hilfe von anderer, weniger belasteter Seite. Das aber ist gleichzeitig die Kraft ihrer Gegner, die die Folgerichtigkeit der revolutionären Theorie, des Radikalismus für sich haben und sie mit steigendem Erfolge gegen die Halbheiten und noch so wohlbegründeten Bedenklichkeiten der anderen ausspielen. Was hilft dagegen die Wahrheit, daß in der Politik das Kompromiß das einzig Mögliche ist? Der Masse liegt diese Wahrheit fern, die Masse ist immer radikal, und bei

der deutschen Masse kommt noch der alleinseligmachende Glaube an die Theorie, der verbohrte deutsche Doktrinarismus hinzu. Lassen wir den gesunden Menschenverstand, die praktische Vernunft einmal beiseite, stellen wir uns dem Zweikampf zwischen der mehrheits-sozialistischen Regierung und ihren Gegnern, den „Unabhängigen“ und was dazu gehört, als Unparteiische gegenüber, so können wir nicht leugnen, daß diese das Recht der Theorie, auf deren Boden ja auch die Mehrheitspartei sich gestellt hat und — theoretisch — immer noch steht, auf ihrer Seite haben. Was die Unabhängigen den Mehrheitssozialisten vorwerfen, ist ja nichts anderes, als daß diese aus der gemeinsamen, unentwegt gepredigten Lehre von der Herrschaft des Proletariats, der Überführung sämtlicher Erzeugungs- und Betriebsmittel in diese Herrschaft, nicht die in ihr liegenden letzten Schlüsse ziehen, unverzüglich, ohne Abzug. Jedes Kompromiß, jeder Aufschub ist schon Verrat — jetzt, wo das „Proletariat“ endlich am Ziel seiner Wünsche steht, die Macht in Händen hält. Daß bei einer solchen Kartenverteilung die einen ebenso leichtes, wie die anderen schweres Spiel bei den Massen haben, ist klar, und es verschlägt wiederum nichts gegen die Überzeugungskraft dieser theoretischen Folgerichtigkeit, daß die Verwirklichung der Theorie der Ruin aller wäre, daß jede, noch so radikal gesinnte Regierung von der Wut, dem Hungerelende der selben Massen hinweggefegt, wenn nicht gesteinigt werden würde sobald sie nur die Folgen der wunderschönen Folgerichtigkeit an ihrem eigenen Leibe zu spüren bekäme.

So haben wir also von der gegenwärtigen sozialdemokratischen Regierung keine Rettung zu erwarten, — so nicht. Es gäbe nur eine Möglichkeit, an die aber schwer zu glauben ist: daß sie nämlich den heroischen Entschluß, die Größe in sich fände, auf die alleinige Macht zu verzichten und sich mit dem Bürgertum aller Parteien ehrlich in die Macht zu teilen. Daß sie — man darf nicht zuviel von den Menschen verlangen — zunächst einmal nur offen und unumwunden bekennte: so, wie wir uns die Erfüllung unseres Programms gedacht haben, so geht es nicht. Wir können — eben zur endlichen Erfüllung dieses Programms — die Mitwirkung des Bürgertums, der nun einmal gegebenen wirtschaftlichen und politischen Kräfte mit den sie ausübenden historischen Klassen nicht entbehren, können unsere Ziele erst recht nicht gegen ihren, wenn auch nur passiven Widerstand als von der Mitbestimmung Ausgeschlossener durchsetzen. Wir wollen also diese Klassen und Parteien je nach dem Verhältnis ihrer Zahl und Bedeutung zur Regierung mit heranziehen, nicht nur der Not gehorchend, mit innerem Vorbehalt, sondern aus eigener Überzeugung, nicht nur als Dekoration, als fünftes Rad am Wagen, sondern als ehrlich von uns anerkannte Gleichberechtigte. Wir sind so fest durchdrungen von der sieghaften Wahrheit unserer sozialistischen Idee, daß wir von einer solchen Heranziehung nicht nur keine Gefahr für sie befürchten, sondern im Gegenteil gerade den Sieg unserer Sache erwarten.

Das Bürgertum in seinen weitesten Schichten, einschließlich der Deutschnationalen, ist heute zu jedem Entgegenkommen bereit, das in den Grenzen der Vernunft, der politischen und wirtschaftlichen Selbsterhaltung Großdeutschlands liegt. Es will nichts anderes, als zunächst nur einen Zustand der praktischen

Arbeitsmöglichkeit, des Wiederaufbauens schaffen und ist jederzeit willig, in eine ehrliche Arbeitsgemeinschaft mit den Mehrheitssozialisten zu treten. Es kommt ja heute noch gar nicht, noch lange nicht auf die Verwirklichung irgend welcher letzten Parteiziele oder Lieblingsideen an. Was sind das doch für Illusionisten, geistige Eilandsbewohner, die sich einbilden, derartiges läge heute auch nur von ferne in unserer Macht! Als seien wir Freie, die über ihr eigenes Schicksal verfügen dürften, und nicht Knechte, die das letzte Gebot von ihrer Feinde Ermessen erst entgegenzunehmen und unbesehen auszuführen haben — weil wir es nicht anders gewollt haben und, wie es scheint, immer noch nicht anders wollen! Als seien wir Herren in unserem Hause und dieses Haus nicht nur nicht von feindlichen Truppen besetzt, sondern auch jedem beliebigen Überfalle und Raubzuge irgendwelcher kleinen und kleinsten Nachbarn wehrlos preisgegeben. Wahnbetörte, Narren, die um den Besitz eines königlichen Purpurmantels gegeneinander aufstehen und sich blutig zerfleischen, indes ihnen der Feind hohnlachend das Hemde vom Leibe reißt und sie in ihrer nackten, hungernden und frierenden Schande mit eherner Kette an den Block des Sträflings schmiedet! Aus ihren Augen aber loht der helle Wahnsinn, sie greifen besessen nach goldenen Früchten, die ihnen höllischer Spuk vorgaukelt, und wenn sie dereinst erwachen, wird an ihren gierigen Händen nur das Blut des armen Bruders und Leidensgenossen kleben, den sie in ihrem flackernden Wahnwitze erwürgt haben.

Bleibet bei euren Programmen, Theorien, Endzielen, seid selig in dem Glauben an sie, aber erst macht euch frei, den Boden zu gewinnen, den man unter den Füßen haben muß, um überhaupt arbeiten, irgendwelches Ziel erringen und behaupten zu können. Was immer auch, ohne innere Lebensmöglichkeit, gegen alles Naturgesetz, durch bloße Gewalt, durch Schrecken und Überrumpelung, ohne Einbeziehung der Kräfteverhältnisse innen und außen, jetzt durch Handstreich errungen würde, — was könnte das wohl anderes sein, als ein „Erfolg", den niemand in kurzem bitterer beklagen würde, als wer ihn „errungen"? Wenn die Männer von der sozialistischen Mehrheitsregierung heute die Hand aufs Herz legen, werden auch sie es nicht leugnen können, daß sie dieses Erfolges, den sie nur mühsam noch und nur mit den Mitteln und Kräften des von ihnen verlästerten gestürzten „Systems" behaupten können — wie lange noch? — nicht froh geworden sind.

Wollen sie der schweren Verantwortung, die sie auf sich geladen, gerecht werden, soweit das nach allem, was sie unwiderruflich verschuldet haben, heute noch möglich ist, dann können sie das nur auf dem hier gewiesenen Wege ehrlicher Arbeitsgemeinschaft mit den anderen Schichten des deutschen Volkes, auf dem Wege des Kompromisses, aber nicht mit dem Radikalismus, sondern der Staatsvernunft. Der Radikalismus, das ist schon in seinem Wesen und Begriffe bedingt, schließt jedes Kompromiß auch bei weitestem Entgegenkommen grundsätzlich aus. Jedes Bemühen in dieser Richtung ist also schon von Anfang an zur Unfruchtbarkeit verurteilt und kann nur zu immer weiteren Rückzügen führen, die notwendig in bedingungsloser Kapitulation, also eigener Ausschaltung, enden müssen. Das ist eine so ausgekochte historische Wahrheit, daß es schon

Selbstmord bedeutet, sie erst noch am eigenen Leibe zu erproben. Der Versuch hat nur dann einen Sinn und Zweck, wenn Sinn und Zweck andere als die vorgegebenen sind, wenn man nämlich innerlich reif und entschlossen ist, zu kapitulieren, um nur noch an der Macht teilzunehmen, dann aber nicht mehr als Träger eines Eigenwillens, sondern als Vollziehungsorgan desjenigen, dem man sich unterworfen hat. Will das die regierende Mehrheitspartei?

Daß sie es bewußt will, möchte ich — noch — nicht behaupten, aber tatsächlich deuten mancherlei Anzeichen darauf hin, daß sie auf dem Wege dazu ist. Denn was soll es sonst bedeuten, wenn z. B. das Organ dieser Regierung, der „Vorwärts", die Radikalen dadurch versöhnen und für sich einnehmen will, daß er sie auffordert, sich mit den Mehrheitssozialisten „zum gemeinsamen, planmäßigen, methodischen Kampfe gegen ihre gemeinsamen Gegner zu vereinigen"? Also — gegen das Bürgertum!

Man hat dem Bürgertum den Vorwurf der Schlappheit, ängstlichen Zurückhaltung, ja blöder Teilnahmlosigkeit gemacht, und gewiß nicht mit Unrecht. Aber es ist auch da zu unterscheiden und zu berücksichtigen. Auch das Bürgertum würde sich regen, und vielleicht über Erwarten regen, wenn es das Vertrauen gewinnen könnte, daß es nicht nur dazu herhalten soll, der sozialistischen Regierung die Kastanien aus dem Feuer zu holen, um dann, wie der berühmte Mohr, nachdem er seine Schuldigkeit getan, „gehen" zu können, oder gar durch Verewigung der lieben Arbeiter- und Soldatenräte und sonstiger proletarischer Klassendiktatur sich selbst das Grab geschaufelt zu haben. Die Methoden, nach denen die Regierung sich der sonst abgedankten Kräfte des geschichtlichen Deutschlands bedient, sie nach getaner Arbeit verleugnet und zum alten Eisen wirft, reizen nicht zur Nachfolge. Nur der Reichswehrminister Noske stellte da eine mannhafte Ausnahme, als er in der Nationalversammlung die für ihre Selbstverleugnung noch angepöbelten Offiziere in Schutz nahm, sonst kann sich die sozialistische Regierung nicht genug tun an schwächlichen Entschuldigungen vor den Radikalen, daß sie sich ja nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe jener Kräfte habe bedienen müssen, leider, leider! — Nein, das kann sie vom Bürgertum nicht verlangen, und doch hat sie, wenn sie selbst leben und Lebensfähiges schaffen will, das Bürgertum so nötig wie das tägliche Brot. Denn ohne Arbeit kein Brot, nutzbringende Arbeit für eine Volksgemeinschaft kann aber nur von einer Arbeitsgemeinschaft geleistet werden, in der jedes Glied sich dem Zwecke des Ganzen, der Sache, ein- und unterordnet, und die auch stark genug ist, die Störer und Zerstörer ihrer Arbeit in heilsamer Zucht zu halten.

Betritt der regierende Mehrheitssozialismus diese Brücke nicht, die allein über den Abgrund führt, dann werden wir eine Leidenszeit durchleben müssen, gegen die uns die gegenwärtige wahrlich nicht beneidenswerte noch als Idyll erscheinen könnte, dann wird zunächst ein Schrecken den anderen jagen, ein Radikalismus den anderen verschlingen, und keiner wird so radikal sein, daß nicht schon ein noch radikalerer draußen mit aufgesperrtem Maule auf ihn lauerte, um sich auf seinen Platz zu setzen. Dann werden wir nicht eine Diktatur des Proletariats — wir werden deren eine ganze Reihe haben. Aber sie werden nicht lange bleiben,

es wird — von innen oder außen — eine andere Diktatur kommen, und die wird lange bleiben. Die wird aber ganz und gar keine proletarischen Züge tragen, — es wird die Diktatur der Reaktion sein, und die Massen, die durch die Leidensschule der früheren „proletarischen" Diktaturen gegangen sind, werden sie als Befreierin mit Tuben und Zinken begrüßen, Palmen auf ihren Weg streuen. Und wird doch eine formidabel militaristische Diktatur sein! Alles schon dagewesen.

Und kommt wieder — unheilschleppenden, keuchenden Ganges, durch Schutt und Geröll sich mühsam die Bahn brechend, denn nichts an Trümmern, die ihr noch ferngehalten werden könnten, wird uns erspart bleiben, wenn unser Volk nicht in sich selbst noch die Kraft dazu findet. Das Volk, das noch gesund und bei Besinnung geblieben ist, die noch innerlich nicht geborstenen Träger des alten Volks- und Reichsgedankens, des deutschen Geschichtsgedankens. Von der Ebert-Scheidemann-Regierung, wie sie heute sich hinstellt, ist nichts zu hoffen, sie kann lediglich als Firmenschild herhalten, weil nun einmal das alte Schild den vom Revolutionsfieber geschüttelten Vielzuvielen nicht mehr modern erscheint. Kaum ist durch den Opfermut vaterlandstreuer freiwilliger Truppen unter dem Oberbefehl Noskes, des einzigen willensstarken Mannes in der Regierung, die plündernde und mordende Bestie in der Reichshauptstadt zur Not abgewehrt, nicht einmal gebändigt, geschweige denn unschädlich gemacht, da werden schon wieder „Verhandlungen" gepflogen, „Verständigungen" mit Geistern der Verneinung und Zerstörung angestrebt, die sich grundsätzlich nicht verständigen wollen, weil sie aufs Ganze gehen, wird — wenn auch unter schwächlichen Vorbehalten, die keine sind und die keiner ernst nimmt — die Zurückziehung der einzig zuverlässigen Freiwilligen, dafür aber die Bewaffnung der „Arbeiter" („Arbeitslosen"!), also die Auslieferung der friedlichen staatstreuen Bevölkerung, in Aussicht gestellt. Nach wie vor wird den für die Regierung kämpfenden und blutenden, vom Pöbel gemißhandelten, aufs äußerste gereizten, von Bestien in Menschengestalt buchstäblich in Stücke gerissenen Soldaten Schonung bis zur Selbstverleugnung gegen das verbrecherische Gesindel, diesen Abschaum der Menschheit, zur Pflicht gemacht. Es ist aller Ehren, höchster Bewunderung wert, daß sich immer noch tapfere, treue Männer finden, die für diese Regierung ihr Leben nicht nur, auch ihre stolze Mannesehre in die Schanze schlagen, — denn viele von ihnen haben ehrenvollere Kämpfe bestanden und unter ruhmreicheren Fahnen gefochten. Aber wie lange wird diese Regierung noch solche Männer finden und wie viele, wenn sie sich nur als Opfer und dazu das Opfer noch als fruchtlos erkennen? Was aber dann? Dann schlägt die rote Sintflut des Bolschewismus, der Anarchie vollends und rettungslos über unsern Häuptern zusammen, dann haben wir die Diktatur, zwar noch nicht des Militarismus, auch nicht etwa einer einseitigen und willkürlichen, aber immer doch noch menschlich empfindenden Arbeiterklasse, sondern die Diktatur der entfesselten, zügellosen Bestie! Nur eine Selbstbesinnung aller noch klar gebliebenen Köpfe, nur ein Aufraffen und ein Zusammenschluß aller noch unverseuchten Kräfte, nur die Tat kann uns noch retten, nach innen wie nach außen. Denn wenn wir nach innen keine feste Staatsgewalt, Ordnung und Gesetzlichkeit herstellen und durch unerschütterliche Machtmittel

sicherstellen können, dann sind wir nach außen erst recht ohnmächtig und haben in unserem Hause überhaupt nichts mehr zu sagen und zu suchen, außer Hunger, Tod und Verderben, ein Ekel der Welt! Das geht nicht nur das Volk im ganzen an, das geht jeden einzelnen an, und wehe dem, der sich darüber täuschen wollte! Wenn er erst wartet, bis er aus dieser Täuschung erweckt wird, wird es zu spät, wird — vielleicht er selbst nicht mehr sein!

Die erste notwendige Tat wäre ein Aufruf der Regierung, zu dem sie die Vertrauensmänner aller der Elemente heranziehen müßte, die den Willen haben, sich unter Zurückstellung jeglicher sonstigen Gegensätze, einzig und allein zur Rettung ihres Volkes und ihrer selbst aus der alleräußersten gemeinsamen Not und Gefahr, zusammenzuschließen, jeder an seinem Platze, mit oder ohne militärische Waffe, am besten: mit! Ohne Unterschied der Klasse und Partei, des Bekenntnisses und des Geschlechts. Ein Treubund, dessen Mitglieder geloben, dieses gemeinsame Ziel so lange allen anderen voranzustellen, bis es erreicht und nach Menschendenken endgültig gesichert ist. Bis dieses Ziel der wehrhaften Ordnung und Gesetzlichkeit nicht erreicht ist, sind alle Streitereien über Partei- oder Klassenforderungen, alle vermeintlichen Errungenschaften für die engeren Interessen leeres Stroh, „für die Katz", denn weder die einen noch die anderen werden in die Verlegenheit kommen, auch die schönsten Beschlüsse und Bestimmungen in ihre Scheunen zu schaffen, solange keine furcht- und achtunggebietende Macht aufgerichtet ist, ihre Durchführung und ihren Bestand zu verbürgen. Für jede neue, zur augenblicklichen Herrschaft gelangende Diktatur werden sie nur ein Wisch Papier sein, und die Macht von heute wird morgen die Macht von gestern sein. Ist es nicht schon ein Wahnglaube, daß der Feind in dem Hause, in welchem er allmächtiger Herr und Gebieter sein wird, auch nur ein Stück so bestehen lassen wird, wie es seinen Interessen nicht entspricht, daß er dort nicht alles nach seinen Wünschen einrichten und den Teufel darnach fragen wird, ob es im Programm der Mehrheitssozialisten, Unabhängigen, oder auch irgendwelcher bürgerlichen Partei „verankert" steht? —

Um die Mitternachtsstunde — und wir warten noch?!



Der Künstler · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Er wuchs herauf am Horizont
und wurde wie ein Sommer reif und weit.
Hoch war sein Haupt besonnt;
breit
fiel sein Schatten in den Raum zurück
und legte auf den Schritt, den er gekommen,
lichttrunkene Vergangenheit.
Gesegnet wie ein Stern ist er verglommen —:
er ging durch Nächte, doch sein Weg war Glück.



Junker Ottos Romfahrt

Roman von Rudolf Huch

(Fortsetzung)

Dem gefürchteten Zusammentreffen mit dem Vater entging Else. Der Professor aus Schöningen war angekommen, von Goslar, wo er genächtiget hatte. Da er nun als hochzuehrender Gast angesehen wurde, was blieb übrig als ein Gelage? So saß auch der Burgvogt an der Tafel im Rittersaal.

Otto kleidete sich hurtig in sein Festgewand. Ihm war festlich zu Sinne, und hungrig war er auch.

Als er aber im Eintreten das Durcheinander hörte und die weinroten Gesichter sah, erschien es ihm, obwohl der Saal mit Kerzen beleuchtet war, als träte er aus einer hellen in eine dunkle Welt.

Zwischen dem Vater und der Stiefmutter saß einer mit wasserblauen Glotzaugen und einem dicken Gesicht, ganz Kinnbacke. Er trug einen Professorenmantel und war natürlich der Professor aus Schöningen. Der Mensch erregte fast ein Grauen in Otto. Er wußte nicht, weshalb, es war auch nur im ersten Augenblick.

Der Graf stellte vor: „Mein ältester Sohn, von dem wir sprachen. Du verehrst in unserm würdigen Gaste den wohlgelehrten Professor des Römischen Rechtes Herrn Adolfus Basilius.“

„Adolfum Basilium“, verbesserte der Professor. „Euer Wein ist gut. Was ihr schwätzet, ist Küchenlatein.“

Otto sagte ärgerlich: „Der Wein ist zu schwer für Euch. Ihr solltet zu Bette gehen.“

„Ihr seid ein Goliath“, erwiderte Basilius. „Hier sitzt König David, der Euch in den Sand streckt. Ich sauf' Euch dies Schüsselein vor. Ein Hundsfott, wenn Ihr's nicht nachsauft!“

Er nahm einen der auf dem Tische stehenden Weinkrüge, goß eine Schüssel voll, in der sich noch der Rest einer Fleischbrühe befand, und setzte nicht ab, ehe er ausgetrunken hatte.

Otto hatte ihm den Rücken gewandt und sich zu seinen Brüdern gesetzt.

„Hier sind der Schüsseln genug!“ schrie Basilius. „Wollt Ihr saufen oder ein Hundsfott sein?“

„Morgen sollt Ihr den Hundsfott hinunterschlucken,“ rief Otto, „jetzt seid Ihr betrunken!“

Basilius warf einen Teller nach ihm, traf aber nur die Wand. „Ihr seid ein Tölpel!“ bemerkte Otto. „Könnt Ihr nicht mit einem Teller treffen, wie wollt Ihr meines Vaters Rechtshandel führen?“

„Ho!“ schrie Basilius, „kennt Ihr die Antichresis? Ist der Wolfstein antichretisch verpfändet, so hat der Stapelburger recht. Wieviel Mannen habt ihr? Wieviel hat der Stapelburger? Da liegt die Antichresis, Ihr Gelbschnabel!“

„Ihr seid ein Erzlump!“ rief Otto zornig. „Mein Vater sollte Euch als Löhnung ein Bad im Brunnen bereiten!“

Die Gräfin nahm ablenkend ein unterbrochenes Gespräch auf: „Nach Braunschweig werdet Ihr übersiedeln, hochwürdiger Herr Professor?“ — „Merket,“ erwiderte Basilius, „wie der fromme Herzog Gelehrsamkeit und Tugend zu finden weiß. Der Magnificus hat mich in den Gerichtshof wider Zauber und Hexenwesen berufen. Soll sich nicht getäuscht haben, der fromme Fürst! Drum heiß' ich der Basilius. Werd' fleißig die Feuer ausblasen, darin die Hexlein schmoren. Warum lacht Ihr nicht? Das ist ein guter Witz, Ihr müßt lachen, Frau!“

„Euer Amt ist hart“, sagte die Gräfin.

Basilius glotzte sie an: „Ei, so haltet Ihr's mit den Teufelsliebchen?“

„Das sei ferne!“ rief der Graf. „Wir sind fromme Christen, wir auf der Wolfsburg. Brennt sie zu Asche!“

Die Gräfin stand auf und erklärte, sie müsse dem Gesinde die Kost zuweisen.

Nun fiel dem Professor sein Zwist wegen der Schüssel wieder ein. Er schrie den Magister an: „Das ehrt Euch nicht, wie Ihr den erzogen habt! Hättet ihn sollen redlich saufen lehren! Warum nennt Ihr Euch Vulpesius? Habt Ihr keinen besseren Namen?“

Der Magister sagte gekränkt: „Einen ebenso guten. Auf der Hochschule zu Padua war ich Volpesius Philosophus zubenannt. Habt Ihr einen Ehrennamen?“

„Einen fürtrefflichen“, versetzte Basilius. „Sie nennen mich Basilius Multibibus.“

„Basilium Multibibum!“ rief Theodulf. „Ihr schwatzt Küchenlatein, Ihr Schulfuchs!“

„Ihr seid ein gelehrtes Haus“, sagte Basilius. „Wißt Ihr einen Possen anzugeben?“

„Einen fürtrefflichen“, versetzte Theodulf. „Wir wollen Euch in den Brunnen stürzen! Wie dünkt Euch der Witz?“

„Das untersteh dich nicht!“ drohte der Graf. „Wer soll ansonsten — —“

Er ging hinaus und winkte seinem Knappen, ihm zu folgen. Der mußte ihn von hinten umfassen und den Leib mit Kraft zusammenpressen, daß der Wein in vollen Bächen aus dem Munde herausbrach. Danach erschien der Graf mit frischen Kräften im Saal.

„Euer Theodulf ist ein edler Ritter“, bemerkte Basilius. „Der Älteste vermag nichts.“

Der Graf sagte entschuldigend: „Seine Mutter war keine Deutsche, ich habe sie mir von Rom geholt.“

Basilius meinte achtungsvoll: „Ihr seid ein schlauer Fuchs, die Römer decken ihre Häuser mit Dukaten.“

Der Graf bemerkte, seine Frau sei lange vor seinem Schwiegervater gestorben, habe ihn also leider nicht beerbt. Basilius belehrte ihn, daß Otto seinen Großvater aus eigenem Recht beerbt habe, und ließ sich für diese Auskunft vier Dukaten zusichern. Von jetzt an schwieg der Graf.

Der Magister fragte den Professor, wie ihm die neueste Schrift des Erasmus zugesagt habe. Der Professor antwortete: „Wollte Gott, es fiele ein Stein von der Decke und quetscht' Euch den Schädel zu Brei!"

Endlich war das Faß leer. Basilius verlangte, daß ein neues angesteckt würde. Der Graf erklärte, seine Frau habe den Kellerschlüssel an sich genommen. Es entstand ein dumpfer Fall: Theodulf sank vom Stuhl und blieb liegen.

Basilius gluckste: „Das erbarmt mich, daß ein so herrlicher Ritter so jung ins Gras beißen muß!"

Der Graf erwiderte dankend, es sei nicht so schlimm, dies sei Theodulfs Gewohnheit, wenn er einsehe, daß nichts mehr verzapft würde.

Otto war der einzige, der sich fest auf den Beinen hielt. Er machte sich nichts aus dem Zechen. Nicht daß er in einer Sitte, die er nicht anders kannte, etwas gefunden hätte. Es lag nicht in seiner Natur.

Diesmal mußte er selbst seinem Magister beim Entkleiden behilflich sein.

Vulpesius versicherte dabei, es sei ihm eine lang entbehrte Freude gewesen, sich mit einem echten Gelehrten zu unterhalten.

Vom Burghofe tönte ein Gebrüll herauf. Es klang, als würde ein Stier geschlachtet und setzte sich zur Wehr. Otto stürzte die Treppe hinunter. Die Brüder und ihre Gesellen hatten den Professor bis über die Haare in den Brunnen getaucht. Nun schleppten sie ihn wieder hinein und hatten ihren Spaß daran, daß er wie ein Rasender fluchte und mit allen Vieren um sich stieß.

Am anderen Morgen war von dem Zwischenfall nicht weiter die Rede. Seine Kleider wurden getrocknet und gebügelt, und er wurde durch eine wohlgepfefferte Schmaltierkeule und ein frisch angestecktes Faß Wein gelabt. Die Eingabe an das Reichskammergericht hatte er weislich vor dem Frühstück verfaßt. Zum Abschied erhielt er sein Honorar einschließlich der bedungenen vier Dukaten.

Er küßte die Söhne des Hauses und erklärte sie für wackere Ritter. Zuletzt fragte er nach Otto, der sich nicht hatte sehen lassen. Niemand konnte antworten. Da ging ein böser Zug über sein Gesicht. Im Davonreiten rief er etwas zurück, was nicht zu verstehen war. Es klang wie ein Fluch. —

Der Graf beschied Otto zu sich und eröffnete ihm, die Romfahrt, um die er so oft und erst kürzlich wieder gebeten habe, solle ihm gewährt sein. Er habe außer der Salvierung seines Gewissens auch ein weltliches Geschäft zu verrichten, nämlich das Erbe seines Großvaters anzutreten. Sollte der Bruder seiner Mutter, der ehrwürdige Prälat Romanos, der jedenfalls das Erbe verwalte, wider alles Erwarten Schwierigkeiten erheben, so würde ihm der Heilige Vater, der Fürst des Kirchenstaates und höchste Vorgesetzte des Oh ims, gewiß sein Recht verschaffen. An Reisegeld solle es nicht fehlen und der Magister solle ihn begleiten. Nach der Rückkunft würde sich alles finden. Hielte er dann noch an des Burgvogts Tochter fest und wolle sich an dem großväterlichen Erbe genügen lassen, so würde ihm niemand entgegen sein.

Otto bedankte sich in wohlgesetzten Worten und ging still hinaus. Er wußte, daß es hier kein Widerstreben gab.

Vor allem teilte er seinem Lehrer die Botschaft mit. Es war ihm ein Bedürfnis, er wußte nicht weshalb, die Freude des Magisters zu sehen und zu hören.

Sonderbarerweise schien Vulpesius zu erschrecken. Er faßte sich aber und sprach von den römischen Herrlichkeiten in höheren Tönen als je. Darin steigerte er sich mit jedem neuen Gespräche, so daß Rom schließlich die Wunder des Schlaraffenlandes und der Insel Utopia in den Schatten stellte.

Zu dieser Begeisterung stimmte es freilich schlecht, daß er den Antritt der Reise durch allerhand Ausflüchte hinauszuschieben suchte.

Der Burgvogt bewachte Else jetzt sorgsamer als früher.

Nur einmal glückte ein kurzes Zusammensein im Burghofe zu früher Stunde. Sie sah bleich und bekümmert aus. Er merkte es in seiner aufgeregten Stimmung nicht und berichtete, übermorgen würde er aufbrechen, der Magister sei mit seinen Verschleppungen am Ende.

„Ach," sagte sie traurig, „eilt es denn so, daß du von mir gehst?"

Er antwortete gekränkt: „Es eilt mir, wieder bei dir zu sein. Das hör' ich ungern, daß du mich so schlecht kennst."

„Hab' keinen Zorn auf mich", bat sie. „Ich armes Mädchen weiß doch nicht, ob ich dich kenne! Sei auch nicht betrübt, mein Herzallerliebster. Hatte dich lieb, ehe ich wußte, was Liebe sei. Daß du mich auch lieb gehabt hast, dafür sollst du Dank haben, jetzt und immerdar."

Er wollte ihr sagen, daß er sie nicht nur lieb gehabt habe, sondern ihr treu bleiben wolle bis ans Ende. Aber sie küßte ihn und lief hinein.

Sie hatten sich die Ausfahrt anders gedacht, der Magister und Otto, da sie sich manchen dunklen Winterabend mit den Traumbildern von der Reise nach Rom festlich erleuchteten.

Der Magister, unter dessen Künsten freilich das Reiten nicht eben den ersten Rang einnahm, saß wie ein Häufchen Unglück auf seinem Gaul, obwohl ihm ein frommer alter Schimmel gesattelt war. Otto war bleich und still. Theodulf, der die Reisenden bis Goslar begleitete, schwieg aus Rücksicht und aus Bequemlichkeit.

Als die Straße um die Waldecke bog, wo man die Burg zum letztenmal sah, wandte Otto sein Pferd, blickte lange zurück und rief aus vollem Herzen: „Leb' wohl, du lieber Wolfstein! Gott verleih' mir ein fröhliches Wiedersehen!"

Im Wirtshause zu Goslar wurde eine Mahlzeit genommen. Theodulf sorgte dafür, daß auch ein guter Wein getrunken wurde; sonst wäre es auf eine so weite Reise ein unzulänglicher Abschied gewesen.

Der Magister fiel aus seiner trübseligen Schweigsamkeit in das Gegenteil. Sein Thema war natürlich die Herrlichkeit Roms. Da wurde auch Otto allmählich andern Sinnes.

Als sie aus Goslar hinausritten, war der Magister wieder verstummt. Vor dem Tore, wo die Wege auseinandergingen, seufzte er und sagte beklommen: „Seid mir nicht gram, lieber Junker Otto, daß ich mit Junker Theodulf zum Wolfstein zurückreite. Die Romfahrt vermag ich nicht."

Otto war dermaßen erstaunt, daß er für den Augenblick nichts redete.

Theodulf bemerkte warnend: „Ihr habt einen schlimmen Gang zu gehen, Herr Magister, wenn wir wieder in der Burg sind. Ich, der Sohn, überbrächte meinem Vater solche Botschaft nicht ohne Mißbehagen.“

Nun rief Otto zornig: „Das ist ein sauberer Streich! Hätt' nicht gedacht, daß Ihr treulos an mir handeln könntet!“

Vulpesius erwiderte bekümmert: „Ihr seid jung, ich bin alt. Das ist, was ich zu sagen habe. Der Sprache seid Ihr mächtig, als wär's Euere Muttersprache. Ihr werdet Euch zurechtfinden, ich vermöcht's nicht mehr.“

„Der Handel wird immer sauberer“, zürnte Otto. „Ihr habt mich trefflich hinters Licht geführt! Nun weiß ich, was für Herrlichkeiten ich schauen werde: Schutt und Asche!“

Da richtete der Magister sich auf und erklärte feierlich: „Das Heil in Christo soll mich im letzten Stündlein verlassen, so ich Euch belogen habe, Junker Otto!“ Etwas weniger feierlich setzte er hinzu: „Außer etwa in den letzten Tagen.“

„Ihr habt doch Augen, die Herrlichkeiten zu schauen“, bemerkte Otto.

Ach und Weh seufzte der Magister: „Was frommt mir das gesunde Augenpaar, da doch Leib und Seele morsch sind. Wer die Wunder der ewigen Roma müßig schaut, wird ihrer nicht froh. Ihr werdet sein wie ein junges Entlein, das man ins Wasser setzt, ich würde sein wie ein Frosch, den böse Knaben auf glattes Eis tun. Hab' Euch nicht belogen, Junker Otto. Wollt jedoch bedenken, es sind mehr denn zwanzig Jahre ins Land gezogen, seit ich Rom verlassen habe. Nun ist aber des Menschen Seele so beschaffen, daß ihr die Vergangenheit um so herrlicher leuchtet, je ferner sie entschwunden ist. Kann sein, daß ich die Farben also bunt gemischt habe, wie in der Wirklichkeit nichts gefunden wird. Kann sein, daß Ihr in den ersten Tagen ruft: Eheu, wie hat mich der Magister schändlich betrogen! Bald aber werdet Ihr erkennen, daß die Herrlichkeiten die köstlichsten sind, die nicht gar so leicht und lieblich eingehen. Ich alter Mann will mir das Rom erhalten, das ich im Herzen trage.“

Otto schwieg mißmutig. Er hielt dies alles nicht für richtig, und wußte doch nicht, was sich einwenden ließe. Da sagte Theodulf: „Was soll das sein. Zwingst du den Magister wider seinen Willen, so wird er dir zur Last fallen. Getraut sich einer nicht über den Graben zu springen, so frommt es nicht, daß man ihn stößt; man stößt ihn hinein, statt hinüber.“

Otto sah ein, daß Theodulf recht hatte. Es war auch nicht viel Zeit zu versäumen, da er zur Nacht auf der fernen Derneburg angemeldet war. Er gab den beiden die Hand zum Abschied und ritt mit seinem Knechte davon.

Der Fortgang.

Am ersten Morgen fragte ich den Wirt um Schreibzeug und ob jemand da sei, der dem Prälaten Romanos einen Brief überbrächte. Der Wirt fragt, ob ich ein Bittsteller sei. Ich antwortete: „Was geht das Euch an? Sorgt um Eure Wirtschaft!“ Er setzt ein tückisch Gesicht auf. Ich sage: „Weil Euch die Neugierde übel plagt, mögt Ihr wissen, daß der Prälat mein Oheim ist.“ Da wollt' er mir zu Füßen fallen. Demnach war der Oheim ein großer Herr.

Nun schrieb ich ihm, daß ich Gott gelobt hatte, nie ein Weib anders zu lieben, als in der Liebe Christi, daß ich meinem Gelübde zuwider gehandelt und mit dem Schwert wider den Vater gestanden hatte, und wie das alles gekommen war, und daß ich nun den Heiligen Vater anflehen wollte, mich davon zu erlösen. Denn ich bedachte, daß er ein Diener des Herrn war. Von meinem Erbe zu reden, mochte sich wohl einmal schicken.

Da nun der Bote mit dem Briefe unterwegs war, sah ich mir vom Fenster aus das Treiben auf der Straße an. War freilich ein bunter Bild, als auf der Straße von Goslar. War ein Gedränge, als sollt' ein Kaiser gekrönt werden. Kommt auch ein Zug daher, als wär's ein kaiserlicher. Trabanten drängten das Volk zurück. Die Leute fallen auf die Knie. Dachte, es wäre der Heilige Vater. Neben ihm steht ein deutscher Kaufmann. Der sagt: „Seht an, der Kardinal Cibo! Wahrlich, die Pfaffen verstehen's besser, als wir Kaufleute. Wann werden die Völker klug, daß sie ihre Dukaten nicht länger in diese Kloake werfen?" Ich sage: „Das ist wohlgetan, daß er als ein großer Herr einherzieht! Sonst glaubt das Volk, er vermöchte nichts." Da ich nun eben von meiner holdseligen Else geschrieben hatte, gedachte ich ihrer und setzte hinzu: „Auch ist solchen der Prunk zu gönnen, die aus edlem Hause sind und dennoch den Frauen entsagen." Schlägt der Kaufmann ein Gelächter auf und lacht unmäßig. „Was soll das Lachen!" sag' ich zornig. „Ihr seid wohl ein Hanswurst!" Er lacht immerfort und sagt: „Spracht Ihr von dem Kardinal Cibo?" Wendet sich um und ruft in den Saal: „Ihr Herren, diesen Edelmann jammert des Kardinals Cibo, weil er müsse den Frauen entsagen!" Gab ein groß Gelächter; es lachten alle, die im Saal waren. So mußt' ich wohl erkennen, wie es um das Gelübde des Kardinals bestellt war und daß alles Volk davon wußte. Dachte in meinem Sinn: Die um den Heiligen Vater tun übel, daß sie ihm dies Ärgernis verschweigen. Wissen wohl selbst nicht davon. Setzte mir vor, was ich gehört hatte, dem Oheim zu offenbaren.

Der entbot mir nun, er freue sich von Herzen, ich solle doch bald kommen. Da es um die elfte Stunde war, nahm ich den Boten zum Führer und machte mich zu Fuße auf den Weg, wiewohl der Wirt sagte, einem Edlen stehe die Sänfte an. Denn ich war begierig auf die römischen Herrlichkeiten. Als wir durch das Gewühl der Straßen gingen, wollte mir freilich das wirblichte Wesen, wo keine Seele von der andern wußte, gar nicht behagen. Da ich aber teils wahrnahm, teils von meinem Führer belehrt wurde, daß da Italiener, Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen durcheinandergingen, bedacht' ich, daß diese Völkerscharen sich hier gesammelt hatten, weil sie an den dreieinigen Gott glaubten und daß er den Nachfolger Petri für alle Zeiten zu seinem Statthalter auf Erden bestellt hat. Fiel mir aufs Herz, wie so ganz ohnegleichen des Papstes Hoheit und Gewalt, und wie seines Amtes Bürde für einen Menschen fast zu schwer sei. Hatte einen Zorn wider Luthern, als einen der Ehrfurcht ermangelnden Geist.

Da wir hinaus an das Ufer des Tiber kamen, wurden der Menschen weniger. Die Häuser lagen in schönen Gärten und waren gleich Fürstenschlössern, als wäre dies Rom eine Stadt von Königen. Vor einem der Schlösser bleibt der Bote

stehen und sagt: „Dies ist das Haus des ehrwürdigen Prälaten Romanus.“ Gefiel mir nicht übel. Ich dachte, so muß auch das Erbe fürstlich sein.

Im Hause fand ich eine Schar von Dienern, die waren gekleidet wie bei uns mancher Edle nicht. Sagten, ich müsse warten, der Ehrwürdige sei noch nicht zu sprechen. Antwort' ich: „Was soll das heißen? Ich bin ein Edelmann und des Prälaten Vetter!“ Stoße die Türen auf und gehe durch die Gemächer. Steht in einem ein Tisch mit einem Imbiß. Daran sitzt ein Frauenzimmer, das war gekleidet, wie ein ehrbar Weib außer in ihrem Kämmerlein nicht sollte, item ein starker Herr in einem rotseidenen Morgengewand, der setzt einen Becher Wein an die Lippen. Das Frauenzimmer läuft hinaus. Der Mann springt auf und schreit: „Was untersteht Ihr Euch?“ Da ich nun denke, das kann er nicht sein, antwort' ich: „Was untersteht denn Ihr Euch im Hause des Prälaten? Den such' ich, den Prälaten Romanus!“ Er sieht mich an und ruft: „Bei Gott, Ihr seid der Vetter Odo!“ Umarmt und küßt mich, daß mir der Weindunst beschwerlich fiel. Mußte nun mit ihm tafeln. Dies Frühmahl war köstlicher und reicher, als bei uns ein Festmahl, und das Geräte eitel Gold. Er fragt mich dies und das, ich antworte und sehe ihn mir an. Hatt' eine krumme Nase, die war noch roter als das Gesicht sonst, einen großen Mund und ein Unterkinn. Gemahnte mich fast an unsern Freund, den dicken Bennchter, doch waren des Oheims Augen groß und feurig wie eines Kriegsmannes, da des Bennchters Augen klein und ohne Glanz, wie Schweinsaugen sind. Gab meine Antworten kurz und gut, wie ich's wußte, denn ich kannte die Welschen noch nicht. Der Vetter hatt' es gar bald herausgeholt, daß der Wolfstein verpfändet war und daß uns daraus Ärgernis erwuchs. Nun fragte er schlicht ohne Harm, wie es schien, ich wäre wohl auch auf Reisen, um Geld zu gewinnen. Da mußte der Fuchs zum Loch heraus. Ich sagte: „Nicht um zu gewinnen, sondern um zu holen, was mein ist.“ Fragte er einfältig: „Was ist denn Euer?“ Antwort' ich: „Die Gelehrten des Rechtes sagen, ein Kindesteil aus dem Erbe meines Großvaters, der Euer Vater war.“ Schießt ein böses Gleißen aus seinen Augen. Er sagt: „Das dacht' ich! Warum schriebt Ihr denn von Eurer Seele Not, und nicht Eures leeren Beutels? Aber so verfuhr auch Euer Vater, da er die reiche Braut holte. So verfahrt ihr Deutschen immer.“

Packt mich der Zorn, daß ich am liebsten Blut gesehen hätte. Stehe auf und sage: „Ihr seid mein Oheim und ein Priester des Herrn, ich bin Euer Gast. Sonst müßten wir die Schwerter kreuzen. Eins von den dreien hat ein Ende, Euer Gast bin ich nicht länger.“

Da ich die nächste Tür öffnete, war es die falsche. In dem Zimmer stand ein Ruhebett. Eine Dame hatte darauf gelegen. Die sprang auf, lachte mich an und rief: „Das ist schön, daß Ihr mich besucht, Ritter Odo! Warum seid Ihr aber so bös? Hab' ich Euch unwissend eine Kränkung angetan?“

„Schöne Dame,“ sagt' ich, „Ihr habt mir nichts getan, denn ich sah Euch nie vor diesem Augenblick. Ich müßt' Euch denn vor einer Stunde gesehen haben.“

Sie schüttelt den Kopf und sagt leichthin: „Das war ich nicht, das war ein Lotterweib.“

„Wie kommt ein Lotterweib an des Prälaten Tisch?“ frag' ich.

„Was geht das mich an?“ fragt sie dagegen.

Steht der Prälat in der Türe, krebsrot im Gesicht, und schreit: „Was sucht Ihr im Zimmer meiner Nichte? Schert Euch aus dem Hause!“

Packt mich abermals der Zorn, und ich antworte: „Oheim Prälat, laßt ab, sonst vergess' ich, daß Ihr beides seid! Ein Wolfsteiner duldet keinen Schimpf!“

„Wollt Ihr einem Romanos drohen?“ schreit er. „Gasparo, mein Schwert! Gasparo!“

Wirklich kommt ein Diener schon hereingelaufen.

Die Dame sagt: „Gasparo, Ihr sollt den Tisch abräumen, Seine Ehrwürden und der deutsche Ritter sind gesättigt.“ Sie schloß die Tür und sagte ernsthaft: „Setzt Euch und haltet Frieden, wie es edlen Herren im Frauengemach ziemt. Sagt doch, Herr Odo, was soll das heißen, ein Wolfsteiner duldet keinen Schimpf? Wie, wenn er dieses Stolzes ungeachtet beschimpft wird?“

„So muß der Frevler mit mir fechten auf Tod und Leben!“ sag' ich.

„Wie aber,“ fragt sie weiter, „wenn er Euch tötet? So habt Ihr wohl den Schimpf mit Eurem Tode gerochen? Wie, wenn er kein waffenfähiger Mann ist?“

Ich antworte: „Mancher geht ans Gaugericht. Das tät' ich nicht. Ein Schimpf, den ein Niedriger nach mir wirft, erreicht mich nicht.“

„Schönen Dank, Herr Odo!“ sagt sie spöttisch. „Bin auch kein waffenfähiger Mann, soviel ich weiß.“

„Eine edle Dame schimpft nicht“, antwort' ich.

Sie fragt: „Und wenn sie beschimpft wird?“

Ich antworte: „Der Gemahl, Vater, Bruder, wahrt der Frauen Ehre, sofern Ehre zu wahren ist.“

Sieht sie mich an und fragt: „Für was haltet Ihr mich?“

Da hätt' ich fast gesagt, für einen Dämon. Denn es war ein Dämon in ihren Augen. Besinne mich aber und sage: „Seid Ihr des Prälaten Nichte, so seid Ihr meine Base.“

Der Prälat, der tief gebückt auf dem Ruhebette sitzt, fährt auf und schreit: „Was Nichte, was Base! Ihr Vater war mein Freund, ich erbarmte mich ihrer, da er starb, so lautet die Historia.“

Sie wendet sich auf ihrem Sessel nach ihm, schlägt die Arme unter und sieht ihn an. War ein Blick, wie ich ihn sonst mein Lebtag nicht gesehen habe, und werd' ihn mein Lebtag nicht vergessen.

Der Prälat nickt aber schon wieder vor sich hin und ist am Einschlafen.

Sie sagt spöttisch, mit Augen wie ein Höllengeist: „Kann sein, er glaubt jetzt an sein Erbarmen, denn er war die Nacht beim Heiligen Vater zu Gast. Im Vatikan ist des Tafelns und Zechens kein Ende, ehe der Tag anbricht.“

Da erschrak ich und rief: „Der frommen Gespräche, wollt Ihr sagen!“

Sie klatschte in ihre Hände und lachte, daß der Prälat auffuhr und etwas sagte, das man nicht verstand. Schlief aber gleich wieder ein.

Nun war es mir, als wäre sie dennoch dieselbe, die ich vorhin am Frühstückstische gesehen hatte. Schwieg davon still, weil sie es nicht wissen wollte. Sie

besaß aber die Kunst, die Gedanken in des Menschen Seele zu lesen, sei es, daß ihr großer Verstand ihr dazu verhalf, sei es, was nur Gott weiß, daß sie ein Dämon war. So sagte sie: „Ihr wollt Euch nicht erklären, für was Ihr mich haltet, weil Ihr fürchtet, mich zu beleidigen. Ihr tut wohl, daß Ihr das fürchtet, denn das sollt Ihr Euch gesagt sein lassen, Ritter Odo, Franzesca Mariellini rächt einen Schimpf anders als ihr Ehrenvesten. Wer mich beleidigt, stirbt."

Sie hatte ein bleiches Gesicht und schwarze Augen, die waren so groß, wie ich an keinem Menschen nie keine gesehen habe.

Da wurde sie wieder freundlich und sagte: „So mögt Ihr doch wissen, für was ich Euch halte: Ihr seid ein Dichter!"

Das mißfiel mir, und ich antwortete: „Ein Kriegsmann bin ich!"

Sie lachte kurz auf und sagte spöttisch: „Nun seh' ich wohl, daß Ihr ein Deutscher seid."

Hatte daheim nicht viel darum gesorgt, ob ich ein Deutscher sei oder was sonst. Hier war's anders. Der Spott wurmte mich, daß ich sagte: „Dafür sei Gott gedankt, daß ich kein Italiener bin!"

Zogen sich ihre Brauen zusammen, daß ich vermeinte, ich hätte sie beleidigt und sie dächte wohl schon, wie sie mich ums Leben bringen wollte. Aber sie blickte wieder hell und rief mit Lachen: „Was seid Ihr für ein Mensch! Wollt Ihr Eure Mutter verleugnen?"

Ich war betroffen und wußte nicht zu antworten. Sah sie mich mit ihren großen Augen an, daß ich dachte, ist sie ein Geist, so ist sie nicht von der Hölle, sondern vom Himmel, und sagte ernsthaft: „Ihr tut Euch Unrecht! Kriegsleute gibt es und gab es immer zu Tausenden, Dichter sind selten. Im Vatikan gibt es freilich Dichter wie Schmeißfliegen, nur haben sie den Fehler, daß sie keine sind. Zweifach las ich, daß Ihr einer seid. Zuerst in Eurem Briefe. Das andere Mal in Euren Augen. Ein Dichter mag sonst häßlich sein, wie der Teufel, an den Augen erkennt man ihn. Dies Zeichen trügt nicht."

Da war mir wohl und weh wie nie in meinem Leben. Kann sein, daß sie mich schon damals verzaubert hat. Kann aber auch anders sein. Das ist gewiß, daß sie nicht war, wie die Menschen sonst sind.

Nun war der Oheim aufgewacht, ich weiß nicht wodurch, und fragte mißgelaunt, was sie von meinen Augen geredet hätte. Sie antwortete hochmütig: „Warum habt Ihr's verschlafen? Konntet's hören, wenn Ihr wolltet!"

Fuhr er wütend auf, aber ich kam ihm zuvor und sagte: „Erlaubt, daß ich für heute meinen Abschied nehme."

Da hielt er sich wie ein Weltmann und sagte, das erlaubte er nicht, ich müßte bei ihm wohnen. Fiel mich ein Schrecken an darüber, daß ich mit dem schönen Dämon unter einem Dache schlafen sollte. Sagte rasch, ich wollte für mich allein wohnen, hätte viel zu schreiben. Auf das zog Franzesca die Brauen zusammen und wandte sich ab. War mir zumute, als hätt' ich die ewige Seligkeit ausgeschlagen. Wenn der Oheim zugeredet hätte, so hätt' ich Ja gesagt. Gott lenkte seinen Sinn, daß ihm mein Weigern lieb war. Gott wußte, was er tat. Ich nicht.

Der Oheim sagte, ich solle bei ihm zu Nacht speisen, er hätte einige Herren und Damen geladen. Ehe ich antworten konnte, fuhr Franzesca dazwischen: was ihm einfiele, die Gesellschaft würde mir nicht anstehen. „Ei was," sagt der Oheim, „er ist ein deutscher Ritter, das sind ausgelassene Brüder!"

War der Weinteufel, der ihn so unbedacht reden ließ.

Franzesca sagt: „Ihr habt wohl seinen Brief nicht gelesen?" Der Oheim fragt: „Soll er die Welt nicht kennen lernen?" Sie antwortet: „Das ist die niedrige Welt, er soll die hohe erfahren, die will ich ihn lehren. Wollt Ihr mein Schüler sein, Herr Odo?"

Kam es über mich, daß ich mein Knie beugte und sagte: „Ja, bis an mein Ende!"

Denn sie stand vor mir wie ein göttliches Bild.

Der Oheim schlägt ein Gelächter auf und schreit: „Du willst ihn die hohe Welt lehren, du?"

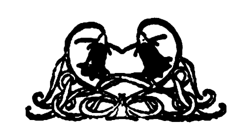
Da wurde aus der lichten Göttin ein böser Geist, und sie rief ihm schreckliche Flüche zu, die ein Christ nicht niederschreibt.

Ich aber schied ohne Abschied aus dem Hause, und war mir draußen unter Gottes Sonne, als wäre ich einem höllischen Zauber entronnen. Das hielt aber nicht vor. — — (Fortsetzung folgt)



Zu spät! · Von Isa Madeleine Schulze

Zu spät! — o traurigstes Wort, das in Ketten und Acht
Schließt, was du schaffen gewollt und was dich fröhlich gemacht.
Ob am goldensten Tag mailiche Luft dich grüßt, —
Ob in tauiger Nacht Mondlicht dich silbern umfließt, —
Ob der Herbststurm wild hin durch die Gassen fegt, —
Ob die Turmuhr zur Nacht jegliche Stunde dir schlägt:
Immer lastet des Worts grollende, klagende Wucht
Wie ein steinerner Fels über der Jahre Flucht. —
Durch das Rauschen der Blätter klingt sein nutzloses Weh, —
Über des Sommers Blüten ist es wie fallender Schnee! —
Ohne Segen vorüber ging eine heilige Stund', —
Wanderst der flüchtigen nach und wanderst die Füße dir wund; —
Deine Hände, die, ach, so müde vom Suchen sind,
Streckst du aus nach dem Kleinod und — greifst in Wasser und Wind;
Greifst nach der Abendröte, die im Westen vergeht,
Doch schon umfängt dich die Nacht und flüstert: Zu spät, ach, zu spät!





Christus in der Vorhölle A. Dürer

Kupferstich aus der „Kleinen Passion“

Beilage zum Türmer

Die Gaben der Landschaft

Von Harold Schubert

Zur Gesamtheit der Vätererde, wie sie bis zum Ausgang des Weltkrieges im Deutschen Reiche politisch umzirkt war, ohne doch alles Siedlungsgebiet unseres Volkes zu umfassen, verhält sich die einzelne Landschaft etwa wie die Familie zur Staatsgemeinschaft der Bürger. Sie bildet, nicht nur für das Gemüt, eine Keimzelle der Sammlung und des Wiederaufbaues in Zeiten wie den heutigen, da der große staatsgeographische und völkische Gemeinsamkeitsbereich durch die Vergewaltigung seitens der Feinde und durch innere Wirren schwer erschüttert und eingeschränkt ist. Wie das Gefühl der Familie durch die zahlreichen zeitlichen und dauernden Trennungen im Kriege vielfach an Stärke zunahm und ihr durch die schmerzliche Einbuße an im Felde gefallenen Gliedern ein Gewinn an innerlichem Zusammenhalt und werbender Liebesfülle ward, so wird auch ihr Gegenstück, die Landschaft, einem auf sich selbst zurückgeworfenen Volke zum Gnadentisch der besonderen Gaben, die seiner vielgestaltigen Eigenart frommen.

Wie es schlichtere und hervorragendere Familien gibt, so auch neben unansehnlichen Landschaften solche, die, gleich ausgezeichnet durch den Ertrag ihres Bodens wie durch die Anmut ihrer Gliederung und durch bedeutsame Beziehung zur Geschichte des Volkes, diesem gewissermaßen zum Dom werden, in dem sich sein Sinn in Stunden der Andacht mit Vorliebe ergeht.

Zu solch einem geographisch-heraldischen Wappenstück der deutschen Geschichte ward in den Augen der Nation die rheinische Landschaft, die Nord- und Süddeutschland an einer gemeinsamen Lebensader aufreiht und zu einem einzigen Oststück gegen den französischen Westen Europas vereinigt. Wie alt auch die Kultur einzelner Teile dieser Landschaft sein mag, so jung ist doch im Vergleich dazu die deutsche Rheinlandsbegeisterung, die im Weltkrieg schon weit ihren Höhepunkt überschritten zu haben schien, da andere und größere Kampf- und Lebensfronten Deutschlands ebensoviel Herzblut der Nation an sich zogen wie früher der Rhein. Erst der Einmarsch französischer Heere hat sie erneut zur Schicksalslandschaft unserer Geschichte werden lassen.

Reisebeschreibungen bekannter Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts, so das Tagebuch Albrecht Dürers, der auf seiner Fahrt nach den Niederlanden durch die rheinische Landschaft kam, vermögen ihr noch keinen besonderen Reiz abzugewinnen. Sie berichten in nüchterner Weise von dem, was ihnen als ein Sieg der sich gerade erst allgemeiner verbreitenden Kultur über die ursprüngliche Beschaffenheit der Rheinlandsgegenden erscheint. Darin ändert sich auch kaum etwas selbst im 17. und 18. Jahrhundert, als das Reisen als unentbehrliches Mittel zur Selbstbildung in Aufnahme kam, und damit ein Element, das für die ästhetische Würdigung von Landschaften Bedeutung gewinnen sollte. So schreibt noch der Begründer der wissenschaftlichen Reiseschilderungen, Georg Forster, 1790 auf

einer mit dem jungen Alexander von Humboldt von Mainz rheinabwärts unternommenen Reise: „Romantisch ist nichts am Rhein seit der Gegend, wo er die Schweiz verläßt."

Wenn etwas geeignet war, die Blicke der Nation besonders auf die Rheinlandschaft zu lenken, so waren es die unzähligen Kämpfe zwischen französischen und kaiserlichen Truppen in größerer oder geringerer Nähe des Stromes, die seine Umgebung dem kriegerischen und politischen Bewußtsein des deutschen Volkes zur Schicksalslandschaft werden ließen. Der Anfang des 19. Jahrhunderts bringt die dichterische Verklärung dieser Landschaft und verleiht ihr damit den Zauber, der uns so vertraut ist, daß wir ihn für weit älter halten möchten. 1802 setzt der zu Ehrenbreitstein geborene Brentano mit seinem Gedicht ein: „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin, die war so schön und feine, und riß viel Herzen hin." Ein Vorklang zu Heinrich Heines späterem „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Vier Jahre später schreibt Friedrich Schlegel: „Nirgends werden die Erinnerungen an das, was die Deutschen einst waren, und was sie sein könnten, so wach als am Rhein. Der Anblick dieses königlichen Stromes muß jedes deutsche Herz mit Wehmut erfüllen ..., er ist das nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters." In dem Ruf vom Rhein als „Deutschlands Strom nicht Deutschlands Grenze" findet das völkische Bewußtsein in dem Gedanken an seine Entweihung durch die Einbrüche französischer Heere seinen, Nord und Süd umfassenden, begeisterten Ausdruck, und Schenkendorf wird zum Dolmetsch dieser Stimmung in den Worten:

„Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländische Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind."

Nicht nur der Dichter breitete den Schimmer der Verklärung über die Rheinlandschaft, sondern auch der Mann, der das, was unzählige Deutsche bei ihrem Anblick ersehnten, in feste Wirklichkeit umsetzen sollte: Bismarck. Wie wunderlich und wunderbar muten gerade bei ihm die Worte an, die wir in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1851 lesen: „Da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondenschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller, warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, nur den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eigenen Bewegung zu hören."

Das Nationalgefühl, das in der Rheinlandsbegeisterung eine seiner kräftigsten Nährquellen fand, erwuchs auf altem Kulturboden, auf dem ehrwürdige Pfalzen und Edelsitze an das römische Kaiserreich deutscher Nation erinnern. Es war, als segneten die Landschaften, in denen ehedem das nationale Leben am stärksten pulste, in ihrer der Wiederaufrichtung eines neuen deutschen Kaiserreiches vorangehenden Verklärung eben dieses Reich, dessen politisch-militärischer Machtkern die Mark Brandenburg und die sich an sie in der norddeutschen Tiefebene anschließenden preußischen Provinzen waren, mit besonderer Weihe.

Mit dem Augenblick, da letztere von der Neugründung des Reiches ab zu bewußten Trägern seiner europäischen Hoheit wurden, hob sich in mählicher Steigerung am Horizont ihres geistigen Lebens die Morgenröte einer Verklärung empor, die nur ihnen galt. Es war vorbei mit der spöttischen Auffassung von des Reiches Streusandbüchse oder vom „Ländiken, Ländiken, du bist ein Sändiken". Willibald Alexis, Theodor Fontane, Wildenbruch, Gustav Schüler, Rudolf Alexander Schröder und sogar ein Gottfried Keller woben liebevoll mit dem Zierat ihrer Prosa und Poesie am Krönungsmantel der ehedem belächelten und gering geschätzten Kiefernlandschaften. So konnten sie mit den reicheren Gegenden Deutschlands, die mit ihren Domen, Burgen und Klöstern abseits von den Waffenplätzen der modernen Industrie gewissermaßen im Altenteil unserer Geschichte dahinzuträumen schienen, in einen erfolgreichen Wettkampf eintreten. Mit wenigen Strichen streute Richard Dehmel über einst Verschmähtes die Goldsaat der Verklärung, und stolz erhob sich vor Deutschlands malerischen Berglandschaften das brandenburgische Flachland in seinen Versen:

„Hier graut im Schnee mein ernstes märkisches Land,
Dies Land, in dem sich Rußlands Steppen
Schwer zu Deutschlands Bergen hinschleppen.
O! Aber sieh's erst im Sommergewand,
Wie's dann drin summt und hummelt und tummelt und tut,
Wenn hoch im Abendsonnenbrand
Der alten Kiefern verschämte Glut
Sich aufreckt aus der Versunkenheit!
Dann atmen die Wiesen Unendlichkeit."

Weit schneller noch wie über die Landschaften, auf die sich vorwiegend das römische Kaiserreich deutscher Nation stützte, hat sich mit dem jähen Zusammenbruch des jungen Kaiserreiches der Hohenzollern auch über diese erst vor Jahrzehnten zu dichterischer Verklärung gelangten Marken der norddeutschen Tiefebene jener Hauch von Schwermut gebreitet, der einen Teil der Patina des deutschen Südens und Westens ausmacht.

Von den frostigen Schatten deutschen Staatlichkeitsverhängnisses umgeisterte und doch unserem Herzen teure Gründe vaterländischen Stammesgepräges, so liegen die heimatlichen Landschaften an den Ufern der Flüsse, zwischen Bergen und Meeren wie durch vielerlei Verwandtschaft verbundene Familien gelagert. Wappenstücke der Geschichte Deutschlands, die ihre Besitzer tief im Blut und Sein verpflichten und begnaden, wie heraldische Ritterzeichen den Abkömmling eines großen Geschlechtes!

Ähnlich wie ein einzelner hervorragender Mensch für das gesamte Menschengeschlecht zu stehen vermag, erscheint die Landschaft in einem besonderen Sinne als Vertreterin der ganzen Erde. Beider Grenzen sind nicht scharf umrissen und haben nichts Endgültiges in ihrem Charakter. Ihre Horizonte engt der Nebel dumpfer Stunden oft um einen kleinen Kern zusammen, der wie ein verglimmender Funke Lebensglut in Asche zusammenzusinken scheint. Aber es komme die Sonne, und der Bezirk der Seele wie der der Landschaft dehnt sich weit aus in Klarheit

und Verklärung, wie ein einziger, zu schwerer Reife emporglühender Mittag, als ob es keinen Herbst, kein Welken und kein Sterben gäbe. In flammenden Loten träufelt des Lichtes Gold in die geschäftigen Zellen des Lebens. Dann wird die Landschaft dem Menschen zum Inbegriff der gesamten Erde. In Selbstbescheidung und in Überschwenglichkeit vollzieht er in ihr andächtig das Hochamt der gesamten Menschheit vor dem Altar des Lebendigen, die Stirne so erhaben der Gottheit zugewandt wie der Zackengrat der Alpenferner, der sich zum Äther emportürmt wie ein Vorgebirge der Unendlichkeit. Aus dem Eise seiner Gletscher reißt er die Flammenrosen der Morgen- und Abendröten und grüßt mit ihnen hinüber ins Unbegrenzte, darin am Tage die Sonne wie eine hochherrliche Monstranz emporsteigt und des Nachts die altheiligen Bilder der Gestirne in feierlich stillem Zuge über den Pässen dahinziehen. Mögen die fauchenden Wetterkatzen der Wolken sich noch so grimmig in die Felsenhänge krallen, wo die letzte Krüppelföhre sich mit klammer Wurzelfaust auf den kümmerlichen Erdkrumen rissiger Steinquadern zu sturmverwehter Höhe müht, das Überirdische der leuchtenden Gestirne erscheint doch mächtiger.

Unversiegbar sprudelt so aus dem Boden der Landschaft neben der Quelle vaterländischen Empfindens der Born des Weltgefühls.

Selbst über die kargste Landschaft huscht zu gewissen Zeiten ein mütterliches Lächeln, wenn einer ihrer Söhne für Augenblicke aus der Fron des Alltags auftaucht zu höherer Selbstbesinnung. Das Lächeln der Mutter, die im Kinde die Züge ihres eigenen Antlitzes wiederfindet. Legt nicht alles in der Landschaft in seiner Haltung fortgesetzt Zeugnis ab für die dunkle Nährmutter, an die es so mächtig gebunden ist? Auf dem in schier eintöniger Unendlichkeit bis zum Horizont verebbenden Furchenmeer der Felder: der zur Erde sich neigende, fruchtbeladene Strauch, das bodenwärts hangende Haupt des Rindes und die Schollenschwere in des Ackerers Bewegung auch dann noch, wenn er nicht hinter dem Pfluge einhergeht? Wieviel beschwingter sind dagegen die Gebärden der Bewohner der Landschaften am Mittelmeer, die in einem leichteren Element zu schreiten scheinen, in dem ihre Leiblichkeit weniger schwer lastet, so etwa wie alle Körper im Wasser an Gewicht verlieren. Wo aber, wie in den Alpen, ein urweltlicher Zufall in die Schroffen und Schründe der Felsenmassen die Masken von Dämonen eingemeißelt zu haben scheint und die Berge das Tal in finster dräuender Hoheit umgrenzen, trägt auch der Mensch das Zeichen schwerer, unbeugsamer Daseinszähigkeit auf der Stirne, und liegt seine Freudigkeit tief verborgen in der Seele, wie der Kristall in den Drusen des Gesteins.

Hinter den Werken der Florentiner Renaissonce steht glanzumhüllter und ruhmvoller als alle Madonnen ihrer Maler und Steinbildner ihre königliche Nährmutter, die toskanische Landschaft, die dem Schaffen ihrer Söhne als Höchstes die Innigkeit verlieh, die nur der Treue gegenüber der angestammten Scholle entspringt. Deutsche Künstler kamen über die Alpen, staunten erschüttert vor den Werken schlichter Bauern- und Handwerkersöhne, und fanden doch oft nicht des Zaubers Geheimnis: Treue, die der Landschaft gehalten ward, und Treue, die sie ihren Kindern hielt. Sie blieben im südlichen Lande, um dort zu schaffen

— lieber Stiefsöhne Italiens als Kinder vom deutschen Hause in deutscher Landschaft. Auch sie in gewissem Sinne Fremdenlegionäre wie die anderen jenseits des blauen Mittelmeeres in den Garnisonen von Algier und Tunis!

In diesen Zeiten, da der Deutsche von manchem weltumspannenden Traum durch ein Übermaß von Unheil und Sorge auf sich selbst zurückgeworfen wird, und zerschmetterte Großheit aus dem Kleinsten heraus neu aufgebaut werden muß, wirbt die Landschaft wie nie zuvor um seine Seele. Sie wird sich seinem Suchen nicht versagen und seines Lebens Fahrten segnend bis zu jenem Tage hin geleiten, der alle Landschaften der Deutschen wieder unter deutscher Hoheit vereint!



Rasche Jugend · Von Julius Koch

Ein verfrühter Sommertag im März,
Der voreilig goldne Fahnen webt,
Eines Festes vorentflammte Kerze,
Deren Glanz durch leere Säle schwebt,

So ist rascher Jugend keckes Streben,
Die kein Schnee des klugen Rechnens kühlt,
Die beglückt der Kräfte junges Beben
Als Verheißung und Berufung fühlt.

Ernten möchte sie mit vollen Händen,
Wenn der Pflug die erste Furche riß;
Schlösser schaut sie schon mit stolzen Wänden,
Eh' der Spaten in den Grund sich biß.

Frohbeschwingt durcheilt sie freie Welten,
Mutig greift sie nach dem Siegespreis;
Gerne träumt, daß ihm die Kränze gelten,
Wer noch nichts von ihren Dornen weiß.

Helle Sonne liegt auf ihren Bahnen,
Ihre Füße sind noch wanderleicht.
Früh genug wird einst ein Tag gemahnen,
Daß man schrittweis auf die Berge steigt.

Junge Glut will heiß in Flammen schlagen!
Laß sie lodern hellauf himmelan!
Und geläutert aus der Asche tragen
Wird des Lebens Schwinge einst den Mann!

Der erste Preis

Skizze von Franz Birkenhauer

Draußen pochte es.

Auf mein „Herein“ öffnete sich die Tür und der Geldbriefträger stand auf der Schwelle.

„Fünfhundert Mark!“ sagte er.

„Von wem?“ frug ich.

„Von — äh — Türmer“, las er. „Bitte!“ Er zählte.

Ich gab ihm hundert Prozent: netto fünf Mark, als Trinkgeld.

„Danke!“ — Er ging. — „Guten Tag!“

„Guten Tag!“ sagte ich, und grübelte darüber nach, warum der Geldbriefträger nie „Auf Wiedersehen“ sagt.

Dann zündete ich mir eine Zigarette an, setzte mich ans Klavier und spielte einen Freudenhymnus, sprang mitten im Spiele auf, ließ Apollo und die Musen hochleben und trank ein Glas Wein.

„Wie ärmlich freut sich dieser Unverstand!“ klang es plötzlich hinter mir.

Ich drehte mich erschrocken um, da stand ein junger Mann vor mir, ich erkannte sofort den Dichter in ihm.

„Sie haben den ersten Preis bekommen“, sagte er und maß mich geringschätzig. „Es ist wie immer: die Dummheit trägt den Sieg davon. Ich habe Ihre geistesarme Novelle gelesen. Alles an den Haaren herbeigezogen. Und dieses erbärmliche Reklameerzeugnis wagte es, mir den Lorbeer zu entreißen. Goethe hätte mich um meine Novelle beneidet, wenn er sie gelesen hätte. Die klassische Form, der erhabene Geist, der tragische Zusammenstoß der Umstände zeigt allen Literaten der Mit- und Nachwelt die neue Bahn des Ruhmes, die selbst Schiller nicht erreichte.“

Er wandte sich mit einer Fassungslosigkeit in Miene und Gebärde ab, die einem Hamletdarsteller Ehre gemacht hätte.

„Schweig, Unwürdiger!“ fing er von neuem an, trotzdem ich nichts gesagt hatte, „Sie sind allerdings der augenblickliche Beherrscher des literarischen Jahrmarktes, aber ich schwöre es bei den Musen, niemals soll Ihr Name der Nachwelt erhalten bleiben. Alle lebenden Dichter und Schriftsteller senden mich zum Zeichen ihrer Entrüstung hierher; sieh dort die herrlichsten Talente mit vor Empörung lodernden Augen und Verdammnis kündenden Gesichtern, sie zittern voll heiligen Zornes.“

Bei diesen Worten traten noch mehrere in mein Zimmer, ohne Gruß, manche setzten sich, andere standen.

Einer machte sich über das Klavier her und paukte seine neueste Schöpfung herunter.

Ich gähnte.

„Aus Entzücken“, sagte ich zu dem jungen Mann, der vor mir stand.

Ein Schrei der Entrüstung entfuhr allen. Er klang wie ein Signal. Es kamen immer mehr herein, tobten, rezitierten oder schwiegen, je nachdem sie veranlagt waren.

„Verzichte auf den Preis!“ rief der junge Mann, der zuerst gesprochen hatte.

Der Ruf verdoppelte sich, alle standen auf und stimmten ein: „Verzichte auf den Preis!“

Wütend drangen sie auf mich ein. Ich wich ans Fenster zurück. Sie folgten mir mit drohenden Bewegungen. Es wurde mir dunkel vor den Augen, denn ich sah immer noch mehr hereinkommen, die stoßend und drängend mich zu erreichen suchten. In der höchsten Angst sprang ich zum Fenster hinaus und flüchtete. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie die ganze Gesellschaft hinter mir her war und mich verfolgte. Ich floh, wie von Furien gehetzt, als hätte ich Siebenmeilenstiefel an den Füßen, an Städten, Flüssen, Meeren vorbei, immer weiter bis ans Ende der Welt. Mond und Sonne flogen wie Häuser an mir vorüber, ich achtete nicht darauf. Immer weiter trieb es mich, bis in die Ewigkeit hinein. Auf einmal wurde es still um mich her. Ich blieb stehen und schaute mich um. Von den Verfolgern war nichts mehr zu sehen. Beruhigt ging ich weiter und ließ meine Blicke umherschweifen. Wo befand ich mich? Es war ein liebliches Gefilde, auf dem ich stand. Vor mir sah ich nichts als Rosen. Wie eine Kette zogen sie sich um ein liebliches Eiland herum. War dort nicht ein Eingang, von Rosen umwuchert? Ich ging erwartungsvoll hinein.

Erstaunt und keines Wortes mächtig blieb ich stehen. Kein Zweifel! Ich war im Hain der Dichter und der Helden. In der Mitte der von Rosen eingeschlossenen Insel erhob sich der Thron Apollos, um den sich die Musen in malerischer Unordnung lagerten. Sollte ich flüchten? Ich zitterte vor Aufregung und bebte vor Angst. Unter diese Geister wagte ich mich nicht, obgleich mir der erste Preis zuerkannt war. Wenn man mich nur nicht erblickte!

Zu meinem Unglück sah ich zwei Gestalten im Gespräch herankommen, gerade auf mich zu. Ich musterte sie prüfend. War das nicht Heine und Tasso? Doch! Wenn die Bilder nicht lügen, waren sie es, mußten sie es sein.

„Was willst du hier, Fremdling?“ frug mich Tasso, der mich zuerst erblickte.

Ich war erstaunt, daß er mich nicht in Jamben anredete, antwortete ihm aber und erzählte ihm alles, was sich ereignet hatte: von meiner Preiskrönung, dem Neid der Literaten und meiner Verfolgung, bis ich hierher kam. Zum Schluß bat ich ihn um Rat, wie ich mich verhalten sollte.

Er antwortete, daß er in diesen Dingen keine beratende Autorität besitze, aber er wolle mich zu Schiller und Goethe führen, die bestimmt Rat wüßten.

Wir wandelten durch eine lange Reihe von Dichtern und Helden, die alle plaudernd in Gruppen umhergingen oder beisammen saßen, und kamen zu Schiller und Goethe, die als Fürsten auf einem kleinen Throne herrschten.

„Du siehst, Fremdling, selbst der Staat Apollos ist eine Monarchie. Wo wäre die Ordnung, wenn beispielsweise statt Schiller und Goethe Freiligrath und Zacharias Werner den Thron bestiegen?“

Ich pries das Glück, daß es mir vergönnt sei, die größten Geister von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und fiel vor dem Throne der Dichterfürsten auf die Knie.

Tasso legte ihnen den Sachverhalt dar und bat um Rat für mich.

Schiller maß mich mit einem Blick, der mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle erschauern machte, und sprach strafend:

„Immer strebet der Mensch nach Geld und leiblichem Wohlsein,
Kehre zur Erde zurück, lerne Entsagung und Stolz.“

„Geld ist die goldene Lebenswahrheit“, wagte ich mich zu verteidigen. Er würdigte mich keiner Antwort und sah sinnend auf mich nieder.

Goethe, der bisher geschwiegen hatte, ergriff nun das Wort. „Er selbst soll Richter sein zwischen Geist und Leib, die sich bekämpfen. Gehen wir zu Apollo, dort mag es sich entscheiden.“

Seine Worte waren mir ebenso unverständlich, wie manche Stellen in seinem „Faust“. Es fuhr mir durch den Sinn, ihn um Aufklärung zu bitten, allein wir waren schon im Kreis der Musen angekommen.

„Göttlicher Freund,“ sagte Goethe zu Apollo, „es naht sich dir der jugendliche Unverstand und Ehrgeiz, laß ihn sich aus eigenem Antriebe entscheiden.“

Apollo lächelte, wie Götter lächeln, nahm den Lorbeerkranz von seinem Haupte und hielt ihn mir in der Rechten entgegen. In der linken Hand schwenkte er fünf neue Reichsbanknoten.

„Wähle, Jüngling!“ rief er feierlich.

„Nimm die Gabe in der linken Hand,“ flüsterte mir Heine zu, „du kannst dir dafür Lorbeerkränze kaufen, soviel du willst.“ Ich dachte an mein leeres Zigarettenetui, an die fünf Mark Trinkgeld, die ich dem Briefträger gegeben hatte, und befolgte Heines Rat.

Ich griff nach den Banknoten, blickte empor und erzitterte. Ich hatte Apollo erzürnt. Er schleuderte voll heiligen Grimmes den Lorbeerkranz fort, daß er beinahe Christoph von Schmid an den Kopf geflogen wäre. —

„Jüngling,“ sagte Schiller grollend, „hättest du edlen Sinnes das Schönere erwählt, so hätte ich dir den ‚Demetrius‘ mit auf die Erde gegeben, denn er ist vollendet.“

Ich fing an zu bitten und wollte ihm das Geld mit der Bemerkung geben, daß mein Verleger mir auch nicht mehr für das Werk geben würde. Doch er wandte sich mit verhülltem Gesichte ab.

Heine nahm mich tröstend unter den Arm und geleitete mich dem Ausgang zu. Als ich ihn betreffs meiner literarischen Laufbahn befragte, riet er mir, ich solle möglichst viele dramatische Fragmente hinterlassen, dadurch käme ich in den Geruch von Geistesgröße. Lyrische Gedichte seien der Ausfluß eines hungrigen Magens. Mit verbindlichem Dank empfahl ich mich.

Poch — poch — poch — poch —

Ich erwachte. — Hatte ich das alles nur geträumt? War jemand an der Türe? Jetzt — es klopfte wieder, stärker.

Ich öffnete.

Draußen stand der Briefträger.
„Einschreibebrief! Bitte quittieren."
Ich tat es und gab ihm meine letzte Zigarre. Er ging.
Hastig öffnete ich das Kuvert.
Ein Zettel fiel heraus. Ich hob ihn auf und las:
„Manuskripte mit Dank zurück. Nicht geeignet. Hochachtend . . ."
Ich fuhr mir durch die Haare.
War das Apollos Rache?



Dem Kinde · Von Ilse Reicke

Er hat meine Hände genommen,
Er, der mir der Liebste heißt,
Alle Wege mit mir zu kommen,
Die ein dunkles Verhängnis uns weist.

Wir haben verbissen und bitter
Die Straßen ins Freie gesucht,
Losbrechendes Weltengewitter
Hat unserem Ausgang geflucht.

Qualen und Mühsalen zogen
Zur Seite mit jedem Schritt,
Da kamst du vom Himmel geflogen
Und zwitschertest „Ich will mit".

Längst eh' wir den Garten gefunden,
Wo du süß uns erblühen gesollt,
Hast der Straßen sturmvolle Stunden
Du mit uns durchwandern gewollt.

Mühselige Wallfahrer, schlagen
Wir durch Sümpfe uns, Waldnacht und Wind,
Unsere starrenden Hände tragen
Deine Falterseligkeit, Kind.

Wir haben ein einziges Flehen:
Daß die Bangnis, die nach uns greift,
Nicht mit leisestem Mantelsaumwehen
Dein jubelndes Morgenglück streift.

Du Sternlein im Weltengrauen
Bist all unsrer Pfade Geleit,
Es bleibt nur dein lächelnd Vertrauen,
Das vor allem Untergang feit!



Der Friedensmacher

Von Friedrich Hussong

Als am 27. Februar 1918 Herr Erzberger im Deutschen Reichstage wieder einmal dabei war, seine Weste zu waschen, da sprach er — und es stand ihm wie vergnügte kleine Glorie um das wohlgenährte, von Selbstsicherheit strahlende Haupt — dem heiligen Augustinus die Worte nach: „Es ist rühmlicher, den Krieg durch das Wort zu töten als die Menschen durch das Schwert.“ Der Sinn der Sache war unzweideutig: Wir sollten endlich erkennen, daß Herr Erzberger der rühmliche Mann sei, dessen Wort den Krieg töte, während die Unrühmlichen die Menschen durch das Schwert töteten. Er hatte sich ja zuvor schon angelegentlich als den berufenen Friedensmacher angepriesen mit der ganzen schönen Unbefangenheit, deren er fähig ist, wenn es gilt, der Welt zu zeigen, was sie an ihm hat. Im Juli 1917 war es, daß er zur Erheiterung und Erschütterung Europas das unsterbliche Wort sprach: „Wäre mir Gelegenheit gegeben, mich mit Lloyd George oder Balfour oder mit einem ihrer ersten Vertrauensmänner zu unterhalten, würden wir uns sehr wahrscheinlich in wenigen Stunden über Verständigungs- und Friedensbasis soweit geeinigt haben, daß ernstliche Friedensverhandlungen danach sofort beginnen könnten.“

Es ist ohne weiteres klar, daß die Erinnerung an diese Worte Herrn Erzbergers seinem Auftreten in Spaa und Trier in den Augen seiner Partner von der anderen Seite von vornherein etwas sehr Humoristisches geben mußten. Es ist klar, daß dieser humoristische Beigeschmack immer stärker werden muß, je mehr aus den Stunden Herrn Erzbergers Monate und aber Monate werden. Dabei ist die Sachlage für Friedens- und Vorfriedensverhandlungen heute doch so sehr viel einfacher, als sie vor Jahr und Tag es gewesen wäre, wo sich's nicht nur einfach darum gehandelt hätte, daß Herr Erzberger das Diktat Marschall Fochs entgegennahm. Leider ist die humoristische Seite der Sache ganz ausschließlich unsern Feinden zugekehrt. Wir genießen ebenso ausschließlich den Anblick der tragischen Kehrseite.

War es ein Fehler der letzten bürgerlichen Regierung Deutschlands, ausgerechnet den mit dem tödlichen Fluch der Lächerlichkeit beladenen Herrn Erzberger zum Führer unserer Waffenstillstands- und Friedensunterhändler zu machen, so war und ist es der Fehler der jetzigen Regierung, ihn bis heute auf diesem Posten gelassen zu haben. Ein Fehler in jedem Sinne, auch in dem Sinne des an sich gewiß lächerlichen Grundsatzes der neuen Ära, keine „bemakelten“ Männer der alten Zeit eine Rolle im neuen Deutschland spielen zu lassen. Denn wer wäre in diesem Sinne schlimmer „bemakelt“ als Herr Mathias Erzberger? Tatsächlich hat ja auch das souveräne Volk der Revolution nach niemandens Haupt so laut und nachhaltig geschrien wie nach dem des Sünders Erzberger. In einem Atemzug immer wurde die Beseitigung Solfs und Erzbergers als erste Maßnahme der siegreichen Revolution gefordert. Aber während Herr Solf durch das souveräne Wutschnauben

vom Ast geweht wurde, wie eine überreife Birne, saß Herr Erzberger in der Sphäre Herrn Fochs, wo es keine A.- u. S.-Räte gab, wohlgeborgen und ließ den Sturm vorübersauchen. So blieb er uns erhalten und konnte es seither wieder wagen, andern Leuten seine Sünden vorzuhalten.

Denn was Herr Erzberger heute andern Leuten schuld gibt, dessen ist niemand schuldiger als er. Niemand war jemals ein schärferer Annexionist und Gewaltpolitiker als Herr Mathias Erzberger, der heute so tapfer über Gewaltpolitiker und Annexionisten schmälen kann, als er, der eben noch in Weimar von sich selbst sprach von dem Minister, der für den Frieden der Versöhnung eingetreten ist, während angeblich die Gruppe seiner Gegner „die Volksleidenschaft aufwühlte und unserem Volke neue Blutopfer auferlegte“.

Man nehme es niemandem übel, wenn er im Lauf der Dinge zulernt und umlernt; im Gegenteil. Aber wenn ein so gewaltiger Umlerner wie Herr Erzberger heute andere Leute beschimpft und mit den zweifelhaftesten Finten bekämpft um eines Glaubens willen, den noch gestern niemand mit feurigeren Zungen predigte als Herr Erzberger selbst, dann ist das doch ein Grad von politischer Tartüfferie, den zu ermessen man seiner sittlichen Entrüstung von heute seine Predigt von gestern gegenüberstellen muß. Derselbe Herr Erzberger, der am 18. und 19. Februar in Weimar vor versammelter Nationalversammlung und vor den Ohren Europas mit einem Leichtsinn, der nackter Verleumdung gleichkam, unter Zuhilfenahme von nirgends existierendem, einfach aus den Fingern gesogenem Zeugnis seine Gegner der Eroberungssucht beschuldigte, genau derselbe Herr Erzberger war es, der seinerzeit in der „Allgemeinen Rundschau“ schrieb:

„Englands Macht und brutale Gewaltherrschaft muß gebrochen werden, es koste, was es wolle ... Zwei Fragen rein militärischer Art werden über die künftige Gestaltung Belgiens allein die Entscheidung geben können, und kein Unkenruf und keine berufene oder unberufene Diplomatie wird gegenüber diesen Kernfragen ins Gewicht fallen können. Die erste Frage geht dahin, daß unter allen Umständen sichergestellt werden muß, daß wir an unserer westlichen Grenze in Zukunft keinen angeblich neutralen Staat dulden können, der zum Spielball uns feindlicher Mächte wird, und die zweite Frage lautet: Wie sichern wir uns England gegenüber die freie Durchfahrt durch den Kanal? ... Es soll nur gesagt werden, daß ganz allein unter dem Gesichtspunkt der militärischen Sicherung unseres Volkes das künftige Schicksal Belgiens entschieden werden darf ... Darum kann das Schicksal Belgiens von Deutschland nur unter dem einen Gesichtspunkte beurteilt werden: Wie ist das heute in unserem Besitz befindliche Belgien künftig als schärfste Schutz- und Trutzwaffe gegen England zu gestalten? ... Das Schwert ist gezogen, und das Schwert allein muß entscheiden über Belgiens künftiges Schicksal ... Englands Macht- und brutale Gewaltherrschaft muß gebrochen werden, koste es, was es wolle. Dieser Kampfpreis allein rechtfertigt alle die hohen Werte, die in diesem Kriege geopfert werden müssen ... Niemand im deutschen Volke würde es verstehen, wenn auf die heutigen schweren Opfer nicht ein Siegespreis kommen würde, der diese Opfer in etwas lohnt, und lediglich von diesem Gesichtspunkt aus ...“

„Lediglich von diesem Gesichtspunkt aus ...“ Herr Erzberger, wer gestern auf diesem hohen Stuhle saß, sollte nicht heute mit so schmalzigem Kehlton über Leute schimpfen, die nicht ganz so schnell und gründlich, wie Sie, moralisch vom Stuhle gefallen sind. Das ist denn doch eine gar zu grobe Herausforderung, festzustellen, wer Sie gestern waren und als was Sie sich heute gebärden. Jedenfalls zeigt die Erinnerung an diese Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau“, daß es im Sinne der neuen Ära in ganz Mitteleuropa keinen bemakelteren Mann geben kann als Herrn Mathias Erzberger, den Friedensunterhändler dieser neuen Ära.

Über die Tätigkeit dieses Friedensunterhändlers sind wir im wesentlichen auf das angewiesen, was er selbst uns darüber erzählt oder durch sein Reklamebureau in der Budapester Straße erzählen läßt; auch eines der wenigen Dinge, dieses Bureau, die uns aus der alten Zeit unversehrt erhalten geblieben zu sein scheinen. Seit Herr Erzberger für uns unterwegs ist, werden wir durch die Waschzettel dieses Bureaus stets nach demselben Schema darüber belehrt, daß alle seine Schritte Segen für uns sind. Zwar widerfährt uns seitdem Demütigung auf Demütigung, Vergewaltigung über Vergewaltigung; wir werden Tag für Tag behandelt wie eine Nation von Sklaven; es ist keine Schamlosigkeit, die man uns nicht zu bieten wagt; kein Raub, den man nicht an uns begeht; keine Erpressung, die man uns nicht antäte. Man hat uns unsere Waffen genommen, unsere Verkehrsmittel, unsere Werkzeuge zur Arbeit. Man stellt uns Bedingungen zum Verderben und bricht sie uns zum Hohn. Man schließt Vereinbarungen mit uns, um uns damit zu verspotten, daß man ihnen nur einseitige bindende Kraft beilegt: uns alle Verpflichtungen, unseren Feinden alle Rechte. Über all das aber wurden wir Woche für Woche, Monat für Monat durch das Bureau Erzberger so belehrt, als ob es sich dabei um eine ununterbrochene Kette unsterblicher Verdienste Herrn Erzbergers um alles deutsche Leben handle. Immer nach dem Schema: Das ist vielleicht nicht alles ganz angenehm, manches vielleicht recht unangenehm; a—aber das wäre alles noch zehnmal unangenehmer gekommen, wenn nicht ich, Mathias Erzberger, euch die ausstehenden neun Zehntel durch meinen Witz und meine unermüdliche Tapferkeit erspart hätte; denn „so lag ich und so führt' ich meine Klinge“ und „bald lag er oben, bald lag ich unten“.

War der 17. Februar, an dem Herr Erzberger der Weimarer Nationalversammlung den Wortlaut seines neuesten Waffenstillstandsabkommens vorlas, schon ein „dies ater“, ein Tag der tiefsten Schmach und Demütigung, so sah man doch an diesem Tage zum erstenmal, seitdem die Buttenhausener ihn erwählten, Herrn Erzbergers strahlende Selbstsicherheit etwas gedämpft, so hörte man ihn doch zum erstenmal eine Rede halten, zwar weit entfernt vom Zugeständnis irgendeines Fehls, aber doch ohne den Kehrreim tönenden Selbstlobes. Tatsächlich war die Rede die runde und glatte Bankrotterklärung der ganzen Waffenstillstands- und Friedensmacherpolitik, deren Träger Herr Erzberger war und blieb. Nicht einmal Herr Erzberger hatte an diesem Tag die Stirn, uns darüber irgendwie hinwegtäuschen zu wollen. Erst am Tag drauf, als die Interpellation der Deutschen Volkspartei über seine Geschäftsführung zur Besprechung stand, war er

wieder so weit hergestellt, daß er nach seiner alten ungenierten Weise sich herausstrich und seine Gegner mit „Beweisstücken“ zudeckte, gegen die niemand etwas einwenden konnte, weil natürlich kein Mensch auf den Gedanken kam, daß ein Material, das ein verantwortlicher Minister in solcher Sache, in solcher Stunde und an solcher Stelle zu unterbreiten wagte, einfach aus den Fingern gesogen sein könnte. Es war's aber doch, wie bereits am folgenden Tag Herr Erzberger selbst mitteilte, natürlich so, als ob er sich damit bestätigte und bestärkte, während er in Wahrheit ein moralisches Harakiri vollzog.

Das Wesentliche, was der Unterhändler und Friedensmacher Erzberger nächst seiner Verlesung eines niemals und von niemandem abgesandten Telegrammes zu seiner Verteidigung und Rechtfertigung vorzubringen hatte, war, daß er erklärte, er habe das Zustandekommen des neuen Waffenstillstandes nicht daran scheitern lassen können, daß er etwa die deutsche Handelsflotte nicht zur Verfügung der Feinde stellte. Die Welt weiß, daß darüber im Schoße der Regierung selbst sehr geteilte Meinungen herrschten. Und während Berlin infolge eines sinn- und hirnlosen Generalstreiks wie eine belagerte Stadt abgeschnitten war von allem Wissen um die Vorgänge in der Welt, ja von allem Wissen um sich selbst, drang doch die Neuigkeit durch, daß nun hinterher doch die Verhandlungen über Ernährungs- und Finanzfragen gescheitert seien, und daß das Scheitern der ganzen Friedensverhandlungen zu gewärtigen sei, weil die Entente ohne jede Gegenleistung und Bindung ihrerseits die bedingungslose Herausgabe unserer Handelsflotte fordere.

Wann hat nun Herr Erzberger recht gehabt? Als er die Verhandlungen an diesem Punkte glaubte nicht scheitern lassen zu dürfen? Oder als er glaubte, die Verhandlungen an diesem Punkte scheitern lassen zu müssen? Einmal müßte er sich doch geirrt haben. Aber gewiß sind nur die Störungen durch den Streik schuld daran, daß er uns noch nicht klipp und klar bewies, er habe recht gehabt, als er ja sagte, und er habe recht gehabt, als er nein sagte. Denn er hat immer recht.

Leider haben aber *wir* den Schaden von seiner Rechthaberei. Es ist doch klar: Wenn die jetzt endlich einmal gezeigte stärkere Geste auf die Feinde heute *keinen* Eindruck mehr macht, so ist damit auf keine Weise die Annahme widerlegt, daß sie in einem früheren Stadium der Dinge Eindruck gemacht hätte. Sollte sie aber tatsächlich selbst jetzt noch von irgendwelcher Wirkung sein, so ist es ganz selbstverständlich, daß sie in einem früheren Stadium noch von ganz anderer Wirkung gewesen wäre. Das wäre erst recht der Beweis dafür, daß der Abschluß des Waffenstillstandes, so, wie er geschah, ein Verbrechen war, und daß die Fortführung der Waffenstillstandsverhandlungen in der von Herrn Erzberger gepflogenen Weise die Fortführung dieses Verbrechens war. Wird die Erkenntnis dessen die Regierung veranlassen, ihren Unterhändler abzuberufen? Sie wird es nicht. Wird diese Erkenntnis Herrn Erzberger veranlassen, einen Posten zu räumen, auf dem er sich einen Ruf gemacht hat, gegen den der Ruf des armen Hannibal Fischer, des Auktionators der ersten deutschen Flotte, eine sanfte Gloriole bleiben wird? Nein, Herr Erzberger wird bleiben. Er wird gar nicht dran denken, das letzte und einzige zu tun, was er für Deutschlands und für seine eigene Würde

nach einem so schmachvollen Bankerott seiner Politik tun könnte, einer Politik, die „den Krieg durch das Wort zu töten“ suchte. Herr Erzberger wird uns vielmehr wieder und wieder beweisen, es sei „ganz unbegründet, daß der Ausbruch der Revolution eine Verschärfung der Friedensbedingungen zur Folge hatte“. Denn wieso? Wir haben ja noch gar keine Friedensbedingungen zu sehen bekommen. Und wir sind, dank Herrn Erzberger, der sie binnen weniger Stunden schaffen wollte, heute nach vier Monaten seiner Friedensmacherei vom Frieden und von Friedensbedingungen ferner als je, trotzdem Herr Erzberger noch am 19. Februar in Weimar so schön sagte: „Das deutsche Volk hat das unveräußerliche Recht auf einen gerechten Frieden bereits in der Tasche.“ Offenbar aber ist Herr Erzberger nicht der Mann dazu, das Ding aus der Tasche herauszukriegen.

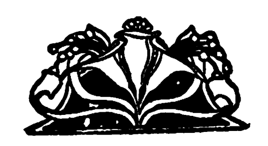


Dunkle Stunde · Von Mela Escherich

Die tiefste Nacht ist nicht so tief,
Daß nicht ein Träumen in ihr schlief
Vom Abend und vom Morgen.
Ein Auge kann so lachend scheinen,
Es schimmert tief darin ein Weinen
Von Leiden, die verborgen.

Die Seele horcht, die Seele bebt,
Weil in ihr ein Erinnern lebt
Wie Licht von fernen Hügeln.
Auf helles Hoffen legt sich schattend
Ein düstres Ahnen, tief ermattend,
Mit schweren, dunklen Flügeln.

Aus tränennasser Schleier Wallen
Müde Rosen zögernd fallen,
Wie tropfend Blut aus Wunden.
Träume ziehen weinend daher:
Von wunderbaren Stunden,
Von Tod und Liebe ahnungsschwer.



Phantasus · Von Arno Holz

Das ...
das ... das ist nun ... dein Leben!

Der Tisch,
die Bücher und die Lampe.

Der kleine Lichtkreis
und im Hirn:
die Welt ist bitter!

Hat das noch ... „Sinn“? Hat das noch ... „Zweck“?
„Lohnt“ sich das?

Ich öffne, müde, das Fenster.

Weiße Wolken
schwimmen am Mond vorbei,
aus dunklen Gärten
klingt Musik.

Die Brunnen rauschen.

Ah ... Frühlingsnacht ... Frühlingsnacht!

Süße, deutsche,
mildweich holde Frühlingsnacht!

Noch immer,
unausschöpfbar rätseltief,
mit linden, wonnig schmeichlerischen Armen,
trostreich,
umstrickt mich dein Liebreiz!

Noch immer,
berauschend, berückend, sinnverwirrend,
betören mich deine Wunder!

Noch immer,
innigst,
rührt mich dein Zauber!

Mit jedem entzückten Atemzug,
den ich lechzend in mich trinke,
Narzissen-, Levkoyen-, Hyazinthen-, Verbenen- und Fliederdüfte,
aus schwarzen, tauschwer blütenüberhangnen Büschen,
schmelzend inbrünstig flötende Nachtigallen,
das ganze,
gleißend schrägschief rundum hochkletternde Städtchen
mit krummen, geflickten, sich in- und durcheinander schiebenden Dächern,

spitzig flinkernd schlankschmalen Türmchen, blänkernd eckig breitvorspringenden Erkern,
zerbröckelnden Mauern und winkligen Gäßchen,
wie verwunschen!

Frühlingsnacht!! ... Frühlingsnacht!!

Wie oft,
in deinem sanften, selig zitternden Silberlicht,
jung und freudig, freudig und jung,
stark in Sehnsucht, stumm vor Jubel,
einsam,
durch dunkel hochragende Bergwälder
mit springenden Quellen, versteckten, mummelüberträumten, sagenumwobenen Schilfseeen, aufrauschenden Bächen,
über leuchtende Ströme,
zwischen funkelnden Feldern, glitzernden Wiesen,
verschlafne Dörfer und Weiler, Felshänge mit Burgen und blinkend schimmernde Rebgelände entlang,
durch stille, abseits verstreute Marktflecken
und große, gewaltig erinnerungsstolze, ruhmreich ehrwürdige Reichsstädte
mit grauen, drohend sich reckenden Tortürmen, bunten, machtvoll sich giebelnden Ratshäusern,
steilen, himmelhochblitzenden Kathedralen, Münstern und Domen,
verwitterten Rolands und steinernen Brücken,
zog ich, bestrickt von ihrer Anmut, zog ich, berauscht von ihrer Kraft,
zog ich, hingerissen von ihrer Lieblichkeit,
liebend,
verehrend, anbetend, fromm,
durch die gebenedeiten Gaue meiner alten, schönen, hehren,
herrlich über alles gottgesegnet trauten,
lieben Heimat!

Wie oft,
in deiner vollen Pracht,
über weiten, flimmernden Talgebreiten,
mit kuppig flußlängs weichgewellten Hügelzügen, glimmend heimlich nebeltief schlummernden Gründen
und tausend kleinen, schillernd sternfarben aufblinkenden Lichterchen,
unten der Rhein, der Main, die Donau, die Weser, die Lahn, die Saale, oder der Neckar,
unter blühenden Gaisblatt-, gelben, behaglich altväterischen Kürbis- und gemütlichen Pfeifenstrauchlauben,
umklungen von Lauten, Mandolinen, Gitarren, Flöten und Zithern,
den schlanken, grünen, duftend maiweingefüllten Römer
inmitten mutig trotzig kühner Freunde,
frischer, lustig übermütiger Brüder, Burschen und Gesellen
lachend geschwungen,
mit jauchzend jugendfroh überquellendem Herzen,
saß ich und sang,
„Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Der Gott der Eisen wachsen ließ", „Gaudeamus igitur",
die alten, immer wieder wunderbar köstlichen Lieder!

Wie oft,
in deinem Märchenglanz,
als noch dein Licht uns beide mild umfing,

allein mit ihr, der ich auf dieser dunklen Erde allein ihr ein und alles war,
einzig allein mit Dir, mit Dir,
zwischen phantastischen Gesträuchen, unter verzauberten Riesenbäumen,
um runde, mondblau blanke Weiher,
auf schmalen, blassen, sanfthin sich schlängelnden Wegen,
alten, vergeßnen, halb schon wieder wild überwachsenen Pfaden
und traumstillen Stegen,
durch paradiesisch silbrig zarte, wie verklärte Haingefilde,
seraphisch wandelnd,
schauernd bis in die tiefste Seele,
sog ich trunken die letzte Süße dieses bißchen kurzen Daseins,
allein mit Dir, die einzig ich geliebt!

Jahre, Jahre, Jahre, Jahre rollten,
Jahre drüberfort!

... Dahin! ... Vorbei! ...

Unwiederbringlich!

Traurig,
langsam, schmerzlich,
drehe ich mich
um.

Wie ein Kerker ... das Zimmer!

Staub,
Bücher ... Bücher,
Bücher, Bücher und Papier!

Jugend,
Jugend, Jugend, die mit tausend Armen, sehnsüchtig, in die Himmel griff!

Wie ... fern! ... Wie ... weit!

Das
... das jetzt ... mein Leben! ...

Ich
lösche ... die Lampe.

Webendes,
spinnendes ... raunendes
Mondduŋkel!

Schwer,
müde, noch einmal,
schleppe ich mich ... ans Fenster.

Ich ... starre ... und ... starre.

Dort unten,
wieder,
durch sanftes, seligstes Silber,
wie damals,
über den kleinen, stillen, alten Marktplatz,
mit Stab und Ränzel,
einsam,
zieht ein Wandrer.

Aus tiefen, dunklen, flutend lichtüberglitzerten Lauben,
wieder,
zu Mandolinen und Zithern,
singend,
wie damals,
junge, frische, trotzig übermütige Freunde, Brüder und Gesellen!

Wieder,
wie damals,
wandelnd durch nichts wie Zauberglanz,
Zwei,
die sich ... lieb haben!

Der Brunnen funkelt, springt und gleißt,
die tausend weißen, feierlichen Blütenkerzen
der großen, breitblättrigen Kastanien,
flimmernd,
leuchten,
der Flieder,
aus allen Gärten, über alle Mauern,
betäubend,
duftet!

Die Beiden,
in all die Märchenpracht
wunschlos versunken,
bleiben stehn.

Sein Arm umschlingt sie,
ihre sehnenden Lippen finden sich,
an der hohen, mondhell blitzenden Wand,
lange,
lange, lange ... ihr Schatten!

Erschüttert, überwältigt, schluchzend,
breche ich zusammen!



Kinderspiel

Skizze von Edmund Kreusch

Wildes Gefecht in unserer Kinderstube, Lärm und Geschrei. Bubi fällt tödlich getroffen hin — stöhnt — verdreht die Augen. Hildegard und Hannele holen zwei Spazierstöcke, legen ihn drauf und schieben ihm ein Sofakissen unter den blonden Schopf. Dann tragen sie ihn zum Verbandplatz.

Vergebliche Liebesmühe: der Arme stirbt ...

Also machen sich die schwesterlichen Sanitäter an die Beerdigung. Sie bahren ihn auf und bedecken ihn mit einer Schürze. Das ragende Kreuz mit dem Helm auf der Spitze muß der Tote mit seinen eigenen Händen festhalten. Hannele verwandelt sich dann mit Hilfe eines Gebetbuches in den Pfarrer, Hildegard mimt unter langem Trauerschleier die weinende Mutter. Der Pfarrer murmelt Gebete über den Gefallenen ...

„Hör' auf, Pfarrer!" unterbricht ihn die schluchzende Mutter. „Das ist zu langweilig."

Gut; dann hält er also die Grabrede. Frischen Mutes schlägt er das Buch auf und erwischt das Evangelium vom Karsamstage: die weinenden Frauen gehen zum Grabe und erschrecken vor dem Engel. „Fürchtet euch nicht," spricht dieser, „denn —"

Halt! das paßt nicht. Also nimmt des Pfarrers Geist mutig eigenen Flug und spricht:

„Fürchtet euch nicht! Der Mann ist tot, und das ist gut."

Die dogmatische Klippe ist glücklich umschifft, und das streitsüchtige Brüderlein hat seinen Tritt weg. Der händelnde Pfarrer predigt tapfer weiter:

„Die Guten kommen in den Himmel, die Bösen in die Hölle. Rechts geht ein Weg und links geht ein Weg. Der zur Linken führt in die Hölle; da steht der Teufel und sagt: ‚Hinunter mit euch!' Sie brauchen's aber nicht zu tun; denn sie haben's nicht böse gemeint, wenn sie nicht ganz böse sind. Anstatt hinunterzuspringen in die Hölle, hauen sie dem Teufel eine Ohrwatschel hin und machen sich nach rechts davon auf den Weg zum Himmel."

Die weinende Mutter ist ob der liberalen Theologie des Pfarrers sehr getröstet und bestätigt unter dem Trauerschleier hervor:

„Er war ein guter Junge."

„Nicht immer", erwidert der Pfarrer kurz. „Aber wenn er was Böses angestellt hat, dann soll er's halt nicht mehr tun; dann wird's dem lieben Gott schon recht sein."

Der Tote nickt zustimmend unter der Schürze; die Sache greift ihn an.

Die Blätter des Gebetbuches rascheln, der Pfarrer hat's eilig; vielleicht hält der Bub auf den Stöcken nicht bis zum Ende aus.

„Halt das Kreuz fest!" mahnt die schluchzende Mutter. „Der Helm wackelt."

„Herr, gib dem Entschlafnen ew'ge Ruhe!" betet der Pfarrer und erläutert, mit einem Blick auf den unruhigen Bub:

„Sie schlafen nur; der Herr stört ihren Schlaf nicht —"

„Und das ew'ge Licht leuchte ihnen — Ich weiß zwar nicht, was das für ein Licht ist, aber es ist das Licht des Herrn. Und dabei bleibt's!"

„Es gibt keinen Herrn," schluchzt die trostlose Mutter, „sonst hätte er keinen Krieg kommen lassen."

„Singen wir ein Lied!" schlägt klug vermittelnd der Pfarrer vor und stimmt an: „Ich hatt' einen Kameraden." Die Mutter summt unterm Trauerschleier die zweite Stimme; das macht sich rührend gut.

Nun drei Salven übers Grab ...

Dann erhebt der Pfarrer seine Stimme, schlägt ein Kreuz über die Bahre und ruft:

„Jüngling, ich sage dir: Steh auf!"

Und Bubi erhebt sich mit schmerzenden Rippen von der Bahre; denn die Spazierstöcke waren gar zu hart ...



Erwartung · Von Günther Lehmann

Mein Schicksal reifte in langen
Nächten und wurde groß.
Nun fühl' ich es mit Bangen
Dunkel über mir hangen —
Ich bin in ihm gefangen
Und kann nicht los.

Ich bin ein schweigender Garten:
Alle Stimmen, die sangen,
Erstarben und erstarrten,
Und rings wuchs ein Erwarten
Und wurde weit und grenzenlos.

Ich bin nur Form und Hülle.
Herr, nimm sie hin und fülle
Sie ganz mit schwerem Sinn.
Du magst mir alles geben,
Qual und Bitterkeit
Meinem Geschick verweben —
Ich weiß: es ist das Leben!
Sieh, Herr, ich bin bereit.



Randbemerkungen

Tagebuchblätter von Dr. Justus Schoenthal

rbeit! ... In seiner schnoddrigen Berliner Mundart erzählte er weiter: „Ick heerte immer nur von's Recht der Arbeet und von die Arbeeter. Alle Neese lang stand 'n Redner und schlenkerte mit die Arme und erzählte von Arbeet. Aba arbeeten hab' ick keenen jesehen."

* * *

Vox populi. Obwohl ich der armen W. dringend ans Herz gelegt hatte, sie solle die Sache für sich behalten, verbreitete sich die Kunde davon, daß ich ihr und ihrem unehelichen Kinde durch meine beiden Eingaben geholfen hatte, ungemein rasch. Schon am selben Nachmittag standen bei Bureauschluß 1 Oberleutnant, 1 Vizefeldwebel, 1 Unteroffizier, 1 Gefreiter, 2 Pioniere und 2 unserer Hilfsdienstdamen vor meiner Tür und hatten unterschiedliche Wünsche, die meisten glaubten, sie könnten von mir Geld entleihen oder ich könnte ihnen zu Ehescheidung und ähnlichen Dingen verhelfen. Der Unteroffizier K. nahm mich am längsten in Anspruch. Er war wegen einer Verletzung der Hand nicht mehr kriegsverwendungsfähig. Das Rentenfestsetzungsverfahren war bereits abgeschlossen. Er war 25 % erwerbsbeschränkt. Nach seiner Meinung war das zu wenig. Er gebrauchte scharfe Ausdrücke gegen den Stabsarzt, der ihm angeblich nicht wohlwollte. Ich versuchte ihm das auszureden, da ja das Lazarettgutachten und vor allem das Urteil des Korpsarztes maßgebend sei. Er bat, ich solle einen Brief an den Stabsarzt schreiben, mit dem ich dienstlich häufig zu tun hatte. Das erklärte ich für zwecklos. Er bat dringlicher. Ich verweigerte es mit der Begründung, daß ich das, wie er selber wisse, als gemeiner Landsturmpionier ja gar nicht dürfe, selbst wenn ich wollte, und schlug ihm vor, ich wolle ihm einen Brief aufsetzen, wenn er sich einen Erfolg davon verspreche. Da zog er ab, und ich hörte, wie er draußen sagte: „Halt aa a Dokta im Zivil. Gega die arme Leit helfa s' alli zamm!"

Vox populi ...

* * *

Auf dem besten Wege dazu. Der alte Herr seufzte. „So einfach, wie Sie sich das vorstellen, ist die Sache leider nicht. Wenn wir so weiter wursteln, dann wird es in ganz kurzer Zeit keinen Menschen mehr geben wollen, der arbeiten will, und vor allem keinen mehr, der Löhne zahlen kann."

Die Augen des Jungen leuchteten auf. „Wäre das ein unerwünschter Zustand? Das wäre doch der Niederbruch des Kapitalismus. Wir wollen doch den Kapitalismus vernichten!"

Da lächelte der alte Herr und sagte trocken: „Dann sind Sie auf dem besten Wege dazu."

* * *

„Die Ausrottung des Kapitalismus müßte Ihnen als Künstler doch besonders willkommen sein!"

„Wieso? Das verstehe ich nicht recht."

„Nun, weil ihr als Schaffende doch auch zu den Zahllosen gehört, die von den Kapitalisten entrechtet worden sind."

„Auch das verstehe ich nicht vollkommen. Ich weiß nur, daß mit der Ausrottung des Kapitalismus auch die des Mäzenatentums beginnt."

„Lakaienseele!" brummte der andere.

* * *

397 Rindviecher. Da fällt mir ein, daß in den ersten Tagen der Oktoberregierung ein Arbeiter zu mir sagte: „Etz sin's g'scheit, unsere Herren vom Reichstag. Etz können's klug reden und erzählen, sie hatten's scho' längst g'wußt. Ja, wenn sie's scho längst g'wußt hamm, warum hat nacha kans von dene 397 Rindviecher vorher 's Maul aufg'macht?"

* * *

Er hat's von Anfang an g'sagt! Ich konnte ihm nicht entrinnen; denn er fuhr noch weiter als ich mit dem Zug. Nun ödete er mich schon drei Stunden mit seinem seichten Geschwätz an. Aller Voraussicht nach mußte ich das noch weitere sieben Stunden erdulden. Da packte mich die Wut, und als er wieder salbungsvoll erklärte: „Ich hab's ja von Anfang an g'sagt — —", unterbrach ich ihn: „Nun, es freut mich, einen so neunmal klugen Herrn getroffen zu haben. Also sehen Sie, ich hab' mich von Anfang an geirrt. Ich hab' gedacht, der Krieg werde nach drei Monaten erledigt sein, die Engländer würden kein Heer aufbringen, wir würden in Paris einziehen, das Erzbecken von Briey und Longwy bekommen, mit unseren Unterseebooten England aushungern, London mit Zeppelinen vernichten und die Vereinigten Staaten von Europa gründen."

Da sah er mich mitleidig lächelnd an und gab mir den wohlgemeinten Rat: „Es ist nicht klug, diese Ansichten heute noch zu bekennen."

Worauf ich holzklotzig erwiderte: „So klug wie Sie ist eben nicht jedermann."

Jetzt schwieg er endlich.

* * *

Zweierlei Maß. Am Vormittag hatte Hauptmann R. einen armen Teufel, der ein Paar Strümpfe aus der Kompagniekammer hatte stehlen wollen, zu fünf Tagen Mittelarrest verdonnert. Nachmittags fuhr er als Zeuge zu einer Gerichtsverhandlung nach Nürnberg und ließ sich außer seinen sonstigen Gebühren noch 25,40 ℳ für Fahrkarten 2. Klasse, Schnellzug hin und zurück, auszahlen, obwohl er — im bürgerlichen Beruf Obergeometer an der Eisenbahndirektion Würzburg — einen Freifahrschein 1. Klasse besaß und benützt hatte.

Als er mein verdutztes Gesicht bemerkte, meinte er lächelnd: „Ach, wenn der Kammerherr von Behr-Pinnow den Staat um 4 oder 6 Millionen betrügen kann, dann kommt's auf die paar Mark gewiß nicht an."

Nun — — und die — Strümpfe, Herr Hauptmann?

* * *

Vater Staat. Als P. gestorben und damit meine Pflegschaft erloschen war, kam seine Frau zu mir, bedankte sich und fragte, ob ich ihr nicht helfen wolle.

Ich versprach es, und sie schilderte mir ihr Leid. Sie sei jetzt viel schlechter gestellt. Jetzt habe sie nur eine Rente von 33 ℳ. Da müsse der Staat doch einen Zuschuß leisten. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie doch jetzt die Bürde mit dem unheilbar kranken Mann nicht mehr durchs Leben zu schleppen habe, vielleicht selbst arbeiten könne und schließlich ihre erwachsenen Kinder unterhaltspflichtig seien. Sie blieb dabei, daß der Staat ihr als Witwe helfen müsse, der Staat wolle eben nie zahlen; ob ich kein Mittel wüßte, den Geizhals zum Zahlen zu bewegen. Ich versuchte, ihr einen Begriff vom Staate zu geben, erklärte ihr, daß der Staat wir alle seien, sie solle etwas mehr Gemeinschaftsgefühl aufbringen usw. Da wurde sie böse und meinte grollend, wenn das die Frucht der Revolution sei, daß sie mit 33 ℳ im Monat auskommen müsse, dann pfeife sie auf den neuen Volksstaat.

* * *

Die Logik der Maschinengewehre besitzt doch wohl eine mehr erzwungene als zwingende Beweiskraft. Daß einige unter uns trotz der Novemberstürme sich dessen noch immer nicht bewußt werden, ist eine der vielen Plagen, die Deutschland jetzt heimsuchen.

Rezept. Man fordere 5000 Lokomotiven, weise von 7000 vorgeführten Maschinen über 5000 zurück, fordere zur „Strafe wegen Nichterfüllung“ (jawohl, Nichterfüllung!) noch 500 dazu, statt dessen wieder landwirtschaftliche Maschinen, dann wieder Schiffe und so fort, bis der allzu straff gespannte Bogen „zur Strafe wegen Nichterfüllung“ (jawohl, Nichterfüllung!) irgendwo oder irgendwie dem Leichenfledderer ins Gesicht springt.

Aber dann war's der Bogen, nicht die freiwillige Leiche.

* * *

Das goldene Kalb in der Seele. Ehe man den Kapitalismus bekämpft, sollte man das goldene Kalb in der eigenen Seele schlachten. Man wird sich wundern, wie leicht dann der Sieg über den Kapitalismus errungen wird. Aber freilich — —

Goldner Wintertag · Von Otto Michaeli

Goldener Wintertag!
  Alles von Blau und Sonne umflossen!
Am braunen Dornenhag
  Treiben die grünen Schossen.

Scheu, halb im Traum,
  Zögernde Vogellieder.
Du, meines Lebens Baum,
  Wann grünst du wieder?



Rundschau

Goethe und die Nationalversammlung

In der Stadt Goethes tagt die Nationalversammlung der neuen deutschen Republik, reden und raten die Erwählten des souveränen Volkes bis zum zwanzigsten Lebensjahr beiderlei Geschlechts herunter. Die „goldenen Tage" von Weimar werden damit nicht wieder aufleben, der Geist des Dichterfürsten (Dichterfürst darf man vielleicht nicht mehr sagen im neuen demokratischen Deutschland) schwebt nicht über der hohen Versammlung, wenn auch der erste Volksbeauftragte und gegenwärtige Reichspräsident bei der Eröffnungsrede seinen Geist, oder sagen wir lieber seinen Schatten — wenn auch nicht eben glücklich — heraufbeschworen hat. Eher hätte die Nationalversammlung von 1848 in der Stadt Goethes tagen können, und diese von 1919 in der Stadt der Zeitung Loeb Sonnemanns. Aber man hat es nun einmal für gut befunden, dort zu tagen, und die Erinnerung an den Genius loci Weimars, den großen „aufgeklärten" Weltbürger Goethe hat sicherlich bei der Wahl des Ortes mitgesprochen.

Was aber würde wohl er selbst zu dieser Versammlung, zu dem neuen Zustand der Dinge, dem sie das Dasein verdankt und dem sie Ausdruck gibt, sagen? Vielleicht etwas anderes, als die meisten, die dort jetzt sitzen, sich denken!

Goethe war doch übrigens auch so eine Art „Fürstendiener", Geheimer Rat und Exzellenz von Fürsten Gnaden, sogar der Freund eines Fürsten, und der Bewunderer und Verehrer des Imperators, der zwar ein gekrönter Plebejer, aber doch immerhin Kaiser war, und zudem der erste und größte Vertreter des neuen Imperialismus. Und auch sonst hatte Goethe es ganz gern mit gekrönten Häuptern zu tun, bewegte er sich mit Vorliebe in „guter" Gesellschaft, bei allem Verständnis und aller Liebe für das „Volk", für den einfachen Mann, atmete er nicht ungern Hofluft, woran gerade Weimar, die alte kleine Residenz mit ihren Schlössern auf Schritt und Tritt erinnert.

Und schon einmal, zu Goethes Zeit, spielte sich dort so etwas Ähnliches ab wie jetzt, freilich in sehr viel kleinerer und harmloserer Form und Weise: als Karl August als erster deutscher Fürst im Jahre 1817 unter dem Jubel der ganzen liberalen Welt den ersten konstitutionellen Landtag der deutschen Geschichte in seinem Ländchen tagen ließ (merkwürdigerweise hat keiner der Redner jetzt daran erinnert). Und schon dieser bescheidene Versuch, das Volk mitregieren zu lassen (von Mitregieren war allerdings kaum die Rede) gefiel dem alten Herrn durchaus nicht, er hielt sich fern und betrachtete das alles mit stillem Mißbehagen. Denn ihm war aller Dilettantismus unleidlich, und etwas anderes sah er nicht in diesem Dreinreden und Mitregierenwollen „Unberufener". Und als gar die neuen Volksvertreter von ihm selbst Rechenschaft verlangten wegen der 11000 Taler, die er jährlich für Kunst und Wissenschaft auszugeben hatte, da ließ er ihnen durch seinen Schreiber einfach einen Zettel mit kurzem Vermerk über Einnahme, Ausgabe, Kassenbestand zugehen — er wollte sich für seine Person von vornherein solches Dreinreden und Mitregieren vom Leibe halten. Und was würde gar die heutige Volksvertretung zu einem Wort wie diesem sagen: „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht — wir regieren!"

Aber damit ist es noch nicht getan — er hat sich noch deutlicher über manches ausgesprochen, was mit unserer Nationalversammlung auch zu tun hat, und manches gesagt, was dem hohen Hause nicht ganz angenehm in die Ohren klingen würde. Und nicht nur der

alte, auch der noch junge Goethe hat das getan. In seinen Dichtungen und Prosaschriften, so in Hermann und Dorothea, im Egmont und im Tasso, im Diwan und im Faust, in den Revolutionsstücken und in den Wanderjahren, vor allem in seinen Gesprächen, Briefen und Tagebüchern: überall finden wir solche Äußerungen.

Goethe war vorab — es ist nicht anders — überzeugter Anhänger der Monarchie und grundsätzlicher Gegner der Demokratie. Noch wenige Jahre vor seinem Tode hat er zu seinem Eckermann gesagt: „In dem, was ich zu tun und zu treiben hatte, habe ich mich immer als Royalist behauptet." So war und blieb er auch bis zuletzt ein abgesagter Feind der großen französischen Revolution, und auch der Julirevolution stand er ablehnend gegenüber. Auch von den neuen konstitutionellen Doktrinen in dem Deutschland seiner letzten Lebensjahre wollte er nichts wissen. Er glaubte nicht daran, was die liberalen Wortführer jener Tage so zuversichtlich aussprachen, daß die untrügliche Weisheit des Volkes alle Schäden des deutschen Staatslebens würde zu heilen wissen: „Ein jeder kehre vor seiner Tür, und rein ist jedes Stadtquartier!" Über die politische Befähigung der Masse hatte er schon im Egmont sein Urteil ausgesprochen; es war kurz gesagt: „Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret!" Ihm stand es fest: „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität!" Der große Mensch war ihm der Quell alles Schaffens im Staat wie in der Kunst. Er hatte einen starken Gegensinn gegen die bloße Zahl, gegen die Demokratie, die aus der französischen Revolution erwachsene, unserem Volk und Wesen fremde Demokratie, gegen alle Einengung der Freien und Starken durch die Masse, der Wissenden und Könnenden durch Doktrinarismus und Dilettantismus.

Vom Nachahmen ausländischer Verfassungen wollte er erst recht nichts wissen: „Eine Nation kann nur ertragen, was aus ihrem Kern und ihrem eigenen Bedürfnis hervorgegangen ist." Die fremde Verfassungen nachäffen wollen, waren ihm „ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält". Und das undeutsche Wesen der liberalen Tagesschriftsteller mit ihren französischen Doktrinen war ihm zuwider: „Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung" schien ihm diesem Treiben gegenüber allein übrig zu bleiben. Der unduldsame, gehässige Ton des jungen Liberalismus, das Reden über alle Andersdenkenden als Fürsten- und Pfaffenknechte war ihm ein Ekel, und den Sklaven der Parteidoktrin gab er zu wissen: es gäbe nur einen wahren Liberalismus, die Liberalität der Gesinnungen!

Der Frankfurter Patriziersohn und geborene Aristokrat, der Sohn des alten ständischen Deutschlands und Schüler Justus Mösers, hielt Zeit seines Lebens an den altständischen Anschauungen fest. Die natürlichen Lebens- und Rechtskreise waren ihm das „Gottgegebene": jeder in seinem Stande, jeder Stand in seinen Grenzen, und alle Stände in ihren Grenzen zur Mitarbeit — nicht zum Mitregieren — berufen, das war sein Staatsideal. „Der Bürger so frei wie der Adlige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen." Aber regieren lasse man die Regierenden, die dazu Berufenen, dem Mann des Berufs sollen Unberufene nicht dreinreden! — Ganz gleich, wie wir heute dazu stehen: so stand Goethe!

Sein Geist kann also nicht über der heutigen Nationalversammlung heraufbeschworen werden. „Der Tag ist wirklich zu absurd und konfus", und „verwirrende Lehre und verwirrter Handel waltet über der Welt", schrieb er in seinem letzten Brief an W. von Humboldt, fünf Tage vor seinem Tode, im Blick auf die politischen Geschehnisse seiner letzten Jahre. Ob er heute anders urteilen würde über die politischen Geschehnisse dieser Zeit, über die höchste politische Errungenschaft dieses Weltkrieges für unser Volk, über die verwirrende Lehre und den verwirrten Handel dieser unserer absurden und konfusen Tage, über diese Nationalversammlung?

Einer der größten Deutschen und der größten Geister aller Zeiten, der Genius loci Weimars — er, der da unten in der Fürstengruft zur Seite seines fürstlichen Freundes ruht, würde zu dieser Versammlung in seinem alten geliebten Weimar wohl nicht seinen Segen geben!

Albert Klein



Revolution und klassisches Altertum

Die politischen Umsturzbewegungen, vor allem ihre Urmutter, die große französische Revolution, haben gern zarte Beziehungen zum klassischen Altertum angeknüpft. Die Absicht, den revolutionären Erscheinungen den Charakter des Unerhörten, Niedagewesenen zu nehmen, sie gewissermaßen historisch zu belegen ging damals, 1789 und in den Folgejahren, Hand in Hand mit dem Streben, in den Helden der griechischen und römischen Geschichte nachahmenswerte Vorbilder bürgerlichen Unabhängigkeitssinnes aufzustellen. In der Tat galt es ja, über die ganze durchaus monarchische Periode von Julius Cäsar bis zu Ludwig XVIII. mit einem Satz in die klassischen Freistaaten zurückzuspringen. Denn unterwegs boten die italienischen Stadtrepubliken gar zu dürftige Ausbeute, und die Eidgenossenschaft blühte, noch dazu stramm ständisch oder zünftig gegliedert, inmitten ihrer Berge gar zu sehr als Veilchen im verborgenen. Nun waren die Franzosen des 18. Jahrhunderts zwar vom Theater Racines her das klassische Kostüm leidlich gewöhnt, aber die Kenntnis der so weit — fast um zwei Jahrtausende! — zurückliegenden Zeit hielt sich doch in recht mäßigen Grenzen. In der Hauptsache beruhte sie auf dem vielgelesenen Plutarch, oder mehr noch auf dem, was man aus ihm von Hörensagen wußte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß man sich der klassischen Requisiten zwar mit vieler Munterkeit, aber nicht eben nach den Grundsätzen der Gründlichkeit bediente. In den republikanischen Klubs saßen selbstverständlich fortan „Tribunen des Volkes", jeder trug einen klassischen Übernamen, und so debattierten nicht mehr Meunier und Lejeune miteinander, sondern Brutus, Cato und Cincinnatus mit Aristides und Timoleon. Bürgerkronen wurden zuerkannt, und Zensoren walteten — denunzierend — ihres Amtes, wie es denn auch an Proskriptionen und Konfiskationen wahrhaftig nicht mangelte. Statt der Regimenter und Bataillone marschierten alsbald Legionen und Kohorten (der Pflegling der Revolution, Napoleon, der erste Konsul und spätere Imperator, tat hierin mit der Einsetzung der Ehrenlegion und indem er der dreifarbigen Fahne den römischen Adler aufsetzte, ein übriges), und vor allem kam die Bezeichnung „Republik" zu höchsten Ehren. Es besteht kein Zweifel, daß sie sich auf die respublica Romana gründet. Respublica bedeutet wörtlich öffentliche Angelegenheit, Gemeinwohl (salut public) und hernach in übertragenem Sinne auch Staat. Aber dem Worte haftet nicht die mindeste Anspielung auf irgendeine Regierungsform, geschweige denn eine freiheitliche, an. Was die Franzosen des Revolutionszeitalters mit Republik meinten, war vielmehr die Demokratie der griechischen Städte, insbesondere Athens, — die unbeschränkte Volksherrschaft, die allerdings hier wie dort bald genug und oft genug zur Ochlokratie, d. h. zur Herrschaft der ungezügelten Masse ausartete. Freilich, Athen, Korinth, Theben, nicht zu reden von Chalkis, Eretria, Potidaia, besaßen nicht die gehörigen Ausmaße für das Größebedürfnis des französischen Nationalgeistes, deshalb hielt man sich an den Weltruf des römischen Namens und nahm die Ungenauigkeit in Kauf. Noch weniger kümmerte man sich darum, daß diese vielgeliebte und -gelobte römische Republik im Grunde nur die Herrschaft einer engversippten Adelskaste gewesen war. Wenn damals etwa der jüngere Cato oder Brutus („Auch du, mein Sohn!") von der Freiheit der Republik sprachen, so meinten sie, nicht anders wie gewisse an der Macht befindliche Kreise von heutzutage, ihre Herrschaft und die Herrschaft ihrer Standesgenossen, während z. B. eine Regierung des Tyrannen Cäsar, der allerdings der Monarchie zustrebte, bestimmt einer größeren Menge Volksgenossen ein größeres Maß von Freiheit gewährt hätte. Wollte man die vom Nimbus der Republik am hellsten umstrahlten Männer in den Verhältnissen der neueren Entwickelungen unterbringen, so möchte der jüngere Cato, vom Menschlichen natürlich abgesehen, vielleicht Ludwig von der Marwitz ähneln, Brutus wäre als politischer Dilettant überall und nirgends zu placieren, und gar der ältere Cato und Cincinnatus könnten mit niemand anderem als Herrn von Olden-

burg-Januschau und einem beliebigen Herrn von Puttkamer aus Hinterpommern verglichen werden. Mit der zunehmenden Kenntnis vom Wesen der römischen Republik schwellen denn auch die klassischen Entlehnungen ab. Allenfalls brachte die amerikanische Sklavenbefreiung ein kurzes Wiederaufleben, indem sich in kindlicher Freude über die Emanzipation gar mancher schwarze Neu- und Freibürger der Union Cato und Brutus zubenannte, was aber nicht hinderte, daß unmittelbar daneben gleich oft in Cäsar und Napoleon umgetauft wurde. Im übrigen blieben allenthalben nur die Begriffe Republik und Volkstribun in der alten Gunst. Als sich dann die politischen Kämpfe immer mehr auf das wirtschaftliche Gebiet übertrugen und schließlich ihr Schwergewicht dahin verlegten, trat ein neuer sachlicher Ausdruck aus der römischen Geschichte in den Mittelpunkt der Teilnahme — Proletarier und Proletariat. In der reichlich sagenhaften Verfassung des Königs Servius Tullius bilden die Proletarier mit den capite censi, den nur der Kopfzahl nach Geschätzten, den gänzlich vermögenslosen Teil der römischen Bevölkerung, der eben infolge seines wirtschaftlichen Unvermögens vom Kriegsdienst wie von Steuern freiblieb und nur durch die Erzeugung von Nachkommenschaft (proles) — heute würde man Kanonenfutter sagen, — dem Staat einen nützlichen Dienst leistete. Indessen bereits im letzten Jahrhundert der Republik wurden sie zum Heeresdienst herangezogen, und dieser Pflicht wie auch einer verhältnismäßigen Besteuerung sind die Proletarier aller Länder bis zum heutigen Tage unterworfen geblieben. Dagegen ist neuerdings festzustellen, daß sie sich der eigentlichen „proletarischen" Aufgabe, der Erzeugung von Nachkommenschaft, nicht mehr mit dem alten Eifer hingeben. Allerjüngst ist schließlich aus der römischen Geschichte noch Spartacus, der Führer des Sklavenaufstandes der Jahre 73 bis 71 v. Chr., zur Gegenwart auferstanden. Sein Name, ursprünglich von einem sozialistischen Leitartikelschreiber als Pseudonym gebraucht, dient der kommunistischen Absplitterung von der sozialdemokratischen Partei als Aushängeschild. Die historische Überlieferung würde ihr das Recht bestreiten, diesen Patron zu führen. Nach dem Wenigen, was Appian über den Menschen Spartacus berichtet, war der ehemalige Gladiator milde, gerecht und maßvoll. Das sind drei Eigenschaften, die man seinen heutigen Anhängern unmöglich zubilligen kann. Spartacus widersetzte sich der Hinmetzelung von Gefangenen, erregte überhaupt erst durch seine Gerechtigkeit die Aufmerksamkeit der Aufständischen, indem er bei der Verteilung der Beute dafür sorgte, daß auch die Schwachen nicht leer ausgingen, und endlich hätte er für sein Teil sich wohl gern mit den erstaunlichen anfänglichen Erfolgen begnügt, sehr richtig einsehend, daß ein Kampf gegen das Weltreich Rom auf die Dauer nicht durchzuhalten war. Er gedachte offenbar, mit dem griechisch-illyrischen Teil der Sklaven von Oberitalien aus nach seiner Balkanheimat zu ziehen, während sich die Kelten über die Alpen nach Gallien wenden sollten. Seine racheschnaubenden, beutegierigen Gefährten im Oberbefehl jedoch, die ihn zuvor schon mit allen Mitteln verhindert hatten, die ungeordneten Sklavenhorden in ein diszipliniertes Heer umzubilden, zwangen ihn, zu neuer Brandschatzung nach dem mittleren und südlichen Italien zurückzukehren und brachten damit die für Rom höchst bedrohliche Unternehmung zum kläglichen Scheitern. Spartacus selbst fiel tapfer kämpfend. — Woraus zu ersehen: unbekümmert eignen sich junge, aufstrebende Gewalten Namen und Begriffe an, wo sie sich gerade bieten, aber die Geschichte behauptet ihnen gegenüber trotzdem ihre ewigen Wahrheitsrechte.

Franz Adam Beyerlein



Das Urbild der Schülerräte

Die Schülerräte, die mancher als eine eigene Errungenschaft der letzten Zeitereignisse ansehen mag, haben eine Menge Vorläufer gehabt, die in der Schulgeschichte weit zurückgehen; alle aber sind Nachahmungen eines unerreichten Vorbildes gewesen, das ihnen die berühmteste Schule zur Zeit Luthers und Melanchthons gab: die Goldberger Lateinschule unter dem Rektorate des ewigen Lobes würdigen Trotzendorf. Trotzendorf, nach Melanchthons Urteil zur Leitung einer Schule berufen, wie Fabricius zum Feldherrn, gründete den Ruhm seiner Anstalt nicht nur auf die vortreffliche Arbeit in den Sprachwissenschaften, sondern fast mehr noch auf die Durchführung einer streng sittlichen Erziehung in einer Zeit, wo die bittersten Klagen über die Zuchtlosigkeit der studierenden Jugend geführt wurden, wo Luther, des wüsten Wesens müde, trachtete, von Wittenberg wegzuziehen und Melanchthon helle Tränen weinte über die Sittenlosigkeit, die vor seinem Hörsaale nicht haltmachen wollte. In der Schulzucht lag Trotzendorfs Macht, hieraus entfaltete sich das Wachstum seiner Schule, die in ihrer Blütezeit oft mehr als 1000 Schüler zählte, darunter Grafen, Barone und viele vom Adel. Alle beherrschte er auf gleiche Weise ohne Unterschied. „Bist du unser Zunftgenosse geworden, so halte auch unsere Gesetze." Er übte eine bewundernswerte Gewalt aus über seine Schüler; mit Kennerblick sah er, was der Jugend nottat; auf Kopf und Herz, auf Gemüt und Geist suchte er gleichmäßig zu wirken. Er war ein echter Schulmeister. Seine Gesetze waren nicht vor der Schule, sondern aus der Schule geschaffen; es lag in seinem Wesen, aus den Schulerfahrungen Grundsätze zu bilden und durch konsequente Durchführung immer fester zu werden in der Zucht der Schüler und in der Leitung der Schule. Erst sieben Jahre nach seinem Tode sind die Goldberger Schulgesetze im Druck erschienen. Zu seinen Lebzeiten waren sie unverwischbar hineingewebt und hineingelebt in den Betrieb seiner Anstalt.

Die musterhafte Ordnung konnte Trotzendorf nur dadurch erreichen, daß jeder Zögling, so lange er der Anstalt zugehörte, überall und zu jeder Zeit sich unter Aufsicht fühlte. Bei der großen Zahl der Schüler war es auch einem Trotzendorf als oberstem Leiter und Regierer nicht möglich, dies allein oder mit Hilfe seiner 6—8 Lehrer durchzuführen. Er wählte deshalb aus der Zahl seiner Schüler so viele Aufseher, als zur Erreichung des Zweckes notwendig waren. Das ist nur insofern etwas Neues — denn Schülerhilfen für den Unterricht der unteren Abteilungen waren im Mittelalter überall gebräuchlich —, als es sich hier um eine Durchführung der Schülerhilfen in ganz anderem Umfange und auf ganz anderem Gebiete handelte. Er wählte Aufseher über die Ordnung im Hause, Aufseher bei Tische, Aufseher in den Schulstunden, beim Gebet und bei den Disputationen: Oeconomi, Ephori und Quästores. Die Oeconomi gaben zum Aufstehen das Zeichen mit der Glocke; sie sahen darauf, daß ein jeder sich wusch und sauber zum Gebet erschien; sie läuteten wiederum beim Beginne der Unterrichtsstunden und musterten nach vorübergegangener Erholungszeit die Zimmer, ob sie gereinigt, die Betten bereitet, die Kleider ausgekehrt, die Sachen in Ordnung, die Insassen zur Stelle seien. Sie sahen auch darauf, „daß die Bürschlein nicht söffen oder sonst mit unnützem Plaudern die Zeit schändlich hinbrächten". Nach dem Abendgebet schlossen sie die Haustüren und gaben das Zeichen zum Schlafengehen. Erst wenn alles völlig ruhig war, durften sie sich zu Bett begeben. Die Oeconomi standen unter einem Oberaufseher, dem sie Bericht erstatten mußten. Der gab, wenn es nötig war, die Anzeige an den Lehrer.

Die Ephoren sorgten für die äußere Ordnung bei Tische. Ihre Anordnungen mußten, wenn sie von Amts wegen sprachen, ebenso respektiert werden, wie das Wort des Lehrers. Reinlichkeit, Anstand und Sitte waren ihrer Obhut anvertraut. Vor ihnen durfte keiner aufstehen, länger keiner am Tische bleiben.

Einer jeden Klassenabteilung stand ein Quästor vor, der wöchentlich neu gewählt wurde und immer am Schlusse der Woche mit einer feierlichen Rede sein Amt niederlegte. Sie standen unter einem Ober-Quästor, der die Würde einen Monat hindurch bekleidete. Sie sahen darauf, ob ein Schüler in den Unterrichtsstunden, in der Kirche, beim gemeinschaftlichen Gebete oder bei den abendlichen Disputierstunden fehlte. Wer fehlte, wurde notiert und angezeigt. Sie konnten auch Themata oder Fragen aufstellen, welche in der Erholungszeit nach Tische zum Gegenstande der Unterhaltung dienen mußten. — Alle diese Ämter waren nicht leere Titel. Es war unter Trotzendorf selbstverständlich, daß auf gewissenhafte Verwaltung streng geachtet wurde. Wer sich fahrlässig zeigte, wer guten Freunden durch die Finger sah, wer mit seiner Autorität Kurzweil trieb, entging niemals ernster Ahndung. Die angezeigten Schüler aber erhielten nach dem Ermessen des Lehrers entweder sofort ihre Strafe, oder sie wurden vor das Schulgericht gestellt.

Die Schulämter in dieser ausgeprägten Form enthalten in ihrem Kern schon etwas Modernes, eine Art Selbstverwaltung, die unter Trotzendorfs Leitung von Auswüchsen frei blieb und viel Gutes schaffte; aber erst in dem aus der Mitte der Schüler gebildeten Schulgerichte oder Schulmagistrate haben wir das Urbild eines richtigen Schülerrates vor uns. Keine Anordnung ist meisterhafter in Hinsicht auf Schuldisziplin und zeugt mehr von der Größe dieses merkwürdigen Schulmannes. Er war durch die Lektüre der römischen Klassiker darauf gekommen, und wir sehen nebenbei, daß Trotzendorf dort noch etwas anderes zu lehren fand, als die Sprache, worauf damals von vielen Lehrern einzig und allein geachtet wurde. Es war ein republikanisches Element, das er in seine Schule brachte; wir verstehen recht gut, warum diese Idee gerade jetzt bei uns zur Verwirklichung schreitet. Umgekehrt ist aber nicht die mindeste Spur vorhanden, daß damals in Trotzendorfs Schülern republikanische Gelüste erzeugt worden wären. Seine Absicht war, den jugendlichen Gemütern durch dieses unter seiner Leitung Ehrfurcht gebietende Verfahren Hochachtung vor der Obrigkeit und dem Richteramte als einem Gotteswerke einzuflößen, so wie er selbst die Obrigkeit als eine heilige Gottesordnung betrachtete. Nach dem Vorbilde der alten römischen Republik wurde aus der Mitte der Schüler jeden Monat ein Konsul gewählt, dem 12 Senatoren und 2 Zensoren zur Seite standen. Trotzendorf bekleidete dabei das Amt eines Dictator perpetuus.

Nur grobe Vergehen kamen vor das Schulgericht. Dazu freilich wurde schon gerechnet, wenn zwei Schüler in der Erregung eines Spieles vergessen hatten, daß der Gebrauch der deutschen Sprache unter allen Umständen verboten (!) war, oder wenn ein Jüngling, wegen schlechter Haltung auf der Straße von einem Beobachter der feinen Sitte zur Rede gesetzt, diesem ungebührlich erwidert hatte. Sonst waren die Ursachen meist Reibungen oder Händel zwischen bürgerlichen und adligen Schülern, zwischen Deutschen und Polen, zwischen Bürgern und Lateinschülern, etwa im Goldberger Keller.

Eben ist ein Schüler angeklagt worden, „es ist einer eingelaufen", wie man sich ausdrückte. Der Ökonomus hatte sein Bett leer gefunden, und es hatte sich herausgestellt, daß er mit einem Räuschchen im Kopfe und mit Liebesflammen im Herzen dem Käthchen ein Ständchen gebracht hatte. Ein böser Fall. Trotzendorf eröffnet dem Verklagten, daß er vor das Schulgericht komme und fordert ihn auf zur Verteidigung. Acht Tage gibt er ihm Zeit, seine Verteidigungsrede zu überdenken. Der Angeklagte weiß, was das bedeutet. Er weiß, daß alles verloren ist, wenn er seine Verteidigungsgründe schlecht anzubringen versteht, daß sie platt klingen, oder wenn gar grammatische Fehler in seine Rede sich einschleichen. Er nutzt die Frist, ein zierliches Latein zu schreiben, die Sätze logisch aneinanderzureihen und alles fließend zum Vortrag zu bringen. Der Tag des Gerichtes ist angebrochen. Hinter nicht zu überschreitenden Schranken sitzen in feierlichem Ernste die Senatoren auf ihren Stühlen und die Zensoren ihnen zur Seite, und an ihrer Spitze der Konsul. Davor stehen in tiefem Schweigen die Hunderte der Zöglinge der Anstalt. Des Diktators Gegenwart bannt ihnen Auge und

Zunge. Jetzt wird der Angeklagte aufgerufen. Aller Blicke sind auf ihn gerichtet, jedes Ohr lauscht auf. Der Diktator nimmt das Wort: kurz, bündig und klar legt er die Klagepunkte vor. Und nun gilt es! Der Angeklagte beginnt zu sprechen. Was soll er in unserem Falle sagen? Er bekennt seine Schuld; er führt heran, was sie verkleinert: zierliche Verse der geliebten Klassiker hätten ihn umschmeichelt, das Ungewohnte im Goldberger Keller ihn betört, und nun wendet er sich zur Bitte, und das alles trägt er gewandt und fließend vor in einer fleißig ausgearbeiteten, wohlgeordneten lateinischen Rede. Das Antlitz des Diktators, das anfangs recht bedenklich düsterte, hat sich merklich erhellt. Der Konsul sammelt die Stimmen und faßt die Beschlüsse der einzelnen Richter zu einem Endurteile zusammen. Der Angeklagte ist glimpflich davongekommen. Trotzendorf wiederholt mit Ernst und Nachdruck den gefällten Spruch, setzt ihn auseinander und schließt mit allgemeinen Betrachtungen und Mahnungen das Gericht, die Vollstreckung des Urteils unmittelbar verfügend.

Es ist leicht zu ersehen, daß ein solches Verfahren unter der Leitung einer wirklichen Persönlichkeit, wie Trotzendorf eine war, der den Debatten mit aller Ruhe zusehen konnte und in jedem Augenblicke, wenn er es für nötig hielt, Kraft genug hatte, einzugreifen und sein Ansehen geltend zu machen, einen wohltätigen Einfluß auf die sittliche Führung der Schüler ausüben konnte. Sein Schülerrat steuerte tatsächlich den Ausbrüchen jugendlicher Unbesonnenheit und jugendlichen Übermuts. Ob unter den heutigen Verhältnissen eine ähnliche Einrichtung wie die hier geschilderte sich empfiehlt, bedarf noch sehr des Beweises. Sie dem gesamten Schulwesen von heute auf morgen schablonenmäßig aufzudrängen, bleibt immer ein gefährlicher Versuch. Ohne einen tiefen Ernst, der von wirklichen Persönlichkeiten getragen wird — das lehrt dieses Beispiel und deshalb ist es gegeben — leiden beide Teile: entweder die Lehrenden oder die Schule, oder beide nehmen Schaden und gehen zugrunde.

Karl Hildebrand



Religion — Privatsache?

Von der Erbitterung unseres Landvolkes und der kleinen Städte gegen die religionsfeindlichen Anschläge des neuen preußischen „Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung" zeugen einige Proben, die Prof. M. Rade in der „Frkf. Ztg." mitteilt. Diese Fragen erregen die Leute viel mehr als die anderen hochpolitischen Probleme, welche die Revolution obenauf geworfen hat. „Als das Schulgebet durch die jetzige Regierung aufgehoben wurde, erklärten die hannoverschen Bauern: dann wollten sie wieder englisch werden. Nicht anders empfindet der hessische Bauer auch. Es graut ihm vor den Gewalten über ihm, die ihn mit Maßregeln bedrohen oder schon vergewaltigen, die er als schlechthin religionsfeindlich empfindet. Und er sieht sich nach Hilfe um, entschlossen, auf dieser Stelle nicht so leicht zu weichen.

Es handelt sich darum, zu begreifen, welch eine grundlegende, eingreifende, unentbehrliche Rolle die Religion in der Menschheit spielt. Und keineswegs nur als Privatsache. Der moderne Mensch mag sich noch so viel begnügen mit seiner Privatreligion oder Privat-Nichtreligion: die Religion ist und bleibt doch gemeinschaftbildend, kirchenbildend. Und wo sie das ist, muß sie so verstanden, respektiert und gepflegt werden. Für den Anspruch der Religion auf die Schule ist das von ungeheurer Bedeutung. Nichts leichter scheinbar, als die Religion aus der Schule entfernen. Es bedarf dazu nur eines Federstrichs. Aber wie will man eine tiefe und rechtschaffene Bildung dem heranwachsenden Geschlecht vermitteln, ohne ihm Kenntnis zu geben von Religion und Kirche?..."



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Stimmungsmörder“ und „Katastrophen-politiker“

In „Türmers Tagebuch“ vom Januar 1919 heißt es zum Schluß: „Der deutsche Zusammenbruch ist nichts anderes als der Sieg der Katastrophenpolitiker“. An den Ergebnissen der Revolution gemessen, ist diese Behauptung richtig. Auch mit der Schilderung der Vorbereitungen, durch die der Boden für die Umwälzung geebnet wurde, dürfte das Richtige getroffen sein. Eine sehr schwerwiegende Frage blieb aber unbeantwortet: „Welches sind die Ursachen, daß das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit der solchem Werben zugrunde liegenden Stimmung sich ergab?“ Will man der Entstehung dieser Stimmung nachspüren, so steige man ins Volk und fühle mit ihm, wie der „Krieg“ mit eiserner Faust alle die Stimmungen: Begeisterung, Opferfreudigkeit, Treue zu Fürst und Obrigkeit bis zum letzten Atemzug usw., die nur allein ein Durchhalten bis zum ehrenvollen Frieden verbürgen konnten, erbarmungslos zerschmetterte. Es steht zunächst fest, daß mit den amtlich zugemessenen Nahrungsmitteln kein normaler Mensch sich lebensfähig erhalten konnte. Jedermann war gezwungen, sich „nebenbei“ nach Nahrungsmitteln umzusehen, und siehe da: Es waren stets solche vorhanden. Die Rationierung war also eine halbe Maßnahme, dazu angetan, dem mit geringen Mitteln Gesegneten unnötige Entbehrungen aufzuerlegen. Das führte zur Erbitterung. Damit ging ein großer Volksteil der Regierung als Gefolgschaft verloren. Gehen wir in die Erzeugerkreise, so finden wir auch hier das gleiche Spiel: Ein rücksichtsloses Hinauswerfen staatstreuer Bürger. Als Beweis mögen hier aus den vielen Beispielen nur einige Proben angeführt werden: Am 18. August 1917 wird eine Verfügung der Bezirksdirektion zu Apolda bekanntgegeben, daß (wohlgemerkt!) bis zum 18. August 1917 alle Gänsehalter den Bestand der in ihrem Besitze befindlichen Gänse anzumelden haben. Die Anmeldung weist natürlich große Lücken auf. Die bald darauf erfolgende Stallrevision bringt auch die nicht angemeldeten Gänse ans Licht. Diese werden den Besitzern gewaltsam genommen und, in einem engen Gelaß zusammengepfercht, zehn Tage fast ohne Nahrung untergebracht mit dem Ergebnis, daß ein Teil der Tiere umkommt. Der Rest wird nun nicht etwa notleidenden Stadtbewohnern zugänglich gemacht, sondern an ortsansässige Bewohner, die größtenteils selber in der Lage sind, sich ein Gänschen großzuziehen, verlost. Ja, selbst die in größeren Wirtschaften über den eigenen Bedarf gehaltenen Gänse, die eigentlich für die Stadtbevölkerung beschlagnahmt waren, gingen nicht an diese, sondern blieben ebenfalls im heimischen Orte, einem Landflecken von etwa 2000 Einwohnern. Die Folge: Erbitterung über solche sinnwidrig scheinenden Maßnahmen und innerliches Abwenden von einer Regierung, die dieselben verschuldet. — Ein zweites Beispiel: Am 1. Dezember 1917 ist Viehzählung. Die hierbei ermittelte Anzahl Hühner (einschließlich Jungtiere und Hähne) ergibt die amtliche Anzahl der im nächsten Jahre legefähigen Tiere. Es wird nicht wieder ermittelt, ob der Bestand mit Beginn der Legeperiode noch vorhanden ist oder vielleicht durch Verkauf oder Eingehen von Tieren sich verringerte. Nach der im Herbste festgestellten Anzahl muß z. B. ein Hühnerstamm, der bei dem Kriegsfutter vielleicht annähernd 300 Eier erzeugen

kann, amtlich etwa 900 Eier liefern. Nichterfüllung der Ablieferungspflicht wird bestraft. Liefere ich also meine sämtlichen Eier ab und darbe mit meiner Familie, Strafe ereilt mich doch. Aber vielleicht hilft eine Beschwerde. Getan. Nach langem Warten trifft im September, nachdem die Hühner längst nicht mehr ans Eierlegen denken, der Bescheid ein, daß nur annähernd 400 Eier zu liefern sind. Eine Ablieferung ist nicht mehr möglich. So folgt denn prompt die angekündigte Strafe: Entziehung der Zuckermarken. Doch nicht jeden „Sünder“ trifft diese Strafe. Nur „kleine Leute“, die von der Hand in den Mund leben und mit viel Mühe und Sorgfalt einige Hühner durchbrachten, um sich für ihren eigenen Haushalt zu versorgen, werden gestraft. Andere, die ebenfalls die geforderte Zahl Eier nicht ablieferten, blieben straffrei. Wieder ein Keulenschlag, mit dem erbarmungslos ein gut Teil treuer Staatsbürger ins Lager der „Katastrophenpolitiker“ getrieben wurde, ohne daß von dieser Seite gelockt zu werden brauchte. Hier war der „Stimmungsmord“ schon von anderer Seite vollbracht. Weiter: Ich habe gut ein halbes Jahr nach Abschluß der „U-Bootspende“ Angehörige der in Frage kommenden Truppe urteilen hören: „Nicht eine Zigarette haben wir gesehen von dieser Spende!“ Daß hier absichtlich die Unwahrheit gesprochen wurde, ist wohl nicht anzunehmen. Wo sind nun die reichen Gaben geblieben? — Sollten solche Erfahrungen die Daheimgebliebenen zu neuen Opfern anspornen? Und die Kämpfer zu großen Taten?

Die angeführten Beispiele, die dem eigenen Erfahrungskreise entnommen sind und beliebig vermehrt werden könnten, werden genügen, um zu zeigen, daß die „Katastrophenpolitiker“ nicht die eigentlichen Urheber der „Katastrophe“ sind. Sie hätten auf Granit gebissen, wäre nicht das Volk in seiner großen Mehrheit systematisch so mißhandelt worden, daß selbst Einsichtige und Besonnene mit Erbitterung sich abwenden mußten und ins Lager der Umstürzler getrieben wurden. K. Z.

Die Universität Straßburg nach — Straßburg!!

Frankfurt am Main bemüht sich, den aus Straßburg vertriebenen Universitätskörper an sich zu fesseln, der Leipziger Privatdozent Kittel schlägt vor, die Straßburger Universität nach Hamburg zu übertragen und erinnert an die Übersiedlung der Prager Studenten und Professoren nach Leipzig im Jahre 1409. Kein Wunder wäre es, wenn jetzt auch in Dresden wieder das Verlangen nach einer Universität auftauchte und man die Straßburger Universität nach Dresden zu ziehen versuchte!

Alle diese Versuche mögen herzlich gut gemeint sein, — aber von viel nationaler Würde ist dabei nichts zu spüren! Wir haben unser Heer selbst zertrümmert und stehen nun machtlos da! Jetzt erleichtert man den Feinden ihre Annexionspolitik auch noch dadurch, daß man von vornherein mit der Abtretung des deutschen Elsaß rechnet und die sich daraus ergebenden Konsequenzen bereits zieht! Was würde die französische Nation an unserer Stelle tun? Sie würden so lange protestieren, bis die ganze Welt davon überzeugt wäre, was für ein großes Unrecht ihr geschehen soll. Und wir? Wir geben auch hier die letzte moralische Waffe, die wir überhaupt noch haben, freiwillig aus der Hand, indem wir uns innerlich mit dem Verzicht bereits abfinden! — Wenn aber ein Gelehrter Erinnerungen aus der Vergangenheit schon auskramen will, der erinnere nicht an die Übersiedlung der Prager Studenten nach Leipzig, sondern an das deutsche Straßburg, an Erwin von Steinbach und das Münster, an Goethe und Herder in Straßburg, an Friedrike von Sesenheim usw. Das ganze Volk und an seiner Spitze die Presse sollten einig sein in dem Rufe und der unermüdlichen Forderung: Die deutsche Universität Straßburg gehört nach dem deutschen Straßburg! J. M.



Literatur · Bildende Kunst · Musik

Ergebnis unseres Preisausschreibens

Unser im Oktoberheft des „Türmers" veröffentlichtes Preisausschreiben für belletristische Kleinkunst hat ein über Erwarten günstiges Ergebnis gehabt. Aus dem halben Tausend eingegangener Arbeiten haben wir dreißig auswählen können, die, nach Inhalt und Form sehr mannigfaltig, echt künstlerische Prägung tragen. Wir freuen uns, den Lesern des Türmers für die zwei nächsten Jahre einen ganz ungewöhnlich guten belletristischen Teil in Aussicht stellen zu können.

Dem großen Erträgnis haben Redaktion und Verlag des Türmers dadurch zu entsprechen gesucht, daß sie einen weiteren 2. Preis von 300 ℳ und noch zwei 3. Preise von 200 ℳ verliehen haben. Außerdem soll bei allen Arbeiten der über 5 Seiten hinausgehende Umfang noch besonders honoriert werden.

Im einzelnen stellt sich das Ergebnis des Preisausschreibens wie folgt:

Ein 1. Preis zu 500 ℳ: „Nechor", Kennwort Nechor, Dr. Ernst Kratzmann, Wien.

Drei 2. Preise zu 300 ℳ:

„Bärenjagd", Kennwort Kopf hoch, A. M. Kolloden,
„Goldene Scherben", Andantino, W. L. Quidam (Werner Lehmann), Glatz i. Schles.;
„Die Ringer", Zirkus, Otto Schwarz, Stuttgart.

Fünf 3. Preise zu 200 ℳ:

„Muriel", Wolfgang, Wolf Durian, Eßlingen a. N.;
„Der silberne Himmel", Wintersonnenwende, B. Haldy, Mainz;
„Eulenspiegels letzte Fahrt", Eulenspiegel, Dr. Ernst Kratzmann, Wien;
„Ein Lübscher Junker", Hol di taj, Eilhart Erich Pauls, Lübeck;
„Abenteuer in Venedig", Venedig, Tony Schwabe, Jena.

10 Preise zu 100 ℳ:

„Rose am Galgenholz", Normanne, Werner Bergengrüen, Altenburg;
„Dr. Guillotin", Paris, Paul Bourfeind, Köln;
„Der Familientag", Scabies hispanica, Dr. Adolf H. Braun, Passau;
„Früh vollendet", Gertrud, Dr. Georg Daub, Braunschweig;
„Ägyptische Bilder", Ein zaghafter Versuch, Wally Baronin Engelhardt, Berlin;
„Waldhaus", Waldhaus, Bernhard Flemes, Hameln a. d. Weser;
„Sieben Rosen", Obliviscі nequeo, Margarete Friedrich, Breslau II;
„Darum", Ver sacrum, Helene Hirsch, Brünn in Mähren;
„Therese und Dorchen", Spät erklingt, was früh erklang, Anna Malberg, Weimar;
„Wagenfahrt", Trotzenburg, Judith Stamm, Priemen bei Liepen.

Außerdem wurden noch zwölf weitere Arbeiten erworben.



Der Künstler als Staatspensionär

Schiller hat seine „Teilung der Erde“ nicht umsonst geschrieben. Die Künstler von heute sind nicht gewillt, im himmlischen Umgang mit Zeus einen Ausgleich dafür zu sehen, daß sie zum Leben auf der Erde nicht genug haben. Von den ersten Tagen der Revolution ab haben sich allerlei Künstlerräte gebildet, die sich allerdings, wie es scheint, im Reden erschöpft haben. Daneben ist wertvolle Organisationsarbeit geleistet worden, um die bestehenden Künstlerverbände zu gemeinsamem Handeln zusammenzuschließen. Das braucht Zeit, und Taten stehen noch aus. Weiterhin wird von einzelnen in hundertfacher Abwandlung die Sozialisierung der Kunst erörtert, und die Nationalversammlung in Weimar mit Anträgen und Vorschlägen bestürmt.

Unter diesen gibt ein offener Brief Hans Kysers (Vossische Zeitung 9. März), der schon früher mit einer viel beachteten Kritik der Verwaltung der Schillerstiftung hervorgetreten ist, so viele tatsächliche Handhaben, daß eine Erörterung vor einem breiteren Leserkreise Gewinn verspricht. Hans Kyser beginnt mit einer Kritik des gegenwärtigen Zustandes: „Nur wo ein offenbarer, unverschuldeter Notstand vorliegt, hat er heute Aussicht auf Besserung. Die wirtschaftliche Not der Arbeiter sieht jeder. Die ihren Interessen dienende Presse hat sie seit Jahrzehnten in allen ihren Einzelheiten dargelegt. Der Erfolg ist, daß der größte Teil des Bürgertums sich heute bereit erklärt hat, den Arbeitern ihre wirtschaftliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wer aber kennt wirklich den Notstand der künstlerischen Arbeiter, insonderheit der Dichter, für die ich spreche? Wo gibt es eine Presse, die mit derselben Hartnäckigkeit auf ihn hinweist und grundsätzliche Besserung fordert? Da ihre Notlage keine selbstverschuldete, sondern eine Schuld des Volkes an ihnen ist, geht es nicht mehr an, in einer Zeit, die sich zu Reformen an Haupt und Gliedern gerüstet hat, vor sich selbst den Mund in falscher Scham zu verschließen. Es ist unökonomisch, die geistigen Kräfte, denen höhere Aufgaben gestellt sind, in einem widrigen und keineswegs notwendigen Existenzkampf unfruchtbar zu zerreiben.“

Kyser nimmt sich dann selbst als Beispiel: „Ich habe fünfzehn Jahre gearbeitet. Ich habe keinen Grund, von Verkanntsein zu sprechen. Ich kann mich über die öffentliche Kritik nicht beklagen. Meine Arbeiten wurden zu den üblichen Honoraren gedruckt, meine Dramen sind sämtlich aufgeführt.“ Trotzdem hat Kyser mit seinen künstlerischen Arbeiten in den fünfzehn Jahren nicht so viel verdient, daß er mit seiner Familie bei großer Sparsamkeit auch nur drei Jahre davon hätte leben können. Wer die Verhältnisse kennt, wird ohne weiteres zugeben, daß dieses Verhältnis durchaus nicht unter dem Durchschnitt steht. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß bei uns nur ausnahmsweise der Dichter vom Ertrag seiner künstlerischen Arbeit das Dasein fristen kann.

Hier drängt sich die von Kyser nicht weiter untersuchte Frage auf: „Wo liegt die tiefere Ursache für diesen Zustand?“ Kyser bleibt den Beweis für den zweiten Teil seiner Behauptung schuldig, daß „die Notlage der Künstler keine selbstverschuldete, sondern eine Schuld des Volkes an ihnen ist“. Wie kann man hier überhaupt von einer Schuld des Volkes sprechen? Für das Verhältnis von Arbeit und Lohn gibt es nur ein regelndes Gesetz, das ist Nachfrage und Angebot. Die Gesamtheit will leben und braucht dazu eine Reihe von Gütern, die durch die Arbeit ihrer Mitglieder erzeugt werden. Je unentbehrlicher die Güter sind, um so notwendiger werden die sie erzeugenden Mitglieder der Gesellschaft. Um so eher wird also auch die Gesamtheit bereit sein, diese Gütererzeuger zu entlohnen. Da wir in der Welt zunächst als materielle Wesen stehen, brauchen wir zu unserer Erhaltung vor allem auch die materiellen Güter. Hier wird sich die Regelung des Lohnes dem Bedürfnis entsprechend ganz von selbst einstellen. Je geistiger die erzeugten Güter werden, um so fraglicher wird ihre Notwendigkeit für die Existenz, um so schwankender deshalb auch ihre Entlohnung.



Von diesem nüchternen Daseinsstandpunkte aus ist die Kunst zuletzt notwendig. Im sozialen Haushalt ist der Künstler zuallererst zu entbehren. Kunst und Künstler sind vom Standpunkte des Kampfes ums Dasein ein Luxus. Aber selbst wenn der Kulturstand einer Gemeinschaft so hoch gestiegen ist, daß ihr die Kunst zu einer Lebensnotwendigkeit geworden ist, bringt die vorzüglichste Eigenschaft der Kunst für ihren Verbrauch andere Gesetze, als die für die übrigen Lebensgüter geltenden. Die Kunst ist „ewig“. Das Kunstwerk kann nicht verbraucht werden. Die Nachfrage nach Kunst bedingt an sich noch keine neue Erzeugung von Kunst. Die Gemeinschaft besitzt heute eine solche Masse von Kunst, daß sie für ihre Kunstbedürfnisse damit völlig auskommt. Sie braucht nur die Vermittler dieser Kunst. Das ist so natürlich sehr schroff ausgedrückt, aber die Frage der Regelung von Kunstarbeit und Lohn wird vom Leben genau so schroff beantwortet.

Wenn es auf die „Gesamtheit“ ankommt, so brauchen wir z. B. in der Musik keine neuen Kompositionen. Die Gesamtheit wird gar nicht fertig mit dem Genuß der vorhandenen Schöpfungen. Allenfalls verlangt sie Neues für die allergewöhnlichsten Bedürfnisse der Unterhaltung, etwa den Tanz. Dagegen braucht sie Musiker, die ihr die vorhandenen Vorräte von Musik vermitteln. Die Gesamtheit hat also Lohn bereit für die reproduzierenden Musiker, für Orchester, Opernensembles, auch für Solisten, nicht aber für Komponisten. — Das Volk hat ein außerordentliches Bedürfnis nach Theater. Dieses Bedürfnis ist, soweit hohe Dichtung in Betracht kommt, durch die vorhandene dramatische Literatur zu stillen. Jedenfalls sind jene Kreise, die unbedingt neue Kunst verlangen, nur klein. So bereitwillig diese Kreise nun auch für neue Dramatik Bezahlung leisten mögen, bleibt doch die aufkommende Summe klein. Dagegen findet sich ohne weiteres die Entlohnung für den Schauspieler. Auch hier steht für das Lohnverhältnis die vom Tag für den Tag geschaffene Unterhaltungsware viel besser da, als die hohe Kunst. Und so ist es auf allen Gebieten. Der Vorrat an echt künstlerischer Lyrik ist so groß, daß auch der nach ihr hungrigste Deutsche ihn gar nicht erschöpfen kann. Es kann darum an sich keine Nachfrage nach neuer Lyrik entstehen, und es ist nur die natürliche Folge, wenn für das auf diesem Gebiete vorhandene Angebot nur wenig Lohn ausgesetzt wird. Dagegen besteht ein großes Verlangen nach der aus dem Tage geschöpften Unterhaltungsliteratur, und so stellt sich die Lohnfrage für den Erzeuger um so günstiger, je mehr sein Erzeugnis diesem an sich wenig künstlerischen Verlangen entspricht. Der Unterhaltungsroman steht deshalb höher im Kurs, als das epische Kunstwerk. Entsprechend dem Bildungsstande des Volkes ist das Lesebedürfnis außerordentlich gewachsen. Bestimmt wird es durchaus nicht nur vom künstlerischen Verlangen, sondern vom Bedürfnis nach Belehrung auf allen möglichen Gebieten, politischer Unterweisung und dergleichen. Dementsprechend findet sich die Entlohnung für den Schriftsteller viel leichter, als für den Dichter.

Aus alledem ergibt sich, daß, da der Künstler seiner Natur nach außerhalb der eigentlichen sozialen Ordnung steht, sich innerhalb derselben für ihn kein ausreichender Platz findet. Der Berufskünstler, im heutigen Sinne des Wortes, ist auf schöpferischem Gebiete erst eine Erscheinung der neuesten Zeit. Shakespeare und Molière haben nicht von ihren dramatischen Schöpfungen gelebt, sondern waren Schauspieler. Goethe lebte von seinem Beamtengehalt, Schiller wurde Professor, Mozart gab Unterricht, andere Komponisten waren Kapellmeister. Von früheren Zeiten sei ganz abgesehen. Wo der schöpferische Künstler sich nicht durch eine solche Verwendbarkeit auf irgendeinem anderen, besser in die soziale Ordnung eingegliederten Gebiete seinen Lebensunterhalt erwerben konnte, mußte ihm die Lebensmöglichkeit durch eine Form von Wohltat geschaffen werden. In irgend einer Art mußte das Mäzenatentum eintreten, als dessen Kern sich herausschält: Bezahlung einer Arbeitsleistung, trotzdem sie an sich nicht gebraucht wird.

Diese Sachlage ist gegenüber der schöpferischen Kunst niemals zu ändern, und es erhebt sich nur die Frage: Wer soll diese Entlohnung der Künstlerarbeit leisten? — Die nächstliegende

Antwort ist: Der sie haben will. In beträchtlichem Umfange geschieht dem auch so. Der Maler wird von dem bezahlt, der sein Bild haben will; der Dichter in gewissem Sinne durch den Käufer seines Buches. Hier bedarf es aber schon eines Vermittlers.

Erweitert man den Begriff des Besitzes in der für das künstlerische Gebiet naheliegenden Weise auf den Genuß am Kunstwerk, so kommen wir dahin, daß das öffentlich aufgestellte Kunstwerk allen gehört, die überhaupt kunstempfänglich sind, also grundsätzlich der Allgemeinheit. Für öffentliche Bauwerke ist denn auch schon früh diese Allgemeinheit (Staat, Kirche) als Entlohner eingetreten. Aber durch tausend Kanäle findet auch der größte Teil der übrigen Kunst, vor allem Poesie und Musik, den Weg in die Allgemeinheit. Und so hat sich mit vollem Recht allmählich das Gefühl entwickelt, daß diese Allgemeinheit gegenüber dem Kunstschöpfer Verpflichtungen habe. Der Staat als Vertreter der Allgemeinheit hat zunächst versucht, durch besondere Entlohnungsgesetze für künstlerische Arbeit dem Künstler zu helfen. Dieses ganze Urheberrecht oder gar die Autorenrechte an Theateraufführungen sind bezeichnenderweise erst wenige Jahrzehnte alt; sie können aus den im Beginn dieser Ausführungen gegebenen Gründen nicht durchgreifend helfen. Wenigstens nicht in ihrer jetzigen Form.

In ein neues Stadium ist die ganze Frage durch die sozialistische Entwicklung der letzten Jahrzehnte getreten. Einerseits hat die Kirche als Nährquelle für das Kunstverlangen der breiten Massen an Bedeutung eingebüßt, andererseits hat die sozialistische Bewegung ihre Forderung nach stärkerer Beteiligung der Massen an den Lebensgütern über das Materielle auf das Geistige und Künstlerische ausgedehnt. Für das Geistige ist der Staat der sozialistischen Bewegung vorangegangen. Er hat den Besuch der Schule, also die geistige Erziehung, aus einem Vorrecht der Begüterten sogar zu einer Pflicht der Gesamtheit gemacht in der Volksschule. Wir sind heute dabei, auch die höhere Schule aus einem Vorrecht der Besitzenden zu einem Anrecht der Begabten zu machen. In dieser Entwicklung liegt die Rechtfertigung der Verstaatlichung aller Schulen, was die Übernahme der Entlohnung der hier geleisteten Arbeit durch die Gesamtheit zur Folge hat.

Es ist nun gerade in neuerer Zeit immer häufiger die Kunst der Wissenschaft gleichgestellt und daraus gefolgert worden, daß sie in gleicher Weise der Gesamtheit zugänglich gemacht werden müßte. Für die bildende Kunst ist darin Beträchtliches geschehen. Die Architektur gehört ihrer Natur nach, wenigstens in ihrer Außenerscheinung, der Gesamtheit; plastische Kunst ist gleichfalls vielfach öffentlich aufgestellt; in den Museen ist eine Unmasse von Kunstwerken als Allgemeinbesitz aufgestapelt, und es ist lediglich eine Verwaltungsfrage, den Genuß dieser Kunst, wenigstens theoretisch, allen zugänglich zu machen.

Bezeichnenderweise zielen aber fast alle Vorschläge über Sozialisierung der Kunst auf das Theater. Das Theater ist entschieden die sozialste Form der Kunstvermittlung und des Kunstgenusses, und so ist es leicht begreiflich, daß jetzt als eine der Hauptforderungen die Sozialisierung des Theaters verlangt wird.

Es wird aber darunter ganz verschiedenes verstanden. Viele verstehen unter Sozialisierung nur eine gerechte Verteilung der Einnahmen zwischen die am Zustandekommen einer Theateraufführung beteiligten Faktoren. Das wäre natürlich unschwer auf die bestehenden Theater anzuwenden. Anders liegt der Fall, wenn die Vergesellschaftung als Verstaatlichung aufgefaßt wird, wo dann der Staat Eigentümer aller Theater würde und das Volk auf den Theaterbesuch ebensolchen Anspruch hätte, wie auf die Schule. Es ergeben sich da der Fragen so viele, daß sie im Rahmen dieses Aufsatzes nicht behandelt werden können.

Für uns ist entscheidend, daß alle diese Dinge an der Stellung des Dichters noch nichts zu ändern brauchen. Die Frage, wie der schöpferische Künstler zu entlohnen sei, bedürfte auch dann noch einer besonderen Lösung, wenn aller Kunstbesitz verstaatlicht würde, was übrigens gar nicht durchzuführen ist. Denn der Staat könnte doch immer bloß als Kunst erwerben, was er als solche anerkennt. Es dürfte sich aber mit dem Begriff der menschlichen

„Freiheit" nicht vertragen, andern Leuten zu verbieten, Dinge hervorzubringen bzw. zu erwerben, die sie für Kunst halten.

Genau so schwierig ist es, den Maßstab für die Entlohnung zu finden. Es ist bei der Kunst weder in der aufgewendeten Arbeitszeit noch im Umfang des Kunstwerks ein Maßstab gegeben, sondern lediglich in der Qualität. Ein acht Zeilen langes Gedicht Goethes, das in wenigen glücklichen Minuten empfangen und geformt wurde, ist gerade vom Standpunkt des Volksbesitzes an Kunst unendlich wertvoller, als Hunderte von Dramen durchaus wackerer Dichtersleute. Also hier ist einfach mit den gewohnten Mitteln nichts zu machen. Für den Künstler stellt Kyser die Frage so: „Wer gibt uns so viel Lohn für unsere Arbeit, daß wir neue Arbeit leisten können?" Da bleiben immer noch eine Masse Einwände. Wie ist es mit dem Künstler, den es gleich zu einem sehr großen Werke drängt und der deshalb erst nach Jahren mit einer Arbeit aufwarten kann? Wie steht es mit dem sehr langsam Produzierenden? Wird man ihm nicht als Faulheit auslegen, was eine Vorbedingung seiner Kunst ist? Wir wissen aus der Biographie Ferdinand von Saars, daß er um die österreichische Staatsunterstützung nicht mehr einkommen konnte, weil er für so und so viele Jahre keine neue Arbeit aufzuweisen hatte.

Es läuft also auf ein Mäzenatentum heraus, das der Staat ausübt. Es werden Behörden eingesetzt werden müssen, die entscheiden, daß jemand durch seine künstlerische Begabung einer öffentlichen Unterstützung wert ist. Gegenleistungen können der Natur des Kunstschaffens nach nicht verlangt werden. Ein Lionardo da Vinci hat so gut wie alle seine Auftraggeber im Stich gelassen, und seine Persönlichkeit als solche ist ein viel größerer Weltbesitz, als seine Werke. Man wird streng genommen auch die „Bedürftigkeit" nicht zum Maßstab nehmen können. Richard Wagner war in engen Verhältnissen überhaupt nicht fähig zur Produktion und empfand als Beengung, worin ein Kleist sich als Krösus vorgekommen wäre.

Doch lassen wir diese Erwägungen in der Hoffnung, daß auch hier, wenn erst der ernsthafte Wille vorhanden ist, sich ein Weg finden wird. Wichtig vor allem ist die Frage, woher die Geldmittel kommen sollen, um dieses große Unterstützungswerk der Künstler durchzuführen. Gerade wer realpolitisch denkt, wird unserem schwer heimgesuchten Staatswesen in den nächsten Jahrzehnten keine neuartigen Ausgaben zumuten. Hier leistet Kyser gute Arbeit, indem er von dem Grundsatze ausgeht, daß die Kunst der Kunst bzw. den Künstlern zu helfen habe. „Auf Grund einer Umänderung der Urhebergesetze und der Schaffung neuer Verlagsrechtsgesetze müssen die „Arbeitnehmer" und „Arbeitgeber", in diesem Falle die Dichter und Verleger, Vertriebsbureaus, Theaterdirektionen oder -Gesellschaften sich durch ihren eigenen Arbeitsgewinn auch die Arbeitsmöglichkeiten sichern. Neue Zeit — neue Forderungen, neue Gesetze. — Als Ziel wird festgesetzt: Es muß auf gesetzgeberischem Wege eine Staatskasse geschaffen werden, die deutschen Dichtern ... durch jährliche Stipendien in angemessener Höhe die materielle Möglichkeit der Arbeit gewährleistet."

Als Einnahmequellen für diese Staatskasse nennt Kyser an erster Stelle eine Umänderung des § 29 des jetzigen Urhebergesetzes, wonach nach einer gewissen Schutzfrist Kunstwerke „frei" werden. Der Vorschlag ist alt, ich habe ihn an dieser Stelle schon im 1. Maiheft 1916 eingehend begründet. Kyser schlägt vor, daß Verleger und Theaterdirektoren verpflichtet sind, bei Druckwerken 6%, bei Aufführungen 3% der Staatskasse deutscher Dichter abzuliefern. Ich habe die Worte „von ihrem Gewinn an schutzfreier Dichtung" gleich weggelassen. Es muß natürlich nach dem Verkaufspreise der Bücher bzw. der Theatereinnahmen gerechnet werden, sonst geben die Herrschaften überhaupt keinen Gewinn zu.

2. „Sind also die toten Dichter gebunden, für die Lebenden mitzuarbeiten, so sollen auch die Lebenden sich dieser sozialen Pflicht nicht entziehen. Der Verdienst ist in keinem Berufe so wenig von der wirklichen Arbeitsleistung abhängig, wie im künstlerischen. ... Der Sozialismus ist keine ästhetische Gebärde, sondern ein Opfer. Der verdiente oder unverdiente



Erfolg des einzelnen hat allen zugute zu kommen. ... Darum schlage ich ein Gesetz vor, das die Dichter unter Wahrung ihres eigenen notwendigen Profites verpflichtet, eine gewisse nach oben gestaffelte prozentuale Abgabe ihres Gewinns in die Staatskasse der deutschen Dichter abzuliefern."

3. Auch die Arbeitgeber, also Verleger, Bühnenvertriebe und Theaterdirektionen, werden zu einer bestimmten, nach oben gestaffelten prozentualen Abgabe von ihrem Gewinn an die Staatskasse verpflichtet.

4. Bei aller Einschätzung der völkerversöhnenden Kraft der Kunst ist es doch unsinnig, durch fremde Einfuhr den eigenen Volksgenossen die Arbeitsmöglichkeit zu erschweren, und so soll von aller fremdländischen eingeführten Kunst ein Prozentteil an diese Staatskasse abgeführt werden.

5. Eine besonders hohe Abgabe müßte von aller Verwertung deutscher Dichtkunst durch die Kinogesellschaften gleichfalls dieser Staatskasse zugeführt werden.

6. „Auf den vorbezeichneten Wegen haben wir eigentlich erst vom Gewinn aller beruflich Beteiligten eine Privatkasse geschaffen. Aber die Kunst geht das ganze Volk an. Darum muß der Staat auch etwas für sie tun.... Hat er bisher mit der Gewährung hoher Zivillisten für den äußerlichen Schmuck unserer Kultur, den heute viele für fragwürdig halten, Unsummen ausgegeben, so entziehe er sich nicht der sittlichen Pflicht, auch etwas für den inneren schöpferischen Gehalt seiner Kultur zu leisten." Der Staat hätte danach auch alljährlich eine bestimmte Summe dieser Kasse zuzuführen. —

Über die Vorschläge wird sich im einzelnen reden lassen, vor allem über die prozentuale Höhe der Abgaben. Grundsätzlich sind diese Forderungen alle berechtigt. Kyser hat sich auf die Literatur beschränkt, für bildende Kunst und Musik liegen die Verhältnisse ganz entsprechend. Unzweifelhaft würden auf diesem Wege so große Summen einkommen, daß sie nicht nur für die Stipendienzwecke zulangen würden. Gerade wer sehr nüchtern über die nächste Zeit denkt, muß es als eine Notwehr der Kunst anerkennen, wenn sie verlangt, daß die aus ihr erzielten Einnahmen der Volksgenossen zwar zur Besteuerung herangezogen werden, daß diese Erträgnisse aber wieder der Kunst zufließen. Karl Storck

Impressionismus und Expressionismus

(Berliner Theater-Rundschau)

Die Bannerworte, die Etiketten-Aufschriften der Ästhetik vom augenblicklichen Heute, „Expressionismus" und „Impressionismus" sind im Grund und Kern nur zwei neue Schlagworte für alleräIteste Stilunterschiede und die allgemeinsten Gegensatzbewegungen, welche sich von jeher durch die Kunst- und Literaturgeschichte, die ganze Geistes- und Kulturgeschichte der Menschheit dahinziehen: Idealismus und Realismus. Dem impressionistischen Realismus und Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts tritt heute im Expressionismus eine mehr idealistisch-intellektualistisch gerichtete Kunst entgegen. Und wie immer, so sehen Alte und Junge auch heute einen Anlaß darin, sich gegenseitig Kriegserklärungen zuzusenden und wütend einander aus der Welt herauszukritisieren und die Daseinsberechtigung einander abzusprechen. Was stets auch das Sinn- und Zwecklosefte gewesen ist.

„Die Kunst der Zukunft wird naturalistisch sein oder sie wird nicht sein", verkündigte Zola seinen Altersgenossen, und unsere Jungen erblicken schon alles Heil und alle Erlösung darin, wenn sie in dem Satz das Wörtchen „naturalistisch" durch das andere „expressionistisch" ersetzen. Gleichwie die Zolasche Zukunft und Prophezeiung von kurzer Dauer und Gültigkeit

war — gerade dreißig Jahre lang, für eine Generation, vorhielt, so wie es allezeit der Fall war —, so darf man auch unseren Jüngsten eine gleichlange Herrschaftszeit in Aussicht stellen. In der Tat handelt es sich um den natürlichen, ganz selbstverständlichen Fruchtwechsel, und wie die Erdäcker, so wollen auch die Geistesäcker nach gewissen Fristen um- und neu bepflanzt werden. Der Naturalismus hat gesagt, was er uns zu sagen hatte. Seine Stoffe, Anschauungen, Ideen, Gefühle sind dargestellt und erschöpft. Das Wichtigste für uns wäre schon, daß über die Wirklichkeitserde, wie er sie uns zu zeigen und zu erklären suchte, idealbildende künstlerische Geister kommen und sie formen und gestalten nach dem Geist und dem Bilde, die in ihnen leben. Worauf es dann ankommt, wie diese ihre Innen-Visionen beschaffen sind, was sie im Geiste schauen, welche Werte und Reize sie für uns besitzen, und wie sie sie als Künstler darzustellen, nach außen hin zu materialisieren vermögen.

Welcher Schule, Richtung und Partei ein Dichter angehört, das bedeutet gerade noch sehr wenig. Die Eigenschaften, durch die er uns als produktiv Schaffender gewinnen muß, liegen wo anders, als im Kampfprogramm, dem er sich verschwört. Indem wir literar-geschichtlich Realisten, Idealisten, Impressionisten, Expressionisten, Ästhetizisten usw. voneinander unterscheiden und immer engere Unterabteilungen bilden, ordnen wir nur, systematisieren und schematisieren wir, und verrichten gute Bureaukraten-Arbeit, wie ein Linnée die Pflanzen einteilt.

Aber diese ordnende Vernunft, die nach Kant ein Trennen und Einigen ist, einigt und trennt mit einem sehr launisch-veränderlichen Denken, recht willkürlich, was tatsächlich-wirklich, wie der gordische Knoten, symbiotisch-organisch innerlichst-unlöslich miteinander verflochten und verwoben ist. Es gibt kein expressionistisches Sehen und Gestalten, was nicht immer zugleich auch ein impressionistisches wäre und umgekehrt; sie bedingen sich gegenseitig und eines kommt nur durch das andere zustande. Wir können innerlich nichts schauen und uns vorstellen, was nicht auch real, sinnlich, außer und um uns, materiell als Naturerscheinung vorhanden wäre, und alle Visionen schöpfen aus den Impressionen als ihren Elementen. Wenn diese Welt außer und um uns mit allen ihren Dingen, Vorgängen und Begebenheiten das Stoffgebiet des naturalistischen Künstlers ist, welches er möglichst scharf und genau so wiedergeben möchte, wie es objektiv-wirklich vor ihm steht, so gibt er doch nie und kann niemals wirklich die Natur in der völlig unerschöpflichen Fülle ihrer Einzelheiten erfassen. Geben kann er immer nur die Expressionen, das was unsere Jüngsten heute eben Expressionen nennen, aber ebensogut auch als Impressionen bezeichnen könnten. Eben die geistigen Innenbilder, die subjektiven Spiegelungen und Reflexe, die jeder als besondere, eigene Persönlichkeit aus den Wirklichkeiten entnommen und geschöpft hat. In jedem Kopfe aber malt sich diese Welt auch wieder anders ab. Ein Expressionist aber mag noch so sehr mit geradezu buddhistisch-idealistischem Fanatismus die ganze Natur als Schein und Trug verwerfen — und noch so sehr darauf dringen, daß er die Vorstellungsbilder geben will, gerade nur so, wie sie in ihm sich hergestellt haben —, so bringt er als Künstler doch immer nur ein Werk damit zustande, daß er seine Visionen auch zu materialisieren, nach außen hin zu projizieren, zu naturalisieren vermag.

Natur und Kunst, Materie und Geist, das Wirkliche und das Ideale, die Impressionen und Expressionen, — sie scheinen sich zu fliehen, und haben sich, eh' man es denkt, gefunden. Sie fliehen sich nur in einem Denken und in einer Schulweisheit, und kraft dieses Denkens, dieser Schultheorien, bringen wir sie sogar in Gegensatz zueinander und lassen sie ewig Krieg miteinander führen. Da sprechen wir von dem Wirklichkeitsmenschen, dem Realisten, als einem Menschen, der allein auf dem festen und sicheren Boden der Tatsachen steht, und vom Idealisten als einem Wolkenkuckucksheimer und Traumwandler, einem, der nur Luft- und Hirngespinsten nachjagt. In unserer Natur und in unserem Geiste ist es aber von vornherein gerade so eingerichtet, daß die Seinskräfte des Wirklichen und des Ideellen immerdar, auch in jedem einzelnen, miteinander nur verbunden vorhanden sind, Hand in Hand nur mit-

einander wirken und schaffen, wirken und schaffen können. Unablässig ist aller Geist nur darauf gerichtet, damit beschäftigt, das was wirklich ist, zu idealisieren, anders und neu, besser und höher zu formen und zu gestalten, und andererseits die idealen Vorstellungen und Forderungen zu verwirklichen. Realismus und Idealismus, Impressionismus und Expressionismus müssen nur nicht wie Gegner und Feinde gegeneinander zu Felde ziehen wollen. Sie sind ganz auf gegenseitige Hilfe und Förderung nur angewiesen, und alles Fruchtbare, die höchsten Werke und Taten, kommen ausschließlich dadurch zustande, wenn sich das Wirklichkeitswissen und das idealische Können in guter Liebe und Ehe miteinander vereinigen und sich gegenseitig begatten und beschatten.

Augenblicklich hat sich unser armes Deutschland schon in ein Reich allerböfester und dümmster Wirklichkeiten aufgelöst, und diese Wirklichkeiten greifen mit blutigen und rohesten Händen herüber in die Reiche der Kunst, der Urheimat alles idealischen Bildens und Schaffens. Ach, das Haus unserer Volksbühne am Bülowplatz, — Schöpfung einer ursprünglich proletarischen Bewegung, von Dichtern und Arbeitern, die ehrliche Antikapitalisten waren, auferbaut als eine Weihestätte der Dichtung, die Massen zu ernähren, zu beschenken und zu bereichern mit Schätzen und Werten, die der Rost nicht frißt — verwandelte sich in eine Spartakus-Festung, in einen Zufluchtsort politisch-wütender Geister, in eine Schandstätte verbrecherischen Kriegens und Mordens. Es könnte auch wohl als ein Symbol gelten. Das Theaterleben kam zum erstenmal wirklich ins Stocken. In diesen schweren, blutigen Jahren konnte die Kunst der Bühnen sogar mehr als jemals zu einer Heimat des Friedens, zu einer Insel der Seligen werden, wohin die gehetzte, verwundete Seele vor einer wirklichen, allzu wirklichen Welt flüchtete, und still vertrauend betete, wie das alte Mütterlein: „Eine Mauer um uns baue." Alle Mächte der tiefsten Unkultur aber, immer mehr wachsend und um sich greifend, drohen heute, uns auch diese Asyle zu zerschlagen.

Doch an einem Abend in diesem Monat wurde das Theater wirklich zu einem heiligen Hain, und über all die Greuel, die Gewalttaten, den Schrecken, Not und Hunger der wirklichen Welt jubelte der frohe Siegesgesang eines Dichters, eines Erlösten und Befreiten, der wie kein anderer ein ebenso starker Impressionist wie Expressionist war, ebenso real wie ideal zu sehen und zu schauen vermochte. Die Aufführung von Shakespeares „Wie es Euch gefällt" im Deutschen Theater leuchtete als eine große, unvergeßliche Tat über allem anderen hoch empor. Max Reinhardt darf diese Aufführung zu den glänzendsten Wunderwerken seiner Regiekunst zählen. Otto Brahm hätte das niemals zustandebringen können. So antipodisch wie nur eben möglich stehen sich beide als Spielleiter gegenüber. Brahm war immer der Gelehrte, und dazu Spezialist, einseitig, beschränkt, verbohrt in seinem Geschmack, auf den Naturalismus wie auf ein Fachstudium eingeschworen. Der Geruch der Studierstube war aus seinem Theater nicht zu verbannen. In Reinhardt glüht und blüht innerlichst nur eine ganz reine Künstlerseele. Ihre unerschöpflichste Quelle ist die expressionistische Phantasiekraft. Vielseitig, allumfassend beherrscht Reinhardt alle Stile mit gleicher Vollkommenheit und Sicherheit. Gegen ihn verblaßt das Otto Brahmsche Können durchaus.

Auch diese Shakespearesche Komödie gehört noch immer zu den Werken des Dichters, an deren eigentlichen Sinnen und tiefstem Inhalt unsere offizielle Literaturwissenschaft stillschweigend vorübergeht. Sie sieht in ihm nur ein romantisches Liebeslustspiel voller Launen und Grazien, eine höfische Gesellschaftspoesie, — und weiß nicht viel anzufangen mit der Welt düsterer Greuel und Verbrechen, die ihre blutigen Schatten in die erotischen Haine des Ardenner Waldes hineinwirft. Und doch kommt alles darauf an, diese beiden Gegenbilder in ihrer ganzen Schärfe und ihrer gleichwertigen Bedeutung für die Gedankenwelt und den Aufbau des Ganzen hervorzuheben.

Im Becher dieser Dichtung fließt unmittelbarste Gegenwart, und die Visionen, die in ihr aufsteigen, können zu uns reden wie Erscheinungen, aus dem Hexensabbat dieser Jahre

geboren. Die arkadischen Gefilde des Ardenner Waldes sind wie die Insel Prosperos im „Sturm“, heilige Haine auch für uns, wenn wir entrinnen möchten aus dem Wirrsal und von den Mordstätten unserer Tage. Shakespeare baut hier seinen Zukunftsstaat, seine „Nova Atlantis“ vor uns auf, das utopische Land, das Reich seines Ideals, wie er es in seinem Geiste sieht hell und froh aufsteigen über der Welt düsterer und furchtbarer Wirklichkeiten, der Welt eines Menschen, welcher von allen Bestien die schlimmste ist.

In dramatischem Kontrast stellt er gegenüber eine böse und schlechte Wirklichkeitserde und eine idealische Erde, wie sie besser wäre, und sehr wohl sein könnte. Denn nicht eine Natur, eherne Naturgesetze, sondern allein der Mensch selber, mit seinem Denken und seiner Vernunft, mit seinen falschen Ideen und Einrichtungen ist der Verschulder unserer unerträglichsten Übel und Leiden. Der schlimmste Feind des Menschen ist nur der Mensch selber. Auf der einen Seite eine Welt der Greuel, unablässigen Haders und Zwistes, der Politik, des Besitzwahnes und der Besitzgier, eines Erbrechtes, das eine höchste Ungerechtigkeit ist, eine Menschheit, nur in Macht-, Gewalt- und Herrschaftsideen verstrickt, und von ihnen ewig wie von Giftschlangen und hungrigen Löwinnen in ihrem Leben umdroht, wie uns Shakespeare zum Schluß seiner Komödie in einer Parabel erzählt. Alles ist hier Bruderzwist, Brudermord, und der finstere Herzog Friedrich stieß den eigenen Bruder vom Thron, treibt die eigene Tochter aus dem Vaterhaus. Wie im Herrscherhaus, so geht es auch auf den Gütern der Adeligen zu. Wie Karl und Franz Moor, so stehen sich hier die Brüder Orlando und Oliver gegenüber. Aus der Heimat und dem Geburtshaus vertrieben, die ihnen zu einer Hölle wurden, wandern die Guten, die Tüchtigen aus, hin zum Lande Arkadia, in den Ardenner Wald, um dort das neue bessere Leben zu führen, einen neuen Staat, eine neue Gemeinschaft sich aufzubauen, der Natur und Kunst in symbiotisch-organischer Verbindung. „So ende denn Eros, der alles begonnen.“ Das Goethesche Wort, mit dem die klassische Walpurgisnacht, der Schöpfungsmythus des zweiten Faust-Teiles schließt, leuchtet auch über der Utopia im Ardenner Wald. Und eine fröhlich lachende Menschheit tanzt und singt, arbeitet, schafft und dichtet, spottet und neckt sich, sich selber ironisierend im grüngoldenen Lichte des Lebenshaines. Heilige wollen sie nicht sein. Sie trachten nicht nach der Vollkommenheit. Sie wissen, daß es eine solche nicht gibt und geben kann. Nur Vernunftkinder begehren sie nicht mehr zu sein, und die Ideologien und Ideolatrien vom Absoluten üben keinen Reiz und Wert mehr für sie aus. Die Shakespearesche Komödie trägt uns mit kunstvollster Dialektik, in Bildern und Gegenbildern, Gestalten und Gegengestalten Lehren einer Lebens- und einer Liebeskunst vor, die dem Menschen am notwendigsten tut. Die innerste Vision von dem, was der Dichter mit dieser Lebens- und Liebeskunst meint, verkörpert sich in der Gestalt der Rosalinde, einem der köstlichsten Frauengebilde Shakespearescher Kunst, in welchem die ganze prometheisch-proteische Urnatur des Dichters glüht und atmet. Helene Thimig spielte aus tiefsten Intuitionen heraus mit aller Inbrunst und Versenkung die Rosalinden-Liebe in ihren zartesten Verwebungen von Natur und Kunst, Ernst und Spiel, Wahrheit und Gaukelei, der Echtheit und Innerlichkeit der Gefühle und der heiteren Ich-Enttäuschung, welche mit den eigenen Empfindungen Fangball zu spielen vermag.

Der Ardenner Wald bringt zuletzt allen die Ruhe. Auch der schlimme Bruder Oliver, geheilt von seinem Wahn, vom Tode errettet durch den Bruder, den er zu vernichten gedachte, begehrt nur noch, in der Gemeinschaft der Liebenden sein Leben verbringen zu dürfen. Und Herzog Friedrich, der Thronräuber, wirft die Krone von sich und überläßt die Herrschaft wieder dem Vertriebenen. Da er auszieht, um den heiligen Hain mit Schwert und Feuer zu vertilgen, tritt ihm abwehrend ein Heiliger entgegen und belehrt ihn, daß er die Nichtigkeit und Unfruchtbarkeit seines bisherigen Tuns erkennt und in ein Kloster sich zurückzieht. Gleich im Anfang des Lustspiels sagt uns der Dichter symbolisch in einem Bilde, worauf alles zunächst einmal ankommt. Orlando, der Mensch der Liebe, des Kulturempfindens, wirft glatt und

ohne weiteres Charles den Ringer, das Wesen der rohen Gewalt, des Faust- und Schwertrechts, zu Boden. Doch auch der Orlando selbst, da er, ein Flüchtling vor der alten Heimat, ein Verhungernder in den Ardenner Wald kommt, stürzt dort über die gedeckten Tische, um sich mit gezücktem Schwert einen Anteil daran zu erobern und zu rauben. Beschämt nur bricht er zusammen, da die Kinder aus dem Ardenner Wald ihn verwundert ansehen: Wozu die Waffen? Iß und trink! Hier ward für alle gedeckt. Wieviel weiter könnte die Menschheit sein, wenn die Lloyd George und unsere Blockade-Engländer etwas in sich aufgenommen hätten von dem, was ihnen einstmals ihr größter Genius mit diesem Bilde hat sagen wollen. Von einer Kultur könnten die Menschen nur reden, wenn sie aus den Angstträumen und vom Alpdruck ihrer Macht-, Gewalt- und Herrschaftslüste erwacht wären. Wie in diesem Lustspiel der verbannte Herzog, so irren heute so viele Könige und Fürsten in der Welt umher, ihres Thrones beraubt. Wenn sie doch nur, wie der Shakespearesche Herzog, sprechen und „des Schicksals Härte auslegen könnten in seinem ruhigen und milden Sinn“, wenn sie die Ardennen-Geister des Dichters fühlten: „Sind diese Wälder nicht sorgenfreier als der falsche Hof?“ und fröhlich auflachten: Heil uns, daß wir die Throne, das Regieren, die Politik, „die ganze Welt des gemalten Pomps losgeworden sind“. Einen neuen Menschen verkündigt uns der Dichter in seiner Komödie, der allein imstande wäre, das Schiff unseres Lebens als eine Noah-Arche über die Sintfluten hinwegzusteuern, die uns zu verschlingen drohen.

Merkwürdig. Aus dem „Deutschen Theater“, von der Komödie Shakespeares ging man mit dem Gefühl, als spräche ein Zeitgenosse zu uns, eine heilende Hand legend auf die tiefsten und brennendsten Wunden, unter denen wir heute als Todkranke leiden. Wilhelm Speyers Drama hingegen, „Der Revolutionär“, welches wir im Kleinen Theater kennen lernten und das geradezu mit Journalisteneifer ins politisch Aktuellste hineingreifen will, wirkt in diesen Tagen der Revolution fast etwas altmodisch, als erzählte es uns von Menschen, die gestern gewesen sind und uns heute nicht mehr interessieren. Ein gewiß begabter, Hoffnungen erweckender Dichter, aber sehr unklar noch tastend und suchend. Im innersten Wesen durchaus Naturalist und Realist, Wirklichkeitsbeobachter, ein kritischer Kopf, analysierend, sezierend, problematisierend, der dem Expressionismus nur Äußerlichkeiten abgelauscht hat und mit ihnen wie mit Flittern sich behängt. Die echten und wahren expressionistischen Tugenden, visionär-idealisches, neues Schauen, Phantasiekraft, Glauben und ein bißchen Mystik, seelische Stärke, Inbrunst des Gefühls sind es gerade, deren am meisten unsere Jüngsten ermangeln, und auch Speyer kann uns nur nicht erwärmen und erglühen machen. Idealismus ist immer revolutionär, und nur Revolution, ganz aus idealischen Feuern geboren, führt Erneuerungen der Menschheit herauf. Aus diesem Geiste schöpft auch die Kunst ihre höchsten Gebilde, wie das Shakespearesche Lustspiel.

Wilhelm Speyer hat aus solchem Glauben heraus nicht gedichtet, sondern zerfasert ihn und stellt uns in seinem russischen Revolutionär das trübe Zerr- und Jammerbild eines höchst brüchigen Idealisten dar, ein hin und her schwankendes lemurisches Wesen voller Tschandalenzüge, von dem man nur nicht weiß, wie gerade der dazu kam, sich auch einmal gegen seinen Zaren zu empören. In seinen erotischen wie in seinen politischen Neigungen und Taten wäre der Speyersche Held für Satire und Komödie ein besserer Gegenstand, als für die tragischen Mitgefühle. „Ein Mensch mit seinen Widersprüchen“ sagt man als Zuschauer, und grient dabei höhnisch. Ein Revolutionär, der von Haus aus nur allzusehr dazu bestimmt erscheint, Denunziantenrolle zu spielen, zum Verräter an seiner Partei und seiner Sache zu werden. Dieser russische Idealist und das kühle, nüchterne und praktische preußische Geheimratstöchterlein mit der bürgerlichen Vernunft im Leibe sind gar zu sehr kritisch aufgefaßte und betrachtete Geschöpfe, als daß sie unsere seelischen Empfindungen und Anteilnahmen zu erwecken vermöchten, und alles sträubt sich in uns gegen den Dichter, wenn er mit seinen Gestalten allerhand wissenschaftliche, ethnologische und völkerpsychologische, kulturelle und

sittliche Demonstrationen über das Wesen, Unterschiede und Gegensätze russischen und deutschen Charakters vornimmt. Alles in allem eine Hirnkunst und nicht des nervus sympathicus. Sie sieht und denkt in einem fort an die Bühne und hat uns für das Leben nichts zu sagen. Sie berechnet und klügelt dramatische Szenen und Effekte aus und sucht krampfhaft Hebbelsche Widersprüche und Kontraste aufeinanderzuhäufen, — nur um des lieben Theaters willen, um den Schein von Aktion und Bewegung zu erzeugen.

Auch Georg Kaisers stärkerer Kraft, seiner heftig leidenschaftlichen und temperamentvollen Natur drohen dieselben Irrwege als gefährlichste Verführung. Er türmt den Ossa auf den Pelion und möchte Hebbel überhebbeln. Inmitten seines Gartens steht der Erkenntnisbaum, doch auch bei ihm greift man umsonst nach Blüten und Früchten vom Baume des Lebens. Sein Drama eines scharfen Intellektualismus, starker Gedanklichkeiten, abstrakter Ideenbildungen atmet nur allzu wenig von der Natur, und es sind mehr Begriffskonstruktionen, als lebendige Wirklichkeitsmenschen von Fleisch und Blut. Antinaturalismus gewiß, aber auch dem Kaiserschen Expressionismus fehlt nur gerade das Tiefste und Beste. Das positive Ideal. Am stärksten ist er immer nur in der Kritik. Gerade zu wenig noch sind unsere Jüngsten über die Ibsen-Kunst, die ein Richten sein wollte, hinausgekommen und über ihre relativistischen Zweifel, Skeptizismen, Rätsel und Fragezeichen.

Georg Kaisers in der Volksbühne Friedrich Kayßlers aufgeführtes Drama „Gas“ bleibt auch noch immer im Problemdrama stecken, wirft sehr interessante Probleme auf und fesselt durch den Geist, den Witz und die Schärfe, mit der er aktivistisch Zeitfragen diskutiert. Auch er spricht vom Lande Arkadia, wie Shakespeares Komödie „Wie es Euch gefällt“, und in seinem Helden, dem Milliardärssohn, schildert er uns den Idealisten, der wie die glücklichen Kinder Shakespeares die Menschen hinführen möchte zum besseren Leben in den Gefilden Utopias. Der Kaisersche Milliardär hat allem Anschein nach auch ein Reich der Natur und der Kunst als Glücksziel vor Augen, wie es der große Brite uns schildert, und mit gutem Recht sagt er seinen Arbeitern, daß man, um dahin zu kommen, nur aufhören muß, ein Maschinenmensch zu sein und sich nur nicht von einer Industrie zu einer toten Arbeitsmaschine herabwürdigen lassen darf. Aber er predigt Steinen und Fischen. Die Arbeiter verstehen ihn nicht und glauben weiter an ihren Propheten, den Ingenieur, der wie ein Thomas Hobbes alles Heil und Erlösung der Menschheit darin erblickt, daß sie nichts sein wollen als ein Uhrwerk oder sonst etwas kompliziertere Maschine, in der das Herz die Feder, die Nerven die Schnüre, die Gelenke die Räder sind. Diese armen versklavten Geschöpfe unseres Industrie- und Maschinenzeitalters wissen und wollen nur nichts mehr wissen von einem Menschen des nervus sympathicus, für den Gefühl und Empfinden alles Menschlich-Wertvolle in sich einschließt.

Shakespeare ist der Dichter, der Prometheide, der positiv-schöpferisch das Idealland vor unsere Seele hinstellt, als Moses die Armen, Gequälten und Leidenden wirklich ins gelobte Land zu führen weiß. Kaisers Kunst ist nur nicht von dieser fruchtbar-produktiven Bildlichkeit, sondern zuckt kritisch die Achseln. Der Mensch ist nicht fähig, anders und besser zu werden. Ein im innersten Kern weidwund zusammengebrochener Idealismus!

Und prüfende Blicke gleiten über sein Drama hin. In dem steckt nur nicht die Seele des Milliardärssohnes, und ebensowenig wie das Speyersche Drama vom „Revolutionär“ weiß er irgendwie unsere Gefühle zu erregen und zu ergreifen. Aber der Geist des Ingenieurs geht um so kräftiger in ihm um. Und man hat von der Kaiserschen Kunst nur den einen ganz sicheren und gewissen Eindruck: Weiß der Himmel, das ist eine prächtig konstruierte, ausgeklügelte, wohlberechnete Maschine. Das Herz eine Feder, die Nerven Schnüre, die Gelenke Räder. Menschen von Fleisch und Blut sind nur bei Kaiser nicht daheim, sondern nur abstrakte Begriffe und Ideen. Je mehr Vernunft, um so weniger Natur.

Julius Hart



Lebensläufe

Neue erzählende Schriften

Der Lenz liegt in der Luft, Osterstimmung quillt in unsern Herzen trotz aller Not und Bangnis der Zeit. So eröffne auch diese Reihe der „Frühlingssoldat" Max Jungnickel. Er hat uns, wie er behauptet, einen „ganz richtigen Roman" geschenkt, der fast selbstverständlich „Ins Blaue hinein" führt. (München, Hermann A. Wiechmann.) Es ist auch ein ganz richtiger Roman, wie Liese, des bärbeißigen Hauptmanns a. D. Uhrhutzel einzige Tochter, sich erst in die Musik des armen Peter Dörfler und dann in den Musikanten selber verliebt, und trotz der Wut des Vaters mit ihrem Peter ins Leben hinauszieht. Wenn der Franz Schubert einen Sohn gehabt hätte, so könnte man denken, dieser Peter sei — der Roman spielt in der unmittelbarsten Gegenwart, was bei Jungnickel gleich Märchenzeit ist — sein Enkel.

Dieser Peter Dörfler ist einer von den gottseligen Lumpen. Geld hat er natürlich keines, aber noch weniger Sorgen. Dafür kann er mit voller Berechtigung von sich sagen:

„Der Frühling lächelt warm in meinem Blut.
Und Lerchenlieder rieseln mir auf meinen Hut.
In meiner Hosentasche hab' ich Sterne.
Mich schleppt ein Wanderstab in blaue Ferne.
Und meinen Hut werf' ich ins Wolkenmeer.
Und fliege vogelfroh dann hinterher.
Und unser Herrgott liebt mich sehr."

Der Herrgott liebt aber die Liese vielleicht noch mehr als den Peter, darum nimmt er sie, als er ihr ein Kind geschenkt, zu sich in den Himmel. Bald ist Peter Dörfler ganz verlassen, weil er sein Kind ins Krankenhaus bringen muß. Um die Weihnachtszeit verträgt er die Einsamkeit nicht, klettert bei Nacht über die Mauer, sich sein Kind zu holen. Es ist einem Wachtposten nicht zu verübeln, daß er einen so närrischen Menschen nicht versteht und hinter dem vermeintlichen Dieb, der auf seinen Ruf nicht hört, herschießt. So ist denn auch Peter Dörfler tot, und man hat ihn irgendwo begraben. Was aus der kleinen Liese geworden ist, weiß man nicht. Der Roman ist aus. — Er hat uns natürlich zum Narren gehabt, der Max Jungnickel, als er von einem richtigen Roman sprach. Aber echte Poesie ist es, die er auf seiner Dichterfahrt „ins Blaue hinein" eingefangen hat. Und das will ja viel mehr bedeuten.

Es geht bei Max Jungnickel nicht so streng geordnet zu, daß nicht auch ein böser Kritiker ein bißchen abschweifen dürfte. Und so nenne ich gleich in dieser Reihe erzählender Schriften ein anderes Buch von ihm, „Die blaue Marie" (ebenda), obwohl die Form dramatisch ist. „Die blaue Marie" ist die heilige Maria aus dem Himmel, die durchaus auf die Erde herunter will, und da sie gerade zur Frühlingszeit auf die Erde kommt und ausgerechnet in ein kleines deutsches Dorf, möchte sie sich wahrhaftig in einen deutschen Jungen verlieben und auf der Erde bleiben, wenn der Herrgott sie nicht nach der verabredeten Zeit wieder in den Himmel zurückriefe. „Vater, warum hast du die Sehnsucht auf die Welt gebracht," frägt die Heimgekehrte. „Weil Menschen auf der Erde sind und weil sie Engel werden sollen." Die beiden Bücher sind auch äußerlich schönen Frühlingsgaben gleich. Vor allem „Ins Blaue hinein" ist mit duftigen Bildern Ferdinand Staegers geschmückt.

Doch nun ist es Zeit, daß wir zu den richtigen Romanen kommen. Da erzählt uns ein Musiker seine eigene Werdegeschichte: „Der verdorbene Musikant" (Leipzig, L. Staackmann). Trotzdem ist es kein trauriges Buch. Sein Verfasser Karl Söhle gibt darin den eigenen Lebenslauf. Denn Karl Berkebusch, der Beamtensohn aus dem kleinen niedersächsischen Dorf, dem die Liebe zur Natur und Musik, aber auch die unpraktische Lebensart

als Erbstück überkommen ist, gleicht dem Dichter auf ein Haar. Nach vieler Mühe muß er ohne pädagogisches Talent Volksschullehrer werden, dann rafft er sich doch noch einmal auf zum Studium der Musik, bis er schließlich auch hier erkennen muß, daß er durch eine Entzündung der Gelenke zum Musiker verdorben ist. Trotzdem bleibt er der Kunst treu, er dient ihr aber auf seine eigene Art als Schriftsteller, der den Gehalt der Musik ausdeutet, ihrer Wirkung auf die Menschen nachgeht, dieses ganze seelische Erleben in der Natur verankert.

Diese Selbstbiographie ist ein reiches Buch. Eine lange Reihe lebensvoll geschauter Gestalten ziehen an uns vorüber, neben derb Nüchternen allerhand wunderliche Käuze; der dem Trunk verfallene, geniale Oberförster aber könnte in einer der besten Novellen E. Th. A. Hoffmanns stehen. Die Erfahrungen auf dem Konservatorium sollten die Kultusministerien als wichtiges Material ansehen für die hier dringend notwendige Reformarbeit. Schade, daß in diesen letzten Abschnitten Söhle den Stoff gelegentlich nicht mehr dichterisch bemeistert hat, sondern einfach als Musikkritiker spricht. Da erhebt sich dann scharfer Widerspruch gegen seine übelsichtige Beurteilung Wagners, gegen die natürlich nichts einzuwenden wäre, wenn sie lediglich als persönliche Lebenserfahrung Karl Berkebuschs dastände. So aber wird man aus dem Gefühl, einen Roman zu lesen, herausgerissen, und unter der kritischen Auseinandersetzung leidet auch die dichterische Wirkung. Auch durch eine sprachliche Unart Söhles wird man immer wieder gestört. Er setzt ganz willkürlich das Zeitwort ohne Pronomen an die Spitze der Sätze (Mußte sich der Schüler ihm unterordnen ... Muß dagegen der Künstler auch auf sich nehmen und erdulden). So fast auf jeder Seite. In neuerer Zeit nimmt diese Willkür der Sprachbehandlung derartig überhand, daß man sie sich nicht mehr gefallen lassen darf. Über die Verrenkungen Karl Sternheims und die Gewaltsamkeiten etlicher Expressionisten mag man achselzuckend hinweggehen, aber so ernste Künstlernaturen, wie Karl Söhle, dürfen nicht solchen üblen Gewohnheiten Vorschub leisten. — Gleichzeitig mit diesem neuen Werke ist auch Karl Söhles „Schummerstunde“ in einer neuen erweiterten Ausgabe erschienen (ebenda geb. 5 *M*). Die Lüneburger Heide und ihre bodenwüchsigen Bewohner haben keinen verständnisvolleren und feinfühligeren Schilderer gefunden.

Eine Selbstbiographie ist auch trotz dem Titel die Erzählung „Das Mättelisеppi“ von Heinrich Federer (Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung; geb. 6 *M*). Denn nicht die Holzschnittgestalt der kernfrommen, aber ebenso lebenstüchtigen herben Jungfer Seppi ist die Hauptsache, sondern die Entwicklung des Alois Spichtiger vom kleinen Büblein bis zum Jungpriester. Es ist möglich, daß die urkatholische Luft dieses Buches andersgläubigen Lesern zunächst etwas unbehaglich ist, wie manchen Leuten der Weihrauchduft in den katholischen Kirchen. Aber der sich durch diese Empfindlichkeit, die letzterdings doch eine hochmütige Unfähigkeit, sich in andersgeartetes Empfinden zu versenken, ist, die Freude an den bunten Fenstern, den farbigen Bildern und der mystischen Verzweigtheit einer Palestrina-Messe verderben läßt, hat selber den Schaden davon. So ist es auch mit diesem Buche Federers. Die Urschweiz um Stans und Sarnen herum ist ein urkatholisches Land, zu dem diese Luft nun einmal gehört, und der Bilder und Statuen sind zahllose in dieser Kirche, die Federer hier aufbaut. Seine meisterliche Charakteristik bewährt sich wieder vorzüglich an den Kindern, zumal den Halbwüchsigen. Ich halte Federer für den größten Kinderschilderer unserer zeitgenössischen Literatur. Er malt da nicht einfach mit Himmelblau, Rosarot und Lilienweiß; er weiß, daß in den Kindern die künftigen Erwachsenen stecken. Nur unverfälschter, unausgebildet, aber auch unverbildet. Aber die Kinderseele ist eher abgründiger. Federer weiß wie ein Hellsichtiger hier Bescheid, und daß er seine Seelenkenntnis nicht als langsamer Analytiker vor uns ausbreitet, sondern in der sicheren Überzeugtheit des Wissenden uns gleich auf Höhepunkte führt, gibt ihm selber etwas Jugendliches, das in unserer so greisenhaften Literatur immer wieder erfrischt. Auch die Musik fehlt in dem Buche nicht. Es ist von Anfang zu Ende durchbraust vom Orgelspiel der Naturschilderung, in dem kein Register fehlt, von der zarten Vox celesta bis zur dröhnenden

Posaune. — Auch hier kommt noch ein Anhängsel. Die zwei letzten Bändchen mit kleinen Geschichten, in denen Federer Meister ist, spielen auch in der Urschweiz: „Das Wunder in Holzschuhen“ und „Der Fürchtemacher“. (Beide Herdersche Verlagshandlung, Freiburg. Je *M* 1.50.) Der selige Niklaus von Flüe, der an eine sturmharte Bergtanne gemahnt, steht im Mittelpunkt der Geschichtchen. Der Eingang zum „Fürchtemacher“ ist in seiner humorgesättigten Holzschnitthaftigkeit von klassischer Vollendung.

Man kann sich zu diesem Buche kaum einen größeren Gegensatz denken, als die Dichterbiographie, die Heinrich Eduard Jakob in seinem Roman „Der Zwanzigjährige“ bietet (München, Georg Müller. 6 *M*). Der Verfasser war sicher selber kaum viel älter, als er das Buch schrieb; trotzdem ist es bei aller Leidenschaftlichkeit von ruhig-kalter Mache, das Wort ohne schiefe Bedeutung, durchaus zielbewußte Arbeit. Gerade weil es sich von dem ausschweifenden Bekenntnistaumel, der im Grunde doch erkünstelten Ausdrucksüberhitztheit der Expressionisten freihält, ist es von dokumentarischer Wichtigkeit für die geistig-seelische Verfassung unseres jüngsten Literatentums; man muß wohl genauer sagen: des großstädtisch-jüdischen Literatentums. Frühe Erotik, in der der Zwanzigjährige nicht nur die Genüsse ausschweifender Geschlechtlichkeit, sondern auch die Wonnen und Qualen eines fast ehelichen Einswerdens mit einem Weibe durchmacht, eint sich dem aus überreicher Kenntnis aller zeitgenössischen Literatur gespeisten Schaffensdrang. Es ist außerordentlich bezeichnend, wie dieser junge Dichter trotz einer leidenschaftlichen Hingabe an die Natur, an die Kinderwelt, doch eigentlich nur vom Buche lebt. Über die Absicht des Verfassers hinaus zeigt das eine Stelle seines Buches, die die Heimkehr seines in ländlicher Einsamkeit Erholung suchenden Helden von einem Spaziergange schildert. Das Fenster des Gutshauses war schwarz, aber die auf dem Fensterbord aufgestellten Bücher, die er mitgebracht hatte, „durchwirkten laut rufend das Dunkel vor dem Eilenden. Sie umwanden ihm die Brust und regelten seinen Atem. Sieben Augenpaare Willen auswerfend auf den Heranbrausenden sogen ihn ein; im Krater ihrer Pupillen kreiste ein ungeheurer Befehl“. (S. 96.) Es sind Strindberg, d'Annunzio, George, Hoffmannsthal, Wilde, Jensen (natürlich der Däne, nicht der Deutsche) und Heinrich Mann.

Sehr bezeichnend und für Andersblütige nachdenkenswert ist, wie das Judentum in ihm emporschlägt. Er hat in einem Konzert das Gefühl gehabt, daß seine Geliebte von einem deutschen Studenten fixiert wurde und hat sich im Gedanken, daß sie nicht gleichgültig geblieben sei, bis zur Übelkeit erregt. „Er wußte: Dies war das andere Gesicht, dies war sein vom Teufel geschaffener Pol. Ein ganzer Erdenball lag dazwischen, wie zwischen Libanonzeder und Eiche; es war antipodisch, es war unfaßbar, nie ohne Zähneknirschen zu schauen. Es war das Antlitz des Gegenkönigs, von dem nie Friede ausgehen konnte, nie Duldung, nie Gleichgewicht: es war blond! Rasend schnellte er auf; er schlug die Faust auf den Tisch. ‚O Gesicht!‘ schrie er, schaumerbrechend. ‚Tausendjährig verfluchtes Gesicht! Immer will ich dich hassen, Gesicht! Könnte ich aus den schütteren Brauen diese kalten Augen ausreißen, die von Stärke und Dummheit funkeln! Wikinger! Nordischer Schlächter! Siegfried! Könnte ich diesen willensharten Mund mit dem Messer andringend vierteilen! Läufst du mir, Räuber, wieder entgegen, verkappt in einen Referendar, Forstbeamten, Marineleutnant? Warum hast du dein Haar geschoren? Laß es wachsen, wie meines, Schuft, damit ich es packe, wenn ich dich köpfe!‘“ (S. 298.) So geht es noch eine Seite weiter. Aber diesem Makkabäer wird nicht bewußt, daß er in die Heimat der Blonden eingedrungen ist.

Auch für das Verhältnis des jüdischen Dichters zur Presse bringt das Buch wertvollen Aufschluß. Der junge Held hat sehr früh starke dichterische Erfolge gewonnen und sein einflußreicher Verleger verschafft dem blutjungen Menschen eine Stelle als Theaterkritiker. Er wird uns in dem Augenblicke geschildert, wie er das Redaktionshaus betritt, das ihm als ein Symbol der gewaltigen geistigen Wirkung erscheint. „Freilich, das Wirken des Zeitungswortes war flüchtiger und seichter sein Einschlag — aber dafür war die Streuung auch breiter. Er rechnete

Er fühlte sein Herz jetzt gänzlich frei vom Hochmut des Dichters, der es der Zeitung als schimpflich vorwirft, daß von ihren sieben Lettern vier das enge Wort Zeit umschließen, und daß ihr Leib wie die Ephemeride morgens auskriecht und abends stirbt. Gewiß: die Arbeit und Willensregung, aus der diese Bleikolonne drang, war klein und unheilig, wenn er sie an der Inbrunst des Künstlers maß, der vor der Einsamkeit des Schreibtisches dem Ideale verantwortlich ist — dem Ideale, das strenger blickt als der millionenfache Leser. Dennoch: wer hatte so wenig Ehrgeiz, immer nur von den Idealen angeblickt und erhört zu werden, das Ohr der Millionen willig zu missen? ‚Nein!‘ dachte Edgar. ‚Ich fühle tief, daß dies meine Sache nicht ist: in Turmgemächern bei Schwalben und Winden Bücher zu dichten, alle drei Jahre eines, und zwischendurch versiegelt zu schweigen. Nein: ich will mich dieser Maschine wie einer Namensschleuder bedienen, welche meine eintägliche Leistung unter die Menschen hinregnen wird. Ist sie am andern Morgen auch welk, ist sie auch Runzelpapier und vergessen, mein Dasein bleibt doch ins Gedächtnis gehämmert — und es wächst langsam ein Wellenring von Herzen, die meine Dichtung erwarten. Warum soll nicht ein kluger Merkur den bedächtigen Pferden Apollos Herberge im voraus bestellen?‘“

Nicht von dieser typischen Geltung ist der Lebenslauf „Ludwig Fugelers“, den Anna Schieber erzählt (Heilbronn, Eugen Salzer), es sei denn, daß man die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Ludwig als Junge und Jüngling, ja in seine Mannesjahre hinein, die stille Aufopferung der Mutter und Schwester hinnimmt, als typisch ansehen will. Der Fall ist ja oft zu beobachten, daß gerade verwitwete Frauen mit Hilfe ihrer Töchter den begabten jüngeren Sohn unter unsäglichen Opfern eine „bessere“ Laufbahn zu erschließen suchen, typisch ist es auch, daß gerade solche Männer meistens recht schwer tun und sich querständig überall herumschlagen, bis sie schließlich doch wieder in einer gewissen Enge ihr Behagen finden. So geht es auch diesem Fugeler. Es hieße die Geschichte nacherzählen, wollte man den Inhalt des Buches wiedergeben. Das ist bezeichnend für die schlichte, gedrängte und sachliche Entwicklung des Problems. Dabei kommt auch das eigentlich Poetische nicht zu kurz. Es ist sehr viel feine Stimmung, vor allem in die Darstellung des Kleinlebens in der Heimat, eingefangen. Das Ganze ist durchwärmt von echt fraulichem Fühlen.

Ist so Anna Schieber der Schritt von der kleinen Erzählung, die sie meisterlich behandelt, zur breiter ausladenden Romanform gelungen, so hat man bei Karl Schröers Roman „Der Heiland vom Binsenhof“ (Berlin, Grotesche Verlagshandlung. ℳ 7.50) das Gefühl, daß sich der Verfasser übernommen hat. Oder wenigstens hat er nicht die Geduld des Abwartens gehabt. Schröer hat in der „Flucht von der Murmanbahn“ eines der besten Kriegsbücher geschaffen und bewährt in einem soeben erschienenen Bändchen „Stille Geschichten“ (Potsdam, Stiftungs-Verlag, ℳ 2.50) die Fähigkeit, den enger gespannten Rahmen einer kleinen Erzählung ungemein lebendig auszufüllen. Dabei ist er sicher in der Gestaltung der Menschen und weiß auch abseitigere Erscheinungen lebendig herauszumodellieren. Gerade darin versagt er in dem großen Roman. Selbst die Hauptgestalt des Jakob Sindig wirkt nicht ganz zwingend, ist freilich auch von solcher Sonderart, daß man sie eben glauben muß, da sie aus dem Gewohnten ganz herausfällt. Aber schade ist, daß zwei sehr gut gedachte Gegenspieler, der Amtsvorsteher und ein äußerlich komischer, in Wirklichkeit aber diabolischer Schneider zu jenen häufigen Figuren gehören, die nur nach der vorderen Schauseite hin ausgearbeitet, von hinten gesehen aber hohl sind. Das Buch erinnert, vor allem auch in der Sprache, sehr oft an Frenssen, und man wird das Gefühl nicht los, daß es literarisch herausgepreßt sei, bevor es innerlich ausgewachsen war. Wenn trotz dieser offen zutage liegenden Mängel das Werk den Leser von Anfang bis zu Ende festhält, so zeigt sich darin, welch starke Begabung in Schröer steckt. Und schließlich ist es ja immer für einen jungen Dichter ein besseres Zeichen, wenn er sich eine zu schwierige Aufgabe stellt, als wenn er mit sicherem Handgelenk nur das ihm Bequeme meistert.

Es fesselt uns aber auch der starke ethische Gehalt des Buches, der gütige Mensch, der aus ihm spricht. Jakob Sindig, ein Bauernsohn, hat, durch die mit einem Freunde begangene Untreue seiner Geliebten im Tiefsten verwundet, die Heimat verlassen und ist mit rachsüchtigem Herzen in die Welt hinausgewandert. Der schwerfällige Riese wütet, wenn er anderen wehetun will, am meisten gegen sich selber. Denn er ist voll innerer Güte und hat das ihm geschehene Unrecht deshalb so schwer empfunden, weil er Unrecht nicht vertragen kann. Die Wanderschaft führt ihn in ein Bergdorf, wo Großbauern und Häusler in Urfehde gegeneinander liegen, weil die Häusler auf Lebensbedingungen stehen, durch die sie immer einmal in die Sklaverei der Bauern geraten. Sindig wird beim habgierigen und harten Binsenhofbauer Knecht, dessen feine Frau sich zu dem guten Menschen hingezogen fühlt. In einer bösen Stunde, als das Tier wieder einmal Meister über ihn wird, vergeht sich Sindig an ihr. Beide leiden gleich schwer unter der Sünde und entwickeln im Willen zur Buße das Beste ihrer Natur. Sindig nützt seine Kraft zur Hilfe für die Schwachen. Bald drängt sich alles Leidende und Schwache an ihn heran, und was zuerst Spottname war, wird Ehrentitel. Er ist der Heiland vom Binsenhof. Und als Heiland wird er auch gekreuzigt von denen, die er erlösen wollte, die aber in ihrer Ungeduld dem steilen Pfad des Rechtes die abschüssige Straße der Gewalt vorziehen. Immerhin, sein Opfer ist nicht umsonst gebracht. Die Dörfler finden sich über seiner Leiche in Einheit zusammen.

Daß es letzten Endes der Mangel an Stil, das ist völliger Einheit von Inhalt und Form ist, was uns nicht zum vollen Genusse des Buches kommen läßt, fühlen wir, wenn wir des Schweizers Alfred Huggenberger Roman „Die Geschichte des Heinrich Lentz" (Leipzig, L. Staackmann) zur Hand nehmen. Dabei strebt Schröer nach Stil; Huggenberger schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und hat Stil, weil er sich einfach auslebt. So wie dieser Schweizer Bauer, hat kein anderer, selbst Jeremias Gotthelf nicht, Bauern geschildert. In den anderthalb Dutzend Geschichten, die die Bände „Volksgenossen", „Von den kleinen Leuten" und „Das Ebenhöch" umschließen, waltet eine Shakespearesche Art. Der Mensch tritt auf, spricht, handelt und lebt nach seiner ihm eingeborenen Art. Wo ist der Dichter? Man sieht ihn nicht, man hört von ihm nichts. Er ist nicht der Prometheus, der Gestalten schafft, die ihm gleich sind, sondern er folgt den Spuren Gottes, der seinem Schöpferdrang in unendlicher Mannigfaltigkeit Lauf läßt und nachher mit fast überraschter Freude sieht, daß alles gut geworden. Wir haben in unserer erzählenden Literatur keinen zweiten Dichter, der so ganz hinter seinem Werk verschwindet, der im letzten Sinne so ganz Künstler ist, wie dieser Bauer. In den „Bauern vom Steig" hat er die klein umrahmte Erzählung verlassen und den Lebensgang eines Einzelmenschen benutzt, um die lange Reihe der ihm Begegnenden so im Zusammenhange zu schildern. Im „Heinrich Lentz" nun gibt er einen richtigen Roman mit breitangelegten, psychologischen Konflikten. Die erstaunliche Sicherheit der Hand ist Huggenberger auch hier treugeblieben. Er wird nicht Freskomaler, er bleibt auch im großen Format Holzschneider. Aber auch das große Format ist räumlich vollkommen gefüllt, dabei klar in der Linienführung, und trotz des Reichtums an Einzelheiten durchaus einheitlich. Man mag daran denken, wie einzelne Illustrationen Menzels zu den Werken Friedrichs des Großen ohne Schaden eine Vergrößerung ins Riesenformat vertrugen, während Tausende großformatiger Bilder erst in der kleinen Reproduktion einigermaßen zusammengehen.

Karl Storck



Christi Höllenfahrt

Die siegreiche Höllenfahrt Christi stammt aus dem apokryphen Evangelium Nicodemi, das dem dritten Jahrhundert angehört, und hat ihr Vorbild in den Hadesfahrten der griechischen Sagen. In der byzantinischen Kunst schreitet Christus über den gefesselten Hades oder auch über die gekreuzten Türflügel der Hölle, von denen Schloß und Schlüssel fallen, hinweg und faßt den ihm entgegentretenden Adam am Handgelenk. In frühen deutschen Handschriften wird die Hölle einfach als ein Feuer, später als eine Höhle oder ein Gebäude dargestellt. Dann entwickelt sich in französischen und englischen Psalterien und Kalendarien der Höllenrachen, den um 1200 die deutschen Miniaturisten übernehmen. In den sächsischen Bilderhandschriften bieten sich hiefür originelle Beispiele. Eines der frühsten ist eine Miniatur aus dem Stuttgarter Psalterium des Landgrafen Hermann von Thüringen vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Der Höllenrachen steht auf seiner linken Backe, so daß man den Kopf mit der platten Nase und den dreieckigen Augen von oben sieht. Eine Menge Menschen quellen aus dem offnen, flammenden Rachen heraus, voran Adam und Eva. Christus tritt mit der Siegesfahne von links heran und faßt Adam bei der Hand. Ganz ähnlich ist das Motiv in verschiedenen Handschriften der Zeit behandelt, so in dem Psalterium der hl. Elisabeth zu Cividale, in dem Psalterium nocturnum der Breslauer Universitätsbibliothek, in dem Psalterium aus der Sammlung Hamilton im Berliner k. Kupferstichkabinett. Eine Variante haben wir in einem etwa nach 1235 entstandenen Psalterium der Wolfenbütteler Bibliothek. Da begegnet uns der Höllenrachen zum erstenmale im Profil. Die Hölle ist mit köstlicher Naivität als ein Tier, das ganz Maul ist, dargestellt. Es marschiert auf zwei Füßen, die unmittelbar unter den dicken kurzen Ohren ansetzen. Der Kopf ist etwas behaart. Aus Nase, Augen und Ohren schlagen Flammen aus. Der Rachen hat starke Vorderzähne. Christus scheint von der Höhe herabzukommen. Er neigt sich mit ausdrucksvoll gütiger Gebärde zu Adam und Eva, die dem Schlund entsteigen. Adam ist, entgegen der gewohnten Nacktdarstellung, bekleidet.

In der Kunst des späten Mittelalters verschwindet allmählich der Höllenrachen. Dagegen kommt der zerbrochene Torflügel wieder in Aufnahme. Der fortschreitende Realismus sucht die Vorhölle — die Vorburg, wie sie in den mystischen Schriften heißt — als bestimmte Lokalität gegenständlich zu fassen. Bald erscheint sie als festes Gebäude, doch meist durch den Bildrand so überschnitten, daß man nicht viel mehr als den Torbogen mit dem herausstürzenden Bohlenwerk sieht. Zwei Motive sind es, auf die sich immer klarer die Handlung zuspitzt: das Zerbrechen des Tores und die Rettung Adams und Evas. Auf einem Tafelbild aus der Schongauerschule im Kolmarer Museum bildet der aus den Angeln gestürzte Torflügel die Brücke, über die Adam und Eva an Christi Hand der Hölle entschreiten, gefolgt von freudig erregt Nachdrängenden. Einem Teufel fällt die fatale Aufgabe zu, dem Erlöser die Holztrümmer des Gerähms aus dem Wege räumen zu müssen.

Am gewaltigsten und eindrucksvollsten hat unser großer Albrecht Dürer das Thema erfaßt. Wir besitzen es dreimal von ihm, in den beiden Holzschnittpassionen und in der Kupferstichpassion. In letzterer ist das Blatt 1512 datiert, die beiden Holzschnitte sind früher entstanden. Die drei Blätter geben einen anschaulichen Begriff von der ernsten Art, wie Dürer sich mit einem Thema auseinandersetzte. Aufs erstemal ließ es ihn selten los. Er mußte es in Variationen durcharbeiten.

Die erste Darstellung ist diejenige der „Großen Passion". Der erste Moment, der Eintritt Christi, das Stürzen des Tores ist schon vorbei. Der Torflügel liegt, ein Stück fortgeschleudert, auf der Erde. Adam und Eva stehen mit einer Anzahl Menschen bereits im Hof des als eine Burg gedachten Höllenbaues. Der Hof wird rechts durch ein Gebäude abgeschlossen, dessen offnes Kellertor den Eintritt in die Vorhölle gestattet. In dem Torbogen erscheint Johannes der Täufer, kenntlich am härenen Gewand. Er hält die Hände gefaltet und blickt mit

ergreifender Sehnsucht zu dem Heiland auf, während ein anderer neben ihm zu diesem ungestüm die Arme emporhebt. Aus dem Dunkel des Hintergrundes taumelt an langem Hals ein gespenstiger Dämonskopf um die Ecke. Christus steht oder kniet — die Lösung ist nicht ganz klar — am Eingang und beugt sich zu denen im Höllenkeller hinab. Hinter ihm hält ein Knabe das Kreuz, das Adam umklammert. Über dem Kellertor blickt aus einem Fenster ein Teufel herab und wirft wütend einen Speer nach Christus. Christus wirkt, obwohl vom Beschauer abgewendet, in dem vielfigurigen Kreise mit großartiger Eindringlichkeit als die Hauptperson. Er steht in vollem Lichte und um sein Haupt flutet ein sonnenheller Nimbus. Das heldische Profil zeigt den Ausdruck von Güte und Mut. Die ganze Gestalt atmet Kraft.

Die „Höllenfahrt" in der „Kleinen Holzschnittpassion" gibt uns die Fortsetzung. Jetzt steht Johannes bereits heraußen bei den Voreltern, und Christus zieht den Folgenden herauf, einen Greis, wohl einen der Erzväter. Wiederum steht die Versammlung in einem Hofe, der jedoch durch einen rissigen Schacht gespalten wird. In diesem knietiefen Schacht schreitet Christus gegen das Höllentor zu. Seine Gestalt ist nicht so wuchtig wie in der Großen Passion; doch ist das Niederbeugen, die Gebärde des Helfens stärker betont. Die Wirkung ist vom Heldischen ins Herzliche abgewandelt. Das Blatt ist künstlerisch nicht ganz so bedeutend wie das der „Großen Passion"; was es uns aber wertvoll macht, sind die kleinen Korretturen, die sich Dürer in ihm geleistet hat. Es wirkt gewissermaßen als ein Nachtrag zu dem vorhergehenden, bringt Ergänzungen, Abbeugungen.

Aber wir haben das Gefühl, daß Dürer noch nicht zufrieden damit war. Er wollte die in beiden Darstellungen gegebenen Motive, das Siegreiche und das Gütige, in der Gestalt des Erlösers vereinen. Das gelang ihm in vollem Maße erst in der dritten Fassung, dem wundervollen Blatt der Kupferstichpassion. Jetzt hat er die Szene gedreht. Er versetzt den Beschauer in die Hölle und stellt das Tor in den Hintergrund. Dadurch kommt der hereinschreitende Christus auf den Beschauer zu. Das ist eine neue und ungleich mächtigere Wirkung als die Profilstellung. Nun neigt sich die große Gestalt, die den ganzen Türrahmen füllen könnte, auch tief herab. Die Rechte faßt helfend nach den emporgerungenen Armen des Täufers. Das zu Johannes geneigte Antlitz ist von göttlicher Milde erfüllt. Und über dem Haupt strahlt in breiten Strömen himmlisches Licht. Wir fühlen, mit dieser Gestalt kommt Leben, Licht, Hilfe in die Hölle herein. Es ist der Tag, der Gottestag, der sich in die Sündennacht senkt. Es ist die Kraft, die himmlische, sittliche Kraft, die über die finstern Mächte siegt. Und welche Kraft bei aller Milde! Der schwere Torflügel stürzt samt der Angel nieder. Ein Teufel züngelt wütend. Ein andrer erklettert den Torbogen und sticht mit einem Widerhaken, deren sich die Teufel beim Tauchen der armen Seelen im pestilenzialischen Pechsud bedienen, herab. Aber dieses Gewürm vermag nichts mehr auszurichten. Der Sieg ist erstritten. Am Kreuze ward er erkämpft, in Schmach und Schmerz. Nun sind die Leiden vorbei. Der Himmel ist offen. Aus dem Flammenschlund drängen sie heran. Wir sehen nur die Köpfe und erhobenen Hände. Die Darstellung ganzer Figuren könnte nicht eindringlicher sein. Das „gnädig Bedeckte" läßt die Phantasie alles Schreckliche sich vorstellen. Rührend ist Johannis Drängen. Der Heilige mußte hier Aufenthalt nehmen, da er vor Christus starb und somit noch der unerlösten Menschheit des alten Bundes angehörte. Aber jeder Augenblick in der Vorhölle ist schon schrecklich genug. Im Gegensatz zu diesem Bilde der Qual steht die in den Torbogen gerückte Gruppe von Adam und Eva. Sie atmen schon das goldene Licht der Freiheit. In inniger Freude drängen sie sich zärtlich aneinander, selig wandernd „auf des Erlösers holder Spur". Ein ergreifendes Osterbild. Durchweht vom Frühlingshauch der Auferstehungsstimmung. Die Auferstehungen zeigen den siegreichen Christus. Die Höllenfahrt aber schildert den Augenblick, wo die bangende Menschheit die Kunde ihrer Befreiung erfährt. Sie ist das eigentlichste Bild der Erlösung. Darum haben die altdeutschen Meister dieses Motiv stets mit besondrer Liebe und ehrfürchtiger Feierlichkeit dargestellt.

Mela Escherich

Wilhelm von Bode und die deutsche Kunstpolitik

Unter diesem Titel brachten die Münchener Neuesten Nachrichten in ihrer Nummer 596 einen Artikel, den wir aus mehreren Gründen hier wiedergeben wollen:

„Es ist bekannt, welche großen Verdienste sich Wilhelm v. Bode um die deutsche Kunstwissenschaft, um die Entwicklung der Berliner Museen und der Kunstsammeltätigkeit in Deutschland erworben hat. Weniger ist freilich der Kampf bekannt, den der Berliner Generaldirektor gegen die neuere Kunst führt. In diesem Kampf hat der von jeher Machtpolitik Betreibende (man erinnere sich u. a. an Bodes Verhalten Tschudi gegenüber) schließlich zu Mitteln gegriffen, die als höchst bedenklich bezeichnet werden müssen. Daß Bode aber dazu sich entschließen konnte, beweist nicht nur einen überstarken Machttrieb; es beweist auch, daß das alte Kunst-Regime von einem an den Absolutismus des 18. Jahrhunderts gemahnenden Autokratentum erfüllt war. Den Gipfel in Bodes Vorgehen bedeutet ein noch in den ersten Septembertagen abgefaßtes Schreiben an den Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, das — vertraulich gedacht — Herrn v. Berg die Grundlage für einen Vortrag beim Kaiser bieten sollte. In diesem Schreiben wird der Kunsthändler Paul Cassirer des Handels mit dem Feind verdächtigt — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert: es wird aber weiterhin versucht, im Zusammenhang mit Herrn Cassirers Tätigkeit die Diplomaten Graf Keßler und Riezler anzuschwärzen; verschiedene deutsche Museumsbeamte werden in frivolster Weise bezichtigt, im Sold des Kunsthändlers Cassirer zu stehen, da Bode von ihnen behauptet, sie seien Beamte und heimliche Agenten Paul Cassirers. Dabei hat Bode drei Tage vor Abfassung des Schreibens in einem Briefe an die Firma Cassirer sich bereit erklärt, den Gemäldekatalog für die Auktion Gans zu verfassen, vorausgesetzt, daß die Firma Cassirer dafür dem Kaiser-Friedrich-Museum 20000 Mark überweise. Das tat derselbe Bode, der nicht nur den Hauptinhaber der Firma des Handels mit dem Feinde bezichtigt, sondern auch der Miturheber und Verteidiger der sog. ‚Lex Cassirer' ist, jenes Auktionsgesetzentwurfes, der Kunsthändlern das Abhalten von Auktionen verbieten will. All dies nur, weil die modern gerichtete deutsche Kunstpropaganda im Ausland Herrn v. Bode nicht paßt. Damit aber nicht genug. Es wird berichtet, daß von einem Beamten der Berliner Nationalgalerie (wie man annehmen darf, auf Betreiben Bodes) dem preußischen Kultusministerium ein Memorandum unterbreitet wurde, das die Schädlichkeit der Propaganda moderner deutscher Kunst im Ausland dartun soll. Die Herren, die damit dem Auswärtigen Amt entgegenarbeiten wollten, haben offenbar gar keine Ahnung, wie sehr man sich im Ausland gerade für die jüngste deutsche Kunst interessiert. Diese ganze Tätigkeit Bodes zeigt, wie sehr die verhängnisvolle Einbildung, alles zu wissen, alles besser zu verstehen und allen kommandieren zu können, auch auf dem Gebiet der Kunst giftige Blüten gezeitigt hat."

Wir stimmen mit der Redaktion der Münchener Neuesten Nachrichten überein, daß diese Zuschrift „für das deutsche Kunstleben von beträchtlichem sachlichen Interesse ist", verstehen dann allerdings um so weniger, weshalb der Einsender nicht gewagt hat, seinen Namen zu nennen. Es wäre sehr verwunderlich gewesen, wenn unter den Errungenschaften der Revolution der Angriff auf den Direktor der Berliner Kunstsammlungen gefehlt hätte. Gewisse Leute haben ja immer wieder versucht, ihn zu stürzen, und trotzdem es heute wirklich allgemein bekannt ist oder doch sein sollte, welche Verdienste sich dieser Mann um die Kunstwissenschaft und den deutschen Kunstbesitz erworben hat, können manche es nicht abwarten, bis der nunmehr Vierundsiebzigjährige selber den Zeitpunkt für gekommen hält, wo er sich Ruhe gönnen kann. Im übrigen glaube ich, schätzt man in Deutschland die Verdienste dieses Mannes doch nicht hoch genug ein und man muß sie sich erst von den Engländern sagen lassen, die noch während des Krieges eingehend erörtern ließen, wie die Erfolge der Bodeschen Tätigkeit auf englische Verhältnisse übertragen werden könnten. Die „Machtpolitik" Bodes hat also jeden-

falls positive Erfolge gehabt, wie wir sie sonst kaum noch auf einem Gebiete zu verzeichnen haben. Nun beginnt man diesen „sachlichen" Kampf gegen ihn unter Benutzung eines veruntreuten Privatbriefes. Es hat noch niemand Bode Mangel an Mut vorgeworfen, wenn er also gegen die nach seiner Überzeugung mißglückte oder gar verderbliche ausländische Kunstpropaganda unseres Auswärtigen Amtes in einem Privatbriefe an das Zivilkabinett des Kaisers vorging, so wird es wohl geschehen sein, weil er sonst kein Mittel der Abhilfe sah. Auch wir und mit uns sehr viele sind der Überzeugung gewesen, daß die Art dieser Propaganda unserer deutschen Kunst jedenfalls nichts genutzt hat. Dieser Meinung waren auch — die Münchener Neuesten Nachrichten, die damals gegen die hier gemeinte Ausstellung in der Schweiz einen sehr heftigen Artikel gebracht haben. Woher nun auf einmal diese merkwürdige Sinneswandlung? Ist das auch eine Errungenschaft der Revolution? — Schäbig wirkt die Zusammenstellung des Briefes mit der Bereitwilligkeit Bodes, den Katalog zur Versteigerung der Gansschen Gemäldesammlung zu machen. Dieser Katalog aus der Feder Bodes lag längst vor, und er hätte seine Benutzung gar nicht verhindern können. Es gehörte aber zu seiner „Machtpolitik", bei solchen Gelegenheiten den Kunsthandel zu zwingen, einen Teil seines Gewinnes an die Allgemeinheit abzuführen, hier das Kaiser-Friedrich-Museum.

Uns will nach alledem scheinen, als ob in diesem Falle das alte Regime gegen das neue nicht schlecht abschneide. Denn in Wirklichkeit verdeckt dieser Artikel in der Tat einen Machtkampf, und zwar den des Kunsthandels gegen die persönlich uneigennützige Kunstvertretung der Gesamtheit. Das zeigt sich in der krampfhaften Art, mit der der Artikelschreiber der Münchner N. N. seinen Ingrimm gegen die „Lex Cassirer" auch in diesem Zusammenhange nicht verkneifen kann.

Der Kunsthändler Paul Cassirer wird seinen Freunden vermutlich wenig Dank dafür wissen, daß sie diesen Gesetzentwurf als „Lex Cassirer" bezeichnen, denn damit erwecken sie den Anschein, als ob die unerträglichen Mißstände, die unser Kunstversteigerungswesen in den letzten Jahren in steigendem Maße durchseucht haben, in besonderem Maße den Versteigerungen des Hauses Cassirer angehaftet hätten. Es trifft sich gut, daß Bode selbst in der „Kunst" (1918, Heft 2) über dieses neue Auktionsgesetz berichtet hat. Danach handelt es sich dabei um gar nichts Neues. Preußen und die meisten andern Bundesstaaten haben bereits seit 1903 eine allgemeine Auktionsordnung, und der neue Entwurf, der einstweilen über die erste Vorbereitung durch die Polizei, der in Preußen das ganze Auktionswesen unterstand, nicht hinausgekommen war, sollte wohl nur die alten Bestimmungen neu einschärfen und in ihrer Anwendung auf die Kunstauktionen insbesondere beleuchtet werden.

„Eine Reihe der Bestimmungen, in denen sich der Entwurf mit der alten Verordnung fast deckt, erscheinen als notwendige Bedingungen eines gesunden Kunstauktionswesens. So die Forderung der Einholung zur Erlaubnis jeder Versteigerung bei der vorgesetzten Behörde, das Verbot der Beteiligung der Auktionsfirma durch Vorschüsse oder Garantieleistung an den Besitzer, das Verbot der Einschmuggelung eigener Ware, der Interessierung der Kunsthändler und Makler durch teilweisen Erlaß der Auktionsgebühr, das strenge Untersagen des künstlichen Treibens der Kunstwerke oder ähnlicher Praktiken bei der Steigerung, die Forderung eines gewissenhaften Kataloges und der Namhaftmachung des Besitzers. Gegen diese Bestimmungen kann schon anstandshalber kaum ein Einwand gemacht werden. Aber heftig ist der Kampf um eine andere Forderung entbrannt, obgleich auch diese schon eine alte Bestimmung ist: der Versteigerer soll nicht zugleich Kunsthandel treiben. Das müsse er, behaupten die Gegner dieser Bestimmung, denn wie solle er sonst die nötigen Kenntnisse der Kunstwerke erwerben, die er zu versteigern habe. Aber wer nur ein wenig vom Kunstauktionswesen kennen gelernt hat, weiß, daß auch die Auktionatoren, die zugleich Kunsthandel treiben, bei jeder größeren Auktion nicht nur einen, sondern gelegentlich ein halbes Dutzend Sachverständige heranziehen, weil sie selbst von manchen Sachen — oder sagen wir ganz offen: von den meisten Sachen, wenig verstehen. Wie wäre es auch möglich, wenn sie zugleich alte Gemälde und Kunsthand-



werk, ostasiatische Kunst, Antike, Prähistorie, Waffen, Ethnographie usw. kennen sollten! Das ist aber auch nie verlangt vom Auktionator. Nach der schlechten alten deutschen Art wurden die Kataloge einfach nach der Angabe der Besitzer gemacht und im Katalog wurde einfach vermerkt, daß für die Richtigkeit der Bestimmung nicht aufgekommen würde. Seit etwa zehn Jahren, seitdem auch in Deutschland die Versteigerungen immer wachsende Bedeutung erlangt haben, ist es auch bei uns Sitte geworden, daß wirkliche Sachverständige für die Anfertigung der Kataloge herangezogen werden. Das muß in Zukunft Pflicht werden, der Versteigerer muß haften für die Angaben und deshalb sollten, wie in Frankreich, vereidete Sachverständige dafür angestellt werden. Diese müssen bei jeder Versteigerung anwesend sein, müssen bei der Versteigerung jedes Kunstwerkes den etwaigen Taxwert desselben ausrufen (falls er nicht schon im Katalog angegeben werden soll) und haben für die Auskunft zu sorgen, die das Publikum wünscht. Man wendet dagegen ein, daß auch in Paris diese Einrichtungen nicht vor Mißbräuchen geschützt haben; diese haben sich aber erst unter der schlaudrigen Wirtschaft der letzten Jahrzehnte eingeschlichen, seit napoleonischer Zeit hat die große Blüte des Kunstauktionswesens in Frankreich auf diesen Experten beruht. Auch der Einwand, daß sie bei uns nicht zu finden wären, ist hinfällig, haben wir doch Hunderte von Kunsthistorikern, von denen eine beträchtliche Zahl keine oder höchst untergeordnete Stellungen haben. Man braucht keineswegs Experten für jede Spezialität; auch in Paris ziehen diese, wenn sie sich in etwas wenig auskennen, besondere Kenner heran, und wenn sie dann noch zweifelhaft sind, helfen sie sich im Katalog mit Bestimmungen wie „attribué à", „École de" usf. Durch diese Experten werden auch die unverantwortlichen Makler überflüssig, die jetzt durch ihre Auskünfte über die einzelnen Kunstwerke das Publikum nur irreführen und es zu unsinnigen Preisen verführen. Man sagt: mundus vult decipi, ergo — aber diese Schwindelpreise, zu denen jetzt oft die törichtesten, kunstlosesten Sachen hinaufgetrieben werden, sind keineswegs bloß der Schaden des einzelnen, sie treffen die Gesamtheit, treffen auch die öffentlichen Sammlungen, da sie die Preise immer weiter hinauftreiben und da die Händler und die Besitzer von Kunstwerken sich bei ihren Forderungen darauf beziehen.

Selbst wenn man den deutschen Kunsthandel für das Institut der Experten noch nicht für reif oder die Zahl der für den Kunsthandel in Deutschland wichtigen Orte gegenüber dem einen Paris für zu große halten sollte (außer Berlin und München kommen noch Leipzig, Frankfurt, Köln und Stuttgart in Betracht), müßte doch auf der Trennung von Kunsthandel und Kunstauktion bestanden werden. Die Versuchung, daß der Auktionator seine Auktionen für seinen eigenen Kunsthandel ausnützt, in seinen Versteigerungen auch für sich kauft und verkauft, daß er die Preise steigert im Interesse seiner eigenen Ware, daß er ganze Sammlungen aufkauft und dann bei sich versteigert: diese und ähnliche üble Mißbräuche, die selbst bei den größten Auktionshäusern des Auslandes, wo das Verbot nicht existierte, gelegentlich eingerissen waren, sind der Ruin eines gesunden Auktionswesens und wirken unheilvoll auf den ganzen Kunsthandel. Eine starke Beschränkung der Kunstauktionshäuser, welche die Folge sein würde, wäre auch keineswegs vom Übel, da bei dem leider rasch schwindenden Privatbesitz an Kunstwerken die Auktionen bald einen starken Rückgang aufweisen müssen."

Die hier ganz sachlich umschriebenen Mißstände sind in den letzten Jahren so offenkundig geworden, der völlig irreführende, ja betrügerische Charakter einer großen Zahl der Kunstauktionen der letzten Jahre ist so unleugbar, daß jeder Kunstfreund für ein solches Gesetz dankbar sein müßte. Vor allem aber meinen wir, müßte das „neue Regime" möglichst bald diesen Entwurf aufnehmen und in sorgfältigem Ausbau zum Gesetze erheben. Unser Kultusministerium wird sich hoffentlich durch die leidenschaftlich revolutionäre Gebärde einzelner Künstler und Künstlerkreise nicht beirren lassen, deshalb den unverminderten kapitalistischen Spekulationen dieser Leute entgegenzuwirken und ausschließlich das Wohl der Allgemeinheit und der gesunden Mehrung ihres Kunstbesitzes im Auge behalten.



Thema mit Variationen

Das Thema ist „Sozialisierung der Kunst“. Ich beabsichtige nicht, das Thema selbst zu spielen. Es sollen hier nur einige Falle verzeichnet werden, die irgendwie damit in Beziehung stehen. Ihre Mehrzahl zeugt nicht von der Fruchtbarkeit des Gedankens, sondern vom Mißverstehen und Verbiegen desselben und üblen Begleiterscheinungen, auf die nicht früh genug geachtet werden kann, wenn nicht auch das Gute unfruchtbar gemacht werden soll.

* * *

Lübeck hat seinen „Fall Göhler“. Unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Georg Göhler hat seit 1915 die künstlerische Leitung des Lübecker Musiklebens innegehabt und durch seine Ausgestaltung der Sinfoniekonzerte und der Volkskonzerte ein Kulturwerk vollbracht, das auch dann den Dank aller wahren Kunstfreunde verdiente, wenn es nicht unter den schwierigen Verhältnissen der Kriegszeit zustandegekommen wäre. Nun ist er vom Vorstand des „Vereins der Musikfreunde“ plötzlich entlassen worden. Einer Angabe von Gründen bedurfte es nicht, da der Vertrag immer nur von Jahr zu Jahr lief — so war gerade im Hinblick auf die Kriegsverhältnisse vereinbart worden —, und die Berechtigung des Vorstandes zu seinem Vorgehen im streng juristischen Sinne wird auch gar nicht bestritten.

Um so übler wirkt das ganze Vorgehen vom Standpunkt des menschlichen Anstandes und vor allem im Hinblick auf die würdige Vertretung der künstlerischen Interessen einer Gesamtheit. Auf diesen letzten Punkt kommt es uns hier allein an. Die zahlreichen Artikel in den Lübecker Zeitungen gehen uns, soweit sie Persönliches berühren, weiter nichts an. Dr. Georg Göhlers reiner künstlerischer Idealismus ist noch nie bestritten worden, und wenn er jetzt von den künstlerischen Organisationen seiner Berufsgenossen nicht die Unterstützung gefunden hat, die ihm der Sache wegen unbedingt hätte zuteil werden sollen, so liegt es daran, daß er sich aus idealen Gründen gegen manche Unternehmungen dieser Organisationen gesträubt hat. Ob er dabei im Recht oder Unrecht war, ist in diesem Zusammenhange gleichgültig, die Idealität seiner Gründe ist ihm auch von seinen Gegnern noch nie bestritten worden. Übrigens hat sich das Orchester geschlossen auf seine Seite gestellt, und aus allen Pressestimmen geht hervor, daß die ernst zu nehmenden Musikfreunde Lübecks die Partei des gemaßregelten Dirigenten ergriffen haben.

Für die Allgemeinheit wichtig sind die Unterlagen, die überhaupt den ganzen Fall ermöglichen. Das Lübecker Orchester gehört zur Gruppe der sogenannten Konzert-Vereinsorchester. Wir hatten bisher in Deutschland Hoforchester, Städtische, Vereins- und Privatorchester. Eine selbständige Orchester-Republik, wie sie das Berliner Philharmonische Orchester darstellt, ist eine vereinzelte Erscheinung. Die Hoforchester werden ja in Zukunft wegfallen; sie einfach in Staatsorchester umzuwandeln, wird kaum angehen, da es doch geographisch zu enge Kreise sind, die den Vorteil dieser Einrichtung genießen. Man wird sie also auch in Städtischen oder Städtebund-Orchester umwandeln müssen. Eigentliche Privatorchester gibt es nur noch sehr wenige, und man kann damit rechnen, daß diese geschäftliche Unternehmungen von Dirigenten bald ganz aussterben. Ziemlich zahlreich sind dagegen noch die Vereinsorchester. Diese verdanken ihr Dasein Vereinigungen von Musikfreunden — gewöhnlich sind es ordentliche und außerordentliche Mitglieder —, die durch Zahlung eines bestimmten Jahresbeitrages die Grundlage für die Existenzmöglichkeit des Orchesters schaffen. Als Gegenleistung erhalten die Mitglieder das Anrecht auf den Besuch der Konzerte oder der Hauptproben. Es wird also da nicht etwa ein Opfer für die Kunst gebracht, und auch von Mäzenatentum ist nicht die Rede. Trotzdem sollen die geschichtlichen Verdienste dieser Vereinigungen keineswegs verkannt werden. Aber diese Form hat sich überlebt. Die allgemeine musikalische Bildung oder doch wenig-

stens das Verlangen nach guten musikalischen Darbietungen, ist heute in Deutschland so verbreitet, daß selbst in verhältnismäßig kleinen Städten ein ausreichendes Publikum für eine beträchtliche Zahl ernster Konzerte vorhanden ist. Es kann sich höchstens noch um die Organisation dieses Publikums handeln, und als solche würden diese Vereinigungen von Musikfreunden auch für die Zukunft noch von großem Werte sein. Seitdem aber in unsern Orchestern „Liebhaber“ nicht mehr mitspielen können und die Entwicklung der sinfonischen Literatur eine starke Besetzung der Orchesterkörper gebietet, ist es ausgeschlossen, daß ein Orchester durch die Einnahmen seiner öffentlichen Sinfoniekonzerte leben kann. Selbst wo, wie in Berlin, durch die zahlreichen privaten Unternehmungen von Solisten und Chorkonzerten mit Orchesterbegleitung eine Orchestervereinigung fast täglich beschäftigt ist, sind die Kosten aus diesen Einnahmen nicht zu decken. Das am meisten beschäftigte Berliner Philharmonische Orchester z. B. hat jahrelang während der Sommermonate in Scheveningen als Badekapelle spielen müssen, um leben zu können. Erst seit einigen Jahren ist es durch einen städtischen Zuschuß, für den als Gegenleistung volkstümliche Konzerte während der Sommerzeit geboten werden, von dieser unwürdigen Fron befreit worden. Anderwärts haben sich die Orchestermusiker durch eine private Tätigkeit — Ausspielen auf Tanzböden, bei Gesellschaften und dergl. — ihr immer noch dürftiges Brot erwerben müssen. Das sind der Künstler und der Kunst unwürdige Zustände. Den Mitgliedern künstlerischer Orchestervereinigungen dürfte keine andere Nebenbeschäftigung, als allenfalls die des Musikunterrichts zugemutet werden.

Wie schon betont, haben die sogenannten Vereinigungen der Kunstfreunde an diesen Verhältnissen nichts geändert. Diese Musikfreunde haben für ihre Beiträge Konzerte erhalten. Daß der eine und andere musikfreundliche Bürger höhere Zuschüsse leistete, ist nicht diesen Vereinigungen gutzuschreiben. Aber diese Vertröstung auf solch freiwilliges Mäzenatentum ist auch vom höheren kunstpolitischen Standpunkte aus unzulänglich, weil unsicher.

Es haben denn auch längst eine stets wachsende Zahl von städtischen Körperschaften es als Pflicht erkannt, hier einzuspringen. Mehr noch als das Theater ist die sinfonische Konzertmusik ein Volksbildungsmittel allerersten Ranges, und es ist eine Pflicht der zur Pflege dieser Volksbildung berufenen Gemeinden, die finanziellen Möglichkeiten einer solchen künstlerischen Musikübung zu schaffen. Als Gegenforderung muß dafür die Veranstaltung von Konzerten gefordert werden, die auch dem Unbemittelten zugänglich sind.

Zahlreiche Städte haben den nächstliegenden Ausweg gewählt und die Orchester in städtische Verwaltung genommen. Andere Städte waren dazu zu ängstlich und haben sich damit begnügt, an die Privatorchester oder die bestehenden Vereinigungen der Musikfreunde einen Zuschuß zu bezahlen. Das ist offenbar vielfach als lästige Pflicht empfunden worden, so daß manche Städte sich für diese Leistung nicht einmal das Recht der künstlerischen Mitbeaufsichtigung gewahrt haben. Diesen Zuständen muß zum Wohle der Kunst, vor allem aber des nach Kunst verlangenden Volkes, ein Ende gemacht werden. Die Selbstherrlichkeit des privaten Unternehmertums, aber auch der unverantwortlichen und nach ihrer Zusammensetzung zum künstlerischen Urteil durchaus nicht berufenen Konzertvereins-Vorstände muß aufhören. Sie führt notwendigerweise zu unerträglichen Verhältnissen. Wir wählen als naheliegendes Beispiel die Stadt Lübeck und bemerken nur nebenher, daß sich gleichzeitig in Dortmund ganz ähnliche Dinge abgespielt haben.

Der Jahreshaushalt des Lübecker Orchesters beträgt rund 160000 ℳ. Der Konzert-Verein hat 94 ordentliche und 600 außerordentliche Mitglieder. Die letzteren haben zur Verwaltung nichts zu sagen, sondern bezahlen nur jährlich 10 ℳ, für die sie Zutritt zu den Hauptproben haben. Es ist nicht anzunehmen, daß auch nur ein einziges dieser außerordentlichen Mitglieder diese 10 ℳ nicht ebenso gern ohne Vermittlung eines Vereins für den Besuch der Proben anlegen würde. Durch die ordentlichen Mitglieder kommen etwa 1200 ℳ Mehrbeitrag ein. Sonst zahlen auch sie nicht mehr, als den Konzertbesuch. Für diese doch wirklich

geringe Leistung haben sie bzw. hat der von ihnen gewählte Vorstand das alleinige Verfügungsrecht. Die entscheidenden Persönlichkeiten in diesem Vorstand sind zurzeit ein Wäschefabrikant und ein Kolonialwarenhändler. Gewiß ja nützliche und ehrenwerte Berufe, keineswegs aber eine Gewähr für ein besonders künstlerisches Urteil. Rund 30000 ℳ kommen durch die sonstigen Konzerteinnahmen ein. Die Hauptsummen aber werden aufgebracht durch 20000 ℳ vom Sommertheater, 47000 ℳ für den Operndienst am städtisch geleiteten Theater und 50000 ℳ städtischen Zuschuß. Unter diesen Verhältnissen ist es doch geradezu lächerlich, eine für die ganze Stadt so wesentliche Kunsteinrichtung unter das autokratische Regiment einiger in Kunstdingen Unberufenen, jedenfalls der Öffentlichkeit nicht verantwortlichen Männer zu stellen. Ich will mich auf die Beschuldigungen, die in verschiedenen Zeitungsstimmen erhoben werden, gar nicht näher einlassen. Aber es wäre ein Ausnahmefall, wenn nicht auch in Lübeck unter diesen Umständen persönliche Liebhabereien die sachlichen Gesichtspunkte verdunkelten. Gerade diese „Liebhaber" pflegen einzig Hochachtung vor dem Geldbeutel zu haben und fassen auch den städtischen Kapellmeister weniger als Künstler für das Volk, denn als Unterhaltungsgegenstand für die reichen Gesellschaftskreise, wohl gar als einen musikalischen Hausdiener für ihre Privatgesellschaften auf. Mit diesen Zuständen — wie gesagt, ich will hier keineswegs ausschließlich oder auch besonders auf Lübeck hinweisen, denn sie liegen in den geschilderten Verhältnissen begründet — muß es ein Ende haben. Die Orchester müssen vergesellschaftet werden.

* * *

Die Verstaatlichung der Orchester ist auch das einzige Mittel, um der Entwicklung ihrer Organisationen ins rein Gewerkschaftliche vorzubeugen. Es ist in diesen Wochen eine für unser ganzes Kunstleben wertvolle Organisation der „Vereinigten Berufsverbände der deutschen Tonkünstler" zustandegekommen, auf die ich gelegentlich später noch einmal näher eingehen werde. In der Gruppe der ausübenden Künstler fehlen dabei die zwei weitaus größten Organisationen, der „Deutsche Musiker-Verband" und der „Orchester-Bund". Der erstere, dessen 17000 Mitglieder sich zumeist aus jenen gewerblichen Musikern zusammensetzen, für die ich als meist bekannten Typus den Kaffeehausmusiker nenne, wird sich offenbar ganz den Gewerkschaftsorganisationen anschließen. Davon ist die Auffassung der musikalischen Tätigkeit als „Arbeit" mit dem ganzen Drumherum der Regelung aller Leistungen und ihrer Entlohnung nach den Grundsätzen der Arbeitergewerkschaften unzertrennlich. Beim „Orchester-Bund", der hauptsächlich aus den großen städtischen und bisherigen Hoforchestern besteht, herrschen offenbar noch Bedenken vor diesem Schritte. Da möchte man doch wohl eher als Künstler, denn als Arbeiter angesehen werden. Die baldige Verstaatlichung aller größeren Orchester ist das einzige Mittel, den Orchester-Bund vor dieser Entwicklung ins Gewerkschaftliche zu bewahren. Denn es ist klar, daß bei einem sozial regierten Volksstaate die Entlohnungsfrage und die Arbeitsforderung von einem Standpunkte aus geregelt wird, den auch der Arbeitnehmer als billig anerkennen muß. Jedenfalls liegt es im Geiste dieses Volksstaates, daß Streitfragen hier nicht durch Gewaltmittel, sondern auf dem Verständigungswege gelöst werden müssen. Daß dieser Geist in unseren Orchestern zur Herrschaft gelangt, ist unbedingt notwendig, wenn unsere Kunst nicht unheilbaren Schaden leiden soll. Es sind in diesen wenigen Wochen seit Ausbruch der Revolution Erscheinungen zutage getreten, die jeden Vernünftigen davon überzeugen müssen, daß es schlechthin unmöglich ist, die auf den anderen Gebieten der Arbeitsleistung üblichen Anschauungen einfach auf das der Kunst zu übertragen. Es ist ganz selbstverständlich, daß z. B. im Opernbetriebe das Orchester jederzeit die Möglichkeit hat, durch Streiks alles künstlerische Schaffen zu vereiteln. Am Deutschen Opernhaus in Charlottenburg z. B. erreichten die Lohnforderungen des Orchesters eine solche Höhe, daß bei ihrer Bewilligung das Institut trotz des großen in der Erlassung der Miete liegenden Zuschusses der Stadt einfach unmöglich wurde. Noch schlimmer ist es, wenn diese Organisationen ihre Machtstellung

benutzten, um aufs Künstlerische Einfluß zu gewinnen. Es ist bekannt geworden, daß das ehedem königliche Orchester in Berlin unter Androhung des Streikes erklärt hat, den „Rosenkavalier" von Richard Strauß wegen seiner großen Schwierigkeit nicht mehr ohne bestimmte Striche zu spielen. Es braucht gar nicht erwogen zu werden, ob in diesem Falle vom Orchester wirklich eine zu große Anstrengung gefordert wird, sie ist jedenfalls bisher geleistet worden, ohne daß die Herrschaften darunter sichtlichen Schaden gelitten hätten. Es handelt sich hier um ein Grundsätzliches. Vor hundertzwanzig Jahren haben die Musiker Mozart für zu schwierig erklärt, sogar die Kammermusikspieler wiesen damals die Stimmen seiner Quartette wegen Kakophonie zurück. Der berühmte Cellist Schuppanzigh erklärte die Cellostimmen in Beethovens Quartetten für unspielbar. Richard Wagners „Tristan und Isolde" ist nach achtundsiebzig Proben in Wien als unaufführbar beiseitegelegt worden. Ich erwähne diese Fälle, die sich durch die ganze Musikgeschichte wiederholt haben, nur, um zu zeigen, wohin wir kämen oder genauer, wo wir noch ständen, wenn die schöpferische Kunst in der Art von der willfährigen Leistung der Masse der reproduzierenden Musiker abhängig gemacht würde. Es liegt im Wesen dieser Kunst, daß der Ausübende durch die Anforderungen des Schöpfers zu immer höheren Leistungen angespornt wird. Es spricht Bände, wenn heute jedes mittlere Stadttheater eine Aufführung von „Tristan und Isolde" zustandebringt, die vor zwei Menschenaltern vom ersten Musikinstitut der Welt als unmöglich bezeichnet wurde. Damit soll natürlich nicht der willkürlichen Häufung von Schwierigkeiten das Wort geredet werden, in der sich manche modernen Komponisten aus schöpferischer Impotenz gefallen.

Es ist ja anzunehmen, daß die jetzige Überspannung des Machtgefühls der Arbeitnehmer sich wie eine Krankheit austoben wird und daß man ganz von selbst wieder zur Einsicht gelangt, daß das Zustandekommen eines Werks von der geistigen Beherrschung abhängig ist und darum eine Unterordnung unter einen geistigen Herrscher nicht zu umgehen ist. Gerade für das Zustandekommen der großformatigen Kunst in Theater und Musik bedarf es des Zusammenwirkens zahlreicher Kräfte, und es liegt in der Natur der Sache, daß die untergeordneten Faktoren am zahlreichsten sind. Wird nun, wie es das sozialistische Prinzip bis jetzt getan hat, die Macht einseitig der Masse und nicht der Qualität zugeteilt, so ist ein fruchtbares künstlerisches Schaffen undenkbar. Echte Sozialisierung bedeutet Ein- und Unterordnung in eine gemeinsame Sache; sie ist weit mehr eine Verpflichtung, als ein Recht. Augenblicklich verstehen weite Kreise Sozialisierung im grob materialistischen Sinne als eine umgekehrte Ausbeuterei.

* * *

Sozialisierung der Kunst bedeutet natürlich auch eine Verpflichtung an die Kunst oder, was dasselbe ist, an die Art der Darbietung dieser Kunst ans Volk. Man mag noch so sehr die finanzielle Hebung und Sicherstellung der weitaus größten Zahl der Schauspieler für notwendig halten und deshalb der Sozialisierung der Schauspielbetriebe das Wort reden, sie ist moralisch doch nur dann berechtigt, wenn damit die Arbeitnehmer auch verpflichtet werden, der für ihr Wohl sorgenden Allgemeinheit gute Ware zu liefern. Es wäre geradezu ein Wahnsinn, Theaterbetriebe zu sozialisieren, die dann dem Volke dieselbe Kunst böten, wie bisher die übelsten Geschäftstheater in ihrer Spekulation auf die oberflächlichen oder gar niedrigen Instinkte. Es müssen deshalb entsprechende Verpflichtungen überall grundsätzlich festgelegt werden, wo man zur Sozialisierung künstlerischer Betriebe schreitet. Die Forderung scheint selbstverständlich, wird aber gleichwohl selbst an solchen Stellen nicht befolgt, die vorbildlich wirken müßten. So hat sich der sächsische Künstler-Hilfsbund die Bekämpfung des Schmierenunwesens zum Ziel gesetzt. Unter Leitung tüchtiger Theaterfachmänner ist eine Truppe zusammengestellt worden, die in jene kleineren Städte Sachsens geschickt wird, die kein eigenes Theater haben. Die technische Frage der Bühne ist gut gelöst. Aber das Programm dieser Schauspielertruppe setzt sich ausschließlich aus oberflächlichen Lustspielen und Schönherrs „Weibsteufel" zusammen. Das heißt doch den Teufel mit Beelzebub vertreiben. Wir hören als Entschuldigung, daß der

sächsische Künstlerhilfsbund, der unter behördlicher Flagge segelt, nur eine wirtschaftliche Organisation sei. In ganz nüchternes Deutsch übersetzt heißt das Geschäftsmacherei, auf Kosten der Kunst. Es steht ungefähr auf derselben Stufe, wie wenn das Bordellwesen in städtische Verwaltung genommen wird.

* * *

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", hat Schiller den Künstlern zugerufen und damit das Verantwortungsgefühl der Künstler aufgerufen gegen die Kunst und gegen die Gesamtheit. Darum gestehen wir gerade dem Künstler auch in geschäftlichen Dingen Vespasians Non olet nicht zu. Es war darum die unglücklichste Verteidigung, die der sonst so tüchtige Paul Scheinpflug für die Mitwirkung des von ihm geleiteten Blüthner-Orchesters an der Gedenkfeier für Liebknecht und Rosa Luxemburg wählen konnte, daß das Orchester gezwungen sei, Geld zu verdienen. Inzwischen ist man sich dessen wohl bewußt geworden, und der sozialdemokratische Abgeordnete Heinrich Schulz hat in einem Briefwechsel mit dem Kultusminister Haenisch nun das in letzter Zeit sehr beliebte Register des Menschlichen gezogen. Als Politiker bin ich schroffster Gegner, als Mensch vermag ich die Teilnahme nicht zu versagen. Es liegt ganz fern, die Ehrlichkeit Liebknechts und seiner Aufpeitscherin anzuzweifeln. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß beide namenloses Unglück über uns gebracht haben, und es ist wirklich kein Grund einzusehen, daß eine von diesem Unglück betroffene Gesellschaft nun nachträglich die von ihnen heraufbeschworene Gefahr betrauert oder gar noch feiert. Mir scheint, es werde jetzt von sozialdemokratischer Seite das menschliche Gefühl recht parteiisch aufgerufen. Man wird den Verdacht nicht los, daß es oft aus theoretischen Parteigrundsätzen geschieht. Warum soll nicht das menschliche Gefühl von uns andern, in diesem Falle sicher der Mehrheit, geschont werden? Aber ich fürchte, die schon immer den Deutschen lähmende Theoretisiererei wird dann erst recht Trumpf. Schon treibt wieder die Ausländerei in der Kunst die buntesten Blüten und diese Treibhäusler, die uns hitzig französische und italienische Kunst aufdrängen, während noch unsere Gefangenen gemißhandelt werden und der Feind seinen Sieg mit sadistischer Wollust am deutschen Volke ausläßt, sonnen sich stolz in ihrer Vorurteilslosigkeit. Nichts ist doch beschränkter, als ein derartiger geistiger Hochmut. Das zeigt sich schon in den Objekten, denen er seine Gunst zuwendet.

Dem Deutschen Opernhause in Charlottenburg kann man leichthin einige Dutzend deutscher Opernwerke aufzählen, die es uns schuldig ist, aber es wurde mit aller Hast die reichlich abgeleierte „Cavalleria rusticana" herausgebracht. Auf den Konzertprogrammen häufen sich die ausländischen sinfonischen Werke, denen unser Publikum durchweg ablehnend gegenübersteht. Frankreich überlegt jetzt eben erst, wie einige Zeitungsrundfragen bestätigen, ob es die Werke der verstorbenen deutschen Musiker wieder aufnehmen soll, und rüstet, genau wie Italien und England, auch auf künstlerischem Gebiete zum Aushungerungskrieg gegen uns. Wir sind natürlich vorurteilslos, und wenn schon jemand ausgehungert werden soll, so sind es unsere eigenen Komponisten.

Die Fremden kennen uns und leisten sich deshalb geradezu groteske Herausforderungen. Während die Polen im Osten ihren Schakalgelüsten am wunden Körper Deutschlands frönen, hat der polnische Komponist Felix Nowowiejski sich den Saal der Akademischen Hochschule für Musik für zwei Konzerte gesichert. Der Herr, einer der größten Reklamehelden unter den Komponisten, benutzte die Gelegenheit zu einer großpolnischen Agitation. Ich bin nicht rachgierig und wünschte deshalb Herrn Nowowiejski nur den zehnten Teil der Prügel, die sich ein deutscher Komponist bei einem ähnlichen Verhalten in Warschau besehen hätte. Damit die übrigen neun Zehntel nicht ungenutzt blieben, sollten sie auf den Buckel der deutschen Michel und vor allem jener „deutschen" Kritiker niederhageln, die auch in solchen Stunden uns noch die Internationalität der Kunst predigen.

* * *

Die Kunst ist auch interkonfessionell. Man muß das nur richtig auffassen. Der Deutsche ist in diesen Dingen nicht gelenkig genug. In Berlin wird jetzt ein Passionsspiel „Christus“ von Georg Fuchs aufgeführt. Ein verkünsteltes Oberammergau, aus dem Amüsiergeist der massigen Schaurevue inszeniert. Das Buch von Georg Fuchs mag ursprünglich nicht so schlimm ausgesehen haben, und so ließ sich der gediegene, christlich empfindende Musiker Martin Grabert für die Komposition gewinnen. Martin Grabert ist ein deutscher Musiker, und so kann es nicht sehr überraschen, daß er sich keinerlei schriftliche Gewähr geben ließ und nur mit allen Kräften die Vollendung seines Werkes betrieb. Der Dichter Georg Fuchs war denn auch höchlichst zufrieden. Dann aber ging er hin und suchte sein Werk auch zur Aufführung zu bringen. Es bildete sich ein Syndikat unter der Leitung der Herren Bryk und Löwy. Man sieht, die Sache fängt an, interkonfessionell zu werden. Und nun wird plötzlich der „Christus“ in Berlin ohne die Musik Martin Graberts aufgeführt. Das Syndikat erklärt, die Musik trage einen so protestantischen Charakter, daß sie sich für die Aufführung im katholischen Süden nicht eigne. Es ist doch schlimm um diese konfessionellen Gegensätze, aber schön um die Besorgnis des Syndikats, daß sich, um keinen zu verletzten, nun die Musik von dem — Juden Felix Robert Mendelssohn schreiben ließ.

Die Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Die etwas daneben geratenen Nachkömmlinge des Lessingschen „Nathan“ vom Wiener Syndikat haben mit ihrer Begründung nämlich „gemogelt“. Der Grund für die Ablehnung der Musik Graberts liegt in seiner Zugehörigkeit zur „Genossenschaft deutscher Tonsetzer“. Der Geschäftsführer des Passionssyndikats, Herr Bryk, ist nämlich auch Generalagent der Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger in Wien, eines Konkurrenzunternehmens gegen die Genossenschaft deutscher Tonsetzer, und es ist der Geschäftsneid des Herrn Generalagenten, dem wir diese Vergewaltigung eines deutschen Künstlers zu danken haben. Kapitalismus in der Kunst.

* * *

Zum Schluß noch etwas Heiteres. Unser Berliner Philharmonisches Orchester ist eine Künstler-Republik. Seine Mitglieder können also nicht streiken, da sie ihre eigenen Arbeitgeber sind. Damit sie aber nun dieses jetzt so beliebten Vergnügens nicht ganz verlustig gingen, haben sie kürzlich doch gestreikt. Aber aus künstlerischen Gründen. Der Dirigent George Weller hatte das dringende Bedürfnis, uns mit einem ausschließlich aus russischen Kompositionen bestehenden Konzerte aufzuwarten. Darunter war eine sogenannte Sinfonie von Golyscheff. Das Publikum nahm das Tongewinsel humoristisch auf, die Philharmoniker aber waren bei der Probe böse geworden und hatten sich geweigert, den zweiten Satz zu spielen. Es gibt zwar jetzt keine faulen Äpfel, vor denen man sich zu fürchten hätte, aber man kann ja nicht wissen, es könnte auch ein richtiger Musikliebhaber eine Handgranate bei sich haben. Kurzum, die Philharmoniker getrauten sich nicht, dieses furchtbare Stück dem Publikum anzubieten. Es soll sich nun nachträglich herausgestellt haben, daß in der Probe bei der Verteilung der Blätter ein Versehen unterlaufen war, so daß die verschiedenen Gruppen des Orchesters zur selben Zeit verschiedene Teile des Werkes gespielt hatten. Das Schönste aber ist, daß weder der anwesende Komponist, noch der Dirigent etwas von dieser Verwechslung gemerkt haben.

Karl Storck



Türmers Tagebuch

Spartakus, der Urmensch · Der Dank des Spießers · Späte Erkenntnis

In der deutschösterreichischen Wochenschrift „Das Neue Reich“ (Schriftleitung Dr. Joseph Eberle, Verlagsanstalt Tyrolia, Wien) geht Alois Prinz Liechtenstein der Frage, die uns alle in Atem hält, mit so blankem Spaten auf den Grund, daß seine Betrachtungen nachdenklicher Beachtung empfohlen seien, vor allem der Kreise, die sich noch immer in Selbsttäuschung über die Nähe und Größe der Gefahr wiegen. „Es hat“, so schreibt der Prinz, „zu allen Zeiten soziale Bewegungen gegeben. Weder das Altertum noch das Mittelalter waren frei davon; ebensowenig die Renaissance als die Ära der Reformation. Über die prähistorische Periode sind wir nicht hinreichend unterrichtet. Aber da Habgier und Appetit seit Erschaffung unseres Geschlechtes ihm als wesentliche Merkmale anhaften, dürften soziale Regungen und Wirrnisse, sobald es einen wenn auch rohen primären Ansatz zu einer menschlichen Gesellschaft auf Erden gab, selbst in Höhlen und unter Zelten mit Stein- und Bronzewaffen ausgefochten worden sein.

Der unverfälschte Urmensch ist Spartakus, der auch im zwanzigsten Jahrhundert wie am Frühmorgen der Weltgeschichte, sobald er sich ungehemmt weiß, entschlossen ist, zuzugreifen und sich zu arrondieren, soweit es geht. Jedermann ist sich selbst nicht bloß der Nächste, sondern auch der Einzige.

Dabei verstößt er freilich gegen die Grundbedingungen jeder Kultur, und zwar um so ärger, je komplizierter, vornehmer, edler und höher sie gediehen ist.

Deswegen richtet jedes Gesetzbuch, jede sittliche Vorschrift gegen diesen uns allen innewohnenden Trieb möglichst unübersteigliche Schranken auf. Der kürzeste und älteste Kodex mit göttlicher Sanktion, der Dekalog, den Moses vom Berge Sinai seinem Volke heruntertrug, erhebt im siebenten Gebote eine Warnung gegen die schlimmste unserer Leidenschaften, welche alle anderen unter ihre Rabenfittiche verbirgt, sie aufstachelt und befriedigt.

Das Merkwürdigste an dieser unserer gefährlichen Anlage ist, daß sie, um sich der Massen zu bemächtigen, unter der Maske des Altruismus sich verhüllt, die edelsten Gefühle ihnen vorschwefelt, und zuletzt fest an ihre Uneigennützigkeit glaubt, obwohl sie ein wahres Ungetüm an Selbstsucht ist, die mit dem Kinde geboren, erst mit dem letzten Atemzuge des Greisen erlischt, die im Reichen nicht schwächer ist als im Armen und den Kapitalisten ebenso mächtig aufwühlt wie den Proletarier.

Derzeit, unter der Herrschaft der europäischen Revolution, erfrischen sich ergraute Börsenwölfe an der jungen Freiheit der Republiken, Kriegsgewinner

plätschern in dem Volksbade der demokratischen Welle, Sozialisten versprechen der nächsten Generation und Kommunisten schon der heutigen goldene Tage; neue Männer rücken in alte Ämter, und Gott gibt ihnen, wie sie behaupten, dazu den Verstand. An allen Straßenecken lesen wir ihre Aufrufe und Reklamen. —

Die soziale Frage unserer Zeit hat ihre spezielle Ursache in den technischen Fortschritten der Maschinen, in der Erleichterung und Entfaltung des Geldverkehrs, kurz: in der Produktionsweise der modernen Großindustrie. Sie besteht aus drei Faktoren, die zusammenwirken: Unternehmerschaft, Leihkapital und Arbeiterschaft. Einzeln genommen sind sie ohnmächtig, vereint wirken sie Wunder.

Die Unternehmerschaft hat von Jahr zu Jahr vollkommenere Maschinerie, einheitliche autoritäre Leitung und trägt mit kommerzieller Erfahrung das Risiko des Geschäftes.

Von den Banken und Sparkassen wird mittelst der ihnen vom Publikum geliehenen Sparkapitalien fortlaufend der Kredit den Unternehmern bereitgestellt.

Die Arbeiterschaft steht im Lohnverhältnisse in den verschiedensten Formen des Tag-, Stück- und Wochenlohnes.

Mit den Fortschritten der technischen Fabrikanlagen und mit dem Umfange des Kredits bleibt der dritte Faktor der Produktion, die Arbeiterschaft, hinter den zwei anderen Faktoren mehr und mehr an Bedeutung zurück. Es wird mit weniger Arbeit schneller und mehr erzeugt. Die Zahl der Arbeiter nimmt zwar *absolut* in der Weltproduktion zu, aber *relativ* im Vergleiche mit der Menge des Produktes ab. Stets wird eine Anzahl Arbeiter überflüssig, also arbeitslos. Infolgedessen ist die Gefahr des Lohndruckes immer vorhanden. Als Reaktion dagegen entsteht automatisch eine Organisation der Arbeiterschaft, um den Lohn auf angemessener Höhe zu erhalten, im Falle günstiger Konjunktur oder Teuerung der Lebensbedürfnisse ihn zu heben.

Dieser Zustand der Rivalität der Arbeiterschaft gegenüber Unternehmer und Leihkapital hat an und für sich nichts mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei zu tun, er ergibt sich aus tatsächlichen Verhältnissen des modernen Wirtschaftslebens.

Während nun dieser Gegensatz in Nord- und Südamerika kaum angedeutet ist, weil in schwach bevölkerten Ländern die Arbeiterschaft dem Lohndrucke noch sehr leicht ausweicht, während er in England auf traditioneller Grundlage in den Trades unions sich legal entwickelt, und in den zwei englischen Kolonien Australien und Neuseeland er durch eine neuartige weise Gesetzgebung ziemlich befriedigend ausgeglichen wird, hat auf dem Kontinente von Europa die Sozialdemokratie das industrielle und gewerbliche Proletariat zu einer politischen Partei organisiert, welche jetzt in eine für sie selbst und für die Gesellschaft gefährliche Krise geraten ist.

Die Sozialdemokratie beruht nämlich ihrer Doktrin nach heute ebenso wie vor einem halben Jahrhundert auf den Lehren der drei Schriftsteller Marx, Lassalle und Engels und fordert, auf ihnen fußend, die Abschaffung des Unternehmertums, respektive des aus demselben entstandenen Aktienunternehmens, ferner des Leihkapitals, der arbeitslosen Rente, die Vergesellschaftung sämtlicher Be-

triebe der großen, mittleren und kleinen Produktion, also deren Konfiskation zugunsten der Lohnarbeiter.

Der bescheidenste Handwerker, der einen Gesellen beschäftigt, ist ihr gerade ebenso ein Ausbeuter fremder Arbeitskraft wie Stumm, Krupp, Thyssen, Rothschild und Baring, wie alle Großbanken und die winzigste Sparkasse.

Die sozialdemokratische Theorie ist ein majestätisches, unantastbares Gebäude vom einfachsten Stile. Die oratorische Behandlung in den Agitationslokalen und in den Volksschriften hat seit fünfzig Jahren keine Änderung erfahren. besteht aus Schlagworten, welche, ohne Variante in den Versammlungen vorgebracht, beinahe den Wert und die Geläufigkeit religiöser Glaubenssätze angenommen haben.

Allerdings hat die sozialdemokratische Doktrin nie und nirgends bisher eine praktische Anwendung gefunden. Selbst geringfügige Anfänge einer Verwirklichung sind nicht versucht worden. Es ist dies ein bemerkenswerter Umstand, der vermuten läßt, daß sie nicht ausführbar ist.

Die Tätigkeit der sozialdemokratischen Partei bestand von jeher und besteht auch heute noch in der wirklich großartigen Disziplinierung, militärischen Kasernierung der proletarischen Massen, von denen sie Beiträge gleich Staatssteuern einhebt, in Kassen sammelt und zur Veranstaltung von Streiks beausgabt. Mögen diese gelingen oder mißlingen, mögen sie durch Konjunkturen innerhalb der Industrie begünstigt werden, die dauernde Folge der Streiks ist ohne Zweifel eine allmähliche Aufbesserung der Löhne, die freilich durch Sinken des Geldwertes großenteils wieder wettgemacht wird. Das ist der einzige, aber immerhin namhafte, von jedem gerechten Beurteiler anzuerkennende Erfolg der Sozialdemokratie.

Wirkliche soziale Reformen, Schutz der Kinder und Frauen, Abkürzung der Arbeitszeit, Schutz gegen Unfall und Krankheit, Invaliden- und Altersversorgung sind hingegen zumeist durch Regierungs- und mittelst Anregung seitens anderer Parteien, sogar teilweise gegen das Votum der Sozialdemokratie, zustande gekommen. Sie hat sie als Abschlagszahlungen verschmäht, wobei ich gerne zugeben will, daß diese Reformen nur den Wert von Palliativmitteln besitzen, keineswegs den Kern der Frage berühren, oder ihre Lösung näher bringen.

Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes hat die politische Bedeutung der Sozialdemokratie sehr wesentlich gehoben, sie aber aus ihrer theoretischen Stellung zu praktischen Vorschlägen nicht hervorgelockt.

Nun aber kam der Weltkrieg und als Abschluß desselben der Niederbruch der allgemeinen Wehrpflicht, die Auflösung der staatlichen und militärischen Autoritäten in den besiegten Staaten, eine Krise der modernen Zivilisation, zuerst in Rußland, dann in Deutschland, Österreich-Ungarn, Polen, ja sogar in der friedlichen neutralen Schweiz.

Da erleben wir nun ein befremdendes, recht unerbauliches Schauspiel: Die Sozialdemokratie, die der kapitalistisch korrumpierten, national entzweiten europäischen Menschheit das leuchtende Beispiel der Internationale des proletarischen Bruderbundes vorhielt, spaltet sich vor unsern Augen in zwei einander wütend bekämpfende Parteigruppen. Beide sind radikal-revolutionär, beide be-

kennen sich zu dem identischen alten, gewiß auch veralteten Wirtschaftsprogramm der Marxschen Schule. Beide vindizieren den gesamten Ertrag der Arbeit den proletarischen Massen ganz allein, verwerfen jede wie immer geartete arbeitslose Rente.

Nach Ansicht beider feindlichen Gruppen ist Unternehmerschaft und Leihkapital, ob klein oder groß, ein schimpfliches Ausbeutertum, das dem verdienten Hungertode verfallen sein soll; sie fordern beide unterschiedslose Gleichheit des Fleißes und der Genüsse für die ganze Menschheit ohne Ausnahme! Das ist die verlockende Devise! Fort mit dem individuellen Besitze, mit dem verruchten Privatkapitale! Alles wird vergesellschaftet!

Was ist also die Ursache des bitteren Streites, des unversöhnlichen Hasses zwischen den beiden sozialistischen Parteien? Einerseits Lenin und Trotzky, Bolschewiken, Kommunisten, Anarchisten, Spartakiden, Unabhängige; andererseits Kerensky-Anhänger, Trudowiken, Menschewiken und unsere lieben, teuren gemäßigten Sozialisten!

Sie verfolgen und vernichten einander mit Zeitungsartikeln und Hetzreden, mit Maschinen- und Repetiergewehren, mit Panzerwägen und Flammenwerfern.

Sie geben einander keinen Pardon, genau so wie in der französischen Revolution die Jakobiner den Girondisten. Der naheliegende Vergleich hinkt aber in einem, dem wesentlichsten Punkte; denn die Bergpartei des Konvents hatte wirklich andere Ziele als die Gironde; andere Glaubenssätze, die dem französischen Volke besser gefielen als jene ihrer Gegner!

Innerhalb der modernen Umsturzbewegung zerfallen die Verfechter derselben Idee, des nämlichen Programms in zwei einander exkommunizierende Sekten: in fanatische, wortgläubige Dogmatiker, welche unsere arme Welt mit Feuer und Schwert bekehren wollen, und in schlaue, hinterhältige Praktiker, die ihre schroffe Doktrin zwar buchstäblich mit denselben Worten weiter vortragen, aber von der Absurdität und Ungereimtheit des theoretischen Plunders durchdrungen, die Ausführung ad calendas graecas vertagen wollen.

Die Gemäßigten verkünden salbungsvoll ihre Predigt dem Proletariat weiter, während die Rötesten der Ungemäßigten und Unabhängigen den Massen das naheliegende Ziel, die Expropriation der Reichen, unmittelbar vorweisen; nach ungenierter Wegräumung unbedeutender Hindernisse sei es zu erreichen.

Die ersteren mahnen zur Geduld, die letzteren zur Tat. Die Gemäßigten sind inkonsequent, also unehrlich, glauben kein Wort von dem, was sie mit eiserner Miene behaupten, die Unabhängigen sind ehrlich und konsequent, sie meinen, was sie sagen.

Solange die Macht in den Händen der verhaßten Bourgeoisie lag, konnten die gemäßigten Sozialisten mit ihrem Geschwätze leidlich das Auslangen finden. Ist jedoch, wenn auch nur an einzelnen Orten und für kurze Frist, die öffentliche Gewalt den Händen des Proletariates anheimgegeben, dann hört sofort der Einfluß gemäßigter Führer auf. Sie werden von der Menge nur mehr als Feiglinge oder Verräter angesehen. Zeigen sie doch durch ihr Zögern, durch ihre Zurückhaltung, daß sie an ihre Lehren entweder nie geglaubt oder von ihnen abtrünnig geworden sind.

Lenin und Trotzky dürfen erhobenen Hauptes sich als Testamentsvollstrecker des seligen Marx gebärden, und das leichtgläubige russische Volk durch ein rotes Blutmeer ins gelobte Land der verheißenen Freiheit, des unfehlbaren Wohlstandes geleiten. Die Enttäuschung bleibt nicht aus, sie kommt zwar rasch genug, aber nicht unmittelbar. Es sind ganze Kerle, sie glauben selbst an ihre falsche Prophezeiung. Die Gemäßigten, die Ebert und Scheidemann, sind in den Augen von Hunderttausenden sozialistische Erbschleicher, die das Dokument verheimlichen oder seinen Wortlaut durch Radierungen umdeuten, so daß sie das brave Volk um sein rechtmäßiges Stammgut bringen. Es ist ein Verhängnis für die gemäßigten Sozialisten, daß sie in den ungefähr fünfzig Jahren ihrer Kanzelberedsamkeit nicht die Zeit oder nicht den Mut aufgebracht haben, die Irrlehre, welche bloß für die Agitation taugte, zu modifizieren, ihre Auslegung den realen Verhältnissen der Gegenwart klug anzupassen.

Jetzt ist es meiner Ansicht nach zu spät. Die Massen, vom Bolschewismus vorwärts gedrängt, suchen die Entscheidung. Wohin sollen sie sich wenden? Hier vage Hoffnung, dort rasche Erfüllung. Hier Wechsel auf lange Frist, dort prompte Barzahlung. Die Enterbten des Schicksals, arbeits- und skrupellos, mitunter auch arbeitsscheu, wollen nicht länger bangen und schmachten; es winkt ihnen reiche Beute in Palästen und Banken.

Die bürgerlichen Klassen werden dereinst es noch sehr bedauern, daß sie aus Mißtrauen in ihr gutes Recht, und eingeschüchtert durch das Massenaufgebot der Arbeitslosen, nicht gleichzeitig gegen gemäßigte und unabhängige Umstürzler energisch Front gemacht haben.

Ihre sanguinischen Illusionen werden ein Ende mit Schrecken finden, ausnahmslos, in ganz Mitteleuropa.

Wer nur unbefangen die täglich in den Zeitungen aufgeführten Fälle von Gewalt und Verbrechen, Sabotage an Material und Roheit gegen Vorgesetzte liest, die aus Berlin und Pest, aus den Bergwerken aus Oberschlesien und Ungarn gemeldet werden —

Wer die jammernde Verordnung der preußischen sozialistischen gemäßigten Regierung sich zu Gemüte führt, welche klagt: ‚die Lohnbewegung hat eine Entwicklung genommen, welche weite Gebiete der Gütererzeugung erliegen läßt. Weder Bergbau und Eisenbahn noch alle anderen Staatsbetriebe können es länger ertragen, daß ihre Ausgaben die Einnahmen überschreiten; es ist ihre Pflicht, dem Anwachsen der Löhne über das Maß des Erträglichen hinaus mit Festigkeit entgegenzutreten‘ —

Und wenn man dieser offiziellen Jeremiade als Parallele anschließt, daß der in seiner Mehrheit gemäßigte Rätekongreß von Deutschland dennoch einstimmig die Sozialisierung der Produktionsmittel beschlossen hat, und gleich zur Exemplifikation fordert, daß sofort der Bergbau, die Eisenindustrie und der Lokomotivbau verstaatlicht werden müsse —

Wenn man erwägt, daß die übertriebene Arbeitslosenunterstützung die Arbeitsscheu förmlich großzieht, sanktioniert und pensioniert, so daß in Berlin allein eine halbe Million Arbeiter feiert, während in der umliegenden Mark

Brandenburg Rüben und Kartoffeln im Acker verfaulen (wie übrigens auch in Böhmen und Ungarn) —

Wenn man erfährt, daß zum Bau des bayrischen Kraftwasserwerkes am Walchensee sich 250 Ingenieure, qualifizierte Männer der Intelligenz, gemeldet haben und bloß zwei, sage zwei Taglöhner —.

Wer, wie gesagt, den traurigen Ernst der Lage nur einigermaßen überschaut, wird bei allem Optimismus zugeben, daß wir Ereignissen von fürchterlichem Ernste in der allernächsten Zeit zusteuern!

Das Beispiel des bolschewistischen Rußland, welches vielleicht für ein Jahrhundert durch seine anarchistische Revolution in die finsterste Barbarei des Elends zurückgeschleudert worden ist, mag für die wenigen besonneneren Arbeiter in Deutschland abschreckend wirken, für eben so viele, möglicherweise für eine Mehrheit der Unbedachtsamen ist es, weil sie des Augenscheins entbehren, einladend und aufreizend.

Wir können uns eben schwer in die Stimmung der Millionen hineindenken, welche nach vier Jahren Schützengrabenexistenz, nach rühmlichen Kämpfen und Abenteuern, nach Überstehung von tausend Gefahren und Leiden der Heimat wiedergegeben, dort das Einerlei, die Eintönigkeit des grauen Alltags, mit der längst entwöhnten schweren Arbeit für den Rest ihres Lebens wiederfinden.

Die behäbigen, ökonomisch besser orientierten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft vermögen es kaum zu begreifen, daß die zahllosen Proletarier, welche durch so lange Zeit in lobenswerter, pflichtgetreuer Haltung fürs Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, jetzt die Lust verspüren, für eigene Rechnung zu kämpfen, in der freilich trügerischen Hoffnung, Lebensgenuß und Wohlhabenheit, die ansehnliche Stellung der vornehmeren Klassen zu erobern.

Unsere sogenannten besseren Leute sind eben keine Volkspsychologen; daher rührt ihr naives Vertrauen in den Einfluß der gemäßigten Sozialdemokraten auf die Massen der Industriearbeiter.

Der Bolschewismus wird ebenso wie in Deutschland auch in Polen, Ungarn und Österreich sich durchsetzen, wird den gemäßigten Sozialismus über den Haufen werfen oder bis zur Aktionsunfähigkeit ramponieren.

Der Bolschewismus spottet des parlamentarischen Systems, unterwirft sich keiner konstitutionellen Mehrheit; er appelliert an die Waffengewalt; nur diese wird ihn, leider nach schweren Verlusten an Gut und Blut, überwinden."

* * *

Die Vorhersage des Verfassers hat sich erfüllt: Spartakus hat an die Waffengewalt appelliert. Er ist niedergeschlagen, aber noch lange nicht tot, und er wird sich wieder erheben, wenn unser „demokratisches" Bürgertum nicht über seine eigene Dummheit, Feigheit und Schäbigkeit den Sieg erringt. Kaum ist die blutigste Gefahr vorüber, und schon, stellt die „Deutsche Zeitung" fest, kommen prompt die braven deutschen Spießer zum Vorschein, um über die „Gewalttaten" der Freiwilligen-Regimenter zu schimpfen! „Die Freiwilligen haben ihre Schuldigkeit getan, haben das Bürgertum vor Mord und Raub bewahrt, nun können sie gehen. Das ist der Dank jener Kreise, die noch vor kurzem zitternd nach Hilfe

sich umschauten. Es ist uns unerfindlich, wie z. B. die ‚Vossische Zeitung' sich schützend vor die Spartakidenbrut stellen kann in einem geschwollenen Artikel, in dem sie die amtliche Berichterstattung über die Ereignisse aufs schärfste angreift und ‚es auf das schärfste mißbilligt, wenn die unseligen Folgen dieses Zustandes zahlenmäßig übertrieben werden, und wenn die unmittelbare Urheberschaft gemeiner Verbrechen verschoben wird'. In dieser Tonart geht es weiter. — Die ersten aus Lichtenberg Geretteten, die von ihren Kameraden nichts mehr gesehen hatten, mußten nach den Mordszenen allerdings annehmen, daß sämtliche Beamte abgewürgt worden seien. Das ist Gott sei Dank nicht der Fall gewesen. Es sind im ganzen nur (!) etwa 15 Lichtenbergische Beamte und Soldaten nach der Gefangennahme erschlagen worden. Und wenn nur ein einziger Wehrloser ermordet worden wäre, so würde dieser Skandal zum Himmel stinken und würde die schärfsten Maßnahmen nicht nur rechtfertigen, sondern einfach notwendig machen. Es ist denn doch eine tolle Verschiebung der Tatsachen, aus dem Umstande, daß die Zahl der Erwürgten nicht ganz so groß ist, wie zuerst angenommen wurde, zu folgern, daß das Standrecht an sich sofort aufgehoben werden müsse. Wie stellt sich die ‚Vossische Zeitung' zu den anderen ungeheuerlichen Mordtaten, zu der Tatsache, daß Soldaten von diesen spartakistischen Verbrechern die Augen ausgestochen worden sind, daß man wehrlose Gefangene mit Handgranaten zerrissen hat? Genügen diese Greuel nicht? Wie kann hier überhaupt noch von ‚politischen' Verbrechen die Rede sein, hier handelt es sich um ganz gemeine Mordtaten, gegen die die Regierung mit allen Mitteln vorzugehen hat, wenn anders sie ihre Pflicht erfüllen will. Vor allem aber, wie kann man den Spartakisten überhaupt gewissermaßen das Recht des bewaffneten Widerstandes, das Recht zum Bürgerkriege zugestehen, sie also als kriegführende Macht anerkennen! Wer die Straßen Berlins zum Kampfschauplatz macht, wer allmonatlich mit Maschinengewehren und Handgranaten die Macht an sich zu reißen sucht, wer die Bergwerke zerstört und unser Wirtschaftsleben restlos ruiniert, wer einen unserer besten deutschen Männer, wie den Oberstleutnant von Klüber in Halle mit allen Mitteln der Grausamkeit ermordet, wer pflichttreue Beamte in Oberschlesien wie tollgewordene Hunde totschlägt, wer sich offen brüstet, das deutsche Wirtschaftsleben restlos vernichten zu wollen, der ist ein gemeiner Verbrecher und muß als solcher behandelt werden. Alle besonnenen Elemente, ganz gleich welchen Standes, haben aufgeatmet, als die Regierung endlich zur Verhängung des Standrechtes sich entschloß, und von diesem Tage an der Widerstand der spartakistischen Mordbanden gebrochen wurde. Daß dabei Unschuldige zu Tode gekommen sind, ist fürchterlich genug, aber nur ein Hirnverbrannter kann die Schuld hieran auf das Konto der tapferen Truppen setzen, die ihr Leben — Gott sei's geklagt — stündlich und minütlich den Spartakisten aussetzen mußten und dabei Gefahr liefen, überwältigt, gemißhandelt und ermordet zu werden. Die Schuld an all dem vergossenen Blute in Berlin trifft ungeschmälert Spartakus und die unabhängigen Elemente, die ihn in seinem Beginnen unterstützt haben. Daß ein Blatt wie die ‚Vossische Zeitung' das schwerste Geschütz gegen die angebliche

Verdächtigung der Spartakiden auffährt, ist mehr als bedauerlich. Die Tatsache zeigt, welche Verwirrung die Revolution auch in manchen Köpfen des Bürgertums angerichtet hat."

* * *

Es ist nicht nur Begriffsverwirrung, was hier gegeißelt wird, es ist Schlimmeres: dieselbe Gemütsverfassung, die als „Schuldige" die eigenen Führer und Volksgenossen preisgab, ja den Feinden als Opfer anbrachte, um selbst der „Strafe" zu entwischen. Und hat doch alles nichts genützt, all die Selbstentehrung und Erniedrigung umsonst! Nein, nicht umsonst — die Feinde sind nur um so übermütiger geworden, sie haben auch die letzte Furcht, die letzte Achtung vor uns und damit die letzten Hemmungen verloren, die ihrem Vernichtungswillen noch im Wege standen. Heute ist es dahin gekommen, daß selbst der „Vorwärts" an leitender Stelle bekennen muß: „Drüben im Westen ist all die Jahre lang der Frieden internationaler Weltgerechtigkeit und des Völkerbundes gepredigt worden: wenn nun der Ententeimperialismus Deutschland einen so schamlosen Raub- und Gewaltfrieden vorlegt, daß nicht einmal ein dürftiges Friedenspapier alten Stils zustande kommen kann, geschweige denn ein Frieden von der Art, wie ihn die besten Geister aller Länder erträumten — werden die Völker des Westens eine solche Tatsache mit dumpfer Gelassenheit hinnehmen oder wird nicht aus ihr eine neue Bewegung entspringen, die das Antlitz der Welt noch einmal gründlich verändert?

Es kommt noch das eine hinzu, daß die Arbeiter des kapitalistischen Westens auf dem Wege der sozialen Revolution hinter Deutschland weit zurück sind. Deutschland hat bisher nicht den leisesten Versuch gemacht, diesen Umstand in außenpolitischer Beziehung zu seinen Gunsten auszunutzen. Es überläßt es jedem Volke der Welt, auf seine Weise den Weg zur Freiheit zu suchen, und es steht in scharfem Gegensatz zu den Methoden Rußlands, das überall mit seinen Agenten und seinem Geld die Weltrevolution zu entzünden versucht. Die Nichtunterzeichnung des Friedensvertrages müßte auch in dieser Beziehung Deutschlands Politik von Grund aus umgestalten, denn Deutschlands Hoffnung, dennoch bald zu einem wirklichen Weltfrieden zu gelangen, könnte dann nur noch auf der Zuversicht ruhen, daß auch im Westen, vor allem in Frankreich und England, alsbald tiefgreifende Veränderungen vor sich gehen würden. Deutschland wäre dann, genau wie Rußland, gezwungen, aus Gründen der auswärtigen Politik mit der ganzen revolutionären Energie, die es im Leibe hat, über die Landesgrenzen hinauszudrängen.

Das Zukunftsbild, das sich auf solche Weise entrollt, kann nur für Phantasten lockend sein. Wem das Wohl der jetzt lebenden Generation auf dem Herzen liegt, der wird weniger steinige und blutige Wege in die Zukunft vorziehen. Leichtfertigerweise wird darum Deutschland die Möglichkeit, mit der Entente zu einem erträglichen Frieden zu kommen, nicht zerstören. Aber wir müssen uns mit der Annahme vertraut machen, daß sie vielleicht schon zerstört ist durch wahnsinnige und verbrecherische Beschlüsse, die drüben gefaßt worden sind, und dann wird uns gar nichts anderes übrig bleiben, als mit offenen Augen

und in voller Kenntnis der Konsequenzen den anderen, den schwereren Weg zu gehen.

Wenn es wahr ist, was die Ententepresse über die drüben gefaßten Beschlüsse mitgeteilt hat, in denen die schamloseste Raubgier ihre Orgien feiert, dann kann keiner deutschen Regierung zugemutet werden, daß sie das Schriftstück, das man ihr — ohne eigentliche Verhandlungen — vorlegen will, unterzeichnet. Dann kann nur die Hoffnung bleiben, daß Deutschland durch feste Entschlossenheit den arbeitenden Völkern des Auslandes die Augen darüber öffnen wird, wie man sie betrogen hat. Aus der Ausplünderung, der Erniedrigung, der Verelendung Deutschlands kann wohl einer Schicht ausländischer Kapitalisten neuer Profitsegen, den arbeitenden Völkern des Auslandes aber kein Gewinn erblühen. Auch sie haben wie wir ein Interesse an einem gerechten Frieden, auf dessen Grundlage ihr friedlicher Aufstieg zu neuen Formen gesellschaftlichen Aufstiegs ermöglicht wird. Wird aber dieser Weg gewaltsam gesperrt, dann wird die Katastrophe unvermeidlich nicht nur für Deutschland, sondern auch für die ganze übrige Welt...

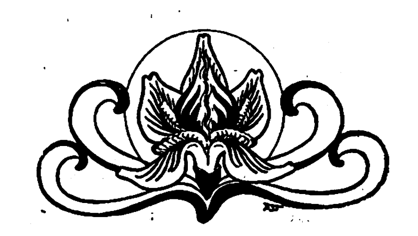
Das neue Deutschland ist ehrlich bereit, auf Grundlage der vierzehn Punkte Wilsons mit der ganzen Welt einen Vertrag zu schließen, der ihm den dauernden Frieden verbürgt. Es ist aber auch, wenn es sein muß, gewillt, das Wort seines gegenwärtigen Führers: ‚Lieber Entbehrung als Entehrung!' wahrzumachen und, nicht mit den Waffen in der Hand, aber mit den neuen Mitteln, die ihm seine Entwicklung an die Hand gibt, den Kampf um einen gerechten, dauernden Weltfrieden aufzunehmen.

Dies ist die große Entscheidung, vor der jetzt die Welt steht. Wir aber müssen bereit sein, uns auf die Möglichkeiten, die in ihr ruhen, geistig einzustellen mit allen Konsequenzen, die sich aus ihnen ergeben können. Dann hieße es, auf das Opfer der gegenwärtigen Generation das Glück der kommenden gründen..."

War das nicht alles mit Sicherheit vorauszusehen? Im Türmer ist es, u. a. nach der Reichstagsrede des Prinzen Max von Baden vom 15. Oktober 1918, in seinem ganzen Verlaufe vorausgesagt worden, aber man wollte ja nicht sehen, man wollte sich und andere täuschen. Jetzt endlich bricht die Erkenntnis durch, auch in der Rohrbachschen „Deutschen Politik": „Es hat wirklich keinen Zweck, wenn wir uns noch länger von einer Umdrehung der Schraube zur anderen bereit erklären, das Protokoll des Prozesses, in dem wir gemartert werden sollen, noch selber gegenzuzeichnen. Kein Mensch ist noch imstande, zu glauben, daß die Entente irgend etwas anderes bezweckt, als uns zu vernichten. Man muß schon optimistisch bis zur Narrheit sein, um hier von Leistungen und Gegenleistungen zu reden. Was die amerikanische Politik angeht, so sind wir mit den 14 Punkten Wilsons, auf die wir vertrauten, entweder von Anfang an belogen und betrogen worden, oder Wilson ist ohnmächtig, etwas gegen seine Bundesgenossen zu tun. Uns will es zwar scheinen, als wenn er über genügende Mittel zur Durchsetzung seines Standpunktes verfügte; sollte er aber wirklich, trotz guten Willens, nicht können, so wird er natürlich erst

recht nicht können, wenn von unserer Seite nur reine Unterwürfigkeit zu sehen ist. Wir müssen allmählich den Glauben an die Ehrlichkeit des Spiels verlieren, das man in dem Versprechen des Rechtsfriedens vor dem Waffenstillstand von der verantwortlichen Stelle mit uns getrieben hat. Ist es so, dann ist es auch gleichgültig, ob wir in der furchtbaren Hunger- und Kummerkomödie in Spaa weiter mitspielen oder nicht. Ist es nicht so, dann kann das durch nichts so sicher erprobt werden, wie durch die endliche Weigerung, unsere Verurteilung zu Tod in Schanden mitzuunterschreiben."

So richtig das ist, so naiv mutet es doch an, daß wir — jetzt! — „allmählich (!) den Glauben an die Ehrlichkeit des Spiels verlieren" müssen. Mich dünkt, wir haben Zeit genug dazu gehabt, und wenn wir weniger blöd gewesen wären, mußten wir das Spiel von Anfang an durchschauen. Was wir jetzt noch tun oder lassen, können immer nur Akte der Verzweiflung sein. Es hat keinen Zweck, sich darüber zu täuschen, wir wissen ja nun, wohin wir es mit dem System der Selbsttäuschungen gebracht haben. Wir müssen den Kelch der Schmach und des Elends bis zur Neige leeren. Tun wir es aufrecht und nicht als arme schuldbewußte, um Gnade bettelnde Schächer. Der nackten Gewalt weichend, aber des Augenblicks harrend, wo wir zu den Sternen greifen und unsere Rechte uns wieder holen werden, „die droben hangen unveräußerlich"!



Auf der Warte

Auf der Anklagebank

Schwere, leider kaum zu entkräftende, weil zum Teil erwiesene, zum Teil zugestandene Anklagen erhebt die „Deutsche Zeitung" gegen Herrn Scheidemann und seine Regierung:

„Wir klagen Herrn Scheidemann und seine Regierung an, trotzdem sie von dem bevorstehenden Spartakus-Aufstand unterrichtet war, sich bis zum letzten Tage geweigert zu haben, durchgreifende Maßnahmen zu ergreifen. Ihre einzige und letzte Hoffnung waren eben die Freiwilligen-Regimenter. Im ganzen Reich aber ließ man ungehindert die Spartakistenführer hetzen und arbeiten, deckte über die Schandtaten der Spartakuswoche im Januar den zerschlissenen Mantel sozialistischer Nächstenliebe und ließ den Brand allmählich zur Feuersbrunst sich entwickeln. Wir klagen die Regierung Scheidemann an, daß sie in wilder Zerstörungswut nach dem 9. November nichts Eiligeres tun konnte, als die intakten Feldregimenter aufzulösen. Mit der Einführung der Soldatenräte legte man dem deutschen Heere den Strick um den Hals, an dem es ersticken sollte. Wir klagen die Regierung Scheidemann an, daß sie allein die nicht abwaschbare Schuld an dem polnischen Aufstande trägt. Schon im November haben Männer des deutschen Ostens die Regierung Scheidemann beschworen, kleine zuverlässige Truppenkörper im Osten aufrechtzuerhalten. Mit verschwindenden Beständen wäre es möglich gewesen, jeden polnischen Aufruhr im Keime zu ersticken. Die Angst vor Herrn Haase und den Unabhängigen hat, wie die Regierung Scheidemann selber zugestanden hat, diese Maßnahmen verhindert. Das gleiche gilt von allen gefährdeten Gebieten im Deutschen Reich . . . All die tausend Morde und Gemeinheiten, von denen seit Wochen und Monaten die deutsche Öffentlichkeit widerhallt, kommen auf das Konto dieser Regierung, die aus Schwäche alle rechtzeitigen Gegenmaßnahmen verhindert hat . . . Der ‚Vorwärts' brachte kürzlich eine kleine Mitteilung über die politische Unreife der Unabhängigen, nach der ein unabhängiger Arbeiterrat gesagt habe, es würde nicht eher Ordnung im Reiche, als bis ‚Wilhelm' zurückgekehrt sei. Der ‚Vorwärts' kann sich mit Recht lustig machen über eine derartige Logik eines ‚unabhängigen Monarchisten'. Wer aber heute herumhorcht im deutschen Volke und nicht zuletzt in den Arbeiterschichten, der wird ein gar merkwürdiges Raunen durch die Massen gehen hören, ein langsames Dämmern der Erkenntnis dessen, was das deutsche Volk am 9. November verloren hat."

*

Die furchtbarste Illusion

In einem Aufsatze des „Tag" über „Illusionspolitik" bemerkt D. Dr. Lampe u. a.:

„Die furchtbarste Illusion ist die, daß man dem Volke zu sagen wagt: Ehrlos sind wir nicht, ehrlos lassen wir uns nicht machen. Ist je ein Volk ehrloser gewesen als das deutsche heute? Dann gibt's keine nationale Ehre mehr. Sie befehlen, wir haben ja zu sagen. Sie befehlen, wir protestieren. Immer wieder protestieren, weil verbrieftes und versprochenes Recht uns nicht gehalten ward. Es bleibt beim Protest. Sie hören und antworten nicht — sie hören und sagen nein, aber keine Gründe, — sie hören und sagen Gründe, aber es sind Vorwände. Das eine wie das andere ist Nichtachtung. Sie glauben uns kein Wort fast. Sie lassen Frauen und Kinder verhungern. Sie nehmen jedes Recht in unserem Land für sich in

Anspruch. Sie diktieren, was wir essen und trinken, ob und wie unsere Fabriken noch rauchen, was die Neutralen uns geben dürfen. Ist's ehrlos? Sie geben uns die Gefangenen nicht; die ihren haben sie. Ist das ehrenrührig für ein großes Volk? Sie lassen die Gefangenen Sklavendienste tun. Ist das ehrenrührig? Wir sind machtlos dagegen; können unsere Besten und Ärmsten vor Frondienst nicht schützen. Wir protestieren. Es bleibt bei Worten, muß bei Worten bleiben. Wir können nur noch reden, nicht mehr handeln. Die Polen rauben, die Tschechen drohen. Wir dürfen und können nichts dagegen tun. Ist's ehrlos? ‚Nein, ehrlos sind wir nicht.' In das Volk wird es hineingepreßt. Und das Volk glaubt's. Furchtbarste Illusion!

Wir täuschten uns über die seelische Stärke unseres Volkes, taten nichts gegen die, die sie schwächten; deshalb ging uns der Atem aus; deshalb verloren wir den Krieg bis zum Zusammenbruch in der Revolution. Aber was sagt solche Täuschung über die Seelenstärke unseres Volkes gegen diese Illusion über die eigene Schande!"

*

Dann lieber den Bolschewismus!

In einer scharfen Abrechnung mit der sozialistischen Regierung kommt der bekannte sozialistische Schriftsteller Dr. Paul Lensch in der „Glocke" u. a. zu folgenden Schlüssen:

„Man kann nicht nach innen die Bourgeoisie stürzen und die soziale Revolution proklamieren und sich gleichzeitig nach außen das Joch einer beispiellosen kapitalistischen Ausbeutung auf den Nacken legen lassen und den Fuß küssen, der einen in den Schmutz tritt. Ist aber nicht das die Haltung der heutigen deutschen Regierung? Sie hat auf die 14 Punkte des Wilson-Programms kapituliert und nach und nach Bedingungen akzeptiert, die die Schrecken des Bolschewismus fast verblassen lassen... Ein solcher Friede bedeutet die jahrzehntelange, wenn nicht ewige Versklavung des deutschen Volkes, ganz im Stile der irischen Sklaverei, die nationale Zerreißung, wirtschaftliche wie militärische Ohnmacht der militärischen wie wirtschaftlichen Allmacht der Entente gegenüber. Es ist ganz ernsthaft zu fragen, ob solchen Plänen gegenüber die deutschen Unterhändler nicht zu antworten hatten: dann lieber den Bolschewismus! Deutschland hat dann nichts mehr zu verlieren als seine Ketten. In Revolutionen muß man revolutionär auftreten und es fragt sich noch, ob nicht gerade durch solche Krisen und zum Äußersten entschlossene Sprache ein ganz anderer Eindruck bei den Ententeräubern erzielt worden wäre, als durch das würdelose Schweifwedeln und diligentiam-Prästieren von Erzberger & Co. Aber freilich! Eine solche Taktik hat zur Voraussetzung den Glauben an die Weltrevolution in dem stets hier vertretenen Sinne, d. h. die Überzeugung, daß die Entente ebenfalls unter so großen inneren Schwierigkeiten zu leiden hat, daß sie eine Politik mit derartigem Einsatz gar nicht mitspielen könnte, gerade weil sie umgekehrt wie Deutschland alles zu verlieren hätte."

*

Feindliche Berichterstatter bei deutschen Politikern

Unmittelbar nach dem Umsturz in Deutschland und nach Abschluß des Waffenstillstandes erschienen auf deutschem Boden betriebsame Vertreter feindlicher Zeitungen, die während und vor dem Kriege an Entstellungen und Beschimpfungen, an Verdächtigungen und Verleumdungen gegen Deutschland das Ungeheuerlichste geleistet hatten, um neuen Stoff für ihre Berichte zu erhaschen. Welcher Art die neuen Vertreter waren, zeigte eine halbamtliche Mitteilung von Anfang des Jahres mit der Ankündigung von Maßnahmen gegen ausländische Pressevertreter, die die Gastfreundschaft dazu mißbraucht hätten, unter dem Schein zuverlässiger

Berichte neue Verleumdungen und Beschimpfungen gegen Deutschland zu veröffentlichen.

Was an Hintertreppenklatsch selbst von vergleichsweise anständigeren Zeitungen im feindlichen Lager geleistet wurde, lehrte ein Bericht des Vertreters der Londoner „Daily News“ namens Segrue vom 10. Februar, wonach ein „deutscher Exkönig“ einen höheren Hofbeamten beauftragt hatte, ihm, dem englischen Zeitungsvertreter, zu erklären, „daß, so sehr Seine Majestät für wünschenswert erachte, dem englischen Volke zu zeigen, daß die kleinen deutschen Fürsten nicht für die Verbrechen und Torheiten der Hohenzollern verantwortlich gemacht werden könnten, er genötigt sei, zu schweigen“. Sollte wirklich ein deutscher Exkönig sich eine derartige Taktlosigkeit haben zuschulden kommen lassen?

Zu den gehässigsten Londoner Blättern gehört der „Daily Express“, im Besitz einer Aktiengesellschaft mit dem Aufsichtsratspräsidenten Blumenfeld aus Ungarn, der seit 1917 zum Lord Beaverbrook „erhoben“ wurde. Obwohl „Daily Express“ als ein niedriges Zeitungsblatt bekannt ist, und noch Mitte Januar 1919 verlangte, daß die Engländer und Franzosen Berlin besetzen, um eine möglichst hohe Kriegsentschädigung zu erwirken, wurden seine Vertreter höflich aufgenommen. Die Erzberger und Rathenau sprachen über ihre politische Weisheit, Rathenau besonders über seine politische Voraussicht mit der Versicherung, er habe dem deutschen Volke schon von Anfang an gesagt, es werde den Krieg verlieren. Selbst Herr Ebert ließ sich von dem Berichterstatter des „Daily Express“ stellen, mußte sich dann aber von diesem Blatt auf die „großen sittlichen Schwächen der Ebert-Regierung“ hinweisen lassen. Der Volksbeauftragte Barth scheute sich nicht, dem Vertreter des „Daily Express“ zu sagen, der Krieg sei in Berlin vorbereitet worden, weil der Kaiser die Welt beherrschen wollte. Zu den Hauptschuldigen gehörten der Kronprinz und Tirpitz, die Verbandsmächte müßten die Missetäter vor Gericht bringen und erschießen lassen usw. Auch Frau Zietz ließ ihr Licht vor dem Vertreter des „Daily Express“ leuchten, den zu empfangen selbst Graf Posadowsky keinen Anstand nahm.

Weitaus das deutschfeindlichste französische Blatt, das schon Jahre vor dem Krieg giftige Verdächtigungen und gehässige Verleumdungen gegen Deutschland schleuderte, am eifrigsten den Deutschenhaß in Frankreich belebte und zuerst den Rachekrieg verkündigte, ist der Pariser „Matin“, der noch im März dieses Jahres von Deutschland schrieb, man müsse „das wilde Tier unschädlich machen“. Deutschland sei „entehrt“ und könne sich „nur durch eine lange Sühne loskaufen“. Mitte Februar berichtete der „Matin“, daß die Deutschen im Tunnel von Nauteuil bei Nanzig eine Höllenmaschine mit giftigen Gasen im Eisenbahnzuge versteckt und eine schwere Explosion erwirkt hätten. Später stellte es sich heraus, daß die Höllenmaschine ein harmloser Phonograph und die Deutschen an dem Eisenbahnunglück ganz unschuldig waren. Schon aus Reinlichkeitsgründen hätte man Vertreter des Pariser Schmutzblattes hinauswerfen müssen. Allein andere Beweggründe veranlaßten die Rathenau, Harden, Eisner u. dgl., selbst Vertreter des „Matin“ zu empfangen und ihnen Rede zu stehen. Herr Rathenau nannte dabei spöttisch die Deutschen das „untertänigste Volk der Erde“. Daß der deutsche Minister des Auswärtigen Graf Brockdorff-Rantzau einem Berichterstatter des „Matin“ eine Unterredung gewährte, ließ auf einen bedenklichen Tiefstand der deutschen Diplomatie und ihres Selbstbewußtseins schließen. Allerdings hatte Graf Hertling die unentschuldbare Torheit begangen, wiederholt Berichterstatter des Pariser „Matin“ zu empfangen und daneben noch Vertreter der „New York World“, die den deutschen Soldaten die ungeheuerlichsten Greueltaten nachgesagt hatten. Der Vertreter eines anderen Pariser Blattes, des „Temps“, fand Eingang bei Sudermann, brachte einen längeren Bericht über sein Gespräch mit ihm, versah es aber mit so gehässigen Zwischenbemerkungen, daß der deutsche Dichter es sicherlich bitter bereut haben wird, dem französischen Aushorcher sein Vertrauen geschenkt zu haben. P. D.

Die Partei des „Berliner Tageblattes“

Trübe Betrachtungen stellt Dr. Johannes Rathjen, bisheriger Leiter der Presseabteilung der demokratischen Partei, in der „Demokratischen Partei-Korrespondenz“ über die Frage an: „Was heißt und zu welchem Ende treiben wir demokratische Politik?“ Nichts Gutes verheißt schon der Eingang:

„Man hat nicht den Eindruck, als ob die politischen Gedanken, die die Deutsche Demokratische Partei vertritt, in der Bevölkerung an Boden gewinnen. Im Gegenteil, dem schönen Erfolg bei den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung folgten die Rückschläge bei den Preußenwahlen und bei den Gemeindewahlen. Am augenfälligsten trat dieser Rückschlag in Groß-Berlin zutage, wo auch schon der Ausfall der deutschen Nationalwahlen am wenigsten befriedigt hatte. Dieser Mißerfolg wurde nicht verhindert durch das Vorhandensein einer großen und leistungsfähigen Presse.“

Ja, „was heißt und zu welchem Ende treiben wir demokratische Politik?“ — die Frage haben sich auch viele, sehr viele Wähler vorgelegt und sind dann zu dem Ergebnis gelangt: „das heißt“, sich für dumm kaufen lassen, „zu dem Ende“, die im „Berliner Tageblatte“ vertretenen bekannten Interessen eines herrschsüchtigen internationalen kapitalistischen Händlertums zu fördern. Und dann ... und dann —: auf den Namen „Berliner Tageblatt“ und Theodor Wolff abgestempelt zu sein und wie die Katze mit der umgehängten Schelle herumzulaufen, ist denn doch nicht jedermanns, auch nicht ehrlicher deutscher Demokraten, Geschmack. Nicht trotz, sondern wegen der „großen und leistungsfähigen Presse“.

In Wien hat diese Presse auf die weitesten Kreise der Bevölkerung kaum noch politischen Einfluß, nur das Echo, das ihr in der wahl- und stammverwandten reichsdeutschen und ausländischen Presse mit zielbewußtem Geschäftseifer gemacht wird, verleiht ihr Bedeutung. Vielleicht folgt Berlin auch weiterhin dem guten Wiener Beispiele. Gr.

Franz Ferdinands slawisches Österreich

Unter dem 5. Februar wurde der „Deutschen Zeitung“ aus Wien geschrieben:

„In der tschechischen Presse wird der Fall Sviha wieder lebhaft besprochen. Bekanntlich hatte Kramarsch diesen Sviha als Spion des Thronfolgers Franz Ferdinand entlarvt. Nun werden die Beziehungen des Tschechen Sviha zu Franz Ferdinand im ‚Ceske Slovo‘ mit amtlichem Material klargelegt. Franz Ferdinand hatte eine starke Abneigung gegen die Madjaren und gegen die Alldeutschen. Er wollte Österreich in ein großes katholisch-slawisches Reich verwandeln. Für die Spürnasen in der Wilhelmstraße, die davon gar nichts bemerkt haben, eine recht schmerzliche Entdeckung. Oder wollte Bethmann nur nichts davon merken? Dieser Staatsmann hat bekanntlich 1914 von dem ‚Entscheidungskrieg zwischen Germanen und Slawen‘ gesprochen, er scheint also wirklich über die Pläne eines Franz Ferdinand nicht im geringsten unterrichtet gewesen zu sein! Sviha hat nun vom Thronfolger Franz Ferdinand 10000 Kronen bekommen für die Ausarbeitung eines Planes, wie man am besten die slawische Föderalisierung Österreichs ins Werk setzen könnte. Und für diesen Franz Ferdinand hat sich Kaiser Wilhelm geopfert ...“

Seit dieser Veröffentlichung sind bald zwei Monate verstrichen, ohne daß irgendeine Seite sich dazu geäußert hätte. Die hier aufgeworfene Frage ist aber, wie wohl nicht erst dargelegt zu werden braucht, von so hoher Bedeutung für die Geschichte des Weltkrieges und die Beurteilung maßgebender Persönlichkeiten, daß sie nicht unter den Tisch fallen darf. Also: Was ist daran — nicht wahr?

*

Der Lakai

Die holländische „Tijd“ bemerkt zu der von der Friedenskonferenz veranlaßten Untersuchung nach den „Schuldigen“ der „Greueltaten“: „Es berührt unan-

genehm, daß hierbei von Gegenseitigkeit nicht die Rede war. Niemand wird leugnen, daß auch von seiten der Verbandsmächte Handlungen begangen sind, die nicht mit der ‚kulturellen‘ Auffassung der Kriegführung in Einklang zu bringen sind. Diese werden aber weder einem Urteil unterworfen, geschweige bestraft, infolge des einfachen zufälligen Umstandes, daß die Verbandsmächte in diesem Falle die Sieger waren. Jetzt sollte man wenigstens annehmen können, daß man in Deutschland Untersuchungen anstellt, welcher strafbaren Handlungen sich die Verbandsmächte denn schuldig gemacht haben könnten. Aber weit gefehlt. Die Deutschen stellen jetzt Untersuchungen an, inwieweit sie selbst gegen völkerrechtliche Begriffe verstoßen haben!“

So wird der deutsche Lakai — nach Gebühr gewürdigt. Aber was eine echte Lakaienseele ist, fühlt sich dadurch noch geschmeichelt. Der echte Lakai ist stolz darauf, daß ihn niemand in seinem Fache übertreffen kann. Er ist ein Feinschmecker, der Liebedlener ... Ein Ästhet. Gr.

*

Um Auskunft wird gebeten

Aus den Meldungen der Blätter über die Waffenstillstandsverhandlungen mußte man entnehmen, daß Herr Mathias Erzberger sich die Erklärungen des Herrn Foch und Genossen erst durch einen Dolmetsch ins Deutsche übertragen lassen muß, bevor er in der Lage sei, ihnen Rede und Antwort zu stehen. Das kann nur auf eine unglaublich ungeschickte Berichterstattung zurückzuführen sein, denn es wäre doch kaum denkbar, daß das deutsche Volk bei Verhandlungen über Sein oder Nichtsein sich durch einen Herrn vertreten ließe, der nicht einmal der Verhandlungssprachen mächtig ist, der sie nicht wie seine Muttersprache mit allen Feinheiten beherrschte. Es braucht wohl nicht erst ausgemalt zu werden, wie benachteiligt, wie lächerlich unsere Stellung dann von Hause aus schon wäre, welche Zwischenbemerkungen usw., die nicht verdolmetscht werden, aber für den Verlauf der Verhandlungen psychologisch von größter Bedeutung werden können, dem Sprachunkundigen entgehen müßten. Es wird behauptet, Herr Erzberger verfüge nur über sehr mangelhafte Sprachkenntnisse, und durch Schwäbeln könne er sich auch den wenigen der deutschen Sprache etwa kundigen gegnerischen Abgesandten nicht verständlicher machen. Es müßte Herrn Erzberger doch ein leichtes sein, das deutsche Volk wenigstens über diesen Punkt zu beruhigen.

*

„Berliner Humor“

Ein beschämendes Licht auf das unausrottbare deutsche, hier im besonderen Berliner Spießertum, wirft folgende beredte Klage:

Es ist das Verdienst der Freiwilligenverbände und nicht zum mindesten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, Berlin vor der Gewaltherrschaft dec Spartakushorden bewahrt zu haben. Aus den inzwischen bekanntgewordenen Greueltaten kann jeder Einwohner Berlins erkennen, was ihm bevorgestanden hätte, wenn der Aufruhr der von wahnsinnig gewordenen „Intellektuellen“ angeführten Spartakusleute erfolgreich gewesen wäre. Leider ist der Ernst der Lage den wenigsten Berlinern klar, es wäre sonst zum Beispiel unmöglich, daß erst ein amtliches Verbot notwendig wurde, um öffentliche Tanzbelustigungen zu verhindern. Auch im übrigen läßt das Verhalten großer Teile der Berliner Bevölkerung die Würde und den Ernst vermissen, die der augenblicklichen Lage entsprechen. So sind zum Beispiel Posten, Patrouillen usw. der Garde-Kavallerie-Schützen-Division mehrfach wegen der von ihnen beobachteten militärischen Form geneckt oder sonst mit dem sogenannten „Berliner Humor“ angesprochen worden. Diese gedankenlose Leichtfertigkeit muß aber diejenigen verletzen, welche Leib und Leben einsetzen, um die Berliner Bürgerschaft vor der Mord- und Raubgier der Spartakus-

banden zu schützen. Noch mehr muß es aber empören, wenn diese braven Streiter es erleben müssen, daß man die ihnen zugewiesenen Quartiere nur widerwillig zur Verfügung stellt, wie es gleichfalls mehrfach geschehen ist.

Infolge derartiger Vorfälle haben Angehörige der Garde-Kavallerie-Schützen-Division in den letzten Tagen verschiedentlich ihren Vorgesetzten gemeldet, sie seien bereit, überall ihr Leben in die Schanze zu schlagen, aber nur nicht für die Berliner Bevölkerung. Ganz besonders ist der Gegensatz zwischen dem Verhalten der Bevölkerung Berlins und Bremens den Teilen der Garde-Kavallerie-Schützen-Division aufgefallen, die in Bremen gekämpft haben. Dort zollte man ihnen durch Wort und Tat Dank und Anerkennung. Hier ernten sie „Berliner Humor“.

„Dumm jeboren, nischt zujelernt“, ist auch — „Berliner Humor“.

*

Scheidemann und Schmock

Auch der politische Gegner wird Herrn Philipp Scheidemann sein aufrichtiges Mitgefühl nicht versagen können, wenn er von dem Unfall vernimmt, der ihm in einem Berliner Abendblatte zugestoßen ist. Dort hat ihn nämlich ein ganz hinterlistiger Schmock als eine „jugendlich-geschmeidige Erscheinung mit liebenswürdiger Koketterie“ überfallen, — „eine impetuose Persönlichkeit von stark intellektuellem Reiz, ohne doch volkstümliche Gefühlswerte vermissen zu lassen“ ... „Wir sind so lange zaghaft, zweiflerisch, weil in Enttäuschungen verhärtet gewesen, daß wir erst allgemach lernen müssen, die Zeichen einer neuen Zeit nicht nur zu erkennen, sondern auch glauben zu lernen. Dann aber wird unser Glaube identisch sein mit Dankbarkeit.“

Herr Scheidemann sollte dem Schmock gegen seine „in Enttäuschungen verhärteten“ Gefühls-Hämorrhoiden ein „impetuoses“ Mittel verabfolgen. Dann wird Schmock die „Zeichen einer neuen Zeit“ viel schneller erkennen und sein „Glaube“ auch wirklich „identisch werden mit Dankbarkeit“. —

Das letzte Pariser Boulevardblatt dürfte sich solche sprachliche „Koketterie“ nicht leisten. Es gibt keine Unkultur, die sich in Berlin nicht breitmachen dürfte. Daß Preußen, ja Deutschland mit Berlin „identisch“ wurde, ist nicht der letzte der Gründe für unsere „Unbeliebtheit“. Wenn irgendwo in Berlin noch gepflegte vornehme Sitte und Bildung wohnte, dann war es in den alten Bürger-, Beamten- und Offiziersfamilien. Gr.

*

Papiergeld

Ein erheblicher Teil der Kriegskosten ist von den kriegführenden Mächten durch Ausgabe von Papiergeld aufgebracht worden. Der Umlauf von Papiergeld stieg in Frankreich auf über 30 Milliarden Franken, in Deutschland auf 34 Milliarden Mark und in Österreich-Ungarn auf 36 Milliarden Kronen. Eine solche Vermehrung mußte die Bedeutung des Papiergeldes als Zahlungsmittel herabdrücken. Im Inlande wurden fast alle Waren teuerer, zum Teil auch wegen unzulänglichen Angebots, und im Auslande zeigte sich die Entwertung des Papiergeldes in Gestalt einer Verschlechterung der Währung. Ende Februar wurde in Zürich die österreichische Papierkrone, die im Frieden 85 ₰ galt, mit 22 Rappen (gleich 17½ ₰ nach Friedenskurs) bezahlt. Dabei stellten sich die Herstellungskosten einer Kronennote auf 7 Heller!

Wo das Papiergeld an Wert und Bedeutung so außerordentlich sinkt, muß man darauf bedacht sein, kein neues Papiergeld auszugeben, sondern das umlaufende nach Möglichkeit einzuziehen, da sonst ein Zusammenbruch, der alle Kreise mit sich zieht, unvermeidlich ist. P. D.

*

Auslieferung gegen nichts als Zusagen

Soweit die Angaben über das in Brüssel unterzeichnete Übereinkommen zwischen Deutschland und der Entente eine Beurteilung des dort „Erreichten“ zulassen, ist es, wie die „T. R.“ feststellt, so gekommen, wie

es die Entente sich gewünscht hat: wir stellen unsere Flotte zur Verfügung gegen nichts als Zusagen, nur gegen die Gewährung der Erlaubnis, Lebensmittel einzuführen, wenn sich irgend jemand dazu bereit findet, uns solche zu irgendwelchen Phantasiepreisen zu verkaufen. Es besteht nicht die geringste Gewähr dafür, daß wir bis zur Ernte ausreichende Mengen bekommen. Das Recht, uns um Lebensmittel in Amerika oder bei den Neutralen zu bemühen, ist aber abhängig vom Auslaufen unserer Flotte. Die Lebensmittellieferung erstreckt sich bis zur Ernte; ein Zeitpunkt, wann die Flotte wieder zu unserer alleinigen Verfügung stehen wird, scheint aber in dem Abkommen nicht festgelegt zu sein. Nach dem Abbruch der Verhandlungen in Spaa hat es die Entente fertiggebracht, im wesentlichen dieselben Vorschläge uns in ansprechenderer Form zu servieren. Inhaltlich ist das Abkommen kaum mehr wert als das in Spaa, allerdings in etwas rigoroserer Weise, vorgeschlagene. Die Blockade wird nicht aufgehoben; es sollen nur Erleichterungen für die Rohstoffversorgung von der in Rotterdam einzusetzenden Kommission gewährt werden.

*

So handelte ein preußischer König!

Zu den sogenannten Waffenstillstandsverhandlungen (Befehlen!) in Spaa frischt Oberst Frhr. v. Dalwigk in der „Deutsch. Tageszig." folgende Stelle aus Theodor v. Bernhardis Denkwürdigkeiten auf:

„Im Jahre 1807 nach dem Frieden von Tilsit trat in Königsberg ein Schauspieler mit dem Kreuz der Ehrenlegion, dem bekannten französischen Kriegsorden, auf. Preußische Offiziere erhoben einen solchen Lärm darüber im Hause, daß der Schauspieler sich schleunigst zurückziehen mußte. (Ob wir auch jetzt wohl noch so viel vaterländisches Gefühl aufbringen würden? Ich glaube fast, die Offiziere würden vom Publikum als ‚Alldeutsche' und Ruhestörer niedergeschrien!) Napoleon, der das erfuhr, verlangte die Auslieferung dieser Offiziere, um sie durch ein französisches Kriegsgericht erschießen zu lassen. Er fügte die Drohung hinzu, für den Fall, daß sie verweigert würde, habe Davoust Befehl, sofort nach Königsberg einzurücken und der preußischen Monarchie ein Ende zu machen. Der König Friedrich Wilhelm III. verlangte das schriftliche Gutachten der Minister, was zu tun sei. Alle, oder fast alle, stimmten für Auslieferung. Aber der bekannte Schön schrieb, als das Blatt an ihn kam: ‚Ist die Ehre verloren, ist auch die Krone nichts mehr wert!' Der König stand, nachdem er diese Gutachten erhalten hatte, lange sinnend in einer Fensternische, wie seine Gewohnheit war, die Schulter an die Mauer gelehnt, das eine Knie auf einem Stuhl, und erklärte endlich, er werde die Offiziere nicht ausliefern. Napoleons Drohung aber ging nicht in Erfüllung, der Einmarsch Davousts fand nicht statt!"

Bernhardi hat die Sache von Karl Otto Magnus v. Brünneck, Oberburggrafen des Königreichs Preußen, einem einwandfreien Zeugen.

So handelte ein preußischer König in einer Lage, die mindestens ebenso gefahrvoll war wie die jetzige. Er hatte Sinn für Recht und Ehre. Der Vergleich mit jetzt ergibt sich von selbst . . .

*

Die „Intellektuellen"

Seit längerer Zeit, berichtet die „D. T.", erscheint in Köln fast allwöchentlich „Der junge König", eine Tragödie des Kölner Poeten Raoul Konen auf dem Spielplan des städtischen Schauspielhauses Kaum hatte sich am letzten Dienstag der Vorhang aufgetan, so begannen heftige Zwischenrufe, grelle Pfiffe. „Wie kann man so etwas spielen?" „Ist das Kunst?" wurde geschrien, schließlich ironisch „Heil dir im Siegerkranz" (Sehr geistreich von den Kölner „Intellektuellen"!) gesungen. Das Publikum, in der Annahme, daß jeden Augenblick Handgranaten geworfen und Maschinengewehre aufgefahren würden, verließ bereits fluchtartig den Zu-

hörerraum. Da organisierte sich ein **handfester Abwehrtrupp**, während die tapferen Mimen ruhig weiterspielten. Polizei kam herbei; es gab serienweise Hinauswürfe, wüste Schlägereien und blutige Köpfe. Einige der Demonstranten, unter ihnen auch Angehörige des **zarten Geschlechts**, wurden in Eisen geschlossen zur Polizeiwache geführt. Die letzten drei Akte konnten dann ruhig zu Ende gespielt werden, freilich bei hell erleuchtetem Hause. Die ganze Aktion ging von einer Gruppe junger Intellektueller aus, die — so behauptet die „Frankf. Ztg." — **vom edlen Ziel befeuert** (!!) waren, ihren Protest gegen die Kölner Theaterzustände durch eine Propaganda der Tat zu äußern. Der Presse gegenüber bekennen sie sich als eine „**Schar mit künstlerischem Gewissen**". Was ein radaumäßiger Überfall und „Heil dir im Siegerkranz" mit künstlerischem Gewissen zu tun haben soll, ist uns unklar. Als einzig Versöhnendes an dem rüden Vorgang empfinden wir es, daß die Intellektuellen von Köln an einen handfesten Abwehrtrupp geraten sind und Prügel besehen haben. Auf anderem Wege kann den Spartakisten und ihren Wegbereitern aller Art nicht beigekommen werden. Und wohin müssen wir bereits gelangt sein, wenn selbst die Ullstein- und Mosse-Blätter übereinstimmend mit heftigen Worten gegen die „Intellektuellen" Front machen, die sich spartakistisch gebärden und in Wort und Tat als überzeugte Kommunisten aufspielen!

*

Kunstraub

Lloyd Georges hämisches Wort vom „Durchsuchen der Taschen" hat natürlich bei den Franzosen und Italienern williges Gehör gefunden. Die Franzosen haben sich in allen ihren Kriegen als raffgierige Eroberer gezeigt, und wenn sie in den Fällen, in denen wir in ihr Land eindrangen, sofort ein Zetergeschrei wegen systematischer Plünderung erhoben haben, so erklärt sich das daraus, daß sie sich selber ein anderes Verhalten des Siegers gar nicht vorstellen können. Für die Italiener nun gar hat das Brigantenwesen zwar den letzten Rest von Küchenromantik eingebüßt, aber im Nehmen und Einstecken sind sie immer Meister geblieben. Die Franzosen haben ja bisher — man kann nicht wissen, was für „Strafen" sie bei der nächsten Vertragsgelegenheit heraustüfteln werden — sich mehr an die praktischen Werte gehalten. Die Italiener haben dazu, wenigstens für Deutschland, weniger Gelegenheit und zeigen sich darum mehr als „Idealisten".

Um Gründe sind die Herrschaften ja nie verlegen. Die im Krieg zerstörten Kunstschätze sollen durch Kunstschätze ersetzt werden, und da für Italien da keine allzu günstige Rechnung aufzustellen ist, sollen wir nachträglich dafür büßen, daß die italienischen Kunstbesitzer und Zollbehörden die Gesetze ihres Landes nicht befolgt haben. Alle jene Werke, die ohne Ausfuhrerlaubnis in deutschen Besitz gelangt sind, sollen zurückgegeben werden. Warum wenden sich die Italiener da nicht lieber an ihre amerikanischen Freunde? Das würde doch ganz anders lohnen. Aber der Appetit kommt beim Essen. Schon richten sich die gierigen Augen auf die Sixtinische Madonna in Dresden, die doch sicher auf rechtmäßige Weise in deutschen Besitz gelangt ist. Hoffentlich macht das auch die Schläfrigen bei uns wach und lehrt unsere maßgebenden Stellen endlich, daß auch hier das alte Schulwort gilt: Principiis obsta. Wer nicht gleich zu Anfang ein scharfes Nein findet, der kommt mit der Abwehr immer zu spät. Wir können auch ein deutsches Sprichwort nehmen: Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt, dem nimmt er die Hand. Daß wir es nicht mit Engeln zu tun haben, wußten wir ja schon immer, allmählich werden auch jene zweifelhaft geworden sein, die auf der anderen Seite Menschen sahen.

*

Aus dem revolutionären Byzanz

Aus dem Sitzungssaale des Rathauses zu Wernigerode wurde **das Bild Kaiser Wilhelms I. und seiner Paladine entfernt.**

So wechseln — die Formen des deutschen Byzantinismus: hier tritt die negative, die revolutionäre Form in die Erscheinung, aber die byzantinische Gesinnung ist die gleiche. Wenn nicht gesteigerte, denn es gehört schon ein außergewöhnlicher Grad von Knechtsgesinnung dazu, um sich von dem Bilde des alten Kaisers bedrückt zu fühlen.

Innere Befreiung läßt sich durch keine Revolution machen, man muß sie erleben.

Gr.

*

Was sie wollen

Wie falsch man die eigentlichen dumpfen Forderungen und Wünsche des Volkes beurteilt, vermerken einige treffende Sätze in der „Deut. Ztg.“: Im Grunde wollen die Leute gar keine durchgreifenden Änderungen der Dinge selbst, nein, Ablösung und Platzvertauschung schwebt ihnen als lockendes Ziel vor, sie wollen das, was der kleine Junge will, wenn er sich nach Spazierstock und Seidenhut seines Vaters sehnt. Sie wollen — „auch haben!“ Wollen das haben, was sie zu Beginn der Revolution nicht tief genug in den Staub ziehen konnten, nämlich Titel, Reichtum und Würden. Und zwar begehren sie diese Dinge, wie eben Kinder begehren, die den Begriff „erwerben“ nur schwer zu fassen vermögen.

Wie wenig übrigens auch den derzeitigen Führern unseres Staatswesens die Sehnsucht nach einem gewissen Mandarinentum fernliegt, beweist die Tatsache, daß sie auf Beibehaltung des Titels „Exzellenz“ bestehen. Auch behaupten böse Zungen, daß sich Herr Scheidemann mit verdächtiger Wärme für Aufrechterhaltung der Namen „Reich“ und — „Reichskanzler“ eingesetzt hätte.

Wahrscheinlich aus nationalen Gründen!

*

Herrn Moissis Wandlungen

Es fehlt der Ovid, der die zahlreichen Metamorphosen des Berliner Schauspielers Alexander Moissi im Liede festhielte. Dieser verhätschelte Liebling des Tauentzien-Publikums hat offenbar den Ehrgeiz, seine mimische Wandlungsfähigkeit nicht nur auf der Schaubühne, sondern auch sonst möglichst auffallend zu bekunden. Er hat es mit großer Virtuosität verstanden, sich dem Wechsel der Zeitläufte wirkungsvoll anzupassen. Im Überschwang der ersten Kriegsbegeisterung bot er sich dem Kronprinzen telegraphisch als Freiwilliger an, wurde im Handumdrehen Leutnant, bezog das Eiserne Erster und landete bei einem Beobachtungsflug sanft hinter der feindlichen Linie. Die Franzosen bereiteten dem „großen Kean“ als einem willkommenen Reklamestück eine würdige Aufnahme, zumal er ja als italienischer Dalmatiner sich vorteilhaft vom gewöhnlichen „Boche“ unterschied. Als Austauschgefangener kehrte der große Mime, stürmisch umjubelt, nach Berlin zurück und ließ sich in zahlreichen Vortragsabenden zu entsprechenden Preisen in der dankbaren Rolle des feldgrauen Helden feiern. Als der Niedergang kam, markierte er den in seinen nationalen Empfindungen gramvoll Erschütterten. Man tat ihm Blumen aufs Pult. Er schob sie weg — jetzt! Blumen! Und Berlin W war hin.

Nunmehr ist Herr Moissi, der ehemalige Kriegsfreiwillige des deutschen Kronprinzen, unter die Revoluzzer gegangen. Er hat sein republikanisches Herz entdeckt und rät uns im „Vorwärts“, die wahre Freiheit von den — Franzosen zu lernen.

Es soll uns nicht wundern, wenn wir dem genialen Künstler demnächst in der Maske des Bolschewiken begegnen.

*

Aus dem Reiche des Übersinnlichen

Als Scheidemann seinen Wigwam im Reichskanzlerpalais aufschlug, war das Kaiserbild über seinem Schreibtisch auf rätselhafte Weise verschwunden. Unsichtbare Hände hatten es entfernt. Ähnliche rätselhafte Vorgänge sollen sich in der Folgezeit in den verschiedenen Teilen Deutschlands und bei den verschiedensten Anlässen abge-

spielt haben. Über einen besonders gruslichen Spuk wird aus Karlsruhe berichtet. Als im dortigen Rathaus der Oberbürgermeister zu einer Besprechung mit den französischen Offizieren zusammentrat, stellte sich heraus, daß im Empfangszimmer das Bild Hindenburgs, des Ehrenbürgers von Karlsruhe, auf der Staffelei fehlte. Das höchst seltsame Phänomen wird dadurch noch dunkler, daß das Bild später in einer Ecke des Lesezimmers aufgefunden wurde.

Die Geister aus dem byzantinischen Jenseits scheinen keine Ruhe finden zu können. Es besteht der Verdacht, daß sie in der neuerrichteten freiheitlichen Republik ihr finsteres Unwesen fortsetzen. Man hat festgestellt, daß sie sich neuerdings sogar waschechter proletarischer Medien bedienen, um ihre Rapporte ausführen zu lassen.

Wir müssen also auf weitere „Manifestationen" gefaßt sein ...

*

Bismarck über Deutschlands Zerstückelung

Als Eugen Richter wieder einmal heftig und gehässig Bismarcks Politik angegriffen hatte — es war im Reichstag am 14. Juli 1882 —, deutete Bismarck in weitem Vorausblick an, was dem Deutschen Reich zustoßen könnte und was ihm leider gegenwärtig bereitet wird, das traurige Schicksal, eine bloße Beute in den Händen seiner Feinde zu werden. Bismarck verwies auf die großen Heeresaufwendungen in Frankreich und Rußland, deren Bajonette in der Hauptsache auf Mitteleuropa gerichtet sind. Infolge seiner geographischen Lage und der ganzen europäischen Geschichte sei Deutschland den Koalitionen anderer Mächte vorzugsweise ausgesetzt. Bismarck sagte: „Unsere Schwäche hat diese Koalition gefühlt, die Koalition der drei größten Kontinentalmächte der Zeit, Rußland, Frankreich, Österreich und das Deutsche Reich gegen Friedrich den Großen — die Kaunitzsche Politik ist Ihnen ja bekannt. Warum kann dergleichen sich nicht wieder erzeugen? Wir haben die Objekte, welche Gegenstände der Begehrlichkeit für jeden unserer Nachbarn sein können, nach den verschiedensten Seiten, und wenn ich mir in der auswärtigen Politik irgend ein Verdienst beilegen kann, so ist es die Verhinderung einer übermächtigen Koalition gegen Deutschland seit dem Jahre 1871. Meine ganze politische Kunst aber wäre daran vollständig gescheitert ohne Hinblick auf die deutsche Militärorganisation und ohne den Respekt, den wir einflößen, ohne die Abneigung, die man hat, mit unseren wohlgeschulten, intelligenten und wohlgeführten Bajonetten anzubinden. Tun Sie diesen Respekt aus der Welt und Sie sind genau in der ohnmächtigen Lage wie früher, so daß Deutschland für die anderen Mächte eine Art von Polen für die Teilung sein würde, was fruchtbare Grenzprovinzen enthält, die jedermann brauchen kann, und bei dem wenig ausgebildeten nationalen Sinn der Deutschen — warten Sie das Beispiel ab — gibt auch keine fremde Macht die Hoffnung auf, daß es mit anderen deutschen Landschaften gerade so gut gelingen werde, wie es Frankreich mit Elsaß gelungen ist, sich deutsch sprechende, deutsch abstammende Leute so zu assimilieren, daß sie lieber die Livree Frankreichs tragen mögen, als den Rock des freien deutschen Bauern. Also an die Armee rühren Sie nicht!"

So Bismarck vor 37 Jahren!

*

Lorbeer wird billig

Die „B. Z. am Mittag" läßt ein Flugzeug zwischen Weimar und Berlin hin und her pendeln. Beim heutigen Stand des Flugzeugwesens eine Leistung, die sportlich ohne jede Bedeutung ist. Ein Zweistundenflug — was besagt das?

Aber der Ullstein-Konzern gebärdet sich wie toll. Ganze Spalten berichteten über das große Ereignis. Helden der Luft! Eine Kulturtat! Die erste Flugpost!

Immelmann, Bölcke, Richthofen und all die andern — was sind ihre Taten gegen den Reklameflug der B. Z.!

*

Brief an den Herausgeber!

Was Sie im Türmer, Februarheft Seite 395, über die konservative Partei und Presse sagen, erinnert mich lebhaft an persönliche vergebliche Bemühungen, die schon vor Jahrzehnten beginnen, seit ich mich vom demokratischen jungen Prinzipienkopf und weiter vom tief enttäuschten Nationalliberalen zum volklich gesinnten Konservativen gewandelt. Das Mißverhältnis, daß man in diesen konservativen Ständen die vielen Bestgebildeten, Männer und Frauen, und so viel guter Selberdenker finde, daß dagegen die Partei als solche so gänzlich das geistige Banner entbehre und zu verschmähen scheine, suchte ich da und dort in ihren Kreisen zum wahren Bewußtsein zu bringen; desgleichen, daß man, den tatsächlichen Verhältnissen nach, die literarischen oder künstlerischen Richtungen und Urteile, mittelbar bis in die Feuilletons der rechtsstehenden Zeitungen hinein, schließlich doch ganz allein von den gleichen Leuten machen lasse, auf die man gleichzeitig immerfort schimpfe; daß ein entschieden deutscher Schriftsteller, der nicht just in einer Redaktion sitze, von Seite der konservativen Leserkreise einfach verschweigen könnte, soweit ihm nicht die kluge gewisse Objektivität der Linkspresse gerade noch einen dünnen Hoffnungsfaden und schließlich einen anständigen Nekrolog gönnt; daß ein sich einigermaßen reale Rechenschaft gebender begabter junger Autor oder Selfmade-Politiker, der lieber nach rechts tendieren würde, dort abzuprallen einsehen müsse und durch das Verhalten dort geradezu zu Ullstein oder zu den Sozialdemokraten oder zum Geschäftsfreisinn hinübergedrängt werde, und alles dies übrige, was ich Ihnen, s. v. H. B., ja am wenigsten erst zum Überblick zu klären brauche. Vor einer Reihe von Jahren faßte ich diese Dinge und einige erste, gute Vorschläge zur praktischen Abhilfe in längere denkschriftliche Auseinandersetzungen zusammen, die ich der deutschkonservativen Partei als solcher einreichte. Darauf kam eine von „Euer Hochwohlgeboren“ strotzende, sachlich mit Dankbarkeit zustimmende und namentlich die persönliche Zustimmung der Herren Dr. von Heydebrandt und Graf Westarp betonende Antwort. Was aber bei der ganzen Verhandlung praktisch herauskam, war das, daß die in den Stellen der „Organisation“ sitzenden Herren mich schleunigst an einen einzelnen Verleger, Sie werden denken, welchen, abdeixelten. Ich mußte also von neuem privatissime die ungefähre Hälfte der ganzen Darlegung nun wieder für diesen auseinandersetzen, nebst dem Bericht über obige Verhandlungen mit der Partei. Der Herr antwortete darauf, daß er leider derzeit durch größere Unternehmungen allzu sehr in Anspruch genommen sei, und „do war d' Gschicht am End'“, wie's in Nadlers pfälzischen Gedichten heißt.

Als während des Krieges die preußische Landtagsreform vom Berliner Tageblatt aufgenommen und allmählich zu einer öffentlichen brennenden Frage gemacht wurde, erbot ich mich brieflich durch einen Mittelsmann (Zensurgründe) gegenüber Herrn v. Heydebrand zu einer geschichtlichen, leichtfaßlichen Darlegung über die Fehlerquellen des westlichen, speziell französischen Parlamentarismus und über die durch ihn verloren gehenden besseren deutschvolklichen und wahrhaft freiheitlichen Werte, die ich zur Verfügung stellen wollte. Die Antwort erfolgte durch den konservativen Hauptausschuß, an den ich mich nicht gewandt hatte; sie war äußerst höflich und versprach, eine derartige Ausarbeitung aufs sorgfältigste — aufzubewahren und vertraulich zu verwenden. Danach hab' ich's dann aufgegeben. Um erstrebte Honorierungen hat es sich, nebenbei, in keinem Fall gehandelt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



XXI. Jahrg. Mai 1919 Heft 11

Das deutsche Wesen

Eine Betrachtung von Ernst Ludwig Schellenberg

In den unerschöpflich reichen, umfassenden Fragmenten des dunkeltönigen Novalis findet sich die Betrachtung: „Ein einstürzender Thron ist wie ein fallender Berg, der die Ebene zerschmettert und da ein totes Meer hinterläßt, wo sonst ein fruchtbares Land und lustige Wohnstätte war.“ Die deutschen Throne sind gefallen und zerschellt. Gottes Stürme sausten über die erschrockenen Lande und nahmen hinweg, was morsch und zerbröckelt war. Unnütz ist es und ein fruchtlos Ding, zu klagen und dem Entschwundenen nachzujammern. Strenge Aufgaben harren unser, die unmittelbares Wirken erheischen, wenn Rettung aufdämmern soll. Glauben wir an Fichtes Mahnung: „Hinstehen und klagen über das Verderben der Menschen, ohne eine Hand zu regen, um es zu verringern, ist weibisch. Strafen und bitter höhnen, ohne den Menschen zu sagen, wie sie besser werden sollen, ist unfreundlich. Handeln! handeln! das ist es, wozu wir da sind.“

Was uns jetzt nottut, wessen wir mehr denn jemals bedürfen, das ist Einsicht, Rückschau, Ausblick — mit einem Worte: Besinnung. Sollen wir uns erschöpfen in nutzlosen Vorwürfen? Wie so gern vernahm der Deutsche das abgebrauchte Schlagwort vom „Volke der Dichter und Denker“! Wie behaglich sonnte er sich unter dem lauen Scheine unverstandener Zitate! Und dennoch hätte er eine Lehre daraus gewinnen, darüber hinausblicken sollen!

Nein — wir sind kein politisches Volk, sind es niemals gewesen! Bismarck bedeutet eine hohe Ausnahme, und sein Werk mußte bersten, so hart es auch klingen mag, denn es mangelte an würdigen, starken Erben, die es aufnehmen und erfüllen konnten. Das Genie folgt immer nur den eigenen Pfaden, der Unerbittlichkeit seiner Berufung, und ist nur allzu geneigt, die eigene Kraft und Fülle auch bei seinen Zeitgenossen zu erwarten. Im Gegensatz zum Engländer, dem eine flache Vorsicht und ein schmächtiger Positivismus eigen ist („Jeder Engländer ist eine Insel", sagt Novalis), pflegt der Deutsche voll unbesonnenen Eifers vorwärtszustürmen, getrieben durch Ideen und wissenschaftliche Pläne, die er allein durch ihre Existenz schon für gut und erfüllbar erachtet — und zerbeult sich an der kahlen Mauer schroffer Unerbittlichkeit. Nun hat er es erfahren, wohin dieser Weg in unberatene Versuche führt, und sogleich beginnt er — gemäß seinem unausrottbaren Erbübel — nach den Ursachen zu grübeln, anzuklagen und aufzubegehren. Und dennoch liegt sein Weg so deutlich, so unleugbar vor ihm aufgezeichnet, der einzige Weg, den er mit Berechtigung und Glück zu verfolgen befähigt ist: der Weg der Beseelung.

Die Pharisäer brachten einmal ein römisches Geldstück, zeigten es Jesus von Nazareth und taten die hinterhältige Frage: „Ist es recht, daß man dem Kaiser den Zins zahle?" Und Jesus antwortete: „Wessen Bild ist es, das diese Münze zeigt?" Das Gesetz verbot es ja den Juden, sich ein Bild zu machen weder des, was auf Erden, noch des, was im Himmel ist. Und beschämt zwangen sie sich zu dem Geständnis: „Des Kaisers". Da entgegnete ihnen Jesus würdevoll und abweisend: „Nun, dann gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist, da ihr sein Geld gebrauchen wollt; aber — gebt auch Gott, was Gottes ist." Und schweigend verließen sie ihn.

Wir haben bisher dem Kaiser gegeben, was des Kaisers war; die Obrigkeit der Welt nahm unsern willigen Tribut. Der sich „von Gottes Gnaden" nannte, ist nun — durch Gottes Gnade! — von uns genommen. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen — der Name des Herrn sei gelobt! Die prunkende, laute, äußere Wirklichkeit wurde zur Lüge, zum Schein, zum Niederbruche; versäumen wir nicht die einfache, leise, innere Wirklichkeit, die seelische Erhöhung! Geben wir — Gott, was Gottes ist!

Wer möchte es zu leugnen wagen, daß wir in den 45 Jahren deutschen Kaisertums einen Aufstieg genommen haben, der gewaltsam und äußerlich gefördert wurde? Daß wir im Glashause geile Schößlinge ansetzten? Wohlleben treibt das Leben zu hohlen Blasen auf. Unersättlichkeit ist sein Ziel, sein Weg das klingende Geld. Und wenn jetzt unsere Feinde mit Hohngelächter und schadenfroh breiter Behäbigkeit uns Gold, Eisenbahnen, Landstriche, Ackergerätschaften nehmen und ihrem Staatswesen zuführen und einverleiben, so wollen wir niemals das eine vergessen und als Werkzeug ausgleichender Gerechtigkeit werten: daß eben durch die ungemäß erhöhten wirtschaftlichen Leistungen nur allzu rasch und leicht der Niederbruch in geistigem Betracht begründet ist. Waren wir nicht — unserer Art entgegen — zum kaufmännischen Volke gewandelt; galt nicht bei uns lediglich die geschäftliche Frage noch — auch in Hinsicht auf Kunst und Wissen-

schaft? Ist es zu verwundern, wenn die Sozialdemokratie auf diesem Boden gedeihen und wuchern konnte? ... Nun ist aller Flitter abgefallen. Gott trieb uns nackt, wie die ersten Menschen der Bibel, aus dem Garten des Übermuts und stellte uns wieder auf uns selbst, auf unwirtlichen Grund, und die Aufgabe, die uns erwächst, ist streng und hart. Aber sie ist gerecht, nachdem wir von dem verbotenen Baume gekostet haben. Gehen wir also mutigen Sinnes an die Arbeit, mit Gefaßtheit und bewußter Kraft! Besinnen wir uns auf uns selbst, auf unser eigenes, unzerstörbares Wesen, an dem ja, wie wir so willig nachgesungen, einmal die Welt genesen soll! Kann sie gesunden durch die üppige Macht des Geldes, durch das verworrene Getriebe der Märkte, der Fabriken? Dann freilich hätten alle jene den Sieg erzwungen, die allein im Maschinensurren, in Stoff und Kraft Segen und Gewinn erspähen.

Eine Tatsache steht hochgerichtet und ohne Widerrede: der Sieg der Sozialdemokratie. Und auch hier ist nicht der Ort, zu schmähen und zu toben. Versuchen wir lieber, den Grund dort zu sehen, wo er entblößt vor aller Blicken liegt; vergessen wir niemals die herbe, mahnende Gesetzmäßigkeit: Druck erzeugt den gemäßen Gegendruck. Kapitalismus, Junkertum, der Militarismus, der zu wesenloser Regel ausartete — sie mußten ja anstemmenden Widerstand erfahren. Wie vieles ist versäumt worden; — nun gewahren wir es mit Schaudern! Neulich kam mir ein Flugblatt der unabhängigen Sozialdemokraten auf den Schreibtisch. Weg mit der Schule, sie ist eine Verblödungsanstalt! — das war eine der aufgetriebenen Forderungen, die da hinausgeschrien wurden. Lächerlich, nicht wahr? ... Und dennoch: wollen wir nicht auch hieraus lernen? Es ist nichts getan mit den kahlen Daten und beziehungslosen Tatsachen. Die inneren Ursachen, die große Gesetzmäßigkeit, sie sollten vor allem dargetan und erläutert werden. Niemals wird man dadurch das religiöse Empfinden wecken, daß man die Sonntage des Jahres, die Bücher des Alten und Neuen Testaments aufzählen und sogar in umgekehrter Reihenfolge hersagen läßt! Nicht nur im politischen Leben, auch in Schule und Kirche muß mit dem alten System gebrochen werden. Geistige, sittliche Erziehung allein können ein Volk stark, würdig und zukunftsfreudig machen. „Seid Menschen, so werden euch die Menschenrechte von selbst zufallen“, mahnt Novalis. Immer und bedingungslos hat der Geist gesiegt. Eben darum ist ja die Aufgabe so bitter und die Mühe so verdrießlich, die Arbeiterklassen, soweit sie dem Sozialismus anhangen, in überzeugendem Maße zu bestimmen. Das Proletariat ist das schlechthin Ungeistige. Man frage einen dieser Leute, wie sich ihre Ziele gestalten sollen, nach welcher Richtung sie lenken — man wird immer nur das eine zur Antwort erhalten: „Wir wollen Umsturz, wir wollen die endlich errungene Machtstellung ausnützen. Laßt euch nicht fangen, Genossen, durch schöne Reden und gelehrte Worte!“ Unerschütterlich ist der Haß gegen alle geistige Bildung; man wittert darin etwas Hinterhältiges, Unredliches, und wenn man nicht befähigt ist, durch gleiche Waffen zu widerlegen, so schmäht oder verleumdet man. „Quatsch!“ — das war alles, was ich kürzlich auf einer Wahlversammlung an Entgegnungen zu hören bekam. Und das Ungeistige bedingt immer auch den flachen Egoismus. Das Volk will seine Ziele erstürmen, mag darüber auch eine Staatsform, ein

Gemeinwesen zerschellen und — die Wühler selbst im Zusammenbruche begraben. Krieg im eigenen Lande — so lautet die verbissene Losung radikaler Kriegsgegner! Der Geist will umfassen, will Gipfel und Gründe vereinen, will versöhnen und mildern. Aber nur dann ist Hilfe möglich und Wirken wahrhaft fruchtbar, wenn sie nicht mit der Geste einer Gnadenbezeugung dargereicht, sondern unmittelbar, menschlich beglückend gegeben werden. Geistiges Junkertum tat niemals gut; und das Mißtrauen gegen abgeschlossenes Gelehrtentum, gegen lebensferne Kunstübungen bleibt verständlich und beschämend. Hoffen wir mit Novalis: „Ein blühendes Land ist doch wohl ein königlicheres Kunstwerk als ein Park. Ein geschmackvoller Park ist eine englische Erfindung. Ein Land, das Herz und Geist befriedigt, dürfte eine deutsche Erfindung werden; und der Erfinder wäre doch wohl der König aller Erfinder." Und hören wir auch das andere Wort: „Das Volk ist eine Idee. Wir sollen ein Volk werden. Ein vollkommener Mensch ist ein kleines Volk. Echte Popularität ist das höchste Ziel des Menschen."

Druck erzeugt den gemäßen Gegendruck. Es ist ein sichtbares Zeichen des brünstigen Verlangens, dem flachen, zweifelnden Verstande zu entrinnen, daß seit etwa 15 Jahren eine Geistesrichtung wieder an Bedeutung und Ansehen gewonnen hat, die man früher als töricht und nutzlos abzuleugnen bemüht war. Die deutsche Romantik, d. h. die Herrschaft der Seele über die Materie, erfuhr wieder Liebe und Verständnis. Man hat erkannt, daß hier ein gut Teil edelster deutscher Gesinnung verborgen liegt und friedsam segensreicher Auferstehung entgegenharrt. Möge sie, wie zu Beginn des verwichenen Jahrhunderts, zu neuen Höhenpfaden, zur Allmacht der Idee, zu geistiger Erhebung geleiten! — Druck erzeugt den gemäßen Gegendruck. Und so begann man, den religiösen Fragen nachzugehen. Daß Männer wie Eckehart, Tauler, Suso, Böhme, Franck oder Angelus Silesius, daß die sonnenhaften, geläuterten Weisheiten unserer hohen, einst so schmachvoll verkannten deutschen Mystik Nachfolge und Zustimmung erfuhren, daß man Fichtes hochgemute Gotterkenntnis als befruchtendes Rinnsal über versandetes Dogmenwesen gleiten ließ, beweist die Wahrheit und tröstliche Gewißheit eines andern Ausspruchs von Novalis: „Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven erhebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor." Um wieviel kühner, zuversichtlicher wird sie jetzt ihr kinderblaues Auge erschließen! Umgerissen, aufgewälzt wurde das Feld; nun säet Liebe in die weiten Furchen! Liebe ist der wahre Sozialismus. Wir wollen keine Kriege mehr! rufen die deutschen Sozialdemokraten. Aber sie verdammen den Krieg des Eigennutzes wegen. Denn er zerstört Wohlstand und Städte, bringt Hunger und Trübsal. Wie lautete der erste Jubelschrei der Masse, als die Revolution hereinbrauste? „Nun gibt es wieder weiße Semmeln, nun gibt es wieder Butter und Fett!" Derb und blöd wie ihr Erkennen ist auch ihre Wertung der Dinge. Und niemals, niemals naht Erfüllung, wo der Glaube stockt! Gebet Gott, was Gottes ist! Dem Gott, der in eurer Seele sich erfüllen will, dessen Söhne ihr alle seid, alle von Anbeginn berufen zum Werke der Vollendung. Alle Menschen sind euere Genossen, nicht nur die Anhänger politisch beschränkten Parteiwesens! Sichtbare Throne können sinken, denn sie sind von dieser Welt;

unsichtbar ist Gottes Herrschaft, sie läßt sich nicht beweisen wie irdische Hinfälligkeit in all ihrer Prunkfreude — und eben darum besteht sie über Wechsel und Vergehen. Hört noch einmal die Worte des früh verblichenen, wissenden Novalis, die immerdar Geltung in sich tragen, weil er den ewigen Stimmen lauschte: „All eure Stützen sind schwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnsucht an die Höhen des Himmels, gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt sehen. An die Geschichte verweise ich euch, forscht in ihrem belehrenden Zusammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten und lernt den Zauberstab der Analogie gebrauchen.“ Wer Ohren hat zu hören, der höre!



Gotteskinder · Von Victor Blüthgen

Ja das sind die Kinder Gottes,
Die im Winter Blumen pflegen,
Deren Seelen mit den Flocken
Sich im Wirbeltanz bewegen;

Die das Wachsen sehn im Regen
Und Musik im Sturme hören,
Bei dem ersten Strahl aus Wolken
Auf das Blau von Wochen schwören;

Die zum Narren lieber Bruder
Und zur Armut Schwester sagen,
Selbst die Nieten ihres Lebens
Als Gewinn nach Hause tragen;

Die besitzen, was sie träumen,
Und vergessen, was sie kränkte,
Denen jede kleinste Freude
Eine Gnade, die sich schenkte;

Die im Diesseits unbeirrbar
Um des Jenseits Güter werben —
Jene sonderbaren Schwärmer,
Die da lächeln, wenn sie sterben.



Junker Ottos Romfahrt

Roman von Rudolf Huch

(Fortsetzung)

Da ich mich zurück nach dem Wirtshause gefunden hatte, fragte ich den Wirt, wo ich meine Wohnung mieten könnte. Er sagte, die wären alle teuer und schlecht. Ich antwortete: „Nun sehe ich, daß die Wirte in Italien dasselbe sind wie die deutschen, nämlich Schelme.“

Da lachte er, als hätte ich gar leutselig mit ihm Spaß getrieben. Ein Eckensteher, der das gehört hatte, machte sich an mich, er wüßte eine Wohnung. Sie lag nicht weit, so machten wir uns gleich auf den Weg. Er sagte, das Haus gehöre einem jungen Edelmann aus dem altrömischen Geschlechte der Valentini. Er lebe einsam und gewähre fremden Pilgern aus edelm Hause Quartier, nicht um Geld, sondern zu seiner Unterhaltung. Ich sagte, das wollte ich nicht. Er antwortete: So wäre es nicht gemeint, es wäre eine Schaffnerin da, der könnt' ich mich erkenntlich erweisen. Das kam mir wunderlich vor. Nun hob er aber schon an einer Haustür den Klopfer und ließ ihn hallen. Eine alte Frau öffnete, er sagte, er brächte einen Gast. Sie antwortete unzufrieden: „Der letzte war kein Edelmann, du hast uns betrogen.“ Er schrie bei allen Heiligen, ich wäre einer. Mir gefiel das nicht und ich sagte: „Was soll das Schwatzen, ich will hier nicht wohnen.“ Da verneigte sich die Alte und sagte: „Kommt herein, ihr seid ein Edelmann!“

Drinnen war es dunkel und kalt wie in einem Totenhause. Die Alte hatte eine lederne Tasche, daraus nahm sie einen Schlüssel und führte mich in einen Saal. Da war es so prunkvoll wie bei dem Oheim, doch war die Seide verschossen und brüchig, und im Holze saß der Wurm. Dazu war ein Geist in diesem Hause, der machte das Herz schwer.

Dauerte nicht lange, so kam der Valentini. Mochte nicht älter sein als ich, hatte aber ein schmales Gesicht und einen traurigen Blick. Habe ihn auch weder damals noch später jemals lachen sehen. Konnt' in diesem Hause nicht anders sein, Er bezeugte sich aber so liebreich, daß mir wurde, als wär er mein Bruder. Denn ich wußte noch nicht, daß dies der Welschen Wesen ist. Er wollte mir auch überall gefällig sein. Den Papst sollt' ich morgen um die Mittagsstunde in den Gärten des Vatikan aufsuchen, da ließe er sich ansprechen. Er selbst wolle mich einführen, er sei wohlgelitten. Die Absolution würde ich leicht erlangen. Ob ich mein Recht gegen den Romanos erlangen würde, hinge aber von der Laune des Papstes ab. Sein Vorgänger auf Petri Stuhl, der Rovero, sei ein wahrer Herrscher gewesen, diese Medici seien Geldwechsler ohne Herrschersinn. Der Papst gewähre den Launen zuviel. Das empörte mich, daß ich aufstand und rief: „Wie mögt Ihr so über den heiligen Vater sprechen! Ärger treibt es der Luther nicht!“

Er sah mich an und sagte höflich: „So will ich es lassen, wenn es Euch beschwerlich fällt. Ihr habt wohl Augen zu sehen. Was gedenkt Ihr sonst vorzunehmen?“

Ich sagte, daß ich diesen Nachmittag die Witfrau Maria Aborna besuchen

wollte, meines Lehrers Schwester. Denn ich wußte von Vulpesius, daß sie den Namen ihres Gatten Dorn in Adorna gewandelt hatte. Da pries Valentini meinen Stern, der mich zu den Heiligen Roms führe, statt wie die meisten Pilger zu den Dirnen.

Empörte mich zum andernmal, er aber sagte rasch: „Ich will das nicht gesagt haben, was Euch kränkt, Ihr seid mein Gast. Sie ist zu bewundern, daß der Weihrauch, den man ihr streut, ihren Verstand noch nicht erstickt hat.“

Ich wußte nicht, wie ich das nehmen sollte, und fragte, ob die Römer alten Frauen Weihrauch streuten. Erfuhr aber, daß es die Tochter war, die hieß auch Maria.

Der Valentini nahm seinen Abschied wie ein Weltmann. In allem was ich bedürfe, würde die Schoffnerin sorgen. Das hat sie redlich getan, es hat mir an nichts gefehlt. Hab' auch müssen redlich dafür bezahlen. Die Alte verblieb aber dabei, sie nehme das Geld hinter dem Rücken ihres Herrn, daß er sich nicht durch seine Großmut zugrunde richte.

Den Nachmittag mietete ich eine Sänfte, denn der Weg war lang, und es war hier im Anfang des März so heiß, wie bei uns im Juli.

Die Weiblein hatten ein Eigentum, einen Garten mit einem Häuschen darin. Der lag an der Stadtmauer und war auch an den anderen Seiten mit einer hohen Mauer umzogen, so daß es gar still darin war. Hab' nicht irgendwo einen stilleren Winkel gesehen, als dies Gärtelein in der Weltstadt Rom.

Als ich die Träger entlohnte und die Gartenglocke gezogen hatte, öffnete mir eine zierliche Matrone, die ihrem Bruder, meinem Vulpesius, so ähnlich war, daß sie mir nicht wie eine Fremde erschien. Da sie hörte, wer ich sei, schlug sie die Hände zusammen und rief: „So hat mein Kind wiederum wahr geträumt!“

Indem kam die Tochter schon aus einer Laube. Sie war ein sittig Mägdlein. Ihre Wangen waren zart, daß man glaubte, man könne hindurchsehen, dazu hatte sie goldbraunes Haar, das in der Mitte gescheitelt war und schlicht über Schultern und Nacken fiel. Ihr Blick war fromm und ihre Stimme sanft. So wunderte es mich nicht, daß man sie die Heilige nannte.

Sie gab mir die Hand und sagte: „Das ist schön, daß Ihr da seid, den mein Oheim lieb hat. Ich wußt' es seit dem November, daß Ihr kommen würdet, denn ich sah Euch im Traum, wie Ihr auf einer Klippe standet und Euch nach Rom sehntet. Die Klippe lag auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges. Die Sonne war im Sinken.“

Da sie mich betroffen sah, lächelte sie und fuhr fort: „Ihr seid erstaunt, daß ich eine Tagesschläferin sei. So bin ich nicht. Gott senkt mich in Schlaf, wenn er mir Fernes oder Künftiges offenbaren will. Das ist dann immer eine Wendung meines Erdenweges.“

Ich sagte: „So will ich beten, daß sie zur Sonne führe!“

Sie antwortete: „Das Gesicht kam von Gott. Also führt es zum Guten, ob durch Lachen oder durch Tränen, wer weiß es.“

Nun fing die Mutter an, ich sollte mich erfrischen, und da ich das abwies, wir wollten ins Haus gehen, ich müßt' erhitzt vom Wege sein. Als Maria hörte,

daß ich mich hatte tragen lassen, meinte sie, ich hätte nicht weise getan, die Träger fühlten sich nach ihrer Arbeit wohler, als ich nach meinem Nichtstun. Ich entgegnete, sie hätten's vorhin um so schwerer gehabt, Plage und Lust hielten einander wohl die Wage, nur daß mir als einem Nordländer die Hitze beschwerlicher fiele. Sie antwortete: „Ihr habt wohl recht, aber Ihr solltet dennoch zu Fuße gehen. Jedem ist sein Becher Plagen zugeteilt, er trinkt sich leichter aus freien Stücken.“

Ich mußte bei mir lachen über das Mägdlein, das wie ein Leutepriester tat, und fragte: „Wie weit habt denn Ihr Euern Becher leer getrunken?“

Rief die Mutter dazwischen: „Ach lieber Gott, seht sie an, das arme Ding! Scheint nicht die Sonne durch sie hindurch?“

Maria errötete und sagte: „Laßt, Mutter, ich mag das nicht.“

Da ich sie nun auf das Wort der Alten betrachten mußte und doch sah, daß ihr das beschwerlich fiel, fing ich wieder an und sagte: „Gibt doch Menschen genug, denen ihr Lebelang wenig Plagen und viele Wonnen zugeteilt sind.“ Antwortete Maria: „Sähet Ihr durch den Schleier des Irdischen hindurch, Ihr sprächet anders. Was ist denn sterben, als daß sich der Geist vom Körper löst! Je fester nun ein Geist an die Lust der Erde verstrickt ist, um so schmerzhafter vollzieht sich die Lösung. Er kann auch nicht eins sein mit Gott, ehe denn er sich von dieser Lust bis auf das geringste Stäubchen gereinigt hat. So ist ein Samenkorn von Wahrheit selbst in der großen Fabel vom Fegefeuer.“

Das durchschauerte mich, daß sie so leichthin über Gottes Strafgericht redete, da mir doch so gewiß wie die Wahrheit war, daß sie nicht als Frevel sprach, sondern aus großer Liebe Gottes.

Die Mutter aber klagte: „Mädchen, du redest dich noch auf den Scheiterhaufen!“

Maria hob den Blick zum Himmel und sagte: „So will ich Gott preisen, daß er mir seine Krone verleiht. Die Glut der Flammen sei willkommen, sie badet die Seele rein vom Erdenstaub, wie sie das Gold von den Schlacken reinigt!“

Da jammerte mich des zarten Mägdleins, gleich als sähe ich sie schon auf dem Scheiterhaufen, und ich sagte: „Wünscht Euch das nicht, Maria. Ich bin ein Kriegsmann und will manche Marter auf mich nehmen. Ob ich aber in der Feuerqual nicht verzagen würde, das weiß ich nicht.“

Maria sagte heiter: „Gott legt den Seinen nicht auf, was über ihre Kraft ist. Wenn sich der Märtyrer an seinem Pfahl windet und er will verzweifeln an Gott, gerade dann steht ein Engel vom Himmel und trägt ihn ins Paradies.“

Die Alte jammerte: „So helf' mir Gott! Bei Tag und Nacht sorg' ich, wie ich mein Herzenskind vor Krankheit behüte, und sie wünscht sich den Scheiterhaufen!“

Da sie ihre Mutter zu Tode betrübt sah, tröstete sie Maria und sagte mit Lachen: „Sorgt weiter, liebe Mutter, es hat gute Weile. So lange sich's Papa Leo auf Petri Stuhl bequem macht, geschieht mir nichts. Dem ist ein Verstoß wider die Ciceronianischen Feinheiten eine ärgere Sünde als Ketzerei. Seine festlichen Nächte störe ich nicht, und seinen Handel mit Kardinalshüten verderbe ich ihm nicht. Warum sollte er mir gram sein?“

Ich sagte: „Bitt' Euch, hört auf davon." Die Mutter stimmte mir voll Eifers bei, solche Reden seien noch gefährlicher.

Maria sah mich aufmerksam an und fragte: „Ihr seid wohl ein treuer Sohn der Kirche?"

Ich antwortete: „Was kann es Erhabeneres geben, als daß die eine große Kirche alle Völker vereint und daß Gott selbst ihr Haupt für alle Ewigkeit eingesetzt hat! Drum ist mir der Luther verhaßt, weil er die Ehrfurcht vor dem Erhabenen zerstört."

Die Mutter konnte sich des Lachens nicht enthalten, Maria aber sagte ernsthaft: „Wenn ich Euch raten soll, brecht Ihr morgen bei Tagesanbruch auf und verlaßt Rom für immer. Den Luther kann ich zwar auch nicht lieben, es ist zuviel Zorn in ihm."

Ich wollte nicht glauben, was ich hörte. In meinem Innern aber konnte ich nicht länger zweifeln, daß es mit der Kirche nicht stand, wie es sollte.

Da mir nun die Lossprache, um die ich gekommen war, verdächtig wurde, gedacht' ich meines Wolfsteins und daß es dort jetzt rauh und kahl sei, da hier ein Duft von Zitronenblüten wehte. War mir zumute, als hätte ich Else verraten.

Maria schien zu träumen, und die Alte überließ sich ihren Ängsten um dieselbe.

Bei diesem Schweigen war es dunkel geworden. Maria hatte ihr weißes Gesicht gegen die Laube gelehnt, als ob sie schliefe, ihre Augen waren aber weit geöffnet.

Zuletzt sagte die Mutter: „Mein Kind, die Nacht hat dich wieder traurig gemacht. Laßt uns hineingehen."

Maria sagte mit leiser Stimme: „Liebe Nacht, lieber Schmerz! Was dünkt es Euch, Herr Odo? Ist nicht die Traurigkeit der Nacht köstlicher, denn alle Jubelchöre des Lichtes?"

Ich mußte der Nacht voller Angst und Wonne gedenken, die meines Hierseins vornehmste Ursache war und schwieg.

Die Mutter jammerte wiederum: „Was Leben hat, freut sich der Sonne, du allein fliehst sie!"

Maria antwortete und es war wohl mehr für mich, als für die Mutter gesagt: „Ist das die Wahrheit, was alles Volk dafür hält? Herrlich ist der Tag, zumal wenn er ausgefüllt ist mit Mühe und Arbeit. In der Nacht aber ist die Erde still, und die Seele vernimmt die leise Sprache Gottes. Der Duft der Blumen ist sein Hauch, die Sterne sind die Tränen seiner unendlichen Liebe."

Ich fragte: „Muß denn Liebe weinen?"

Sie antwortete nicht. Da wurde mir das Herz so weit, daß ich wohl hätte sterben mögen. Setzte mich aber zur Wehr und sagte trotzig: „Die Kirche lehrt es anders."

Sie antwortete: „Was hat dieser prunkvolle Bau mit der leisen Sprache Gottes zu schaffen?"

Die Mutter sagte in ihrer Not: „Es ist genug, laßt uns hineingehen und zu Nacht speisen."

Maria fügte sich mit Seufzen.

Wir aßen bei einem Lämpchen auf schneeweißem Linnen. Die Mutter und ich hatten Brot, Eier und Käse, Maria verzehrte nur einige Bissen grünen Salates. Die Mutter hatte wieder zu klagen, es würde noch dahin kommen, daß Maria nichts äße. Die sagte: „Man sollt' es auch lassen, es ist ein häßliches Tun."

Fragt' ich, ob sie es immer so gehalten habe. Antwortete sie: „Es gab eine Zeit, da ich Speise und Trank nahm wie Ihr. Da ich aber die Tiere ansah, daß sie von Fleisch und Blut sind wie wir und daß ihr und unser Leben eins ist, nur geschieden durch den Geist, da widerte mich des Fleisches. Danach aß ich noch Fische. Da sich aber der Geist meiner immer mehr bemächtigte, widerstanden mir auch die. Mag auch die Kräuter nicht gekocht essen, sie sind gekocht irdischer, als wie sie die Natur schafft."

Die Mutter, deren Hunger nicht gering war, mochte das nicht hören und sagte, es wäre nicht recht, daß sie noch nicht nach ihrem Bruder gefragt hätte. So mußte ich erzählen. Als ich berichtete, wie er nicht hatte mitreisen wollen, sagte Maria: „So ist der Oheim auch einer von den Weisen!"

Zum Beschlusse fragte die Mutter nach meiner Wohnung. Da sie hörte, daß ich bei dem Valentini wohnte, schalt sie auf ihn, er wäre ein großer Narr und ein Schelm dazu. Maria sagte: „Mutter, wie mögt Ihr so hart sein. Sehr zu beklagen ist der Valentini. Gott hat ihm Geist gegeben, die Wahrheit zu erkennen, aber ein Dämon hat ihm eine Binde um die Augen gelegt. So klammert er sich an das Phantom eines Phantoms, an den Glanz seines Hauses, der nicht wiederkehrt."

Ich fragte, was es damit wäre, und die Mutter wollte mir gleich erzählen, aber Maria sagte: „Herr Odo hört es wohl von anderen, von uns soll er nicht mit einem schwarzen Bilde scheiden." —

In den Straßen war fast noch mehr Volk als am Tage und die Fackeln leuchteten gen Himmel. Mir erschien aber der stille Garten schöner. War froh, als ich in das rechte Haus gefunden und die Alte mir in mein Zimmer geleuchtet hatte. Das Bett war wohl bereitet und die Decken von Seide, aber ich hatte keine gute Nacht, denn es träumte mir immerdar von einem Höllensohne mit grassem Blick, stark wie ein Stier, der durch das Haus schlich und mich immer ermorden wollte.

Des anderen Tages sagte der Valentini: „Den Traum senden die Geister der Meinen, oder der sie umgebracht hat. Den grassen Blick hatte er und die Stierkraft auch. Cesare Borgia hieß der Höllensohn, wie Ihr ihn nennt. Er war der Sohn des Papstes Alexander, aber es macht nichts aus."

Rief ich erschrocken: „So ist es wahr, daß dieser Papst Kinder gezeugt hat! Wie hat ihn Gott gestraft, daß sein Sohn ein Mörder wurde!"

Der Valentini sagte kalt: „Die Strafe war, daß der Cesare auch seinen Bruder umgebracht hat, der des Papstes Liebling war. Sonst hat der wohl nicht viel gegen das Rauben und Morden gehabt, denn er hat mitgetan."

Da rief ich: „Herr, nehmt das zurück, so kann es nicht sein!"

Er aber hörte mich nicht, denn er hatte sich nur im Zaume gehalten und jetzt übermannte ihn der Zorn. Er ballte die Faust und rief: „Räuber in den Pyrenäen waren sie, diese Spanier, diese Borgias, da meine Ahnen Herren der Welt

hießen! Räuber und Mörder sind sie geblieben! In einer Nacht hat der Höllenhund umgebracht, was Valentini heißt. Mich allein hat die alte Bianca, die ihr kennt, beiseite geschafft, und mich vor der Mordgier dieser Bestie verborgen, bis die beiden Vipern an ihrem eigenen Gifte erstickt sind. Gottes Rache hat sie verblendet, daß sie das Gift getrunken haben, das sie ihren Gästen in den Wein gemischt hatten."

Ich saß betäubt und vermochte nicht zum zweitenmal zu sagen, er solle das zurücknehmen. Denn es war an den ersten Tagen schon zuviel von dem festen Bau der Kirche vor meinen Augen zusammengestürzt. —

Um die Mittagsstunde begaben wir uns selbander in die Gärten des Vatikan. Der Valentini führte mich umher und hieß mich die kunstvollen Anlagen betrachten, es hätte Zeit, der Papst käme so bald nicht. Merkte wohl, daß ich Mut schöpfen sollte. Das tat nicht not, ich war voller Unlust, aber nicht voller Angst.

Dauerte nicht lange, so begegneten uns zwei Kirchenfürsten, die gleich guten Freunden miteinander plauderten. Ich dachte aber, der zur Rechten müsse der Papst sein.

Der Valentini trat hervor und beugte das Knie. Der Papst ließ ihn aufstehen und sagte freundlich: „Mein Valentini, was bringst du?"

Wunderte mich, daß er ihn Du nannte, als wäre er sein Knecht. Erfuhr aber später, daß es eine Gunst war.

Der Valentini antwortete: „Einen Edelmann aus Deutschland, den jungen Odo vom Wolfstein. Er bittet um die Erlaubnis, Eurer Herrlichkeit den Fuß zu küssen."

Der Papst wandte sich zu mir, ich trat hervor, beugte das Knie und wollte ihm den Fuß küssen. Gestern hätte ich das mit Freuden getan, denn der Statthalter Gottes war mir fast nicht wie ein Mensch erschienen. Heute machte es mir Verdruß. Er trat aber zurück und fragte den Valentini, ob ich lateinisch verstände. Der antwortete, ich vermöchte das Italienisch wie ein Römer. Der Papst sagte auf Italienisch: „Mein Sohn, steht auf, wartet mit dem Kusse bis zum nächsten Empfange, Ihr möchtet Euch die Lippen bestäuben." So stand ich auf. Er hat ein über die Maßen kluges Antlitz, hielt sich wohlgepflegt, und sein Blick und Wesen war wie eines Hofmannes. Wollte mir wunderlich vorkommen, daß der sollte der heilige Vater sein. Er fand aber ein Wohlgefallen an mir, winkte seinem Begleiter und dem Valentini, daß sie sich hinter uns hielten, und hieß mich neben ihm gehen. Da er mich nun fragte, ob ich ein Pilger wie die anderen wäre oder ein Anliegen hätte, bracht' ich's nicht über mich, von meines Gewissens Bedrängnis zu reden, und berichtete, daß ich mein Erbe als Enkel des Ritters Romanos forderte. Wandte sich der Papst um und sagte in lateinischer Sprache, von der er glaubte, daß ich sie nicht verstände: „Ihr Lieben, wir nennen unsern Accolti fälschlich den Einzigen, der Name gebührt diesem deutschen Ritter, der nach Rom gekommen ist, um Geld zu holen!" Das machte mir Mißbehagen, daß der Kirche hohes Haupt solche Rede führte. Er deutete aber meine Unlust falsch und sagte, ich solle den Nachmittag in seine Kanzlei gehen und mein Erbrecht nachweisen, er wolle sorgen, daß mein Oheim sich mit mir abfinde. Hiernach fing er an von Deutschland zu

reden, daß es ihn jammere, wie so viele verirrte Seelen einem harten Fegefeuer und sogar der ewigen Verdammnis verfielen. Ich ließ meine Galle wider Luther los. Er sagte liebreich: „Es gefällt mir, daß Ihr voll Eifers seid, wie es der Jugend ansteht. Mir geziemen Milde und Besonnenheit. Dieser Luther ist kein geringer Geist, auch nicht von Natur böswillig, sondern er hat sich selbst verirrt, ehe er andere in die Irre geführt hat. Es ist noch Zeit, daß er zurück in den Schoß der Kirche kehre. Ich würde ihn nicht als ein zürnender Richter bestrafen, sondern als ein Vater, den er betrübt hat. Danach wollt' ich ihn zu verwenden wissen als einen starken Pfeiler der Kirche.

Fiel mir das Wort der Maria Adorna ein und ich entgegnete: „Mir kommt nicht zu, Eurer Heiligkeit zu widersprechen, doch hört' ich sagen, es sei zuviel Zorn in diesem Menschen. Das hab' ich als wahr erkannt, denn es ist durch ihn eitel Zorn ins deutsche Land gekommen."

Er antwortete mit großer Sanftmut: „Wir wollen ihn auch hierin als einen Verirrten beklagen, nicht verdammen. Merkt Euch, mein Sohn, die Wahrheit siegt in dieser Welt nicht ohne Zorn. Ihre Stimme ist zu leise, als daß sie an die Herzen der Menge rührte. Wer sich berufen fühlt, eine heilige Botschaft zu verkünden, der muß den Zorn wider das Heillose in den Menschen erregen, sonst hört niemand auf seine Stimme. Wir lieben den Zornigen nicht, aber wir wissen uns seiner zu bedienen. Wenn dieser Luther den Zorn, den er zu erregen weiß wie kein Zweiter, wider die Feinde der heiligen Kirche, statt wider diese selbst kehrte, so wäre er in dem göttlichen Konzert eine voll tönende Posaune."

Das griff mir an die Seele, daß der höchste Herr so milde über einen Menschen sprach, der ihn so tief beleidigt hatte. Sagte, ich hätte vorhin aus großer Befangenheit mit der Wahrheit zurückgehalten, hätte noch ein Anliegen, so und so. Da ich zu Ende war, blieb er stehen und sah mich groß an, gleich als wüßte er nicht, was aus mir zu machen wäre. Zuletzt aber sagte er mit einem Lächeln, das ich nicht sehen sollte: „Mein Sohn, Ihr seid von Euren Sünden und Eurem Gelübde entbunden."

Als er sich nun anschickte, uns zu entlassen, fragte er mich, in welcher Gegend mein Geschlecht ansässig sei. Ich glaubte nicht, daß ihm meine Heimat bekannt wäre, er sagte aber: „Das wundert mich, daß der rauhe Hercynenwald einen Hellenen erzeugt, denn ihr könntet eher als der Fernhintreffer Apollon gelten, denn als ein deutscher Edelmann. Wollt Ihr heute mit mir zu Nacht speisen? Ihr sollt mein Ganymed sein."

Sein Begleiter sagte: „Heiligkeit wolle sich der Einladung des Apostino Chigi erinnern."

Der Papst sagte, das sei wahr, ich solle morgen kommen und der Valentini auch.

Der meinte unterwegs, bei dem heiligen Vater ginge es hoch her, bei den Chigi noch höher, da würde in einer Nacht soviel verpraßt, daß man hundert arme Familien ein Jahr davon ernähren könnte. Er sei der Geldmann des Papstes, das gäbe wohl einen besseren Gewinn, als Petri Stuhl selber, davon die Nepoten und Schmarotzer das Beste nehmen. Nur dürfe es der Heiligkeit nicht beikommen,

sich zur Unzeit davonzumachen. Soviel an ihr liege, würde sie das nicht tun, sie fürchte den Tod dermaßen, daß sie das Wort nicht hören möge.

Ich glaubte das nicht, sagte aber nichts, denn ich merkte, daß die Römer nicht abließen, unehrerbietig vom heiligen Vater zu sprechen.

Des Nachmittags begleitete mich der Valentini in die Kanzlei. Der Referendarius wußte schon, daß ich kommen würde. Ich gab ihm die Urkunden, daß meine Mutter gestorben und ich ihr einziges Kind sei. Er legte sie beiseite und sagte, es hätte schon seine Richtigkeit, man wisse auch, daß der verstorbene Romanos nur den einen Sohn und diese Tochter hinterlassen habe, er wolle mir ein Instrument zustellen.

Draußen sagte der Valentini: „Fortuna fliegt heran, greift sie, ehe sie vorüberflattert! Diese Kreatur tat nach ihres Herrn Wink. Und hättet Ihr ihm leeres Pergament gegeben, der treffliche Beamte würde Euer Erbrecht beglaubigen. Wenn Ihr Papa Leo zu nehmen wüßt, könnt Ihr von ihm haben, was Ihr wollt. Wie wär's mit dem Kardinalshut?"

Das ging mir nicht übel ein. Kam mir selbst vor, als sei mir der heilige Vater gewogen. Konnte sein, daß er mir einen Posten als Hauptmann bei seinen Truppen gab. Wie die Dinge lagen, waren Kriege in Aussicht. Konnte mir in diesen reichen Landen Beute genug machen. Nahm ich dazu, was mir der Oheim geben mußte, so mocht' ich einen Grundbesitz erwerben, der dem Wolfstein nicht nachstand. Gedachte meiner Else und war froh.

Da ich aber im Hause Valentini war, nahm der Dämon, der da wohnte, wieder von mir Besitz, daß ich in eine Unruhe fiel. Kann auch sein, daß es nicht der Dämon des Hauses war, sondern einer, der von fern wirkte.

Flüsterte er mir ins Ohr, es wäre gut, wenn ich den Oheim besuchte und mich in Frieden mit ihm abfände. Das fing nicht friedlich an, der Oheim fuhr wie ein Besessener auf mich los, er hätte mich richtig erkannt, ich hätte mich bei dem Papst eingeschmeichelt, wollte ihm das Seine abfinanzen. Fiel es mir aufs Herz, daß der Mann, der seiner Würde ganz vergaß und in seinem Fett keuchte, meiner Mutter Bruder war. Erwiderte nichts, senkte den Kopf, als würde ich nach Verdienst gescholten und dachte, dieser Dämon hätte mich übel zum Narren gehalten, das beste wäre, ich machte mich eilends davon. Den Gedanken sandte Gott. Der Dämon aber flüsterte, Franzesca würde kommen und dem Oheim sein Schelten verweisen, der aber würde sich in seiner Beschämung mit mir einigen. Hatte der Dämon leichtes Spiel, denn es war mir in Wahrheit greulich, mit meiner Mutter Bruder um Geld zu hadern.

Dauerte nicht allzulange, öffnete sich die Tür und Franzesca trat herein. Sie war zum Reiten angezogen und sah frisch und munter aus. Das Weib hatte es an sich, daß sie einen oftmals in Erstaunen setzte, dadurch, daß sie sich anders verhielt, als man erwartete. Sie lachte aus vollem Halse und rief: „Scheltet besser, Hochehrwürden, was ist das für ein Schelten, daran ist keine Kraft!" Zuletzt verließ den Oheim die Vernunft ganz, er schrie Franzesca an: „Du bist auch so eine raubgierige Bestie, schert euch beide zum Hause hinaus!" Sie rief: „Das lassen wir uns nicht zweimal sagen!" Nahm mich bei der Hand und lief mit mir

hinaus. Auf ihr Geheiß wurde mir eins von des Oheims Pferden gesattelt, denn er hielt einen erlesenen Marstall.

So lange wir durch die Stadt ritten, wurde Franzesca von vielen aufs ehrerbietigste gegrüßt, so daß ich einen Argwohn, als wäre sie des Oheims Konkubine, fallen ließ. Heute weiß ich, daß sie es früher gewesen war. Ob damals noch, das habe ich nicht erfahren und nicht danach geforscht. In diesem Rom wurden auch solche, die es keineswegs bei einem Liebhaber bewenden ließen, als ehrbar angesehen, wenn sie nicht faulenzten, sondern Gelehrsamkeit besaßen. Ob das vor Gott und den Menschen recht ist, darüber habe ich nicht zu befinden. Wer es ansah, vermeinte, es könne nicht anders sein.

Vor dem Tore dacht' ich, nun sollt' ein scharfes Reiten anheben. Franzesca ließ aber ihr Pferd noch langsamer gehen, daß wir gemächlich reden konnten. Fing sie an: „Ihr wolltet keinen Schimpf dulden, und der Romanos hat Euch angelassen wie einen Galgenvogel. Ich sagte: „Er ist mein Oheim." Sie hetzte weiter: „Das merkte man. Hätt' ich Euch nicht hinausgeführt, er hätte den Rohrstock hervorgeholt." Schoß mir das Blut zu Kopfe, ich sagte aber gelassen: „Er ist mein Oheim und ein Priester, gleichwohl hätte er sich nicht sollen an mir vergreifen. Das ist aber alles müßig, wie könnte ein Prälat seiner Würde so vergessen, daß er zum Prügel griffe, gleich einem betrunkenen Handwerker!" Sie sagte zornig: „Der ist zu manchem fähig, die Welt kennt diesen Menschen nicht. Seht den Goldfasan! Stolziert wie ein König im Goldmantel, aber seine Art ist nicht eines Edelvogels. Könnte ich zaubern, ich machte Euch zum Falken, daß Ihr ihn niederstießet. Wollt Ihr mein Falke sein?"

Da sie das sagte, hatte Franzesca ihr Pferd dicht an meines gedrängt und sah mich mit ihren schwarzen Augen an, daß mich fast ein Grauen überkam. Ich antwortete höflich: „Schöne Dame, ich wäre gern Euer Falke, aber ich scheue die Kette am Fuß."

Lachte sie schrill auf und gab ihrem Pferde einen Schlag, daß es sich aufbäumte und mit ihr davonging. So trieb auch ich mein Pferd an. Konnte sie nicht einholen, weil sie das edlere Pferd hatte, blieb ihr aber auf den Fersen. Das ging wohl eine halbe Stunde und war ein tolles Reiten, zumal die Straße, die noch aus der alten Römerzeit stammte, schlechter gehalten war, als die Straßen in Deutschland.

Als wir wieder im Schritt nebeneinander ritten, lachte sie mich an und rief: „Sagt mir, was Ihr denkt, Ritter Odo!" Ich sagte die Wahrheit, aber nicht die ganze, mein Gedanke sei, der Papst hätte unehrliche Beamte, da er der reichste Fürst auf Erden sei und gewiß nicht wolle, daß die Straßen in seinem Lande schlechter seien als anderswo "

Nun hatte ihr Lachen ein Ende. mir aber wurde so weh wie ihr. Sie besaß, wie schon gesagt, die Kunst, der Menschen Gedanken von der Stirn zu lesen. So wurde sie wieder frohen Mutes und sagte: „Wollt Ihr nicht mein Falke sein, so habt Ihr Euch doch zu meinem Schüler gelobt. Gebt Rechenschaft, Schüler Odo, was habt Ihr seit gestern geschafft?"

Ich sagte, ich wüßte nicht anzufangen, sie müßte mich unterweisen. Sie dachte, wie es schien, ernstlich nach und saget zuletzt: „Die Sänger aller Zeiten

und Länder vereinen ihre lieben Stimmen im Preise schöner Frauen Setzt, ich wäre schön, so schön wie die Sonne dort im West. Die Aufgabe sei, mir das zu sagen wie ein Dichter spricht."

Man konnte ohne Beschwer in die Sonne sehen, sie war im Verscheiden. Das verstörte mir den Sinn und ich fragte erschrocken: „Wollt Ihr denn vergehen in Eurer Schönheit Blüte?"

Rief sie aus tiefer Brust: „Ja, wenn ich sterben kann, wie die Sonne versinkt!"

Gewann aber bald ihre Heiterkeit wieder, nickte mir zu und sagte: „Der Anfang war nicht übel für einen Schüler. Weiter, mein Sänger!"

Ich mußte sie ansehen, wie schön sie war in ihrem Frohsinn. Sagte, weil ich kein Ovidius wäre, wüßte ich nur ohne Schmuck, aber auch ohne Falsch zu sagen, daß sie gewiß ein Wunderwerk des Schöpfers sei.

Warf sie den Kopf zurück und rief im Ärger: „Seid Ihr ein Gebetbuch oder ein Mensch? Ich glaube, Ihr habt wahrhaftig Milch in den Adern!"

Das wurmte mich. Streifte meinen Arm auf, gab ihr meinen Dolch und sagte: „Macht die Probe!"

Sie besann sich nicht und stach, daß mein Blut herausquoll. Da glaubt' ich, sie würde erschrecken, aber sie sagte mit Lachen: „Was ist doch Blut für ein edler Saft! Saht Ihr je einen Wein so herrlich funkeln? Das ist die wahre Schönheit!"

Ich blickte sie an, da hatte sie Augen, wie sie ein Tiger haben mag, wenn er zum Sprunge lauert. Sprach mein Engel: „Sie ist eine Hexe, sag', dir wäre übel, reite gen Rom und fliehe ihren Anblick! Entgegnete mein böser Geist: „Soll ein Weib einen Ritter in die Flucht jagen?" Der behielt die Oberhand.

Franzesca zeigte sich abermals verwandelt. Sie zog ihre Handschuhe aus, legte sie auf die Wunde und wickelte ihren Schleier darum. Diese Dinge verwahre ich noch. Ist ein Zauber darin, denn ich bring' es nicht über mich, sie in das Herdfeuer zu werfen, wie ich sollte.

Wurde in der Ferne eine Burg sichtbar. Franzesca sagte: „Seht, das ist mein Kastell, dahin will ich Euch führen. Der Romanos hat es mir vor Jahren geschenkt. Der Geldsack will sich nicht erinnern, ich weiß aber, wie ich seinem Gedächtnisse aufhelfe."

Kam mich die Lust an sie zu reizen, und ich sagte: „Wie konnt' er verschenken, was unser beider ist?" Sah sie mich groß an und entgegnete: „Das habt Ihr nicht gesprochen."

So hatte sie mir auch diesmal meinen Gedanken von der Stirn gelesen. Fiel mir nichts ein, als daß ich ihr versprach, wenn die Burg in mein Erbteil käme, wollt ich die Schenkung bestätigen. War ein leichtfertiges Wort. Erhielt ich die Burg, mochte sie mein ganzes Erbe sein, denn es ist eine Feste, mit der sich der Wolfstein nicht messen darf. Das taten die Handschuhe und der Schleier. Sollte mich aber bald noch ein stärkerer Zauber verstricken.

Franzesca fiel in ihre höhnische Laune und sagte: „Wenn Ihr aber weder die Burg noch sonst etwas erhaltet, mein sanfter Ritter?"

Da war ich betroffen, denn sie sprach mit großem Nachdruck und ihr Dämon blitzte aus ihren schwarzen Augen. So kamen wir schweigend vor der Burg an.

Da sich nichts rührte, hob sich Franzesca im Sattel, rief mit scharfer Stimme, ob das Volk eingeschlafen wäre, und schlug mit der Reitgerte ans Tor. Bald kam der Hausmeister mit einem Diener, die taten kläglich. Wunderte mich, daß Franzeska ihre Dienerschaft in Furcht hielt. Da ich es näher bedachte, wunderte es mich nicht mehr. Der Hausmeister sah mich an, erstaunte und hätte gerne gesprochen, wagte es aber nicht.

Die Sonne war hinunter, Franzesca wollte nicht lange rasten. Auf dem Burghofe standen ein Tisch und Stühle, da sollte ich sitzen. Sie ging hinein, wollte für einen guten Wein sorgen.

Die Burg war anders gebaut als bei uns die Burgen, auf drei Seiten waren hohe Mauern, nach vorn eine niedrige, und in den drei hohen waren Laubgänge, vier übereinander. Das war traulich anzusehen. Wurde mir wonnig zu Sinne, hatte einen wachen Traum, als hätte ich mich, da ich ein Kind war, in der Fremde verloren und wäre nun heimgekehrt. Das war, was ich aber nicht wußte, weil meine Mutter in dieser Burg aufgewachsen war.

Kam Franzesca wieder heraus, brachte selbst den Wein, einen goldnen Becher auf goldner Platte. Sie schritt rasch und hoch aufgereckt, wie sie pflegte, und ist doch nicht ein Tropfen übergeflossen. War ein Bild, das einen Maler froh gemacht hätte. Sie setzte die Platte auf den Tisch, nahm den Becher, sah mir ins Auge und trank mir zu. Da ich ihr Bescheid tun wollte, sagte sie: „Ist das Sitte in Deutschland, so taugt sie nichts, Ihr müßt mich ansehen!"

Mein Engel rief lauter, als ich ihn je vernommen habe: „Tu das nicht!" Aber sie bannte mich mit dem Blick, daß ich ihr ins Auge sehn und den Becher trinken mußte bis zur Neige.

Sie hatte einen Liebestrank in den Wein gemischt, der fuhr mir in die Adern, daß ich mich frischen Mutes fühlte und sie hätte mögen auf den Armen davontragen. Von da an erschien sie mir wonnevoller denn alle Freuden des Paradieses. Hätte wohl um ihrer Liebe willen mein Unsterbliches den bösen Mächten überantwortet, wenn mein Gott mich nicht vor dieser Versuchung bewahrt hätte.

Wir saßen im Burghofe und sprachen miteinander, nicht von Liebe, aber in ihrer Glut.

Der Mond war aufgegangen, ohne daß ich seiner geachtet hätte. Da wir aber heimritten, gedachte ich, daß derselbe Mond auch über den Wolfstein leuchtete und daß ich in seinem Schein mit Else gesessen hatte. Da tat ich einen Seufzer. Franzesca sagte, was mir sei. Schoß es mir in den Sinn, daß ich Eifersucht erregen wollte, um Liebesglut anzublasen. Sagte, ich müßte einer holdseligen Jungfrau gedenken, hieße mit Recht die Heilige bei den Römern, die hätte gestern um diese Stunde über den Frieden der Nacht gesprochen. Wußte wohl, daß ich mich in eins an Maria und Else versündigte, wohl auch an Franzesca. Der Liebeszauber wirkte aber dermaßen, daß ich mich noch anderer Dinge unterstanden hätte.

Wollte Gott, Franzesca hätte auch diesmal meinen Gedanken gelesen. So grob die Falle war, sie ging hinein. Fragte mit Lachen, wer die Heilige sei. Danach höhnte sie, die Adorna kennte sie, das wäre eine Komödiantin, äße vor ihren Verehrern Rosenblätter und wenn sie allein wäre, Torten und Fleischpasteten.

Das Lachen und Höhnen war aber anzuhören wie Furiengezisch. Ich sprach dawider, nicht mehr um sie zu reizen, sondern um die Wahrheit zu ehren. Sie sagte zuletzt, sie wollte selbst sehen, ich müßte versprechen, sie einzuführen. Das versprach ich ungern, denn was sollte daraus Gutes erwachsen.

Im Hause des Prälaten war es dunkel, Franzesca sagte, er äße zu Nacht bei dem Apostino Chigi. Klopfte mein Herz, daß es mir fast wehe tat, ich fragte aber harmlos, ob ich ihr Gesellschaft leisten sollte. Blitzten ihre Augen mich an und sie sprach: „Die Nacht ist voller Frieden, Ritter Odo, geht zu der heiligen Adorna!“ Lachte hell auf und ließ mich stehen.

Im Einschlafen graute mir vor dem Gespenst in meinen Träumen. Das blieb aus. Ich wandelte aber in einer Einsamkeit mit Else und Maria. Stand eine Hexe mit grauenhaftem Blick in der Ferne, die glitt plötzlich heran und erwürgte beide Jungfrauen. Ich mußte es ansehen, vermochte kein Glied zu bewegen.

Kann sein, daß dieser Traum aus meinen Gedanken entstanden ist. Das bleibt aber bestehen, daß ich im Hause Valentini fast keine Nacht ohne bösen Traum zugebracht habe.

Des andern Abends ließen wir, der Valentini und ich, uns in Sänften zum Vatikan tragen. War ein großer Einzug von Gästen, darunter so erlauchte, wie der Botschafter des Königs der Engländer und so geringes Volk, wie bezahlte Narren und Poeten.

Ein Haushofmeister bezeigte den Vornehmen die Reverenz und wies die Geringen an ihre Plätze. Fragte mich, ob ich der und der sei. Ich merkte wiederum, daß ich in Gunst war. Er bat mich sehr höflich, ihm zu folgen, führte mich in ein Gemach, da waren Haarkünstler an der Arbeit und Komödianten kleideten sich um. Stellte der Mensch mir das Ansinnen, ich sollte mich in leichte Schleier hüllen, als Ganymed auftreten. Ich erklärte kurzab, das täte ich nicht. Er sagte, ich sollte mich nicht sträuben, die Heiligkeit selbst hätte dies angeordnet. Entgegnete ich, wenn ich mein Leben in dieser und jener Welt verlöre, ich täte es nicht. Er ging mit einem tückischen Gesicht von mir. Ich trieb unter den Gästen. Keiner sah mich an. Der Valentini kam zu mir, sagte: „Was habt Ihr gemacht? Die Sonne der Gnade ist untergegangen, Ihr habt Fortuna lassen davonflattern.“ Er blieb aber bei mir, da wurde ich ihm zugetan und dachte: Das ist ein treuer Freund.

Hörner wurden geblasen, das Festmahl sollte beginnen. Kam der Haushofmeister, neigte sich tief und sagte: „Edler Herr, Euer Platz ist neben der Heiligkeit.“ Da war die Sonne wieder aufgegangen.

Der Papst war voller Güte, wollte ich nicht sein Ganymed sein, so ernenne er mich für diese Nacht zu seinem Mundschenk. Er trank auch nicht von einem neuen Wein, ehe ich ihm vorgetrunken hatte. Man sagt, er argwöhne, die Franken wollten ihn vergiften.

Das hatte ich in Deutschland nicht gedacht, daß ich bei dem heiligen Vater ein Mahl einnehmen sollte wie keins in meinem Leben, noch daß es dermaßen ausgelassen dabei zuginge.

Ward ein Gericht aufgetragen von winzigen Fleischstücken, in Wein gesotten, das sagte mir nicht zu, ich ließ davon auf meinem Teller. Sah mich der Papst groß an und sagte: „Mein Sohn, weißt du auch, was du verschmähst? Das sind Papageienzungen, es hat auf des Lucullus Tisch nie ein kostbareres Gericht gestanden." Entgegnete ich, mir wäre eine wohlzubereitete Ochsenzunge kostbarer. Sei es, daß er mich necken oder meinen Verstand erproben wollte, er sagte: „Wohin du blickst, siehst du entzückte Gesichter, willst du klüger sein als mein Hof und meine Gäste?" Gab ich ihm zur Antwort: „Denen schmeckt nicht die Speise, sondern das Geld, das sie gekostet hat. Die Welt hat Narren jeder Art, sie muß auch Narren des Gaumens haben."

Da ich das gesagt hatte, bereute ich es. Er blieb aber freundlich und sagte: „Du bist scharf, man muß sich vor dir hüten. Ich höre aber eine dreiste und witzige Antwort lieber, als eine alberne Schmeichelei."

Bis in die Nacht hinein wurde getafelt. Mir wurde der Mut schwer, weil dergleichen nicht in mir liegt.

Nach Tisch deklamierte einer der Poeten ein lateinisches Gebet an Christus, Maria und alle Heiligen, sie sollten den Papst — dieser Mensch nannte ihn eine Gottheit — der Welt noch recht lange erhalten, weil sie ja im Himmel genug seien. Ich sah den Papst an, dachte, wenn ihn nicht der Frevel erzürnt, müßt ihn doch das alberne Ding ärgern. Er war aber wohl zufrieden.

So ging ich hinaus, geriet in ein Zimmer, darin ein Schreibtisch war, setzte mich in einen Sessel. Die Wände waren hier nicht mit Gestalten des Himmels oder des Olympos bemalt, sondern dunkel gehalten. Das tat mir wohl nach all der Pracht. Mußte des himmlischen Marmorsaales gedenken, der sich mir, da ich im Tal schlief, geöffnet hatte, wie viel schlichter der war und wie man doch seiner Herrlichkeit nie könnte überdrüssig werden. Da hörte ich singen, so schön daß ich heute, wo ich schweren Mutes bin, fast wieder froh werde, wenn mir das Singen im Ohr klingt.

Es war aber ein Gesang in vier Stimmen, die einander flohen und wieder suchten. Dergleichen hatt' ich nie gehört. Glaubte, es wäre nicht ein Singen von Menschen, sondern von Cheruben und Seraphen.

Nun weiß ich nicht, wie das angefangen hat, es waren Mönche mit schwarzen Kappen um mich, die füllten bald alle Räume des Palastes, trugen Fackeln in den Händen und steckten an. Wurde aber nicht ein helles Feuer, sondern ein schwarzer Rauch, in dem kein Lebendiges atmen konnte. Ich wollte ins Freie, da verschwand das Gesicht. Mir war übel zu Sinne und ich blieb, wo ich war.

Öffnete sich die Tür und es kamen zwei, der Papst und ein fremder Herr, den ich vorher nicht gesehen hatte. Ich wollte mich entfernen, aber der Papst fragte, ob ich des Hispanischen kundig sei, und da ich das verneinte, sollte ich bleiben.

Die beiden sprachen mehr als eine Stunde miteinander. Ich merkte wohl, daß es Staatsgespräche waren. Gewann abermals in einer neuen Art Ehrfurcht vor dem Papste, denn es war hoch hergegangen und war sonst alles voll Weines.

Als der Hispanier gegangen war, wandte sich der Papst zu mir und fragte: „Mein Sohn, warum hast du dich von den Fröhlichen abgesondert?"

Ich antwortete, es hätte mich getrieben, ich wüßte nicht was. Er sagte, das sei nicht gut, wie sollte es werden, wenn ich in die Jahre käme. Hiernach sah er mich mit seinen hellen Augen an und fuhr fort: „Du hast mir nicht die volle Wahrheit gesagt, sprich offen, was dich getrieben hat.“ Da gedachte ich meiner Pflicht und sagte die Wahrheit, daß ich mich an dem Poeten geärgert hatte. Er war erstaunt, aber nicht beleidigt, sah mich abermals an und sprach: „Du hattest recht, daß du nicht Ganymed sein wolltest, hierin aber hast du unrecht. Das Gedicht war gar nicht übel, der Versbau ohne Tadel, das Lateinische von unantastbarer Klassizität, der Höhepunkt, daß sie im Himmel genug seien, sorgfältig vorbereitet und gut herausgehoben. Ihr Deutschen habt für diese Dinge wenig Sinn, dadurch entgeht euch mancher Genuß.“

Das traf mich dermaßen, daß ich meiner Jugend und seines Amtes Majestät vergaß und rief: „Soll denn ein Priester genießen?

Er sprach in seiner freundlichen Weise fort: „Was die Vergnügungen des Geistes anbelangt, so sind sie nicht allein erlaubt, sondern sogar verdienstlich, schon weil sie von den großen Lüsten der Sinne ablenken. Die das leugnen, sind Bettelmönche ohne Erziehung und Geschmack. Aber auch die nicht dem Geiste angehören, denn Freuden sind nicht verwerflich, sofern wir sie mit Maß betreiben und die Herrschaft über unsere Begierden nicht verlieren. So haben die edelsten Geister des Altertums, ein Platon, ein Cicero, ein Horatius und wie sie heißen, die Freuden des Lebens durchaus nicht verschmäht. Nur die Stoiker haben diese verdammt, aber aus Gründen, die ich nicht loben kann.“

Weil nämlich mit allem Genießen notwendig Leiden verbunden sei, was Erfahrung und Philosophie allerdings bestätigen, halten sie einen Zustand der vollkommenen Gleichgültigkeit für den wünschenswertesten. So ist ihr Bestreben, wenn es sich auch auf einer höheren Stufe gehalten hat, doch nicht ohne eine gewisse Verwandtschaft mit dem jener schmutzigen Bettelmönche. Da mich aber dein erstauntes Auge zum zweitenmal an mein heiliges Amt zu erinnern scheint, so antworte ich ihm: Gott hat diese Welt nicht in Häßlichkeit geschaffen, sondern in Schönheit. Warum sollen wir seiner Gaben nicht genießen, da er sie uns gegeben hat? Das wäre eher Undank denn frommer Sinn. Du magst dich ohne Skrupel mit uns an der Komödie ergötzen, die man nun spielen will. Oder hast du noch etwas zu fragen?“

Fuhr es mir heraus: „Ich danke Eurer Heiligkeit für die Lehre, aber Der war doch ein Schmeichler.“

Lachte der Papst von Herzen und sagte: „Das ist wahrlich ein Deutscher vom echten Schlage!“

Ehe er weitersprechen konnte, öffnete sich die Tür und der Romanos kam herein. Er war übel betrunken und krächzte mit weinerlicher Stimme: „Da ist der lose Vogel! Die Heiligkeit verzeihe, ich muß diesen Lümmel umarmen!“

Ich schämte mich des Oheims und wehrte ihn ab, aber der Papst sagte ganz freundlich: „Laß uns allein, Romanos!“ Da brach der Oheim in ein Geheul los, ließ sich aber von mir abführen.

Der Papst sagte mit Lachen: „Der alte Fuchs sitzt im Eisen, da treibt er

tolle Dinge, sonst hat er sich besser in der Gewalt. Er soll aber nicht los, ohne daß er dir Gold läßt. Was nun dein letztes Wort betrifft, wähnst du, ich wäre so einfältig, daß ich die Schmeichler nicht durchschaute? Gib acht, es wird nicht lange dauern, so werden die Jungfrauen in Rom dir zulächeln, als wären sie alle in Liebe zu dir entbrannt. Einige werden das vermutlich auch sein, die andern wissen, daß du des Papstes Günstling bist. Du aber würdest töricht handeln, wolltest du dich nicht ohne gar zu strenge Prüfung an dem Lächeln aller, wie an Blumendüften erfreuen. Sehr viele dieser Poeten sind mir zu Dank verpflichtet, einige sind mir gewiß dankbar. Ich freue mich, wenn es ihnen gelingt, den Dank in schöne Formen zu bringen, und frage nicht viel nach seiner Echtheit."

Danach begab er sich mit mir in die Säle zurück, und ich konnte wahrnehmen, daß ich im Umsehen ein großer Herr in Rom geworden war.

Von der Komödie aber schweige ich. Hier soll aufgeschrieben sein, wie alles entstanden und verlaufen ist, nicht aber ein solcher Unrat wie diese Komödie.

Hatte ich vorhin wiederum Ehrfurcht vor dem Papst gefühlt wegen seiner Milde und Weisheit, so erschien es mir nun als der Komödie letzter Aktus, daß die aufbrechenden Gäste um seinen Segen baten. Schlich unbemerkt davon.

War mir wüst zu Sinn. Das Zechen versteht man zu Hause auch, aber es geht beizeiten an und ich wüßte auch im Sommer nicht, daß es länger als bis zu der zehnten Stunde gedauert hätte. War auch immer übergenug. Hier dämmerte der Morgen, das machte mir Pein, gleich als müßte ich mich verstecken. Wenn ich nun bedachte, daß mein Gastgeber der heilige Vater war, das Gewissen der Christenheit, wußt' ich nicht, ob mir nicht alles dies ein Traumkobold zuflüsterte und ich läge schlafend in meinem Turm auf dem Wolfstein. Wär es so gewesen, es wäre viel Unheil nicht geschehen.

Der Valentini gesellte sich zu mir, wir saßen noch in seinem Saale zusammen. Das taten wir oft. War wohl so, daß uns beiden graute, schlafen zu gehen. Mag bei ihm sein Schutzengel gewesen sein, der ihn hat warnen wollen, aber umsonst.

Da ich über die Komödie schalt, sagte der Valentini mit dem Lächeln, das ich einzig an ihm gesehen habe und daß nur der Schatten eines Lächelns war: „Ich sagte ja, Ihr habt wohl Augen zu sehen. Diesmal aber nehme ich den Medici in Schutz. Derlei Komödien sind beliebt bei allen großen Herren, warum soll er eine Ausnahme sein?"

Antwortete ich trotzig, denn ich wollte mich nicht geben: „Weil er etwas Größeres ist als ein großer Herr."

Der Valentini sagte höflich: „Ihr seid gewiß im Rechte, wenn Ihr über der Deutschen und aller Völker Gold, das hier zusammenfließt, Rechenschaft fordert. Es wird gewiß auch nicht in der Meinung verwandt, wie es gegeben ist. Dennoch muß ich auch hier den Medici bis zu einem gewissen Grade in Schutz nehmen, Rom ist wieder, was es im Altertum war, das Haupt der Welt, nur in anderer Art. Mag es um die Tugend und die Kriegstüchtigkeit bestellt sein wie es will, die Wissenschaften und die Künste sind in der höchsten Blüte. Freilich, ein gutes Ohr hört im Vatikan das Ticken des Wurmes, der den Untergang weissagt."

Der Valentini schwieg und wir lauschten, wie der Holzwurm tickte.

Da erzählte ich ihm das Gesicht, das mir im Vatikan gekommen war.

Der Valentini sagte mit Ruhe: „Ihr habt die Zukunft geträumt. Entweder die Revolution eures Luther siegt in der ganzen Welt und es ist um das Papsttum geschehen. Oder dem Papste wächst seine Macht über den Kopf: Lange hat sich die Kirche reiten lassen wie ein Pferd, aber nun wird das ein Ende haben. Die Kirche wird nicht sein, oder sie wird stärker sein als der Papst. Unter dem Nachfolger des Medici, wenn nicht schon unter ihm, wird die Macht an die Bußprediger und die Ketzerrichter fallen. Wie es auch sei, die Zeiten des Glanzes gehen zu Ende. Raffaelo Santi ist zur rechten Zeit gestorben, Michel Angelo hat Rom verlassen. Es könnte sein, daß man später diese beiden höher einschätzen wird, als unsere lorbeerbekränzten Poeten zusammengenommen und vielleicht gar den Michel Angelo allein wiederum höher als die anderen. Der ist dem Medici nicht glatt genug, der Rovere wußt' ihn zu würdigen."

Der Valentin schwieg abermals und schien zu träumen, ich aber mußt' ihn ansehen. Nie bin ich einem begegnet, der den Weltlauf so klar durchschaute wie er. Ihn zu hören machte klug, aber nicht froh. Er hatte selbst keine Freude an den Menschen. Bald überkam mich eine Müdigkeit, daß ich mich schlafen legte und schlief bis in den hohen Tag.

(Fortsetzung folgt)



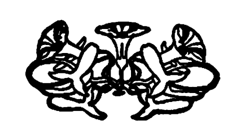
Der tote Held · Von Margarete Riefer-Steffe

Wenn einer „Balder" sagt, denk' ich an dich,
Und „Frühling", „Mai", das klingt wie deine Namen.
Hier saßest du! Und dort, dort lehnte ich,
Ach, wie die Kinder selig zu dir kamen!

Da sahst so liebreich auf die kleine Schar,
Du streicheltest so linde ihre Schöpfe,
Und lachen konntest du, ach, wunderbar!
Sie drückten an dich ihre runden Köpfe.

Und ich versank in deinen Kinderblick,
Der rein und froh sich zu mir aufgehoben
Und flehte heimlich drängend das Geschick
Für dich! Und glaubte wieder an ein Droben.

Vorbei! Verlöscht! Gefallen und verwest!
Wer kann es fassen? Hier hast du gesessen,
Der wie ein Lied mir durch die Träume geht!
Wer kann es fassen! Und wer kann's vergessen!



Vom Imperialismus zum Idealismus

Von Dr. Albert Ritter

Jeder Versuch, unserer auswärtigen Politik nach dem Mißerfolg des bisherigen Systems eine neue Richtung zu weisen, ist zum mindesten ernsthafter Beachtung wert. Von diesem Gesichtspunkt aus glauben wir die nachfolgenden Äußerungen unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Denn auch der durch und durch vaterländisch Gesinnte vermag sich heute kaum noch der Erkenntnis zu verschließen, daß wir auf lange Sicht hinaus uns den Luxus einer selbständigen äußeren Politik nicht werden leisten können. Um so dringlicher ist die Notwendigkeit, aus den alten Gleisen heraus und zu einer neuen Einstellung zu gelangen. Allerdings scheint uns eine Annäherung und zukünftige Interessengemeinschaft nicht, wie es der Verfasser befürwortet, mit England, vielmehr in weit höherem Grade mit Amerika Aussicht auf Verwirklichung zu bieten. — Im übrigen braucht nicht betont zu werden, daß auch der Zeit nach gutbegründete geschichtliche Voraussagen immer nur den Wert von Wahrscheinlichkeiten beanspruchen dürfen.

Warum sollte es schließlich nicht tatsächlich so sein, daß uns unter den Völkern Europas eine besondere Rolle bestimmt ist? In Asien gibt es zwei große Rassen von ähnlich merkwürdiger Besonderheit: sowohl Chinesen als Hindus sind an Zahl und an geistiger Veranlagung stärker als alle andern Völker des östlichen Erdteils, und dennoch war es seit langem, ist es und bleibt es ihr Los, von den kleineren Nachbarn und überseeischen Fremdlingen vergewaltigt zu werden. Man hat an uns Deutschen schon genug Charakterzüge des Chinesentums entdeckt, und daß wir des indischen Denkervolkes europäisches Gegenstück sind, ist eine Feststellung, die schon einmal fast zutreffend war. Allerdings, man hat die Deutschen noch nie zu den passiven oder weiblichen Rassen gerechnet, als deren typische Vertreter Chinesen und Hindus anerkannt sind, Bismarck hat uns sogar als männliches Volk dem weiblich gearteten Slawentum gegenübergestellt, aber trotzdem: wir erleben und erfahren es immer wieder, daß uns ein anderes Los gefallen ist, als den andern Nationen, daß wir zäh und lebenskräftig wie Chinesen und Hindus und nach einer zweitausendjährigen Geschichte nicht älter sind, als irgend eines der Völker um uns, die alle durchschnittlich erst vor tausend Jahren entstanden, daß wir aber ungeachtet unserer Männlichkeit und Zähigkeit die Eroberung und Beherrschung der zu erobernden Welt den andern überlassen müssen. Im Mittelalter, als wir eigentlich ganz ohne politischen Nebenbuhler dastanden, mußten wir uns darein verbeißen, gerade gegen Rom anzurennen und dadurch eine überlegene Gegenmacht in die Höhe zu bringen, die uns dann völlig darniederwarf; einige Jahrhunderte später mußten wir eine Zeit neuen Kraftüberschwangs, der sich im Welthandel und in Siedlungswerken im Osten und Westen betätigen wollte, durch Religionskämpfe unterbrechen und durch den Dreißigjährigen Krieg abschließen, und der letzte, rascheste Aufstieg konnte durch die Torheiten, die ein halbes Dutzend Männer innerhalb einer Woche begingen (28. Juli bis 4. August 1914), noch viel entscheidender gebrochen werden, als jeder frühere Versuch Deutsch-

lands, in der Welt mitzutun. Diesmal ist es wirklich Schluß und zu Ende mit einer politischen Weltrolle Deutschlands, denn die politische Zukunft eines Volkes beruht auf dem Geltungsbereiche seiner Sprache, und der deutschen Sprache ist nunmehr die Schranke gesetzt und die Grenze bestimmt. Neben dem Englischen, der siegreichen Weltsprache, werden Spanisch und Portugiesisch in den aussichtsreichen Riesengebieten Südamerikas, Französisch in Nord- und Westafrika, Italienisch in den Randländern des östlichen Mittelmeeres, Russisch in Nordasien herrschend sein, das Deutsche aber bleibt außerhalb Mitteleuropas überall die Sprache politisch bedeutungsloser Minderheiten. Diese Tatsache, daß das deutsche Volk die Möglichkeit, ein neues Deutschland irgendwo in der Welt zu gründen, versäumt und verscherzt hat, steht nunmehr fest, und es ist uns dadurch die Sonderrolle neben den anderen größeren Nationen Europas zugewiesen, die uns den Chinesen und Hindus, den passiven Duldervölkern, an die Seite stellt. Mag noch dieser und jener von einem nochmaligen Aufschwung der deutschen Weltgeltung träumen, wenn seine Phantasie stark genug dazu ist: so kühn wird doch kein Schwärmer sein, daß er glauben könnte, nach ein paar Jahrzehnten werde die sprachliche Eroberung irgend eines kulturfähigen Landes der Erde noch möglich sein, und eben diese Unmöglichkeit schließt eine wirkliche deutsche Weltgeltung politischer Art fürderhin aus, nur wirtschaftlich oder kulturell ist uns noch eine Zukunft offen. Mit dem deutschen Imperialismus, mit der Herrschaft der deutschen Sprache in einem Gebiete außerhalb des alten Sprachgebietes, mit der politischen Führung anderer Völker durch Deutschland hat es tatsächlich und für immer ein Ende. Dieses Urteil der Weltgeschichte können wir uns nie tief genug in das Gehirn prägen.

„Vom Imperialismus zum Idealismus!" Der erste Reichspräsident des republikanischen Deutschland erkennt die Wirklichkeit an und adelt sie durch ein klangvolles Losungswort: ist es aber ihm und einem erheblichen Bruchteil der Deutschen klar, was diese Anerkennung der Sachlage zu besagen hat? Wenn sie die Tragweite ihrer Erkenntnis verstehen, so müssen sie auch die ungeheuer Größe der Aufgabe zu erfassen vermögen, daß dem deutschen Volke der Blick für seine nunmehrige Stellung in der Welt geöffnet und es fürderhin vor Irrtümern und Mißgriffen behütet werde, und sie müssen ohne Verzug in den Dienst dieser Aufgabe treten.

„Vom Imperialismus zum Idealismus!" Das heißt, praktisch verstanden, nichts anderes, als was Schiller in der „Teilung der Erde" aussprach: „Die Welt ist weggegeben", sie gehört den andern, und uns verbleibt der Anteil des Poeten; Bülow hat es vor Jahren, nichts weniger als schön, in die Formel gefaßt, daß wir „uns den Himmel reservieren, wo die reine Doktrin thront". Was der glatte Staatskünstler damals ironisch ablehnte, ist nun durch die von ihm ausgiebig vorbereiteten Ereignisse Wirklichkeit geworden. Wir sind, um es nun ganz klar zu sagen, wiederum zur Rolle des Kulturdüngers zurückgekehrt, nirgends auf der Welt besteht mehr eine Stätte, an der neues freies Deutschtum erblühen könnte. Zu Hause den Idealen leben und durch den Zaun zuschauen, wie alle andern größeren Nationen Europas, wie Nordamerika und Ostasien und das erwachende Südamerika sich recken und strecken, und, wenn unsere Kinder selbst hinauswandern, zusehen, wie sie draußen gepufft und geknufft werden, bis sie in die fremde Haut

schlüpfen, das ist unser Los, das ist die praktische Ausführung des herrlichen Wahlspruches: „Vom Imperialismus zum Idealismus!"

Alle die Völker, die uns jetzt niedergestampft haben, sind deutsches Halbblut, und je deutscher sie sind, desto mehr haben sie zu unserer Niederwerfung beigetragen. Ihr letzter und erfolgreichster Helfer war allerdings der Jude, Trotzki und Northcliffe und die vier oder fünf in Deutschland, die wohl einmal ihrem Verdienst gemäß gewürdigt werden. An der Front waren Amerikaner, die angelsächsisch-deutsche Mischung, und Tschechen, die slawisch redenden Deutschen, wie sie von den Russen genannt wurden, Deutschlands schlimmste Feinde, dann blieben unbesiegt die Nachkommen der Angelsachsen und der Franken, während alle übrigen von der deutschen Faust niedergeschmettert wurden. Das Verhalten des deutschen Volkes gegenüber der Sturzflut der feindlichen Propaganda, seine Unfähigkeit, einen Feind, und seine Sucht, den Volksgenossen zu hassen, seine Würdelosigkeit beim Zusammenbruche, seine Knechtseligkeit, die Schamlosigkeit zahlloser Weiber in den besetzten Gebieten: all das muß zur Überzeugung führen, daß der Deutsche wirklich nicht berufen ist, neben den innerlich viel kräftiger organisierten, mit Charakter und Würde ausgerüsteten Halbbrüdern, den Trägern einer glücklichen halbdeutschen Blutmischung, politisch zu bestehen. Das deutsche Blut ist nur als Verschnittwein brauchbar, selbst und allein ist es kein politischer Saft.

Gut: erkennen wir das alles an und verhehlen wir uns nicht, daß unsere hoffnungslose politische Unfähigkeit uns schlechthin nötigt, den durch die Zeitlage uns nahegelegten Entschluß, dem Imperialismus zu entsagen, als dauernden politischen Leitgedanken aufzunehmen. Wir wollen nicht mehr wollen, was wir nicht können. Wir wollen das sein, wozu wir geschaffen sind, das Volk der Dichter und Denker, weltpolitisch genommen: Kulturdünger und Verschnittwein. Man braucht auch als entschieden deutsch Denkender schließlich nicht unglücklich zu sein, wenn man sein Haupt vor der Notwendigkeit beugen muß, daß unserem Volke eben dieses besondere Los bestimmt ist. Im Gegenteil: nach einigem Besinnen dürften sehr viele Deutsche, bisher gleich der ganzen übrigen weißen Menschheit machtpolitisch Denkende, zu der Anschauung gelangen, daß die fortan vom deutschen Volke wieder aufzunehmende Rolle eigentlich die vornehmste ist. Ein Amerikaner, Engländer, Franzose, Pole, Tscheche, Italiener usw. könnte sich diesen Standpunkt nie zu eigen machen, jedem anderen Volke ist das eigene Machtbedürfnis etwas Unauslösliches, das er bei sich selbst gar nicht bemerkt, und das allen andern überhaupt nur am Deutschen auffiel, vielleicht eben deshalb, weil es seiner Art gar nicht ansteht. Niemanden in Amerika, England, Frankreich usw. kommt es in den Sinn, den Imperialismus irgend eines Volkes, auch des geringsten nicht, als ein geradezu himmelschreiendes, Gott und die Welt empörendes Verbrechen zu betrachten: der deutsche Imperialismus aber galt jedem Erdenbewohner als eine Ausgeburt der Hölle. Es muß da wirklich ein Instinkt vorwalten durch die ganze Menschheit, der auch den Neid, den Haß, die Furcht, die ganze Tonleiter der Ressentiments gegenüber dem deutschen Volke in Bewegung setzt: man will uns nicht zwischen den andern, man verzeiht den viel Größeren ihre Größe, den viel Rücksichtsloseren ihre Rücksichtslosigkeit, uns aber verzeiht man nichts, solange wir uns nicht absondern und etwas anderes betreiben als die übrigen.

Wenn wir aber nun vom Imperialismus wieder übergehen zum Idealismus, so dürfen wir uns über zwei Tatsachen nicht täuschen: Erstens darüber, daß wir mit unserem Idealismus innerhalb der weißen Menschheit allezeit allein stehen werden, zweitens über die Kosten unserer neuen Stellungnahme. Alle anderen Nationen werden, zum mindesten im Denken und Wünschen, imperialistisch bleiben, weil sie eben normale Nationen sind, d. h. nach Wachstum und Entfaltung strebende Organismen. Wir aber sollen nun eine abnormale, eine beharrenwollende Nation sein, was die physische Kraftentwicklung betrifft, und den Überschuß unserer Fortpflanzung an andere abgeben, wir sollen nicht mehr daran denken, irgendwo in der Welt Interessen festzulegen und verteidigen zu wollen, denn das ist schon Imperialismus. Da es sich nun schon in der nächsten Zeit darum handeln wird, den großen Massen Deutscher, für die in der Heimat Arbeit und Brot fehlen wird, irgendwo ein Unterkommen zu verschaffen, und da auch weiterhin ein Volk von solcher Kopfzahl seine Beziehungen immer über die ganze Welt erstrecken wird, so ist es klar, daß irgend ein Anwalt für unsere Angelegenheiten da sein muß, wenn wir selbst nicht mehr in der Lage und nicht mehr gewillt sind, selbst einen Platz an der Sonne und ein Recht unter den Völkern zu behaupten. Man wird uns einen Platz weder anweisen noch überhaupt gönnen, noch wird ein deutsches Recht von irgend jemanden anerkannt oder respektiert werden — das wird die Folge unseres Überganges zum Idealismus sein —, wenn wir nicht mit dem Entschluß des eigenen Verzichtes auf die Macht den andern ergänzenden Entschluß verbinden, die Besorgung der säkularen Angelegenheiten unseres Erdenwallens einem handfesten Beschützer anzuvertrauen. Wir sind als Nation des Idealismus mitten zwischen den real denkenden Mitvölkern in der Lage eines mittelalterlichen Klosters, das stets eines weltlichen Vogtes bedurfte, wir müssen einfach unsere vornehme Ausnahmestellung unter den Völkern damit bezahlen, daß wir uns unter politische Kuratel begeben.

Begreifen wir diese Notwendigkeit nicht, oder wollen wir uns nicht dazu verstehen, ihr zu gehorchen, dann geraten wir in jene unselige Zwitterstellung des von praktischen Geschäften bedrängten hilflosen Idealisten hinein, die unsere Rolle vollends lächerlich machen würde. Wir können uns doch sicherlich nicht darüber täuschen, daß der Völkerbund als Fortsetzung der Entente und als Unterschlupf der Kleinvölker, die von den Brosamen der Siegesmahlzeit leben wollen, nie und nimmer irgend einen deutschen Rechtsanspruch in der Welt billigen und schätzen wird. Tag für Tag fast würden wir mit unseren Beziehungen zu den Nachbarn und der Welt trotz des reinsten Idealismus auf Hindernisse und Widerwärtigkeiten stoßen, hundertmal öfter als jedes andere Volk, und ständen gar bald vor der Erkenntnis, daß es sich so nicht weiterleben lasse. Gegen diese Übel der Zukunft gibt es kein andres Vorbeugungsmittel als den Schutz eines Starken, da eigene Gewaltanwendung ja nicht in Frage kommen darf. Würden wir dem Imperialismus nicht abschwören, so wäre freilich daran zu denken, daß Japan, Rußland, Italien bereits in ausgesprochenem Gegensatze zu den Westmächten stehen. Aber sollen wir auf eine so unsichere Möglichkeit hin — auf die allerdings jedes andere Volk in unserer Lage seine Zukunft stützen müßte — unseren Entschluß, aus der für uns unheilvollen Weltpolitik zu flüchten, aufgeben? Der



Großteil unseres Volkes würde nicht dazu bereit sein, der Wille zur Weltpolitik, die Verläßlichkeit, auf die sich eine starke Führung müßte stützen können, ist bei uns nicht mehr vorhanden. Wir müssen, die Verhältnisse fordern es gebieterisch, um der Losung „vom Imperialismus zum Idealismus“ folgen zu können, ohne uns in eine unhaltbare Lage zu verwickeln, uns England annähern und ihm einen Gemeinschaftsvertrag anbieten, der ihm die Führung einräumt und die Vertretung unserer Interessen überträgt, uns aber das sichert, was ein schaffendes und wachsendes Volk nötig hat: Siedlungsland, Rohstoffquellen, Absatzmärkte, nicht unter deutscher, sondern unter englischer Flagge und Verwaltung. Diese Bedingungen würden es uns ermöglichen, zu leben und in Sicherheit die Aufgaben, die wir uns nunmehr selbst gesetzt haben, zu erfüllen; sie würden uns auch eine nationale Kulturarbeit, etwa die Wiederaufrichtung Vorderasiens, näherbringen, die uns England wohl anvertrauen würde, wenn wir es von der Ehrlichkeit unserer Absichten zu überzeugen vermögen.

England steht selbst an dem entscheidendsten Wendepunkt seiner Geschichte. Die Union hat den Fortbestand seiner Vorherrschaft zur See kurzerhand als unmöglich erklärt und wird es als Seemacht, Handelsmacht und Geldmacht überflügeln. Die Briten sind nicht entfernt imstande, den Wettkampf mit diesem Nebenbuhler aufzunehmen, außer wenn sie sich eine viel breitere Grundlage ihrer Weltstellung verschaffen. So kann ihnen nichts näher liegen, als die Ausnützung des großgermanischen Gedankens, wie ihn etwa Björnson verkündet hat. Wäre es von Englands Seite zunächst auch nur blanker Egoismus, wenn es die Führerschaft in einem großgermanisch-baltischen Bunde anstreben würde, an uns Deutschen wäre es dann, mit unserem Idealismus diesem Bunde die Seele zu verleihen. Nur dadurch, daß wir ohne Verzug mit allem Schwung und aller Wucht den großgermanischen Gedanken auf den Schild erheben, können wir uns die Möglichkeit schaffen, selbst vom Imperialismus zum Idealismus überzugehen, und zugleich retten und erhöhen wir Europas Vorrang in der Welt.

Ach, wo sind die Lenze · Von Willibald Omankowski

Wie sind wir so verwandert und verweht
in fremde Welten! Ach, wo sind die Lenze,
da unsre Hände Becher hielten, Mädchen, Kränze.
Nun krampfen sie sich einsam im Gebet.

Und unsre Lippen formen Wünsche, die
verwaisten Kindern gleich im Dunkel trauern,
still starb das Lachen, einsam hinter Mauern
verblüht die Jugend, düftelos und früh.

Von dunkeln Dingen ist das Herz durchrauscht,
von Qual, Enttäuschung und Verzichtenmüssen.
Nur manchmal nachts bäumt es aus bleichen Kissen
sich wund empor und zittert leis ... und lauscht ...



Romantische Brautschaft

Von Dr. Bertha Badt

„Gott schuf die Liebe, und der Teufel das Heiraten", so lautet ein Lieblingswort übermütiger romantischer Jugend. Und man muß es den Romantikern nachsagen, daß sie redlich versuchten, sich auf des lieben Gottes Seite zu schlagen, und nichts dafür konnten, wenn sie dennoch der Teufel plötzlich beim Kragen hatte. Ihre Heiraten geschehen fast alle eigentlich wider Willen, außerhalb ihres vorgesetzten Lebensprogramms. August Wilhelm Schlegel vermählt sich in einer großmütigen Aufwallung, um die leichtsinnige Karoline vor Schande und Not zu bewahren; Clemens Brentano und Sophie Mareau wehren sich heftig gegen diese Umwandlung ihrer Freundschaft; und als Friedrich Schlegel sich mit seiner Lucinde trauen läßt, da ist's eigentlich schon ein Abfall vom romantischen Evangelium.

Da ist es nun doppelt anziehend, auch einmal eine Verlobungsgeschichte aus jener Zeit zu hören; und zwar eine veritable Verlobungsgeschichte, die wie ein echter Roman alten Schlages mit der Hochzeit schließt, ja sogar die — gänzlich unromantische — Aussicht auf den Märchenabschied bringt: „Und sie lebten miteinander glücklich und zufrieden und hatten viele Kinder, eines immer schöner wie das andre . . ." Ist das nicht wie eine bürgerliche Oase im alten romantischen Lande?

Und dabei sind die Helden dieses Romans — hier lächelt die Literaturgeschichte — just zwei der launischsten, wunderlichsten, tollsten Schoßkinder der Romantik: Achim von Arnim und Bettina Brentano. Reinhold Steig hat in einem durch den Krieg in Vergessenheit geratenen Buche, das der Wiederbelebung wert scheint, den Briefwechsel dieser beiden zugänglich gemacht; und es ist nicht der geringste Reiz dieses Buches, zuzusehen, wie diese beiden Schwarmgeister — ein Gemisch von Feuer und Magnetismus nennt Arnim Bettina einmal — sich mit der Bürgerlichkeit auseinandersetzen und nicht ruhen, bis sie selbst dem heiligen Ehestand ein phantastisches Mäntelchen umgehängt haben.

* * *

Gar tief ist das Wasser, das die beiden Königskinder voneinander trennt. Der Romantiker hat jederzeit einen doppelten Kampf zu bestehen; draußen droht der Alltag, der „Philister", das dumpfe Herdenleben der Menge, und innen empört sich gegen ihn selbst das eigene Herz. So haben auch diese beiden den härtesten Strauß mit dem eigenen Herzen auszufechten, ehe sie selbst sich ihr Glück verstatten. Denn durchaus nicht schien das Geschick sie von Anfang füreinander bestimmt zu haben. Eins ist dem andern zu unähnlich; und eins ist dem andern zu ähnlich: in der Lösung dieser beiden Rätsel liegt das psychologische Problem des Buches.

Kein größerer Gegensatz auf den ersten Blick, als den stattlichen norddeutschen Edelmann, der fest in seiner Scholle wurzelte, und die schwarzlockige kleine Wild-

katze, der südliches Blut durch die Adern floß und deren liebster Wunsch es war, in ihren Bubenkleidern im Fichtenwalde den höchsten Baum zu erklettern. Kein Wunder, daß Arnim noch lange, nachdem sie zueinander fanden, mit jener erbarmungslosen Offenheit der Frau gegenüber, die seit Friedrich Schlegel als ein Vorrecht der neuen Weiblichkeit galt, nicht müde wird, zu wiederholen, wie anders er sich sein Leben lang das Mädchen gedacht habe, das er lieben wollte. Zudem hatte die beiden Clemens Brentano, der vergötternde Bruder Bettinas und Freund Arnims, der in ihnen die Qualität sah, die sein Leben konstruierte, allzu überschwenglich einander in die Arme führen wollen. „Ach Arnim, wie gütig ist Gott, daß ich dir mit der Anschauung und Freundschaft dieses Engels danken und lohnen können werde für dein reines, schäumendes, jugendseliges Herz!" schrieb er dem Freunde, ehe dieser die Schwester zum ersten Male sehen sollte. Aber — dieser erste Eindruck ist eine Enttäuschung für Arnim. Er bleibt nur kurze Zeit in Frankfurt und nimmt leichten Abschied, was er dem Freunde selbst offenherzig begründet. „Alle Elemente hätten mich von Frankfurt nicht wegbringen können, wenn ich meiner ganzen Wesenheit nach liebte." Aber warum stellt sich die Liebe in diesem, ach, so leicht entflammten Herzen diesmal nicht ein?

Da ist es nun sehr bedeutsam, wie Arnim selbst die Ursache seines Fremdbleibens schildert. So selbstsicher scheint sie ihm, so beschlossen in sich selbst; er, der sich dem Wassersturz verwandt fühlt, der nicht weiß, ob er Dunst oder Wasser ist oder ein Stück des glühenden Regenbogens — wie kommt er ihr nahe? „Ihr Nachdenken ist ein Sinnen über sich, sie kann ewig durch sich nur frohwerden und traurig." Hier liegt das Geheimnis.

Im platonischen Märchen ist die Mutter des Eros die Armut: diesen beiden Naturen verbietet ihr Reichtum die Liebe. Zwei Becher, jeder voll bis zum Rande, ja überfließend — wo entstände da der köstliche Mischtrunk? Wie Bettina ihr Lebenlang nichts lernen konnte, weil ihr die Aufnahmefähigkeit fehlte, weil sie nicht stille warten konnte, um aufzunehmen, sie, die in sich Drang und Kraft fühlte, immer zu geben und auszuströmen, so fehlt ihr auch, so scheint es, die Fähigkeit, sich ihres Selbst zu entäußern, sich mit gebundenen Händen hinzugeben — die erste Forderung der Liebe. Von dieser Art bestimmt sind alle ihre Freundschaften. Nur da kann sie Freund sein, wo sie schaffen, umschaffen, verwandeln darf. Die zaghafte, zurückhaltende Günderode ist willig bereit, ihr als Schreibtafel zu dienen. „Ich möchte dir immer stillhalten," schreibt sie, „so anmutig fühle ich mich bemalt und beschrieben von deinen Erlebnissen!" Auf den ersten Blick scheint das schönste Märchen ihres Lebens, ihre Abenteuer mit Goethe, dieser Behauptung zu widersprechen; sieht man näher zu, so wird gerade dieses Erlebnis ein Beweis mehr. Denn wie sie so hingeschmiegt daliegt zu Füßen ihres Götterbildes, ist sie keine Priesterin, die lauschenden Ohres vernimmt, was der Gott ihr eingibt: viel eher gleicht sie einem Pygmalion, der den, ach, so kalten Marmor des Goethebildes, das er selbst geschaffen hat, durch die Kraft seiner Gluten belebt, bis auch das Bild erwarmt in den umschlingenden Armen. Bettina bedarf ihres Gottes nicht und nicht seiner Gnade, weil sie sich ihn Tag für Tag selbst erschafft in ihrem glühenden Herzen.

Und nun kommt Arnim, und sie versucht auch an ihm ihre alte Kunst, „sich die Umgebung zurecht zu gewalttätigen", wie ihr Bruder und Wesensverwandter es einmal nennt. Aber hier ist das Objekt spröder als der Phantasieheld Goethe, den sie krönen und küssen konnte, wie es ihr gefiel: weil hier ein lebendiger Mensch, verlangend, selbst herrisch ihr entgegentritt und — das ist die Hauptsache — einer von derselben Zunft. Wie sie „überwiegend produktiv", wie es Schelling nannte; von seinen Reisen bringt er einen „tischhohen Stoß" von Gedichten mit; man erschrickt, er werde sie herausgeben und auf hundert Jahre genug Verse damit liefern. Aber auch gleich ihr nach allem langend, hierhin und dorthin gelockt von Stimmen in der Luft, die bald vor, bald hinter ihm flüstern. Nur das eine scheidet sein Wesen scharf von dem ihren: wenn der verwöhnte Kobold Bettina in dieser Unfähigkeit zu lernen doch im Grunde des Herzens ein Vorrecht des Genies sieht und uneingestanden ganz damit zufrieden ist, so erkennt der Mann, dessen Geist doch auch die Zucht wissenschaftlicher Schulung genossen hat, den Mangel dieser Fülle. Ein menschlicher — ob nicht auch ein männlicher? — Zug: deutlicher zunächst bei dem Mädchen als bei sich selbst. Da entstehen denn in ihm jene rührend ungeschickten Erziehungspläne für Bettina, die der übermütigen Kleinen lachenden, aber auch ein wenig gekränkten Spott erregen.

Auf den Irrwisch Bettina scheint jenes erste Begegnen immerhin stärker gewirkt zu haben. Denn die romantische Sibylle beherbergt in sich neben allem Feuerwerk doch, wie uns vorkommt, ein echtes, natürliches Mädchenherz; und das verliebt sich ganz ernstlich in den schönen, ritterlichen Fremden. Mag der Handschuh, den sie in ihrer eigenen späten Schilderung dieser Tage Arnim entwendet haben will, um ihn liebend zu bewahren, auch vielleicht aus der Vorratskammer romantischer Liebesinsignien und nicht aus der Wirklichkeit stammen — wahr und warm klingt schon damals ihr Geständnis dem Beichtvater Goethe gegenüber. Als Arnim aber nun fortgeht und „zu allen liebenswürdig ist, zu ihr am wenigsten", da macht sich dieses krause Köpfchen die Liebestheorie der Zeit zurecht zu einem Schutzdach für ihre eigene verschmähte Liebe. Wie ihr Bruder Clemens seine Ehe beschreibt, so will sie ihre Liebe formen, wir werden leben, wie es Schneeflocken zusammenschneit; und wie die zerrinnen, wenn ein neuer Frühling kommen sollte, so werden auch wir zerrinnen, wenn wir nicht beisammen bleiben sollten. Auch dann, als das Leben sie beim Worte nimmt und ein neuer Frühling für Arnims Herz in seiner Neigung zu einer jungen Königsbergerin gekommen scheint, da ist sie ihrem Vorsatz treu; Vertraute wird sie ihm, dem sie so gerne Geliebte wäre — und segnet diese Liebe, weil sie ihr doch wenigstens die warme Nähe des heimlich Geliebten verschafft. Und als dann erneutes Beisammensein die Schranke zwischen Arnim und ihr einreißt, als sie ihm ihr Herz öffnen kann — wie ist sie selig, ganz ungekünstelt selig! Die Schillernde, Geistreiche findet Worte der Liebesweisheit, die tief und treu sind wie Kinderaugen. „Ich denke, wenn man ein Herz recht ernsthaft liebt, so liebt man die ganze Welt, und sie wird nur ein Spiegel für das Geliebte, wie der Strom für seine Ufer."

Nun aber beginnt die Zeit ihrer Prüfungen. Hier liegt der Keim einer

Tragödie in diesem eigentümlichen Seelenschicksal. Der Mann leidet an ihrem Wesen. Er mag nicht mit ihr „spielen", wie es die Libelle will; er verlangt ihr ganzes Wesen — das einzige, das zu spenden ihr unmöglich ist. Er will der eine Gott für sie sein; und diese unbekümmerte Griechennatur hat seit jeher vielen Göttern geopfert. Sie versteht wohl, was er verlangt. Wenn der Gärtner eine Blume recht schön und in voller Pracht erziehen will, schneidet er das überflüssige Gezweige und die Wurzel ab, ja er läßt sogar nur eine Knospe zur Blüte kommen: „Soll ich auch mir das überflüssige Leben abschneiden, um daß die eine Blüte, die ich so wert und lieb halte, recht einzig schön und herrlich werde? — Wenn aber alsdann die einzige Blüte mißglückt, so ist die ganze Pflanze hin!" — so fragt sie zwischen Weinen und Lachen. Ihm wiederum schafft ihr Reichtum, ihre Willkürherrschaft über die „Objekte" Mißtrauen; wie ein Vögelchen entschlüpft sie seinen haschenden Händen, und nie weiß er recht zu sagen, ob nicht alles nur poetisches Spiel, er selbst nur ein „Haubenstock" sei, daran sie ihre poetischen Gedanken aufhänge. Arme Bettina! Die romantische Ironie, das Zeichen der Zeit, davon auch sie ihr Teilchen hatte, wendet hier ihre Pfeile gegen den Schützen, daß der Romantiker immer neben seinem eigenen Leben steht und sich zusieht — wie der Dichter im romantischen Schauspiel sein eigenes Publikum ist —, daß seine Bewußtheit immer nach doppeltem Leben verlangt, das bringt ihn in Gefahr, das Herz seines Lebens zu verlieren.

Aber auch in ihm wogt der romantische Kampf. Nicht allein das Neigen von Herzen zu Herzen schafft ihm Qualen. „Welt und Vaterland" lasten auf seiner Seele, und er muß sie bezwingen. Neben die Liebeswirren treten Bilder aus der Not der Zeit. In Königsberg erlebt der einstige Page der Königin Luise die tiefe Schmach Preußens; der Tod des Prinzen Louis Ferdinand, die Kühnheit und das Unglück Schills lassen ihre Spuren in seinem gepreßten Herzen. Denn bittrer noch als die allgemeine Not quält ihn der innere Zwiespalt, die typische Not des Romantikers, das Schwanken zwischen Wort und Tat, zwischen Buch und Schwert, wie er es nennt. Clemens Brentano sammelt auf dem Schlachtfelde von Landshut die aus den Tornistern verstreuten Soldatenbriefe, läßt sie abwaschen und abbügeln und will sie herausgeben — das ist fast symbolisch für die Rolle des Romantikers in jener Zeit der Tat. Auch Arnim schämt sich blutig seines trägen Lebens und fühlt doch zugleich: „Mitten in einer Schlacht würde ich bedauern, daß sie nicht vorbei und daß ich sie nicht dargestellt lesen oder sehen könnte!" Das Leben muß ihm zum Gedicht werden, ehe der Romantiker seine Sprache versteht.

Im Gegensatz zu dem Leide des schärfer in sich hinein schauenden Mannes steht Bettinas hellauf lodernde Begeisterung für die Helden der Zeit und für jeden heldischen Gedanken. Klärchens Sehnsucht wohnt in ihren Briefen: „O hätt' ich ein Wämslein und Hosen und Hut!" Gewiß, sie spielt gerne Komödie vor sich selbst als Publikum; und doch ist sie als ein Weib der Natur und der Ursprünglichkeit näher als der vergrübelte Genoß, der sich selbst manchmal nur als die Staffage seiner Gedanken erscheint. Sie wäre ins Feld gezogen mit jedem ihrer Helden; sie auch wagt es, sich der Seligkeit ihrer Liebe ganz und unbekümmert

hinzugeben, während aus seinen Briefen selbst in den reinsten Stunden ein Ton des Unfrohen, Gequälten, Dumpfen selten verschwindet.

* * *

So gehen Jahre hin; kurzes Wiedersehen — einmal in Weimar, ein andermal am Rhein, zuletzt in Böhmen —, lange Briefe und häufige Kämpfe. „Wir werden noch oft miteinander tanzen müssen, ehe wir in den Takt kommen", das weiß Arnim völlig genau. Und doch ist er es endlich, der sich entschließt, dem wunderlichen Verhältnis ein Ende zu machen durch einen noch viel wunderlicheren Heiratsantrag. Seine Großmutter ist gestorben, und durch ihr Erbe hofft er, von drückender Geldnot für immer befreit zu werden. Nun hatte aber die alte Frau ein merkwürdiges Testament gemacht, nach welchem die volle Nutznießung ihres Vermögens nicht auf ihn, sondern erst auf seine Kinder überginge. „Und so ... war mein Entschluß nach der Eröffnung des Testamentes bald gefaßt, das meinige zu tun, um rechtmäßige Kinder zu haben. Da brauchte es nicht langer Zweifel, ich wußte niemand auf der Welt, von der ich so gern ein Ebenbild besessen hätte, als dich ..."

Wenn dieser Liebhaber, der heiraten will, um Kinder zu bekommen, und Kinder bekommen will, damit sie erben können, nicht so verwünscht romantisch wäre — man wäre versucht, ihn antiromantisch zu nennen. So aber erkennen wir hinter dem „scherzenden Gemisch von der Nachahmung des Heiligsten" — wie Arnim sehr bezeichnend eines seiner Werke nannte — die uns wohlbekannte romantische Ironie, die es sich schuldig ist, auch in den herzlichsten Augenblicken spottend daneben zu stehen. Wie ernst es ihm ums Herz ist, zeigt der Schluß: „Aus der Güte stammt die Liebe, aus der Treue die Hoffnung, aus der Wahrheit der Glauben. Möge uns alles dreies werden, so wird das Vertrauen unsichtbar unter uns sein."

Diesem Tone — nicht dem Scherz des Anfangs — klingt der Widerhall in Bettinas Antwort entgegen. Sie enthüllt ihm die Geschichte ihrer Liebe zu ihm mit allen Schwankungen und Bitterkeiten, den Fruchtknoten, draus ihr dunkle und rosigste Blumen erblühten. „Ich aber achte die Liebe als das Höchste und Einzige im Menschen, als die einzige wahre Himmelsgabe ... Sei von mir geliebt, sei mein, sei getrost!"

Wer hätte gedacht, daß dies Narrenschellchen tief und voll klingen könnte wie eine Glocke?

Dieser Brief ward Arnim „zum Amulett". Nun geht es rasch der Vereinigung zu. „Ich meine, wir heiraten uns, wann und wo es sei — nur bald. An Mobilien brauchst du so nicht viel, wenn du ein Fortepiano hast, ich hab' mein Schreibpult." So denkt sich Arnim ihre Ehe. Freilich ist Bettina nicht gerade aus dem Holze geschnitzt, aus dem man die Hausfrauen macht. Selbst ihr begeisterter Bruder Clemens zweifelt, „ob es möglich sein werde, auf einem solchen Parterre des Witzes und des Extraordinairen einen freundlich häuslichen Garten anzulegen". Und wenn sie gar in einem Briefe an Arnim einmal ein Loblied singt auf die „zartesten Vögelchen", die in ihrem Zimmer hausen und so zahm

sind, daß sie ihr auf das Papier fliegen, so bekommt ein wirklich Gemüt dabei doch ein leichtes Gruseln: denn die zarten Vögelchen nennt man sonst auch — Motten! — Unter Sturm und Wetter ward am 4. Dezember „Verspruch“ gehalten, und im März schon machten sie Hochzeit. Und an diesem Tage wußten die beiden doch wieder der Bürgerlichkeit ein Schnippchen zu schlagen und das Absonderliche, Romantische durch ein Hinterpförtchen hereinzulassen. Keiner wußte davon, obwohl Bettina im Hause ihrer Geschwister wohnte; niemand war Zeuge, als ein alter Pfarrer und dessen Frau; den Myrtenkranz hatte die romantische Braut zu besorgen versäumt, glich aber in dem zierlichen Krönchen, das die Frau Pfarrerin herbeiholte, einer Fürstin älterer Zeit... Keiner im Hause merkte etwas; am Abend nahm Arnim Abschied, „schlug unten die Türe scheinbar zu und war mit drei Sprüngen in Bettinens Zimmer, das mit großen Rosenstöcken und Jasminen, zwischen welchen die Nachtlampe stand, sowohl durch den grünen Schein der Blätter wie durch die zierlichen Schatten an Decke und Wand verziert war. Die Natur ist reich und milde; was aber von Gott kommt und zu Gott kehrt, ist das Vertrauen.“

Hier endet das Spiel; nicht ohne daß wir ein leises Bedauern unterdrücken müssen. Wie der Kampf dieser beiden absonderlichen Menschen sich in Einheit löste, das hätten wir gerne so nahe, Aug' in Auge, mit angesehen wie die Jahre der Wirren und der Bedrängnis. Nun müssen wir uns an der Sprache der Tatsachen genügen lassen. Aus der flatternden Bettina wird eine Mutter von sieben Kindern, aus dem plänereichen Arnim der resignierte Landedelmann, der „Kohl, Salat und Sellerie“ pflanzte und sich „im mühsamen Erhalten alles dessen, worauf doch endlich das Ganze mitberuht“, einen fruchtbaren Kreis zu schaffen wußte — fast der einzige Romantiker, der tapfer versteht, sich ein Hüttchen zu zimmern aus den Trümmern eines Palastes. Und zuletzt — wie der Himmel noch einmal aufglüht, wenn die Sonne schon längst versunken ist — ist dieser Ehe noch ein merkwürdig flammendes Nachspiel beschieden.

Arnim starb als ein Fünfzigjähriger. Nach seinem Tode muß es Bettina — die doch alle die Jahre in Treue und Liebe an seiner Seite gestanden hatte — zumute gewesen sein wie dem Hirtenknaben, der sieben Jahre im Zauberberg verschlafen hat und verwundert zum Lichte kehrt. Ehe und Mutterschaft fallen von ihr ab, als wären sie nie gewesen; sie wird wieder das „Kind“, das auf dem Schemelchen der Frau Rat Goethe kauerte, und das kecke Jüngferlein, das in gelber Weste und grauen Beinkleidern beim Kutscher auf dem Bock saß. Denn eines steigt leuchtend und sonnendurchglüht aus dem Grabe auf — ihre Jugend. Und nun haben Zeit und Tod ihr gewährt, was ihr das Leben — grade weil es Leben war — einst versagen mußte. Die toten Gefährten, der tote Geliebte, sie können sich nicht mehr wehren gegen die „unbekümmerte Tyrannei“ ihres Geistes, die einst ihre Liebe für Arnim so dornenreich gemacht hatte. Sie sind „Objekte“ geworden, und sie müssen ihrer umschaffenden Phantasie stillehalten. So nur konnten die köstlichen Bücher entstehen, denen wir die farbigen Bilder jener tollen und seligen romantischen Jugend verdanken: der „Frühlingskranz“, der auch das Jünglingsbild Arnims wieder aufleben läßt, die „Günderode“,

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". „Was man in der Jugend in Fülle hat, dessen bedarf man im Alter." So hätte wohl Goethe zu diesem Kinde gesagt. Der Reichtum ihrer Jugend ist, wie wir sahen, ihrer Liebe zum Mangel geworden; die Armut ihres Alters wurde zum Reichtum in ihrer Kunst.



Alte, wahnsinnige Spittelmännlein im Irrengarten

Von Karl Lieblich

Alte Männlein, die den Tod erwarten,
humpeln schlürfend durch den Mittagsgarten.

Wo im Kies sich Sonnenfarben malen,
hocken sie und lassen sich bestrahlen.

Und der eine lächelt: „Ich bin König."
Und der andre nickt und denkt sich wenig.

Wühlt der dritte froh in Plundersachen:
„Daraus will ich mir ein Häuschen machen."

Doch der vierte brummt, zu ihm gedreht:
„Wenn das wüßte Seine Majestät!"

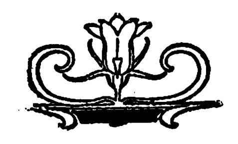
Und er zeigt die selbstgemachten Orden:
„Da und da bin ich Major geworden." —

Also sitzen sie des Tags und schmunzeln,
und der Wahnsinn schläft in ihren Runzeln.

Doch manchmal, wenn Abenddämmer schauern,
fühlen alle — Fragen in sich kauern.

Dunkle Fragen, die sie dunkel ahnen,
und die irgendwie zum Aufbruch mahnen.

Bis dann einer aufstöhnt und mit herben
Worten etwas murrt von „alt" und „sterben"...



Alt-Preußen

Von Hans von Kahlenberg

Großmutter —", sagte Inge leise. „Großmütterchen — —." Sie wagte den Diminutiv jetzt zuweilen, seit sie ganz allein waren, seit die Haare der stattlichen Greisin so schneeweiß — Schnee ohne Glanz, hoffnungsloser Schnee der einförmig grauen Wintertage wurden, seit ihre Lippen so randschmal sich preßten und in die Hände, die nur noch Knochen waren — oh, harte, alte, starke Knochen! — manchmal gegen ihren Willen ein Zittern trat. „Ich bin zu nichts gut", sagte die Zweiundsiebzigjährige dann. „Der Totengräber soll ein viertes Grab schaufeln. Diesmal nimmt die Erde bloß Staub, der ihr zukommt. Ausgedientes. Die Spreu."

„Großmütterchen —", wiederholte die junge zwanzigjährige Enkelin.

Sie wußte, wo die Gedanken hinter der durchsichtig elfenbeinblassen Stirn immer weilten, daß man die alte Frau anrufen mußte, damit sie hörte. — — Einer lag an der Pazifickküste; aus allen Geschützen feuernd, während die Wellen schon über Bord schlugen, war die „Scharnhorst" untergegangen. So ging man unter — so starben sie — damals, in Alt-Preußen! Den Zweiten, auf der Höhe von Vailly, seinem Sturmtrupp weit voraus, traf die Kugel. Und sein letztes Wort war: Vorwärts! gewesen. Vorwärts! Weiter, Jungens! Meine lieben Jungens! — — Ganz väterlich klang das. War doch selbst kaum ein Mann, ein Knabe, vierundzwanzigjährig! — Auch so durfte ein Rassow sterben! Sein Großvater war bei Vionville im Reiterangriff geblieben, ein Oheim bei Problus; von zwei Brüdern fiel der eine in Südwest, der andere als Freiwilliger, — ein Leichtfuß, der manches gutzumachen hatte, wurde nach Spionskop von De Wets Schulter weggerissen. Und damit, urteilten die Rassows, hatte dieser Kurt Rassow seine Schuld beglichen. Sieben Rassows waren 1815 nicht heimgekehrt, dem großen König hatten gar zwölf ihr Leben gegeben; das Monument, was sein Kriegsherr ihrem Senior, dem General, gesetzt hatte, stand im Park. Alle Soldaten — alle Junker — alle Preußen! Schwarz und weiß. In den zwei einfachen Farben und Linien war ihr Leben dahingegangen. Es gab für sie im Leben die Pflicht — die meinte wohl das strenge Schwarz ihres Fahnentuchs. Und diese Pflicht für Vaterland und König besiegelte man freudig leicht mit dem Tode. Darum in ihrem Wahrzeichen war der Tod eine helle, die freie und die weiche Sache.

Wie hart die Großmutter war! hatte Inge oft gedacht. Hart, als Kadetten, Spartanerknaben, waren die Enkel aufgezogen worden. Gegen die Toten jetzt durfte sie zärtlich sein. Um ihre Bilder hingen Efeukränze, goldne Namen in Marmor gehauen zierten die Kapellenwand des Erbbegräbnisses. Für Kuno, den Jüngsten, dessen Ruhe- und Todesplatz niemand kannte, — er war zuletzt über Saloniki und in Serbien gesehen worden, hatte die Großmutter — sie selbst! — hinzufügen lassen: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Und Inge, seine Schwester, die nicht wagte, ihren Gedanken auszudrücken, hatte eigentlich gedacht, der Spruch sei weder spartanisch noch soldatisch,

— aber auf ihren blonden, schlanken Herzbruder, ihren Seelenfreund, paßte er gut. So gut, daß Großmamas Wissen darum sie erstaunte. Vielleicht entnahm sie ihre Weisheit dem buchstäblichen Sinne; vierzehnmal war er siegreich aufgestiegen, höher und höher. Nicht den Sieg — aber Gott wohl — Gottes Antlitz, hatte er endlich, ein letztes Mal, gefunden. Er wußte nun und er schaute. — Sie, die arme Inge in ihrem unabänderlich schwarzen Gewand, irrte noch und zweifelte.

Es war so furchtbar schwer zu tragen, — der Zusammenbruch nach all dem Herrlichen und Hohen! Durch die Tiefe hindurch, nachdem sie fast geschwebt, körperlos, trotz der Trauer, in festlichen und klaren Regionen gewohnt hatten. Und am schwersten trug sie die Vereisung Großmamas, diesen starren, grausamen Zug von hartem Hochmut, der seit den Unglückstagen im November ihren Mund umlagerte.

Großmama war immer streng gewesen, — jetzt war sie die Verdammnis. Ein Urteilsspruch. Und von diesem Munde durfte niemand Leben oder Gnade erwarten. Er drückte ein einziges: Gewogen und zu leicht befunden! aus. Hinweg! Spreu! Unecht!

Unwahrhaftigkeit! — Ins Nichts damit! In den Abgrund!

„Großmütterchen" — erzählte Inge, die endlich den kalt verweisenden Blick aufgefangen hatte, der sich von der immer noch fleißigen Stricknadel hob. Für wen strickte Großmutter eigentlich? — Für die russischen Gefangenen! sagte sie höhnisch. Die arbeiten ja! Sie haben keine Heimat. — — Auch diese Russen würden jetzt gehen. Frau von Rassow richtete ihnen eine Wegzehrung und Zurüstung aus. Gutmütige, etwas stumpfe Gesellen, verehrten sie die „Barina" abgöttisch. Sie war eine stolze Dame, die wußte, was sie wollte, — eine Herrin! Ihnen, den Kindmenschen, tat die überlegen sorgende Mütterlichkeit wohl.

Die alte Frau von Rassow blickte nicht auf, wenn Inge ihr von Heimkehrenden, von den eigenen Soldaten, den Dorfkindern erzählte. „— Sie sind so weit gewandert, Großmutter! Fünfhundert Kilometer. Von Nikolajew — aus Rumänien. Sie haben wunde und blutige Füße. Wie sie mager sind — lederfarben!"

„Dein Urgroßvater", sagte die Greisin, „marschierte mit Napoleon von Saragossa nach Moskau. — Über die Beresina kam er zurück", sie lächelte bitter. „Zuletzt über den Rhein nach Frankreich. Nach Frankreich hinein — mit Blücher! Zweimal!"

Inge bat leise: „Sie haben soviel gelitten. Und geleistet. Übermenschliches geleistet, Großmama!"

„Bei Kunersdorf lag ein Rassow unter den Toten —" Wollte die alte Frau nicht hören? Oder hörte sie nicht? „— Es hieß, daß die Schlacht verloren sei. Er biß einen Panduren, der neben ihm lag, und wie er sterben wollte: ‚Ich darf nicht sterben. Wir müssen noch beißen!'"

„Aber Großmutter, — so viele sind gestorben — anderthalb Millionen."

„Zu viele leben." Wie das fürchterlich klang! „Es leben ja noch sechzig Millionen. Sechzig Millionen zuviel."

„Hier blieben nur Frauen und Kinder."

„Nun, wozu gibt es Frauen und Kinder? — Engländer dürfen Frauen und Kinder haben und Franzosen." Ihre dünne Lippe zuckte, wenn sie den Erbfeind nannte.

Inge fürchtete sich. Sie wunderte sich heute selbst, daß sie mutig war. Aber sie fühlte, sie mußte mutig sein. Oder sterben. Es gab nur eins: vorwärts zu gehen oder zu verzweifeln.

Sie war jung, gesund, — glühend noch in Schmerz und in Mitleid. Sie mußte sprechen: „Eine Frau ist heut' abend in Neudorf — eine Frau Doktor Klein. Sie wird eine Wahlrede für uns Frauen halten. Wir Frauen müssen ja jetzt auch wählen."

„Zu meinen Zeiten bestimmten die Männer, was im Lande geschah. Was sie bestimmten, war recht. Wir standen siegreich und geachtet."

„Großmütterchen, — waren wir nicht vielleicht zu stolz geworden? — Wir sind sehr arm. Alles geriet in Verwirrung und Angst. Wir müssen uns wieder aufrichten. Wir müssen helfen."

„Wir können sterben. Wenn sie uns vom Reich abschneiden in Osten und Westen, für unsere Leichen wird Platz genug sein! Es braucht keine Preußen zu geben — englische und französische Schuldknechte. Wir Rassows waren noch nie Knechte."

„Nicht Knechte." Die sanfte, junge Inge fand das Widerwort. „Wir wollen dienen. Dem Vaterland dienen in seiner Not und Notdurft."

„Ich kenne kein Vaterland. Auf unserem Königsschloß weht die rote Fahne. — Die Franzosen stehen in Mainz, die Engländer fahren ein in Kiel und die Polen erobern wohl noch Danzig."

Ihre junge Enkelin, die jedes Wort wie eine Peitsche schlug, stand straff unter den Schlägen. „Gerade darum, Großmutter, müssen wir den Ring schließen. Wir müssen einander die Hand reichen. Wir müssen stehen und fest stehen."

„Ihr!" — Schrecklich war zu hören, daß die Greisin lachte. „Du, mit deinen Mädchenhänden, mit Schürzenbändern und Häkelspitzen wollt ihr wohl die Grenzwacht halten?"

„Mit Geduld und Hoffnung!" sagte die junge Inge. Sie war rot geworden unter der ihr angetanen Schmach. „Mit unserem Frauenwillen. Damit er klar und fest wird, wollen wir ihn nennen und uns kennen. — — Darf ich heut' abend gehen, Großmutter? Darf ich in den Markgrafen von Brandenburg gehen? — Kommst du — kommst du —." Nun war nichts mehr zu verlieren, sie stürzte sich kopfüber in den Strom. „Kommst du mit?"

„Man fragt mich nicht mehr. Ich bin ja alt und rückständig. Überflüssig. Du bist mündig. Du glaubst an die Zukunft. Geh!"

„Ich glaube nicht. Aber ich — ich liebe mein Land!" Sie hatte ihre eigne Kraft überschätzt, das letzte klang wie ein bitterliches Schluchzen. „Ich möchte helfen!"

Ein unmutiges, fast ungeduldiges Schulterzucken. Der Kopf der Greisin auf dem hageren, unbeugsamen Nacken stand wie in Stahl gegossen. Es wurde wieder still zwischen den Frauen, von denen beide strickten.

Aber Inge strickte Kinderstrümpfchen, winzig kleine Söckchen. Eine Zeile aus einem alten Lied, dem Gudrunlied, verließ sie dabei nicht. „Ich will euch nicht betrügen — sie liegen alle erschlagen!“ antwortet Wate der Königin, die nach den Helden vom Wulpensande fragt. „Wenn das junge Geschlecht im Lande herangewachsen ist, dann kommt die Zeit der Ahndung für Ludwig und Hartmut.“

Der Wahlsonntag war ins Land gekommen, und er glich trotz des Winters einem Vorfrühlingstag. Allsonntäglich nahmen Großmutter und Enkelin ihren Platz im Herrschaftsstuhl der Dorfkirche ein, wo an den Wänden die Tafeln mit den vielen, vielen Namen unter dem Eisenkreuz hingen. Die Namen der Jungen, der Einundzwanzigjährigen, der Dreiundzwanzig- und Vierundzwanzigjährigen. Wenn man über die Männerköpfe blickte, fehlten die Jahrgänge von zwanzig bis siebenunddreißig. Einige Alte waren geblieben. Viele, viele Frauen unter schwarzem Kopftuch — zu viele. Vorne saßen die Buben, Blondköpfe und Schwarzköpfe. Die alte Frau sah nicht auf sie hin, und die Kinder fürchteten sich ein wenig vor der strengen und steinalten Gutsherrin.

„Als ob sie schon gestorben ist, sieht sie aus!“ sagten die Frauen von ihr. „Sie ist gar nicht mehr da. Nicht mehr bei uns.“

Keine Frage hatte sie gestellt über die Wahlvorbereitung oder Kandidatenlisten. Sie wollten keine Namen, kein Datum wissen.

Vielleicht wählte man gar eine Frau? Irgend einen von den ihr fremden Namen. Die Bekannten waren tot oder verbittert und standen abseits wie sie.

Alt-Preußen war tot. Aber sie lebte noch. Wie kam es, daß sie noch da war? Wenn ein Baum stirbt, wirft er doch seine Blätter ab. Oder eine Wurzel wird nicht ausgerodet, ohne daß alle ihre Fasern abtrocknen?

Sie aber war da. — Ein heißes, saugendes Flehen lag in Inges Gesicht. Zugleich eine Ergebenheit. Ihr Platz war bei der Großmutter. Die Großmutter in ihrer versteinten Ablehnung hatte vielleicht recht?

Was wollte sie — jung — unweise — ratlos?

„Du mußt jetzt gehen!“ sagte auf einmal die alte Frau. „Es ist Zeit, daß du gehst, Inge!“

„Ach Großmutter —!“ Der blonde Kopf lag zwischen den alten, dürren Knien. Inge schluchzte, sie haschte nach der gelben, schmalen Hand, — härter als ob Schwielen sie deckten, um sie zu küssen.

Die Hand lag auf ihrem Scheitel: „Ich habe ja noch zu geben. Ich habe dich. Solange ich geben kann, besteht ein Anspruch — ihr Recht. Heut gebe ich dich. — Geh!“

„Ich — Wir wollen's gut machen, Großmutter!“

„Es gibt kein gut. Tu deine Pflicht! Wir haben die unsere getan, wir Rassows. Du bist die Letzte. — Bloß ein Mädchen. Geh nun!“



Das Ende · Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

1.

Alle deutschen Worte klingen heute gedämpft, —
Des Weltkriegs letzte Schlacht ist zu Ende gekämpft.

Wir sind es gewöhnt, einer gegen drei zu stehn,
Aber was hilft Tapferkeit einer gegen zehn!

Ein Mann gegen zehn, da wird der Schwertarm matt,
O Gott: wenn der eine Mann noch Hunger hat!

Sieg nennen's die Feinde. Wir rechten um Worte nicht,
Unsre Siege trugen immer ein ander Gesicht!

2.

Wir Volk haben diesen Krieg nicht gewollt und geplant,
Wir alle haben sein Kommen nicht geahnt.

Niemand, nicht einer, von uns Millionen trägt
Die Schuld am Haß, der sich hinter den Grenzen regt.

Aber als sie uns überfielen, da dachten wir
Wir dürften uns wehren, wehrt sich doch auch das Tier.

Wir haben den Worten unserer Führer getraut,
Wir haben auf Gottes Gerechtigkeit gebaut.

Gekrönter Spötter, wie recht behält dein Spott:
Mit den stärkeren Bataillonen war immer Gott!

3.

Das Volk, das Vierzehn hinein in die Gräben stieg,
Ist niedergetreten vom großen Mörder Krieg.

Ihr sucht und fragt (und wißt doch die Antwort schon):
„Wo ist mein Bruder, mein Mann, mein Vater, mein Sohn?"

Das Volk, das Achtzehn hervor aus den Gräben kam,
Ist ein anderes Volk geworden in Leid und Gram.

Wir sehen ihm traurig in das zerfurchte Gesicht,
Wir suchen die alten Züge und finden sie nicht.

4.

Und doch, du Fremdling, — da hast du meine Hand:
Mein Bruder bist du, und hätt' ich dich nie gekannt!

Geschmälert vom Hunger, von Wunden gelähmt und zerfetzt,
Brüder sind wir Überlebenden jetzt!

Auch du, du suchst ja und findest dein Volk nicht mehr,
Auch dir ist bitter die süße Wiederkehr!

Mein Bruder, komm her und reich' mir deine Hand:
Gemeinsam baun wir das neue Vaterland!



Rundschau

Vom Krieg und seinem Ende

Eines Morgens, erzählte vor hundertdreißig Jahren ein Pariser Polizeibericht, hing an der Statue der Freiheit ein Zettel, der die Worte enthielt: „Notre gouvernement est comme une messe des morts; point de Gloria, point de Credo, un long Offertoire et, à la fin, pas de Bénédicité.“ Wer täglich und seit Monaten das Treiben der Enormen bestaunt, die ein Zufall bei uns auf hohe und höchste Regierungsspitzen verwehte, wird finden, daß man das „Schaffen“ unserer Reichsbeträchtlichkeiten nicht besser umschreiben könnte. Seit sechs Monaten liegt das tüchtigste, tapferste, arbeitswilligste und regierbarste Volk der Erde zu Boden, niedergeschlagen und entwaffnet von einer Verbrecherhorde; seit drei Monaten tagt seine Nationalversammlung, ohne auch nur den Versuch eines Entschlusses, diesem Volke zu helfen (durch die Tat, versteht sich, nicht durch Ozeane von zu neun Zehnteln schädlichem, zu einem Zehntel überflüssigem Geschwätz); diplomatisch ungenützt verstrich eine lebenswichtige Frist, deren Versäumnisse uns keine Ewigkeit mehr zurückbringt und unsern Feinden erst die Möglichkeit innerer Einigung und damit des Friedensdiktates gab, dieweilen wir Ministersessel zu Mindestpreisen verhökern, ödesten Parteihader zum Austrag bringen, Straßengeknalle veranstalten, mit frivolen Streikfexierern wie mit berechtigten Großmächten verhandeln mußten, und Pygmäen den auf einsamster Leistungshöhe stehenden Ludendorff anrempeln durften. Sacht tastet sich das Denken, angeekelt von der widerlichen Kleinlichkeit so widriger Alltäglichkeit, wieder in die Zeit des Großen Krieges zurück, wo größte Erwartung oft und größte Sorge erbittert um den Vorrang unter allen Himmeln unserer Seele stritten. Kehrt zu den Fragen zurück, die, in einem schlanken (bei August Scherl erschienenen) Heft, jetzt einer stellt und zu beantworten versucht, der Entstehen, Reifen und Enden von dem einzigen Willenszentrum aus sah, das das deutsche Volk in diesem Schicksalsgang hatte: „Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?“

Oberst Max Bauer zog ins Feld mit der Obersten Heeresleitung (als — nomen et omen — Bauer, Heger, Pfleger und Leiter der entscheidendsten Waffe, die wir mitzunehmen hatten: der schweren Artillerie); und schied, als Ludendorff, der als einziger uns all das Leid von heute ersparen konnte, am 26. Oktober 1918 seinen Abschied bekam — aus der Obersten Heeresleitung. Keinen Tag Urlaub, durch siebzehn Vierteljahre. „Früh von des Tages erstem Schein, Bis spät die Vesper schlug, Lebt er nur ihrem Dienst allein, Tat nimmer sich genug, Und glaubte seiner Pflicht zu fehlen, Durft' er sich nicht im Dienste quälen.“ Als Spezialist ging er hinaus: als geistiges und schöpferisches Haupt unserer ganzen Kriegsorganisation kam er zurück. Keiner hat so wie er seinen Einfluß- und Verantwortungsbezirk geweitet. Schließlich hatte er die gesamte Artillerie in Front und Heimaterzeugung, den gesamten Munitionsbedarf, die Rohstoffverteilung, die Kriegsindustrie, die Arbeitsorganisation, die Kriegschemie, einschließlich der lebenrettenden Stickstofferzeugung und (leider zu spät vielleicht) die Tank- und Tankabwehrwaffen. Professoren, Techniker, Ingenieure und, jeder sentimentalen Menschenverehrung meilenferne Industriekapitäne sangen dem überall und nirgends Gegenwärtigen ihr Lob, die Berliner Philosophenfakultät ernennt ihn, nach dem raschen Fall Antwerpens, zu ihrem Ehrendoktor. Und für jeden an ihn reichenden Wunsch hatte der vom Frührot bis zur Mitternacht nicht aus den Sielen Kommende Zeit, Ohr und Aufmerksamkeit. Ein un-

ermüdbar scheinendes Gehirn; stets aufnahmefähig, zu raschester Assoziation, selbständiger Weiterverarbeitung des Aufgenommenen bereit und hinter solcher Denkkraft ein Wille, der raschem Erkennen die rasche Tat nachschickt. Alle Fachmännerrechnungen werden über den Haufen gerannt, unmöglich Scheinendes möglich gemacht, die zähesten Bureaukraten an ihren längsten Zöpfen mitgeschleift. Als am Heimathimmel sich trotzdem die Wolken ballen, werden ins Riesenpensum noch Exkurse ins Tropendickicht der Politik aufgenommen, Parteibonzen und Mandarine gebeten, gewarnt, massiert, den von der Schlafkrankheit befallenen Regierungsspitzen gepredigt: alles vergebens. Die im Reichstag politisch desorganisierte Heimat schlug trotz solchem Gehilfen dem Feldherrn das Schwert aus der Hand. Glorreich blieb, im Bunde mit der Entente, deutscher Parteiegoismus Sieger gegen das deutsche Volk.

„Unsre Außenpolitik", sagt Oberst Bauer, „war tatsächlich ein Trauerspiel ersten Ranges." Unsre innere während des Krieges kein kleineres. Darum „ist's nötig, kurz auch die inneren Verhältnisse Deutschlands zu betrachten. Während in der ersten Kriegsphase die Begeisterung über alles hinweggeholfen hatte, der alte Parteihader vergessen schien und alles an Pflichterfüllung wetteiferte, trat in der zweiten Phase ein starker Umschwung ein. Die Regierung erwies sich als unfähig, die Stimmung im Volk durch Aufklärung, rechtzeitige Gewährung berechtigter und strikte Ablehnung unberechtigter Forderungen aufrechtzuerhalten, mit einem Wort: das Volk zu führen. Der Burgfriede sank dahin, und insbesondere die Linke suchte sich allerlei Zugeständnisse zu verschaffen. Der Krieg wurde ob des Gezänkes geradezu vergessen, das Volk zerrieb sich in kleinen Tagesfragen." Gleichzeitig „wurde die Ernährungsfrage mehr und mehr zum schwerwiegenden Faktor. Es muß zugegeben werden, daß die Aufgabe restlos nicht zu lösen war, weil eben Knappheit herrschte; aber die Bureaukratie der mittleren und unteren Stellen verärgerte das Volk mit einer Flut von Bestimmungen und Strafdrohungen und hetzte Stadt und Land aufeinander. So wuchs die innere Mißstimmung beträchtlich." Trotzdem „war das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit noch opferfreudig und pflichtbewußt. Eine eigenartige Entwicklung aber nahm in der militärisch so günstigen dritten Phase des Krieges unsere innere Politik und Lage. Die Stimmung sank unter dem wachsenden Einfluß der in der zweiten Phase geschilderten Faktoren (Lebensmittelmangel, bureaukratische Verärgerung, politisches Gezänk in Presse und Reichstag) zusehends trotz der Siege. Der Krieg wurde Nebensache, die Westfront hielt ja, und mit den Gegnern im Osten und Südosten fertig zu werden — das war eben die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit Ludendorffs. ‚Das Heer hat zu kämpfen und wir machen die Politik', sagte ein geistreicher Abgeordneter. O ja, sie haben eine vortreffliche Politik ‚gemacht', du armes Deutschland! Die Regierung stand dem allen hilflos gegenüber. Sie gab weder die notwendigen politischen und sozialen Reformen, noch entschloß sie sich dazu, das Parlament in die Schranken zu weisen und nach dem Muster Clemenceaus zu regieren. Vom Burgfrieden war nichts mehr zu merken. Gewiß war vieles reformbedürftig. Das plutokratische Wahlrecht war ein Unfug; es hätte schleunigst beseitigt werden sollen. Die Rationen waren zu knapp, dafür blühte der Schleichhandel und verärgerte alle Nichtbesitzenden. Der ganze Mittelstand ist im wahrsten Sinne des Wortes systematisch ausgehungert worden. Militärisch wichtige Maßnahmen, wie die Aufbesserung der Löhnung und ihre richtige Abstufung nach Alter und Pflichten, die Änderung der Beschwerdevorschriften — angesichts der veränderten Zusammensetzung des Heeres nötig, sowie der Bestimmungen über Beförderungen, die Verleihung von Auszeichnungen, Gewähr von Urlaub usw., Maßnahmen, die nötig waren, um die Stimmung und das gegenseitige Vertrauen zu erhalten, und die deswegen von der O.H.L. gefordert wurden, wurden nicht getroffen. Die wichtige Frage der Fürsorge für alle Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer kam nicht vom Fleck, insbesondere blieb die Siedlungsfrage, Wohnungs- und Bodenreform fast völlig liegen. Auf der andern Seite gab die Regierung überall nach; obwohl Streiks nach Urteil des Reichsgerichts als Landesverrat anzusehen waren, duldete man sie. Die Zahl

der Drückeberger und Fahnenflüchtigen nahm zu; statt sie mit schärfsten Strafen zu zwingen, milderte man die Strafen ... Endlich, nach schweren Kämpfen der Ordnungsparteien, der Obersten Heeresleitung und der besonnenen Presse, fiel Bethmann Hollweg." Drei Monate Michaelis kamen. Von ihnen sprechen ist Verlegenheit. „Dann begann die Ära Hertling, die uns das Grab gegraben hat. Die Ära Hertling kann als eine Periode des Winterschlafs bezeichnet werden. Es ist von allem Nötigen fast nichts geschehen, und wenn man überhaupt von einer Politik reden kann, so war es die fauler Kompromisse und restlosen Nachgebens. Die ungeheure militärische Befehlsgewalt in der Heimat wurde überhaupt nicht ausgenutzt." Der Zerfall unserer moralischen Einheit ging mit Riesenschritten, zumal man, unbegreiflicherweise, selbst dem Bolschewismus Tür und Tor geöffnet hatte. Von allen Seiten gingen an die Regierung, an den Kriegsminister, an die O.H.L. Warnungen, Bitten, Hilferufe. Vergebens! Wie war das möglich? Nun, die Regierung, mit dem Kaiser an der Spitze, wollte nicht sehen."

„Aber die Oberste Heeresleitung? Ihr waren die Hände absolut gebunden. Die O.H.L. war an sich nur ausführendes Organ der Kommandogewalt des Obersten Kriegsherrn in bezug auf das Feldheer. Weder der Reichskanzler noch die Staatssekretäre, noch endlich der Kriegsminister standen in irgendeinem Abhängigkeitsverhältnis von ihr — es war sogar in vieler Hinsicht das Gegenteil der Fall. Insbesondere hatte die O.H.L. keinerlei Einwirkung auf die Aufbringung des Ersatzes, auf die Stärke des Besatzungsheeres, auf die Ausbildung daheim usw. Erst die durch die Waffenerfolge geschaffene Autorität, zusammen mit der Untätigkeit und Verantwortungsscheu der Heimatbehörde, gaben der O.H.L. eine überragende Stellung, so daß alle, die etwas auf dem Herzen hatten, sich an die O.H.L. wandten. Sie ahnten nicht, daß ihr die Mittel fehlten, die vielen berechtigten Wünsche durchzudrücken. Es konnte immer nur auf Bitten, Vorstellungen, Warnungen usw. an die Heimatbehörden hinauskommen, und die sind von Ludendorff nicht gespart worden. Wenn es nun ja auch bei den Heimatbehörden beliebt war, wo es auf verantwortungsvolle Entschlüsse ankam, die O.H.L. vorzuschieben, so widersetzten sie sich andererseits den wichtigsten Forderungen mit der eigensinnigsten Halsstarrigkeit. Dringende oder wichtige Schreiben wurden gar nicht oder nach Monaten ablehnend beantwortet, häufig im Ton größter Gereiztheit. Die Akten der Reichskanzlei und des Kriegsministeriums können darüber lehrreichen Aufschluß geben. Auf die Heimatbehörde wirkte wiederum vornehmlich die Rücksicht auf den Reichstag oder vielmehr die blasse Furcht vor ihm. Er trägt auch tatsächlich die Mitschuld, da die Mehrheitsparteien jede straffe und energische Maßregel ablehnten und bekämpften, und so der Auflösung der Autorität Vorschub leisteten. Es muß hier besonders betont werden, daß die O.H.L. auf die Abstellung der vielen Übelstände immer erneut hingewiesen und insbesondere die Gefährdung des Kriegsausgangs durch das Versagen der Heimat betont hat. Es war alles vergebens."

Dafür war auch alles vorbereitet — nicht für den Kriegsgewinn und die nationale Selbstbehauptung, doch — für die Revolution; die jämmerlichste, erbärmlichste, elendeste, die je die Geschichte sah. „So geschah", schließt Bauer mit Recht diesen trostlosen Teil seiner Ausführungen, „das Unfaßbare. Über Nacht zerbrach das so stolze Deutsche Reich, und das Proletariat trat die Herrschaft an. Durch die Heimat empfing das Feldheer den Todesstoß. Wehrlos lieferte Deutschland sich seinen unerbittlichen Feinden aus, die anfangs selbst noch nicht an ihren ‚Sieg' zu glauben wagten. Ziehen wir die Folgerung: verloren worden ist der Krieg nur und ausschließlich durch das Versagen der Heimat." Und wessen ist an diesem Versagen die Schuld? Hier zweigt sich der Strom. Stark beteiligt an ihr ist der Kaiser. Schritt für Schritt näherte er sich allem, was seinem Wesen (und Bismarcks Urteil) nach destruktiv war: dem internationalen Sozialismus, der nicht minder internationalen Demokratie, den grundsätzlichen Abbauern der Monarchie. Alle bodenständigen und produktiven Stände,

in denen allein die Wurzeln seines Daseins waren, wurden von ihm an die Wand gedrückt. Das war das eine. Das zweite war: „Er hatte", sagt Bauer, „schlappe und unfähige Berater gewählt"; also vergessen, daß schon Martial sagte: Principis est virtus maxima, nosse suos; daß Montaigne (Essays, liv. III, cap. 8) und Macchiavell (Principe cap. 22) dasselbe sagen. Daß auch Karamsin (in seiner „Denkschrift über das alte und neue Rußland") bekennt: „Die Kunst, Leute auszuwählen und mit ihnen umzugehen, ist das erste für einen Kaiser." Und daß, um auch ihn nicht zu vergessen, schon Jesus Sirach schrieb: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate: derselbige gibt ihm einen löblichen Kanzler." Solche Rede hatte keine Geltung. Bethmann, Michaelis, Hertling: lauter Leute, „deren Leben", nach Gentzens Hohnwort, „eine immerwährende Kapitulation war". Und wenn, nach Sueton, Domitian klagen konnte: „Die Fürsten sind in einer ganz erbärmlichen Lage, weil man ihnen eine Verschwörung nie glaubt, bis sie ermordet sind", so wird Wilhelm sich zu bekennen haben: ich ward gewarnt, oft und ernst, doch, wie es schon in der zweiten Sure des Koran heißt: „Versiegelt hatte Allah mir Herz und Ohren und über meinen Augen war eine Hülle, und nun ist für mich schwere Strafe." Ungerechte? Der Kaiser mußte, nachdem er alle Rechte der Krone selber preisgegeben, verschwinden. Weder er noch die im Oktober hastig verhunzte Verfassung Bismarcks waren haltbar. Von beiden galt, was einst Max von Seydel, der Staatsrechtler, von Ludwig XVI. und der Septemberverfassung von 1791 schrieb: „Es ist klar, daß diese Verfassung sich nicht halten konnte. Ein König, der in solcher Weise schon von Verfassungs wegen als staatsgefährliches Subjekt behandelt wurde, mußte entweder die Staatsgewalt wieder zu erringen suchen oder, wenn die Demokratie an der Gewalt blieb, verschwinden. Und er verschwand."

Noch größer ist die Schuld der „Regierung", die einfach gar nichts tat. Sie hat nicht nur nicht geführt, sondern jeden Führungsversuch, selbst in lebenswichtigen Fragen, gehemmt. Zweimal wurde der Antrag der O.H.L., die Wehrpflicht zu erweitern, vom Kanzler und seinen Myrmidonen abgelehnt; das Hilfsdienstgesetz in Grund und Boden verpfuscht; sie hat das Ersatzgeschäft in der Heimat wie den Kampf gegen den ungemein verbitternden Schleichhandel völlig verwahrlosen lassen; eine ernsthafte Ausbildung des Heeresersatzes fand überhaupt nicht mehr statt, eine ernsthafte Verfolgung der Deserteure und ihres vergiftenden Treibens ebensowenig. Alle Gesetzesgarantien für einen geordneten Wirtschaftsbetrieb (Schutz der Arbeitswilligen, systematische Militarisierung der Betriebe und der täglich schamloser verwahrlosenden Jugend, strengste Erfassung jedes Landesverrats durch Spionage, Agitation oder Streik) wurden, wie die politischen, abgebaut. „Zu den diplomatischen Ungeheuerlichkeiten dieses Kriegs aber gehört das Verhalten, das die Reichsregierung bis zur Anordnung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges dem Präsidenten Wilson gegenüber beobachtete. Wilson war aufgefordert worden, zwischen der Entente und Deutschland zu vermitteln. Er schien nicht abgeneigt. Ihm bzw. seinem Gesandten war (vgl. die Festrede bei Adlon im Januar 17, die von Freundschaftsbezeugungen troffen), mindestens dem Sinne nach, gesagt worden, wir würden den U-Boot-Krieg nicht machen, und plötzlich kam er doch. Und als nun auch noch unser geheimes Anerbieten an Mexiko, diese geradezu feindselige Aktion gegen einen selbstgewählten Friedensvermittler, der Regierung der Vereinigten Staaten in die Hände fiel, da war durch das maßlose Ungeschick unserer Diplomatie dem Präsidenten Wilson das Mittel in die Hand gegeben, mit dem er das ganze amerikanische Volk für den Krieg gegen Deutschland begeistern konnte. Man mußte von da ab die Deutschen für die verlogensten Kerle halten." So lebten wir; so wirkte die schon gestreifte Personalauslese sich aus. Wie konnte es auch anders sein.

Herr von Bethmann sprach stolz Napoleon I. den Grundsatz nach: „Freie Bahn dem Talent", und sperrte selber zum wichtigsten Posten den Weg. Schon 1916, in solcher Lebensnot des Volkes, verfügte er nicht einmal mehr über dasjenige Maß nationaler Hochspannung,

das Bismarck, selbst im tiefsten Frieden, jederzeit zu schaffen wußte. Michaelis: fromm, brav, bieder, doch ein Laie im Dorngestrüpp internationaler Probleme, ohne Witterung und geistige Beweglichkeit. Herr von Hertling: klug, gebildet, an Augustin und Aristoteles nicht schlecht geschult, doch ohne Schöpfergedanken und Willen. Meliora intelligo proboque, deteriora sequor. Wilhelm von Humboldt aus dem Hellenistischen ins Kirchenväterliche übersetzt. Sicher, intellektuell, nicht der schlechteste, den wir hatten, doch von vorgeschrittenstem Altersmarasmus fast bis zur Arbeitsunfähigkeit geschwächt. Das war die Auswahl. In solcher Zeit!

Der dritte und Hauptschuldige war der Reichstag (die Mehrheit!). Der größte Stimmungsmörder, den wir hatten; kleinlichster Partei- und Abgeordnetenkabale zugänglich, ohne einen einzigen ragenden Kopf. Die militärische Lage mochte sein, wie sie wollte: war er acht Tage beisammen, war im Volk die Stimmung auf zwei Monate mindestens verdorben. Nie hat es eine bessere Illustration zu den Versen aus Voltaires Henriade gegeben:

„De mille députés l'éloquence stérile,
Y fit de cent abus un détail inutile,
Car de tant de conseils l'effet le plus commun
Est de voir tous nos maux, sans en soulager un.“

Wer heute wieder, rückschauend, diese Reden liest, hält es nicht für möglich, daß sie möglich waren. Während in Frankreich, England, Amerika der nationale Wille bis zur letzten Möglichkeit gestrafft wurde, gab's bei uns kleinlichste, unerquicklichste Nörgelei. Ein Landratsblättchen hat sich an der geheiligten Majestät der Abbaumajorität vergriffen; ein braver deutscher Landsturmmann ist einem litauischen Bauern auf die Hühneraugen getreten; Herr Capelle nennt Marinemeuterer Meuterer: und der Reichstag tobt. Eine kühle Pflichtphrase ans Heer, nie ein ernsthaft mahnendes Wort an die Heimat. Bei jeder Bewilligung der ekelhafte Versuch politischer Machtweitung im Wege der Parteischachermachei, ganz nach dem Friedensklischee: Bewilligung der Zündholzsteuer gegen Aufhebung des Jesuitengesetzes. Hundertmal hat Bauer recht, wenn er sagt: „Die Geschichte wird darüber ein vernichtendes Urteil fällen.“

Weitaus erfreulicher wirkt der militärische Teil des Bauerschen Werkchens. Gewiß nicht nur, weil der Verfasser hier auf sicherstem Boden geht, aus unmittelbarster Kenntnis nicht nur der Tatsachen und Entschlüsse, sondern auch der Motivketten, die zu ihnen führten, urteilen kann. Gewiß bleibt auch da manche dunkle Linie. Moltkes, des „nervenschwachen schwerleidenden Unfähigkeit“; die Marneschlacht, die von einem Riesen (Schlieffen) strategisch vorbereitet, von seinem Epigonen taktisch schlecht durchgeführt wurde; die sinnlos zwischen Toul und Epinal eingetriebene, im voraus zum Verbluten verurteilte 6. Armee; der Flandern-Unsinn, der seiner Anlage nach nicht kleinere bei Verdun; das von der Firma Tappen-Falkenhayn verschuldete Lahmen unseres Nordflügels nach dem Durchbruch bei Gorlice, das uns um die Entscheidungskraft der ganzen Operation bringen mußte, unendliche Menschen, ewige Frontalkämpfe und zuviel Zeit kostete, was wieder auf den Serbenfeldzug wirkte. Manche dunkle Linie. Auf der andern Seite, namentlich seit Ludendorffs kraftvoller Zügelführung, Leistungen von so sternreiner Leuchtkraft, daß sie noch in Jahrhunderten, wenn Größe wieder Größe heißen wird, der Andacht von Jüngling und Mann sicher sein können. Tannenberg, Masuren, Locz, die die Offensivkraft der russischen Dampfwalze brachen; der in fast verloren scheinender Lage begonnene rumänische Feldzug; der lebenrettende strategische Rückzug im Sommer 1917, der Stoß in die norditalienische Ebene, das phänomenale Hindenburg-Programm, die vollkommen neue Grundlegung der Taktik in der „Abwehrschlacht“ und der „Angriffsschlacht“, zwei Vorschriften-Systeme, die uns unzählige Menschenleben gerettet haben: nie welkender Lorbeer im Scheitelkranz der Dioskuren und ihrer ersten Helfer. Was hat eherne Energie und klare Entschlußkraft hier in kaum anderthalb Jahren geschafft! Der Sommer 1916 sah drückendstes Gewölk am Himmel. Vor Verdun hatten wir uns stark verblutet, von der

Somme droht ernsteste Gefahr. „Als dann noch", erzählt Bauer, „im Osten die Brussilow-Offensive einsetzte, wurde die Lage noch verzweifelter und ernster. Und dann kam auch noch Rumäniens Kriegserklärung! Die Lage schien rettungslos, und jetzt endlich treten Hindenburg und Ludendorff in die Oberste Heeresleitung." Doch: „Ludendorffs militärische Arbeit trug glänzende Früchte ... So stand Deutschland am Ausgang 1917 auf dem Gipfel militärischer Macht." Blieb die Heimat gesund, war der Krieg gewonnen. Deutschland war wieder der Offensive fähig, zur Entscheidung bereit. Am 21. März 1918 begann unser Stoß, „das schwerste Unternehmen der Weltgeschichte", wie Ludendorff, von keiner Selbsttäuschung befangen, schrieb. Monatelang gab, nach absolut zuverlässiger Mitteilung, jenseits der deutschen Linien kein Offizier mehr auch nur noch fünf Mark (heutiger Währung) für den Frieden. Und in Deutschland schlugen zehn Millionen von Herzen mit neuem Schlag. Bis — bis der von der Heimat gelieferte Ersatz 1918 ins Feuer kam. Im Spätherbst 1917 hat der Reichstag Marinemeuterer verteidigt. Im Januar 18 gab's in Berlin den großen Rüstungsstreik, den Philipp Scheidemann, wiederum im Reichstag, verteidigte. Im Juli wird, noch einmal im Reichstag, um die völlig im Fahrwasser Czernins segelnde, geistige Nullität des Herrn von Kühlmann wie um Ilium gestritten. Im August laufen, zum ersten Male in diesem Krieg, deutsche Ersatzdivisionen zum Feinde über oder rennen kampflos zurück und rufen den vorgehenden „Streikbrecher" zu. Auch der konkrete Denkakt ist, nach Schopenhauer und Hartmann, ein Willensakt: wer sehen will, kann, auch ohne collegium logicum, die düstre Wahrheit hier erkennen.

Nun wäre noch vom U-Boot-Krieg zu reden, dem umstrittensten Problem des ganzen Krieges. Manchen Stein bringt Oberst Bauer auch hier zur solideren Fundamentierung haltbaren Urteils. Nicht er, sondern die Art seines Beginns hat Amerika den Kriegseintritt erleichtert; nicht er, sondern die Art seines Abbruchs den Mißerfolg geschaffen. „Ich kann mich", schrieb Moltke im Dezember 1880 an Bluntschli, „in keiner Weise damit einverstanden erklären, daß die ‚Schwächung der militärischen Kräfte des Feindes' den einzigen und berechtigten Modus der Kriegführung darstellt. Nein, man muß den Angriff gegen alle Hilfsmittel der feindlichen Regierung, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Vorräte und selbst gegen das Prestige richten." Hätten wir, gefördert und nicht gehemmt von unsern Politikern, den Krieg, wie unsre Feinde, im vollen Ausmaß unsrer Kräfte nach diesen Grundsätzen geführt: wir brauchten heute nicht bei jedem fragenden Kinderblick schamrot werden, nicht um des Vaterlandes, ja des Volkes Zukunft bangen.

Karl Schnitzler

Zwangswirtschaft und Volksernährung

Ich schicke voraus: Ich bin kein Agrarier, kein Kriegsgewinnler, kein Hamster. Bin vor wenigen Wochen aus dem Felde zurückgekehrt, wo ich mich 4½ Jahre herumgeschlagen habe. Man wird mir daher wohl kaum Sonderinteressen in der Ernährungsfrage vorhalten können. Da ich abwechselnd auf dem Lande und in der Großstadt bin, traue ich mir ein objektives Urteil zu.

Unsere verfügbaren Lebensmittel reichen bis zur nächsten Ernte zur Volksernährung nicht aus. Nehmen wir das als Tatsache an. Die Entente soll helfen. Hoffentlich werden wir nicht enttäuscht. Jedenfalls dürfen wir uns nicht einbilden, daß unsere Feinde in der nächsten Zeit eine Mastkur an uns vornehmen werden. Wir wollen uns lieber damit abfinden, daß wir noch Monate — wenn nicht Jahre — in der Hauptsache mit den Erzeugnissen des eigenen Landes auszukommen haben. Grundbedingung dafür ist: Erhöhung der eigenen Produktion; einheitliche Ablieferung; gerechte und vernünftige Verteilung.

Das bestehende System der Rationierung ist in der Idee gut. Seine verkehrte Anwendung hat uns aber das ganze Elend der jetzigen Volksernährung gebracht. Vor allem hat es die Produktion in einer kaum glaublichen Weise unterbunden, hauptsächlich in kleinen und mittleren Bauernwirtschaften.

Ich hatte Gelegenheit, in ländliche Verhältnisse einen Einblick zu tun. Ich habe mich oft mit Bauern über die Ernährungsfragen, Ablieferungspflicht unterhalten und festgestellt: Ganz allgemein waren die Größen der Anbauflächen, die Erträge, die Viehhaltung zurückgegangen. Nicht nur in den Wirtschaften, wo der Mann im Felde stand, sondern auch unter normalen Verhältnissen. Wo früher 5—10 Stück Rindvieh gehalten wurde, fand man nur 1—2 Kühe. Jungvieh überhaupt nicht. Bei Schweinen war es das gleiche. Meistens hielt man eine oder zwei „eiserne" Zuchtsauen. Auch eine Kriegserrungenschaft! Zuchtsauen unterliegen nicht der Beschlagnahme und Ablieferung. Sobald sie die nötige Schwere haben, werden sie „beiseite" geschafft und dafür Ersatz eingestellt.

Die Bauern haben nach Möglichkeit ihre Wirtschaft soweit verkleinert, daß sie als Selbstversorger ihr persönliches Auskommen haben. — Jedenfalls geben sie bei der Selbsteinschätzung die Erträge in der Höhe an. — Sie brauchen nichts abzuliefern, bleiben von der Kontrolle mehr verschont und verkaufen die Überschüsse ihrer Wirtschaft im Schleichhandel. Es gibt ganze Ortschaften, die so gut wie nichts abliefern. Haussuchungen durch Gendarmen und Soldaten verlaufen meist ergebnislos, da die Leute bereits allerhand Vorkehrungen dafür getroffen haben. Nur ein Beispiel: In einer kleinen Ortschaft hatten die Leute die Schweine „dressiert". Sie wurden daran gewöhnt, beim Öffnen der Tür in einen vorgehaltenen Holzkäfig zu springen. Sobald es im Dorfe ruchbar wurde, daß „Revisoren" in Sicht waren, wurden die Käfige vorgeholt, und die Schweine auf Handwagen oder -schlitten in bereitgehaltene Verstecke herausgeschafft. — Natürlich fand die Kommission die Ställe leer.

Ich fühlte mich veranlaßt, den Bauern ins Gewissen zu reden. Es wäre Pflichtverletzung gegen das Vaterland. Es wäre Versündigung gegen die eigenen Brüder in den Städten, die mit ihren Kindern hungern müßten!

Das geben wir alles zu — wurde mir entgegnet. Aber die Schuld trifft nicht uns. **Die Behörden mit ihren verkehrten Maßnahmen zwingen uns zu solchen Handlungen.** Sie zwingen uns, die Anbauflächen zu verringern, die Viehhaltung zu vermindern. Und da wir Geld brauchen für die teure Bekleidung, für Zinsen und Abgaben, so müssen wir eben Mittel und Wege suchen, um es uns zu verschaffen. Es ist kein Betrug. Es ist Selbstschutz!

Daß wir Bauern nicht abliefern wollen, daß wir uns über die hungernden Städter freuen, kann nur der behaupten, der keine Ahnung von den herrschenden Zuständen hat.

Wir wollen abliefern. Aber wir wollen Klarheit haben. Man sage uns, wieviel und was wir an Getreide, Fleisch, Fett usw. im Jahre abzugeben haben, wo und wann! Im übrigen **lasse man uns endlich unsere eigenen Herren auf unserem Besitz sein.** Was wir an Vieh halten, was wir an Getreide bauen, was wir damit machen, das **sollte der Behörde so lange gleich sein, solange wir pünktlich unsere Pflichtteile abliefern.**

„Ich gebe jetzt so gut wie nichts ab", sagte ein kleiner Landwirt. „Ich baue nur für meine Familie, weil ich den Ärger mit den Haussuchungen und Beschlagnahmungen satt bin. Wenn man mir sagt, was ich abzuliefern habe und mich dann frei schalten läßt, so schenke ich dem Ernährungsamt erstmal ein Schwein und ein zweites liefere ich als Pflichtteil ab, wenn es anders trifft, auch mehr. Jetzt habe ich ein Schwein und eine Kuh, die mir kein Soldatenrat nehmen kann. Im Frieden hatte ich zehn Schweine und zehn Stück Rindvieh. Habe es von meinem Acker ernährt und noch Getreide verkauft. Jetzt reichen die Erträge nur für meinen Bedarf. Warum sollte ich den früheren Betrieb nicht wieder aufnehmen! Beiden Teilen wäre geholfen, mir und dem Vaterland. Aber ich müßte die Gewißheit haben, daß mir nicht

jede Metze Mehl, jedes Ei, jeder Liter Milch durch die Behörde zugeteilt wird. Man schenke uns Vertrauen, und die Mehrzahl wird es nicht mißbrauchen. Gegen Widerspenstige und Säumige gehe man dann mit Strenge vor. Die jetzigen Zustände sind unhaltbar. Der Ehrliche ist der Dumme, dem auch der letzte Rest abgenommen wird. Der weniger Gewissenhafte ist der Schlaue, der sich mästet und seine Taschen im Schleichhandel füllt! So wie ich denken Hunderte von Bauern, und gewiß nicht die schlechtesten."

Die Einwendungen der Landwirte gaben mir zu denken. Besonders die aus dem Kriege zurückgekehrten Bauern waren über die Zustände am meisten empört. Sie sind allgemein von dem besten Willen durchdrungen, in der Ernährungsfrage zu helfen, sie sind zu Opfern bereit. Aber sie sehen sich durch die bestehenden Verordnungen in ihrem Wirken beengt. Die Zwangswirtschaft unterbindet die Produktionsmöglichkeit. Nicht, daß wir den Bauern zwingen, wenig zu essen, sichern wir die Volksernährung, sondern, indem wir ihn anspornen, viel zu produzieren.

Die Leute auf dem Lande leben im Durchschnitt viel besser und üppiger als vor dem Kriege. Familien, die früher sich kaum am Sonntag ein Stück Fleisch geleistet haben, schlachten jetzt im Jahre zwei Schweine, wenn nicht mehr. Öffentlich verkaufen dürfen die Leute das Fleisch nicht. Das ist verboten. Also wird ein Teil im Schleichhandel vertrieben, der Rest wird aufgegessen. — Und damit die Landleute möglichst viel in ihrem eigenen Haushalt verbrauchen, und möglichst wenig der Allgemeinheit zuführen, wird um die Städte eine dichte Postenkette von Polizeimannschaften gestellt, die den Schleichhandel zu unterbinden haben! Auf den ländlichen Bahnhöfen werden den armen Städtern die Rucksäcke und Körbe revidiert, und selbst geringe Mengen von Kartoffeln, Butter, Eiern unbarmherzig beschlagnahmt! Und man bildet sich ein, einen großen Dienst dem Vaterlande geleistet zu haben.

Dabei habe ich in einer Provinzhauptstadt im Osten noch in letzter Zeit vorzüglich gegessen. Eine reiche Auswahl: Rinder- und Schweinebraten, Gehacktes, Bohnen mit Speck, Schweinekotelett mit Ei und Spargel, Geflügel, Fische, Eierkuchen. Reichlich Kartoffeln und Gemüse — alles ohne Marken zu verhältnismäßig kleinen Preisen, bei normalen Portionen. Bei den heutigen Löhnen konnte dort jeder Arbeiter sich ein gutes Essen leisten. Die Wirtschaft war auch Abend für Abend bis auf den letzten Platz besetzt. Da habe ich so recht den Segen des Schleichhandels erfahren. Hunderte von Personen konnten sich dort täglich sättigen.

Ich möchte sogar behaupten, daß einzig allein der Schleichhandel all die Kriegsjahre dem Volk das „Durchhalten" ermöglicht hat und noch ermöglicht. Denn es wird doch keiner glaubhaft machen wollen, daß es in Deutschland viele Menschen gegeben hat und gibt, die mit den Markenportionen dauernd auszukommen in der Lage waren. Oder wer will den ersten Stein auf die „Übeltäter", die Übertreter des Gesetzes, werfen!

Stellen wir die „Erfolge" unsrer jetzigen Zwangswirtschaft summarisch fest: Sie hat uns eine völlige unzulängliche Ernährung des Volkes gebracht; den Schleichhandel, die Wucherpreise, eine erschreckende Herabsetzung der landwirtschaftlichen Produktion, der Viehhaltung, Nichtachtung der Gesetze, Verbitterung bei den Erzeugern und Verbrauchern. Mehr kann man eigentlich von einem System nicht verlangen! Daß bei alledem das Volk noch nicht verhungert ist, muß man seiner inneren Kraft, sich selbst zu helfen, zuschreiben. Nun wäre es aber endlich an der Zeit, mit dieser Kriegserrungenschaft zu brechen, wenigstens sie einer vernünftigen Reform zu unterziehen.

Ohne Rationierung kommen wir auch in der nächsten Zeit nicht aus. Lassen wir das gelten. Nach 4½jähriger Praxis sollte sich aber am grünen Tisch feststellen lassen, welche Mengen an Lebensmitteln für einen Jahresabschnitt, etwa 3 Monate, fortlaufend im Reich benötigt werden. Bei Festsetzung der „Verpflegungsstärke" — um mich militärisch auszudrücken — müßten alle Selbstversorger, also diejenigen, die Landwirtschaft bis zu einem Minimalumfang treiben, ausgeschaltet werden, ebenso die Wohlhabenden bis zu einer Mindest-

einkommengrenze, z. B. je nach dem Wohnort 10—20000 ℳ. Die Verpflegungssätze müßten soweit erhöht werden, daß sie tatsächlich eine auskömmliche Ernährung bilden würden. Etwa den Verpflegungssätzen der immobilen Truppen entsprechend.

Nach Abzug einer eventuellen Auslandsdeckung wären die erforderlichen Lebensmittel (Getreide, Kartoffeln, Fleisch, Fett, Butter) als Pflichtlieferungen zu festgesetzten Preisen auf die einzelnen Provinzen zu verteilen. Von diesen auf die Regierungsbezirke, Kreise und Gemeinden, gemäß ihrer Leistungsfähigkeit.

Diese Pflichtteile wären von den Gemeinden zu bestimmten Terminen abzuliefern. Gemeinde- und Gutsvorsteher müßten persönlich dafür verantwortlich gemacht werden, unter Zubilligung von Machtbefugnissen zur ordnungsmäßigen Beitreibung. Was die Gemeinden, bzw. die Landwirte, über die Pflichtteile hinaus erzeugen, bleibt zu ihrer unbeschränkten Verfügung. Sie dürfen es im Haushalt verbrauchen, verfüttern, verschenken oder verkaufen. Die Überschüsse müßten dem völligen Freihandel unterliegen. Hieraus könnten sich die Wohlhabenden ohne Verpflegungskarten versorgen. Gewiß würden diese Lebensmittel weit über den Höchstpreisen der Pflichtlieferungen stehen. Aber sicher nicht höher als im jetzigen Schleichhandel. Warum sollen aber die Kriegsgewinnler, und die es dazu haben, die Lebensmittel nicht teurer bezahlen als der ärmste Arbeiter?

Der Schleichhandel würde fallen, und mit ihm das ganze Heer von Beamten zu seiner Unterbindung sich erübrigen. Die Geschäfte, die Markthallen würden sich wieder mit Lebensmitteln füllen. Der im Freihandel einsetzende Wettbewerb würde einen Preisausgleich schaffen. Ich behaupte sogar, die Preise würden im Vergleich zu dem heutigen Schleichhandel stark zurückgehen. Ein Beweis die jetzt erfolgte Freigabe der Eier. Die Preise sind gesunken, sind gleichmäßiger. Man könnte die Herkunft der Waren leicht nachprüfen und die Gewinne zur Besteuerung heranziehen, — während die jetzt im Schleichhandel erzielten Millionengewinne unversteuert bleiben.

Der Landwirt, der Erzeuger, würde den Ertrag seines Besitzes nach Möglichkeit zu steigern suchen, die Viehhaltung vergrößern, um sich nach Ablieferung des Pflichtteils entsprechend hohe Einnahmen zu sichern.

Der jetzige große Kontrollapparat wäre überflüssig. Die Aufsicht über die Ablieferung hätten die Gemeinden. Die Landwirte selbst würden untereinander peinlich darauf achten, daß eine gleichmäßige Verteilung der Pflichtteile erfolgt.

Die Aufhebung der Zwangswirtschaft würde wieder Arbeitsfreude und Schaffenslust ins Bauernhaus bringen; damit eine **gewaltige Steigerung der Produktion.** Das wäre aber gleichbedeutend mit einer Besserstellung der Ernährung des Volkes und der Verringerung der Abhängigkeit vom Ausland.

Seefried Gulgowski



Dem Bolschewismus entgegen

Die Ausrufung der Räterepublik in München stellt den ersten Versuch dar, dem Bolschewismus in Deutschland offiziell Geltung zu verschaffen. Der Versuch wird nicht vereinzelt bleiben. Die Entwicklung vollzieht sich ruckweise, und die Pausen — Galgenfristen —, die zwischen den einzelnen Etappen liegen, vermögen über das ständige Anschwellen der Bewegung nicht hinwegzutäuschen. Mit Maschinengewehren allein läßt sich eine geistige Epidemie wie diese nicht beseitigen. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Regierung, die sich im Anfangsstadium mit Händen und Füßen dagegen sträubte, von den sich ihr förmlich aufdrängenden Machtmitteln Gebrauch zu machen, heute in deren ausschließlicher Anwendung

die einzige Rettung erblickt. Denn politisch, gesetzgeberisch, geistig ist herzlich wenig geschehen, was geeignet gewesen wäre, das von Hunger gequälte und durch den Krieg erschöpfte Volk aus dem Bann der radikalen Gedankenrichtung wieder auf ein festes Ziel hinzulenken.

Wir tragen heute an den Folgen einer kurzsichtigen Politik, welche die Sozialdemokratie all die Jahre hindurch zu rein negativer Betätigung verdammte, so daß sie in dem Augenblick hilflos versagen mußte, wo sie sich mit unvermuteter Plötzlichkeit vor die Aufgabe gestellt sah, selbst die nie vorher erprobten Zügel der Regierung zu ergreifen. Ist es ein Wunder, wenn heute nach dem kläglichen Fiasko dieses Versuches die enttäuschten Massen zu denen überlaufen, die ihnen eine zwar aus zweiter Hand entlehnte, aber darum nicht minder anziehungskräftige Idee lockend vor Augen zaubern: den Kommunismus nach russischem Muster.

Der Umstand, daß die eigentlichen Aktivisten der deutschen Revolution aus dem mit russischen Rubeln, russischen Aufpeitschern und russischen Propagandamitteln arbeitenden Spartakusbund hervorgegangen sind, hat die deutsche Bewegung von Anfang an zu einem öden Abklatsch des russischen Vorbildes gestempelt. Auch heute noch, wo die Stimmung der Massen glücklich bis zu der gewünschten Siedehitze emporgetrieben ist, wirkt der Schrei nach der „Diktatur des Proletariats“ wie ein Krampf. Die russische Schablone deckt nicht ganz. Trotzdem weist der Verlauf der russischen Revolution soviel Parallelerscheinungen auf mit der Entwickelung, in der wir uns gegenwärtig befinden, daß für den deutschen Leser ein gewisser Mut dazu gehört, sich in eine so glänzende, dabei höchst sachlich anmutende Darstellung wie die des Dimitry Gawronsky über die „Bilanz des russischen Bolschewismus“ zu versenken. Denn schauerlich gähnt aus diesen Blättern der Abgrund, in den Rußland hineingetaumelt ist, auch uns entgegen.

Gawronsky, selbst überzeugter Sozialist und Anhänger der Zimmerwalder Richtung, zeigt rückschauend die mit Blut getränkten Irrwege, auf denen die russische Revolution in Nacht und Nebel dahingestolpert ist. Sie setzte bekanntlich ein mit der ideologischen Forderung nach einem allgemeinen demokratischen Frieden, aber ihre innere Schwäche lag von vornherein darin, daß mit der ruckartig plötzlichen Umschaltung des russischen Staates in einen Volksstaat die psychologische Wandlung der breiten Massen nicht gleichen Schritt halten konnte. Auch bei uns hat der allzujähe Übergang vom alten Obrigkeitsstaat zum notdürftig Hals über Kopf zusammengezimmerten sozialistischen Staatsgebilde eine unheilvolle Verwirrung hervorgerufen. In Rußland fand der Gedanke, daß der Staat mit der Abschaffung des Zarismus den Willen und das Interesse der Gesamtheit verkörpere, keinen Eingang in die Gehirne. Eine Orgie der persönlichen Interessen, wie wir sie ähnlich nach dem 9. November erlebt haben, brach los. Der russische Arbeiter zeigte keine Spur sozialistischer Solidarität. Der Bauer nutzte die bevorzugte Stellung, die er als Lieferant der Lebensmittel genoß, gegenüber den verhaßten Städten aufs brutalste aus. Die Armee verfiel der Auflösung. So wurde alsbald die russische Revolution ihrer demokratischen Ansätze fast ganz entkleidet. Die breiten Volksmassen zeigten sich einer sozialen Tätigkeit nicht geneigt. Sie erwarteten ein Wunder von der Revolution. Sie erwarteten, daß sie ihnen sofort ohne jede weitere Anstrengung von ihrer Seite, alle Früchte einer noch nicht vollbrachten Arbeit in den Schoß werfen werde.

Gegenüber diesem Gemütszustand der Massen befand sich die sozialrevolutionäre Partei als Hauptträgerin der Bewegung in der verzweifelten Rolle eines Führers, „der sich mit seinen Leuten in einem unübersehbaren, nicht endenwollenden Schneefelde verirrt hat. Seine Leute geben ihre letzten Kräfte im Kampf mit dem Hunger und der Kälte aus und gleichzeitig zaubert ihnen ihre krankhaft erregte Einbildungskraft inmitten der weiten Schneeebene warme Hütten und reiche, bis oben mit Lebensmitteln angefüllte Speicher vor die Augen. Ein seltsames Wonnegefühl erfaßt sie, sie wollen sich nicht mehr abquälen, nicht mehr bewegen, leise senkt sich der Schlaf auf ihre Augen. Aber der Führer weiß nur zu gut, daß dieser Schlaf der Vorbote des Todes ist, daß diese Hütten, diese üppigen Kornspeicher eine Täuschung sind — und

er spornt sie an, den ganzen Rest ihrer Kräfte zusammenzuraffen, ihre ganze Energie anzuspannen, ihrer Ermüdung Herr zu werden, da sonst ihr Untergang unvermeidlich sei..."

In diesem Stadium trostloser Aussichten setzten die Bolschewisten mit der ganzen Macht ihrer bedenkenlosen Propagandakünste ein. Sie erhoben laut die Forderung der **augenblicklichen und restlosen Sozialisierung.**

Sie, die in der ersten Periode der Revolution lediglich Träumer und Illusionisten waren, zauberten dem leichtgläubigen Volke die lockende Aussicht auf die Befreiung von allen Lasten vor Augen. Auf diese Psychologie war die ganze Taktik der Bolschewiki zugeschnitten, alle ihre Kampfmethoden und ihre gesamte Organisation. Glänzende Psychologen, wie Lenin, Trotzki, Radek es unleugbar sind, suchten sie auf alle Art die heftige Ungeduld der Volksmassen, ihren engherzigen Partikularismus und Egoismus für ihre Zwecke nutzbar zu machen. Northcliffe hatte seine Meister gefunden. „Statt der revolutionären Demokratie behilflich zu sein, die immer mächtiger anwachsende Welle der anarchistischen, nur auf enge egoistische Ziele gerichteten Bestrebungen einzudämmen, hetzten sie die Volksmassen systematisch auf, unterstützten prinzipiell jeden Streik, jede eigenmächtige und separate Bewegung, ganz unabhängig davon, ob diese der gesamten Masse des Volkes zum Schaden gereichte oder nicht."

Wir kennen diese Methode, die von den deutschen Kommunisten sklavisch übernommen worden ist und wir wissen auch, wie wenig Erfolg es verspricht, die sehnsüchtigen Blicke der gepeinigten Menge nur mit der kleinbürgerlichen Parole von „Ruhe und Ordnung" von dem süßen Zauber einer verlockenden Fata Morgana auf die rauhe Wirklichkeit zurückzulenken. Wie konnte die schulmeisternde Versicherung, daß Sozialismus Arbeit sei, mit Liebknechts paradiesischen Versprechungen konkurrieren! Die mit untauglichen Mitteln und ohne einen Funken geistiger Zündkraft unternommenen Beschwichtigungsversuche der mehrheitssozialistischen Regierung stehen in schauerlicher Parallele zu dem verzweifelten Ringen der russischen Sozialrevolutionäre im letzten Viertel des Jahres 1917, als sie ihre ganzen Kräfte darauf richteten, die Massen vor dem Bolschewismus zu schützen, um diese alles unterspülende Welle der Anarchie und des unorganisierten Raubes bekämpfen zu können. „Sie befanden sich in der Lage von Menschen, die etwa versuchen wollten, einem seit langen Zeiten hungernden Menschenhaufen klar zu machen, daß es nicht angehe, den ganzen Vorrat an Korn zu verzehren, den ihnen plötzlich ein glücklicher Zufall zuteil werden ließ, und daß man etwas Saatgut übriglassen müsse, um im nächsten Jahre nicht zu verhungern. Gegen den ganzen Komplex der heißesten und wildesten Leidenschaften, gegen die starke Ermüdung, die Unlust, zu arbeiten, gegen das Streben nach einem schnell und leicht zu erringenden Gewinn, gegen die blinden Gefühle der Rache und des Hasses, die sich in sinnlosen und zwecklosen Pogroms Luft machten, konnten die Sozialisten nur mit Vernunftargumenten kämpfen. Und dieser Kampf war ebenso hoffnungslos wie etwa der Wunsch, einen Lavastrom mit hölzernen Dämmen aufhalten zu wollen."

Nach menschlichem Ermessen hätte der Bolschewismus in dem Augenblick zusammenbrechen müssen, in dem er, wie das am 7. November 1917 geschah, die Staatsgewalt an sich brachte. Nun, da es sich darum handelte, die großartigen Versprechungen in sichtbare Tatsachen umzusetzen, das von Lenin mit den Worten „man raube das Geraubte" so treffend gekennzeichnete negative Programm zum Staatsgrundsatz zu erheben, schien der Moment gekommen, wo sie jeden Boden unter den Füßen verlieren, ja, wo sich der Zorn des getäuschten Volkes wider sie wenden würde. Allein es kam anders. Die Bolschewiki erkannten klar, daß die einzige Gefahr lediglich von der eigenen Klasse her, den Arbeitern, drohte. Denn auch darin zeigt sich die Übereinstimmung der russischen und deutschen Entwickelung, daß dort wie hier der Kampf um die Macht unter Ausschaltung des sich passiv verhaltenden Bürgertums zwischen zwei verschiedenen Gruppen derselben revolutionären Demokratie geführt wurde. In diesem Kampf trug der Bolschewismus den Sieg davon, lediglich durch Anwendung der brutalsten

Gewalt, durch den **Terror**. Den nach der Novemberrevolution einsetzenden Gegenstreik der Beamten und Staatsangestellten nahmen die Bolschiwiki zum Anlaß, die sozialistischen Parteien der Sabotage anzuklagen und auf Grund dieser Anklage mit allen Mitteln blutigster Vernichtung gegen ihre politischen Widersacher vorzugehen. „Gegen die Streikenden wurde nicht nur Waffengewalt angewandt, man entzog ihnen auch die Lebensmittel und gab sie dem Hungertode preis. Je mehr aber die Enttäuschung über die Bolschewiki Platz griff, je enger die soziale Basis wurde, auf die sie sich stützten, je deutlicher die vollkommene Isolierung wurde, in der sie sich befanden, um so unversöhnlicher und verstockter wurden sie, um so schonungsloser und unbarmherziger wurde ihre Taktik. Es setzte ein richtiger Kreuzzug gegen die gesamte Bevölkerung ein. Überall wurden außerordentliche Kommissionen mit unbeschränkten Vollmachten errichtet. Überall fanden Massenhinrichtungen von Bauern, Arbeitern und Intellektuellen statt. Die sozialistischen Parteien wurden für vogelfrei erklärt, ihre Mitglieder auf der Stelle erschossen oder als Geiseln in Konzentrationslagern untergebracht. Eine blutige Welle des politischen Terrors, die eine selbst im Vergleich zu den Zeiten des Zarismus unerhörte Ausdehnung annahm, schwoll immer mehr an und überschwemmte das unglückliche Land, das ohnmächtig in den Fesseln der wirtschaftlichen Desorganisation, Anarchie und Hungersnot schmachtete..."

Es ist sehr bezeichnend, daß in dem gleichen Maße wie im Innern das System der brutalen Gewalt errichtet und immer sorgfältiger ausgestaltet wurde, der Bolschewismus nach außen hin sich zusehends von **imperialistischen** Tendenzen beherrschen ließ. Der im eigenen Volke zur Geltung gebrachte Grundsatz, daß die Mehrheit sich dem Willen einer Minderheit zu fügen habe, sollte auch auf die Nationen übertragen werden. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker wurde beiseite geworfen und beschlossen, die Fackel der sozialen Revolution in die Welt zu werfen.

Anderthalb Jahre dauert die Herrschaft der Bolschewisten. In den Tausenden von Dekreten, mit denen ihre journalistisch trefflich geschulten Führer das Land überschwemmt haben, ist der kommunistische Staat als „Paradies auf Erden" schwungvoll umrissen worden. Anders aber als auf dem Papier zeigt er sich im schonungslosen Lichte der Wirklichkeit. Das **wirtschaftliche Elend**, das die Diktatur des Proletariats durch die restlose Nationalisierung über das Land gebracht hat, läßt sich in den zurechtgestutzten Berichten der bolschewistischen Presse selbst nicht einmal ganz verleugnen. Zu dem Bilde, das Gawronsky auf Grund authentischer Quellen von dem heutigen Rußland entwirft, nehme man das soeben erschienene Büchlein von Dr. Kaplun Kogan „Russisches Wirtschaftsleben" (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin), sowie die vom Komitee der Rußland-Schweizer herausgegebene Aufklärungsbroschüre „Unter der Herrschaft des Bolschewismus" (Rascher & Co., Verlag, Zürich) — sie kommen zu demselben Schlusse, daß die bolschewistische Heilslehre keineswegs berufen ist, die Not von den Schultern des Proletariats zu wälzen. Gewiß, eine kleine Anzahl Angestellter, Arbeiter und Soldaten bereichert sich auf alle Art, das Volk aber stirbt vor Hunger und Elend. Das Ergebnis der Umwälzung ist dies: „Der große private Reichtum ist in Rußland verschwunden: und das ist sehr gut. Das Unglück besteht nur darin, daß dieser Reichtum dem werktätigen Volke nicht zum Nutzen gereicht, — daß vielmehr auch die breiten Volksmassen schnell verarmen. An Stelle von Hunderten und Tausenden großer Vermögen erheben sich jetzt, über den breiten Untergrund des verelendenden Volkes, Hunderttausende von neuen, zwar weniger bedeutenden, aber nicht weniger starken und widerstandsfähigen Besitzern..."

Die „Diktatur des Proletariats" ist ein Schlagwort wie jedes andere. Das russische Beispiel lehrt, daß die Diktatur nicht von dem Proletariat in seiner Gesamtheit ausgeübt wird, sondern von einigen wenigen Herrenmenschen und deren freilich gewiß nicht kleiner Gefolgschaft. Wie lange es in Deutschland der gegenwärtigen Regierung gelingen wird, diesen Autokratismus von unten her fernzuhalten, hängt von Imponderabilien ab, die sich der menschlichen

Berechnung entziehen. Viel Aussicht, um das Leidens stadium des Bolschewismus herumzukommen, besteht nicht. Die Folgen der Einführung des politischen Rätesystems in Deutschland mit seiner hochentwickelten Industrie können sich unter Umständen viel verheerender gestalten als in Rußland mit seiner überwiegenden Landwirtschaft. Gawronsky hegt die Zuversicht, daß bei uns doch noch letzten Endes die Vernunft siegen werde, da ja das deutsche Volk bedeutend kultivierter, die Arbeiterklasse zahlreicher, organisierter, solidarischer gesinnt sei.

Hat das deutsche Volk auf diese schmückenden Beiwörter wirklich noch Anspruch? Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen. Der Haß, mit dem sich die drei Richtungen unserer Arbeiterschaft untereinander bekämpfen, artet immer sichtbarer zu blindem Fanatismus aus. Die niedrigsten Instinkte brechen zur Oberfläche durch. Von woher soll noch die Erleuchtung kommen?

Konstantin Schmelzer



Eine scheintote Wissenschaft

Der Graphologie ist es merkwürdig ergangen. Anfänglich ein Lieblingskind forschender Geister, selbst von einem Shakespeare, einem Goethe hoch eingeschätzt, hat sie das Schicksal gehabt, in der öffentlichen Schätzung langsam, aber sicher zu sinken. Wer heute bei uns zulande in wissenschaftlichem Kreise sich als ihr Anhänger bekennt, läuft tatsächlich Gefahr, als Flausenmacher und Drescher leeren Strohes achselzuckend abgetan zu werden. Das ist merkwürdig genug, wenn man die gediegenen Grundlagen bedenkt, welche besonders französische Forscher wie Michon, Crépieux-Jamin und andere dem verkannten Wissenschaftszweige in den letzten Jahrzehnten gegeben. In Frankreich längst in weitesten Kreisen anerkannt, hat die Graphologie bei uns sich aus dem peinlichen Puppenstadium eines Stiefkindes der Wissenschaft noch immer nicht zum freien Fluge herausgearbeitet.

Um so merkwürdiger ist das, als es auch bei uns neuerdings keineswegs an Forschern fehlt, welche dem verschleierten Bild von Saïs ernsthaft zu Leibe rücken. Von Preyer und Schwiedland führt die Kette dieser Spezialarbeiter über Busse, Köster, Erlenmeyer, Goldscheider zu den trefflichen Arbeiten eines Klages, Georg Meyer und Schneidemühl in jüngster Zeit. Es sind also vor allem Ärzte, die den alten, von Lavater angesponnenen Faden wieder aufgenommen haben und heute verlangen dürfen, auch einmal von weiteren Kreisen gehört zu werden. Es verlangen dürfen auf Grund des wirklich in mühsamer Arbeit und in schwierigen Untersuchungen Erreichten und einwandfrei Festgestellten. Oder soll es ihnen gehen wie den ersten Verfechtern des Hypnotismus, die gleichfalls in der maßgebenden Welt auf verständnislos-hochmütige Ablehnung stießen, bis die Tatsachen überwältigend sprachen?! —

Die Handschrift ist eine mehr oder weniger schnelle, mehr oder weniger gewandte, mehr oder weniger willkürliche Aufeinanderfolge kleiner und kleinster Bewegungen. Wie aus dem Gange, aus dem Lachen, aus dem ganzen äußeren Gebaren, kann man auch aus dem Schriftprodukt eines Menschen seine Wesensart mit zuverlässiger Treue erkennen. Jene kleinen und kleinsten Bewegungen sind ja nichts als Gebärden, — Gebärden, die vor den sonstigen Gebärden eines Menschen noch den ungeheuren Vorzug haben, daß sie nicht — wie jene — flüchtig und vergänglich, reine Kinder des Augenblicks, schnell entstanden und schnell vergessen, sondern ein für allemal fixiert und damit der sorgsamen Betrachtung und Durchforschung zugänglich gemacht sind.

Längst ist ja der Gemeinplatz bekannt, daß jeder Mensch seine eigene, besondere Handschrift hat, die er ohne weiteres aus Hunderten, ja Tausenden anderer Handschriften herauskennt. Was sonst aber sollte dieser Besonderheit zugrunde liegen, wenn nicht eben das be-

sondere geistige Element, das den einen Menschen so sichtbar von dem anderen unterscheidet! Ist es doch auf dem Versuchswege erwiesen, daß wir auch dann unsere charakteristischen persönlichen Schriftzüge zeigen, wenn wir nicht mit der Hand, sondern beispielsweise mit dem Mund oder mit dem Fuße schreiben. Auch der andere vielgehörte Einwand ist hinfällig, daß jeder Mensch „doch so verschieden" schreibe. Zugegeben, die Schriftzüge eines jeden oder doch der meisten Menschen unterscheiden sich etwas, je nach der Gefühlslage, dem Allgemeinzustand, der Stimmung, in der er sich gerade befindet. Man nennt das die „Variationsbreite" einer Schrift. Diese Variationsbreite hat aber ihre — von Person zu Person wechselnden — Grenzen; und diese Grenzen sind weit enger, wenigstens der Regel nach, als gemeinhin geglaubt wird. Stets wird es gelingen, die allen Schriftäußerungen einer Person zugrunde liegenden gemeinsamen Züge, die tieferen Wesenseigenschaften aufzudecken, wenn — nun, wenn der Graphologe das Zeug dazu hat und die entsprechende Erfahrung und Vorbildung besitzt.

Es muß daher als ein grundsätzlicher Fehler bezeichnet werden, wenn bei wichtigen Schriftbeurteilungen berufsmäßige Kalligraphen, wie Bureauvorsteher, Schreibstubenbeamte und ähnliche Leute, als Sachverständige herangezogen werden. Diese Leute — sie mögen sonst so tüchtig sein, wie sie wollen — können wohl im schulmeisterlichen Sinne eine Schrift beurteilen, d. h. sie können vielleicht sagen, ob ein Schriftstück ordnungsmäßig verfaßt ist und den Ansprüchen amtlichen Verkehrs entspricht. Nicht aber besitzen sie den tieferen Einblick in die psychologischen Vorgänge, welche der Entstehung eines Schriftstückes zugrunde liegen. Diese Vorgänge sind oft recht verwickelter Art und liegen für das Auge des ungeschulten Laien keineswegs auf der Hand.

Fassen wir einmal eine Hauptfrage ins Auge, z. B. die Frage: Ist diese oder jene Schrift natürlich oder gezwungen? Das heißt, hat ihr Urheber zwanglos geschrieben, ohne viel an die von ihm aufs Papier geworfenen Buchstabenfiguren zu denken? Oder ist es seine Gewohnheit, jedes Buchstabengebilde sorgfältig nach einem bewußten Prinzip zu malen? Mit anderen Worten: überwiegen in seiner Schrift die unwillkürlichen oder die willkürlichen Elemente?

Man wird einsehen, daß schon in dieser einen Fragestellung und ihrer Beantwortung ein sehr wichtiges Begleitmoment für die Charaktererkennung liegen kann. Man braucht nur die Parallele zu dem Allgemeinbenehmen eines Menschen zu ziehen. Gibt es nicht schauspielernde Naturen, an denen alles unecht ist? Naturen, die sich nach einem bewußten Prinzip in allem geben, was sie tun? Die ständig eine Maske tragen und die gewollte Pose bevorzugen, statt sich natürlich-ungezwungen zu geben, wie sie sind?! Und die weitere Frage ergibt sich sogleich: Warum sind diese Menschen so? warum geben sie sich maskiert? Dürfen sie nicht so sich zeigen, wie sie in Wirklichkeit sind, weil sie in ihrer wirklichen Gestalt die Kritik zu scheuen haben? Sind sie am Ende ohne Maske und Verstellung unsympathisch, charakterhäßlich, unsozial? Möglicherweise gar kriminell? Die Kette von Fragen, die sich hier anschließt, führt, wie man sieht, in weite und wichtige Gebiete. Und nun zurück zur Handschrift.

Wie im Gesamtverhalten eines Menschen, so treten auch in seiner Schrift, dieser fixierten Gebärdensprache, natürliche und künstliche Elemente zu einem bildlichen Ganzen zusammen. Sie mischen sich aber, das wissen wir heute, in anderem Verhältnis miteinander, als in der gewöhnlichen Gebärdensymbolik; selbst Menschen, die sonst ganz Theater sind, lassen in der Schrift oft bis zu einem ganz überraschenden Grade ihre Maske fallen und werden damit der psychologischen Erkennung zugänglich. Schon allein diese Tatsache wirft ein Licht auf die Bedeutung des Handschriftenstudiums für gewisse praktische Zwecke.

Dazu kommt noch eine weitere Tatsache: die graphologische Forschung ist heute tatsächlich so weit, daß sie weiß, welcherlei Handschriftenmerkmale besonders leicht und mit besonderer Vorliebe willkürlich geformt und damit auch mehr oder weniger verstellt

werden können. Ganze Kategorien von Schriftmerkmalen sind der Verstellungsmöglichkeit fast gar nicht unterworfen. Andere wieder können mit größter Leichtigkeit verstellt werden. Ober- und Unterlängen, Verbundenheit oder Unverbundenheit, Enge oder Weite, — sie alle unterliegen verschiedenen psychologischen Herstellungsbedingungen und werden daher von einem etwaigen Verstellungsbestreben in ganz verschiedenem Maße betroffen. Es sind experimentelle Untersuchungen über diese Dinge angestellt worden, die für die praktische Beurteilung einer Schrift von der größten Bedeutung sind. Auch besitzen die verschiedenen Abschnitte eines beliebigen Schriftstückes einen recht verschiedenen Wert in bezug auf ihre psychologischen Entstehungsbedingungen. Der seelische Zustand, in dem beispielsweise der Beginn der ersten Seite abgefaßt wird, ist ein ganz anderer als derjenige, in dem die letzten Zeilen der letzten Seite geschrieben werden. Das alles ist für die Beurteilung des Schreibers von weittragender Bedeutung.

Nun ist zu bemerken, daß es richtige Handschriftenkünstler gibt, denen es tatsächlich gelingt, mehrere wirklich fundamental voneinander verschiedene Handschriften zu produzieren. Solche Künstler sind aber selten; und eben diese handschriftliche Vielseitigkeit selber gibt uns Aufschluß über ganz bestimmte Seelenqualitäten auch dieser Schreiber. Die Verstellungsfähigkeit eines Menschen ist doch zweifellos ein wesentlicher Zug seines Charakters!

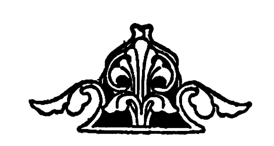
Wir sehen schon, die Zahl der sich in der Graphologie ergebenden Probleme ist nicht gering. Aber ernste Arbeit ist im Begriff, den guten Ruf des interessanten Forschungsfaches fester zu begründen, als es der allgegenwärtige Dilettantismus bisher vermocht. Wir messen die Schrift, wir zerlegen und zergliedern sie in ihre einzelnen Bestandteile und prüfen jedes Element auf seinen Wert für die Erkennung der dahinterstehenden Persönlichkeit. Sogar das Experiment ist bereits mit Erfolg herangezogen worden. Wie verändert sich das Schriftbild unter der Einwirkung des Alkohols? Unter dem Einfluß von Freude, Furcht, Müdigkeit, Krankheit?

Auch die Hypnose hat wertvolle Resultate gezeitigt. Man gab einem Studenten in der Hypnose die Suggestionen, er sei ein junger leichtsinniger Verschwender, ein vergnügungssüchtiges Mädchen, ein kleiner schulpflichtiger Knabe, ein Geizhals — und siehe, seine Schrift wies die schlagendsten Veränderungen auf, solange die Suggestion anhielt. Das sind keine Spielereien; es sind Etappen, auf denen wir langsam zur Erkenntnis schreiten.

Von besonderer Wichtigkeit scheint das Studium der Geisteskrankheiten für die Schriftkunde werden zu sollen. Wie sollte ein Mann, der an Größenideen, an Verfolgungswahn oder an Melancholie leidet, nicht typische Schrifteigenheiten vorweisen!? Hier sind wir freilich heute über die Anfänge noch nicht hinaus. Auf allen diesen Gebieten liegen zahlreiche Fußangeln und Fehlerquellen, die studiert und sorgfältig vermieden werden wollen. Aber schon jetzt ist sichtbar, daß wir weiterkommen, — weiterkommen allen Vorurteilen zum Trotz.

Bis vor wenigen Jahren hatten wir eine „Deutsche Graphologische Gesellschaft", mit dem Sitze in München. Diese Gesellschaft, in deren Reihen die tüchtigsten Graphologen der deutschsprechenden Länder standen, hat sich leider aufgelöst, — ich glaube, aus Mangel an Mitgliedern. Damit ist auch die vortreffliche Zeitschrift eingegangen, die sie herausgab, und die seinerzeit ein Sammelpunkt des interessantesten graphologischen Stoffes war. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da jenes Wissen der Wenigen zu einem Wissen der Vielen wird; ich meine die fruchtbare Erkenntnis: „Die Schrift — das ist der Mensch!"

Dr. Georg Lomer



Offene Halle

Die hier veröffentlichen, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Unnötige Kosten bei der gerichtlichen Zeugenvernehmung

(Erfahrungen eines Laien)

Mit dem Gericht will niemand gern etwas zu tun haben. Das ist wohl die im Publikum allgemein herrschende Ansicht. Jeder kann aber einmal in die Lage kommen, klagen zu müssen oder verklagt zu werden. Obwohl ich fast sämtliche Prozesse, zu denen ich gezwungen wurde, gewonnen habe, kann ich nicht behaupten, daß sie mir Freude gemacht hätten. Abgesehen von der Aufregung und Unruhe, die ein Prozeß verursacht, sind damit in der Regel auch hohe Kosten verbunden. Nach meinen Erfahrungen legt das Gericht kein Gewicht darauf, einen Prozeß so zu führen, wie es für die Parteien am billigsten ist.

Nehmen wir z. B. an, eine Klage wegen Forderung ist bei dem Landgericht in Magdeburg erhoben, und es sind Zeugen zu vernehmen, die in Stendal, Tangermünde, Gardelegen und Jerichow wohnen. Das Landgericht kann anordnen, daß sämtliche Zeugen in Magdeburg vernommen werden. Dazu wird ein Termin ausreichen; die Vernehmung erfolgt beim Landgericht der Reihe nach. Es entstehen somit nur Gerichts- und Anwaltskosten für einen Termin sowie die Reisekosten für die Zeugen, die nicht sehr hoch sind.

Das Landgericht kann aber auch bestimmen, daß die Vernehmung der Zeugen bei den Amtsgerichten stattfinden soll, zu deren Bezirken die Wohnorte der Zeugen gehören. Gehen wir auf unser angenommenes Beispiel zurück, so werden nunmehr vier Termine nötig, in Stendal, Tangermünde, Gardelegen und Jerichow, die bezahlt werden müssen. Dazu kommen noch die Kosten für die Anwälte beider Parteien, die bei jedem Termin entstehen.

Hierbei gibt es verschiedene Wege. Entweder reisen die Anwälte, von denen die Sache beim Landgericht vertreten wird, selbst nach den vier Orten, um dort der Zeugenvernehmung beizuwohnen, oder es werden jedesmal neue Anwälte genommen, die ihren Wohnsitz im Orte des betreffenden Amtsgerichts haben. Diese Anwälte haben aber höhere Gebühren zu beanspruchen, als diejenigen, von denen die Sache beim Landgericht bereits vertreten wird. Man wird sich, wenn es sich nicht um bedeutende Entfernungen handelt, besser stehen, den einmal angenommenen Anwalt weiter zu beauftragen, auch schon deswegen, weil dieser mit der Sache bereits vertraut ist und weiß, worauf es ankommt.

Weiter kommt noch in Frage, ob der Kläger oder Beklagte nicht selbst zu jedem Termin hinreist und seine Interessen bei der Zeugenvernehmung persönlich wahrnimmt. Dann entstehen wenigstens nicht die hohen Reisekosten, wie sie der Anwalt zu beanspruchen hat. Allerdings muß ja der verlierende Teil alle Kosten ersetzen, aber wer ist denn seiner Sache immer so sicher, daß er glauben darf, nicht verlieren zu können? Wer seine Sache bei der Zeugenvernehmung selbst vertreten will, muß selbstverständlich ebenfalls genau wissen, worauf es ankommt und muß sich auch von seinem Rechtsbeistande vorher die nötigen Verhaltungsmaßregeln geben lassen, damit er sich klar ist, welche Fragen und Anträge er stellen darf. Von Vorteil ist es dabei, wenn man schon einmal einer Zeugenvernehmung beigewohnt hat.

Schließlich wäre noch zu erwägen, ob man nicht auf jede Beteiligung an dem Termin verzichtet und die Wahrnehmung seiner Interessen dem Verhandlungsführer überläßt. Das wäre aber immerhin ein gewagtes Spiel, da man niemals wissen kann, wer die Zeugen vernehmen wird, ob nicht z. B. ein junger Referendar damit beauftragt ist, der in solchen Sachen noch nicht die nötige Erfahrung besitzt, oder jemand, der an der Sache überhaupt wenig Interesse hat. Ist dann die Gegenpartei durch einen Anwalt vertreten, dann könnte man unter Umständen schwer ins Hintertreffen geraten. Also ist Vorsicht in jedem Falle geboten.

Das Abhalten von vier Terminen an vier verschiedenen Orten verursacht in unserem Beispiele an Gerichts- und Anwaltskosten vielleicht eine doppelt so hohe Summe, als wenn sämtliche Zeugen nach Magdeburg gereist und dort in einem Termine vernommen worden wären.

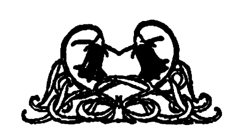
Nun zeigt uns ein Blick auf die Landkarte, daß die ganze Sache sich ebenfalls recht einfach hätte abmachen lassen, wenn das Amtsgericht Stendal mit der Vernehmung sämtlicher Zeugen beauftragt worden wäre. Die Orte Gardelegen, Tangermünde und Jerichow liegen nämlich gar nicht weit von Stendal. Der gesunde Menschenverstand wird hier fragen, weshalb dieser Weg nicht gangbar sein soll. Er erhält aber zur Antwort: Ein solches Verfahren entspricht nicht den gerichtlichen Bestimmungen! Das Amtsgericht braucht nur die in seinem Bezirk wohnenden Zeugen zu vernehmen.

Ich war selbst in ähnlicher Lage. Mein Anwalt mußte, um zu den Terminorten zu gelangen, noch weit umständlichere Reisen, als vorstehend erwähnt, nach abgelegenen Gegenden machen, und zwar wiederholt nach derselben Gegend. Auch hier hätte ein Termin und eine Reise genügt, wenn die Zeugen aus den Nachbarbezirken gleich nach einem bestimmten Amtsgericht geladen worden wären. Es entstanden so bei einem Streitobjekt von 3500 Mark für mich allein 350 Mark Anwaltskosten. Rechnet man die gleiche Summe für den Kläger, so ergeben sich allein 700 Mark Anwaltskosten, und setzt man dazu noch die Gerichtskosten und Zeugengebühren, dann kam dem Kläger, der den Prozeß verlor, die ganze Sache wohl an 1000 Mark zu stehen. Da er schließlich nichts mehr besaß, so war ich meine 350 Mark los. Hätte es sich nur um ein Objekt von 1000 Mark gehandelt, dann wären die Prozeßkosten fast gleich hoch gewesen, wie der Wertgegenstand, was jeder Nichtjurist gewiß als unerhört bezeichnen muß.

Weshalb werden nun nicht andere Bestimmungen getroffen derart, daß die Amtsgerichte gezwungen sind, auch Zeugen aus fremden Bezirken zu vernehmen, damit nicht unnötige Kosten entstehen? Oder weshalb wird nicht verfügt, daß in jedem Falle vom Gericht vorher zu prüfen ist, welche Kosten ungefähr entstehen können und daß hiernach der billigste Weg einzuschlagen ist? Die Antwort ist ganz einfach: Weder die Gerichte noch die Anwälte haben an solchen Erörterungen ein Interesse. Für die Anwälte ist das Ergebnis: Je mehr Kosten, desto besser für sie. Und für die Amtsgerichte könnten vielleicht durch die Vernehmung von Zeugen aus fremden Bezirken einige Unbequemlichkeiten entstehen.

Was hier nötig ist, das ist der Erlaß ganz bestimmter Verordnungen, wonach die Gerichte **gezwungen** werden, auf die **Interessen der Rechtsuchenden größere Rücksichten zu nehmen**. Die Anregung dazu aber muß aus den Kreisen des Publikums selbst hervorgehen.

W. Montanus





Literatur · Bildende Kunst · Musik

Angelsächsische und deutsche Knabenerzählungen

In ihrer Wesensart an den Hauptmerkmalen betrachtet, ergeben die Erzählungen für die heranwachsende männliche Jugend bei den Engländern, Amerikanern und Deutschen ein geschlossenes Bild, das sich in lich in eine besondere, einheitliche Gruppierung der angelsächsischen Knabenerzählung aufweist. Soweit es sich hierbei in den Darstellungen wirklich um ernsthafte Schöpfungen erzählender Kunst handelt, ist die vom Standpunkt reiner Kunst zu verwerfende Zielrichtung nicht zu verkennen, die in diesem Falle die Zweckbestimmung der erzieherischen Wirkung in sich birgt, also Tendenz im Dienste der Dichtkunst.

Gemeinsam ist den Engländern und Amerikanern bei der Auswahl des Stoffes in der Grundlage der Fall, daß durch irgendeinen Schicksalsschlag ein einzelner oder ein kleines, zusammengewürfeltes Häuflein Menschen in Verhältnisse versetzt wird, die sie der grundlegenden täglichen menschlichen Bedürfnisse und Ordnung berauben, und die sie sich zur Erreichung kulturellen Zusammenlebens sozusagen aus dem Nichts heraus wieder neu schaffen müssen. Also zweierlei als Ziel der Neuschaffung: Befriedigung der menschlichen Daseinsbedingungen in körperlicher Hinsicht und in Gestalt einer kulturellen Gemeinschaft, oder mit andern Worten: Schöpfung eines kleinen, in sich abgeschlossenen Gemeinwesens. Als unvergänglicher Gedanke schwebt aber über dem Ganzen die Staatsidee, die unsichtbar jedem einzelnen Mitgliede von frühester Kindheit an eingepflanzt ist und die das entstehende Ganze sofort dem Vaterlande einordnet. Meist geschieht das unter dem sichtbaren Wahrzeichen einer Flagge als Versinnbildlichung der Zugehörigkeit der Gemeinschaft zum Heimatlande.

In allen Erzählungen ist gewissermaßen als zweiter Held der Mittelpunkt des Interesses der jugendlichen Leser ein Knabe, der unter voller Anerkennung der Überlegenheit des erwachsenen Geistes sich an den Hauptlhelden anschließt und ihm nachzuleben strebt. Der Hauptheld der aus verschiedenen Schichten und Bildungsgraden zusammengesetzten Gemeinschaft ist stets die Person, die nach Lage der Dinge am meisten die Aussicht auf erfolgreiches Zusammenarbeiten der Gesellschaft verbürgt. Unter den jeweiligen Umständen wechselt für einzelne zu erreichende Ziele, z. B. den notwendigen Bau eines Bootes, die Führerschaft und geht zeitweise an den vorhandenen Sachverständigen über. Also nicht nach Rang, Stand oder Vermögen bestimmt sich die Führerschaft, sondern nach der Auswahl des Tüchtigsten unter dem Gesichtspunkt des augenblicklich Zweckmäßigsten. Und dem gewählten Führer leisten die übrigen stets oder jeweils bedingungslose Gefolgschaft, im Einzelfalle auch der sonstige, allgemeine Anführer der Gesellschaft.

Damit ist der einheitliche Aufbau des Gedankens gegeben: Die Jugend erkennt das Können des Alters an — was dem Beurteiler deutscher Jugend der Vorkriegszeit zu denken geben sollte —, der Erwachsene sieht in der Führerschaft des für den Einzelfall Tüchtigsten die beste Gewähr für die Gesamtheit. Die Gemeinschaft selbst aber ist unbedingt eingestellt auf den höheren Begriff des Vaterlandes.

Die deutsche Knabenerzählung, mag sie gut oder schlecht sein, wird die Schilderung des Einzellebens zum Grundstoff wählen, den Kampf des einzelnen gegen die Allgemeinheit.

Auch hier handelt es sich gewöhnlich um ein Herausreißen aus den gewöhnlichen Lebensbedingungen. Aber sofort tritt ein Unterschied zutage: der jugendliche Held ist stets der Mittelpunkt der ganzen Handlung, niemals tritt er im Gefolge eines Haupthelden auf. Er ist selbst der Held, und selbst geht er seinen Weg. Dieser Weg trennt sich von der Allgemeinheit, entweder durch eigene Schuld infolge eines Fehltrittes, oder doch wenigstens freiwillig, nicht aber durch Schicksalsschläge. Wie bei den Erzählungen der Angelsachsen führt auch sein Weg zum Erfolge, zum Ziel. Aber das ist ein ander Ding, nicht Sieg des Gemeinschaftsgedankens sondern der Erfolgsgedanke des starken Einsamen. Das Hochziel des Vaterlandes als solches fehlt vollkommen. Das Vaterland spielt nur die Rolle eines schmückenden Beiwerks. An seine Stelle tritt der wirtschaftliche Erfolg oder die geistige Läuterung, d. h. der Held kommt mit Reichtümern beladen oder als ein von seiner Schuld gereinigter, gefestigter Mann in seine Heimat zurück. Für sein Vaterland fällt nichts weiter ab, als die Tatsache, daß ein verlorener Sohn in seinen Schoß als vollwertiges Mitglied zurückkehrt.

So sieht der Niederschlag des Inhalts der Erzählungen psychologisch aus. An sich ist der Reinigungsgedanke künstlerisch einzig berechtigt. In ihm prägt sich in Wahrheit das deutsche Sittlichkeitsideal in der Erziehung aus. Die Wahl des Stoffes kennzeichnet das deutsche Sein des Volkes. Das Eingängertum des Einzelnen, wie des ganzen Volkes, das naturgemäß zum Gegensatz mit der Allgemeinheit führen muß, im Volksleben sowohl, wie im Völkerdasein, solange eine unvollkommene Gesellschafts- und Menschheitsordnung jede Selbstausschließung mit Begeiferung beantwortet. Selbst abgesehen von der schlechten, auf die zügellosen Triebe der Reifejahre berechneten Knabenerzählung, muß aber doch die Frage ernsthaft aufgeworfen werden, ob man dem heranreifenden Menschen ein sittliches Problem in einer Kunstform als geschlossenes Ganzes darbieten darf, zu dem der jugendliche Leser ohne Festigung des Urteils und Charakters selbständig und ohne Überwachung seiner Wirkungen Stellung nehmen muß. Und ferner ist die Frage, ob es angebracht ist, dem werdenden Menschen, mag er auch im kleinen als berechtigt Ringender geschildert werden, den jugendlichen Altersgenossen in seinem Lebenswege mit den Erwachsenen gleichberechtigt als Musterbeispiel hinzustellen. Die Achtung vor den Leistungen der unter normalen Verhältnissen Herangereiften muß dadurch m. E. beeinträchtigt und ihre Autorität untergraben werden.

Wird aber die Tendenz als Inhalt der Jugenderzählung für zulässig anerkannt, dann steht das englische und amerikanische Hochziel mit einem Schlage als das ausschließlich Zweckmäßige vor uns: Der Erfolgsgedanke auf Grundlage unbedingter Einheit des Willens aller Beteiligten, gerichtet auf ein Ziel: das Vaterland, bedingungslose Anerkennung des überlegenen Willens, Wissens und Könnens unter Ausschaltung aller Eigenbrötelei.

Nur auf diesem Urgrund kann das entstehen, was im Mikrokosmus und Makrokosmus allein bewußt wirksam wird: die menschliche Gemeinschaft im kleinen wie im großen, wie auch immer die Grenzen gezogen sein mögen, unter allen Umständen aber in dem unvergänglichen, übergeordneten und jedem einzelnen einzupflanzenden Begriff des Vaterlandes, das der Mensch lieben muß wie eine Mutter das mit Schmerzen geborene Kind, am heißesten gerade dann, wenn es am Boden liegt!

Dr. Waldemar Banke



Quickborn

Zu Klaus Groths hundertstem Geburtstag

Als nähere Bezeichnung stand auf der ersten Ausgabe des 1852 erschienenen Gedichtbuches „Dithmarscher Volksleben in Gedichten". Das könnte auf eine Anthologie schließen lassen, die aus dem in langer Zeit geschöpften Vorrate dithmarschischer Dichtung das für Art, Empfinden und Lebensführung dieses Volksstammes Charakteristische zusammentrug. Daß der Titel zu vollem Recht besteht, der „Quickborn" aber die Gedichtsammlung von höchst persönlicher Prägung eines einzigen Mannes ist, verleiht dem Buche eine ganz einzigartige Stellung innerhalb unserer ganzen Literatur. Auch Johann Peter Hebels „Alemannische Gedichte" sind in der Hinsicht mit dem Werke des Dithmarschen nicht zu vergleichen. Sie enthalten weit weniger rein persönliche Lyrik und sind trotzdem bei weitem nicht so allgemein das ganze Volkstum umfassend. Man wird schon zu einigen Dichterleistungen bei völlig „unliterarischen" Völkern greifen müssen, um etwas Ähnliches zu finden. Das ist nun zunächst sehr bezeichnend für die Stellung des Niederdeutschen innerhalb unserer Literatur. Seit dem Reineke Vos, dem großen satirischen Epos aus dem Jahre 1498, hat die niederdeutsche Dichtung kein die Allgemeinheit erfassendes Werk hervorgebracht, bis auf den dreieinhalb Jahrhunderte späteren „Quickborn". Klaus Groth hat also wirklich jungfräulichen Acker bearbeitet. Und die Saat schoß gleich so stark in die Halme und trug so vollwertige Frucht, daß dieser eine Mann eine so reiche Ernte halten konnte, wie sie anderwärts nur in Anthologien geboten werden kann.

Trotz dieser günstigen äußeren Verhältnisse mußte auch der Dichter, der sie in dieser ergiebigen Weise nützen sollte, ganz besonders geartet sein. Er mußte geradezu nach einem vorher gefaßten, mehr nach literarisch-ästhetischen oder kulturellen Gesichtspunkten aufgestellten Plane dichten. Allem Erwarten entgegen entstand trotzdem eine Sammlung von Gedichten, von denen nicht ein einziges Zwang oder auch nur Absicht verrät, sondern alle als naturgewachsen wirken. So etwas war nur möglich, wenn dieser Dichter selber in seiner Persönlichkeit geradezu eine Verdichtung seines Volksstammes war. Und auch dann nur, wenn seine eigenen Lebensverhältnisse und die seines Volkes diese besondere Entwicklung begünstigten. Das war bei Klaus Groth in der Tat der Fall.

Er war ein echtes Volkskind. Am 24. April 1819 wurde er zu Heide in Norddithmarschen geboren. Sein Vater war Müller und betrieb daneben eine kleine Landwirtschaft. Sein Sohn stand also mit dem Handwerk und dem Bauerntum von Kind an in engster Berührung, den beiden Ständen, die auch für das Volkslied am schöpferischsten waren. Noch der dritte kam dazu, dessen Vertreter sich so oft in der letzten Strophe eines Volksliedes als Verfasser bezeichnen: der Schreiber. Nach seiner Konfirmation wurde Klaus Schreiber beim Kirchspielvogt seines Heimatortes. Er wird schon als solcher manchen Einblick in die geschichtlichen und chronikalen Überlieferungen seiner Heimat getan haben. Außerdem wurde er in dieser Stellung zur Beobachtung seiner Landsleute angereizt. Dann kam er als Neunzehnjähriger aufs Lehrerseminar in Tondern und wurde drei Jahre später Mädchenlehrer in Heide.

Sein früh auch der Umgebung auffallendes liebevolles Verhältnis zum heimatlichen Volkstum geht daraus hervor, daß ihm der Tellingstedter Pastor Hebels alemannische Gedichte zu lesen gab, eine für einen Dithmarschen nicht eben naheliegende Lektüre. Bei ihr erwuchs ihm der Gedanke, der Dichter seines Stammes zu werden. Und nun zeigt sich die Eigenart der niederdeutschen Natur. Er begibt sich nicht mit jugendlichem Ungestüm ans Dichten, er ist andererseits auch keine jener Dichternaturen, aus denen der Strom der Poesie unwiderstehlich herausbricht, sondern er bereitet sich für sein Dichtertum mit einer Sorgfalt vor, als gelte es ein schweres Gelehrtenexamen zu bestehen. Er beschäftigt sich eingehend

mit dem schottischen Bauernsänger Robert Burns. Er treibt umfassende Studien in Literatur, Philosophie, Geschichte und Naturkunde, und vor allem versenkt er sich in seine heimatliche Sprache. Er ist später übertrieben scharf gegen Fritz Reuter aufgetreten, weil dieser sich ihm vielfach gegen den Geist der niederdeutschen Sprache zu vergehen schien, indem er sich einerseits zu „hemdärmelig“ gehen ließ, andererseits aus seiner schriftsprachlichen Bildung allerlei Wendungen in die Mundart übernahm.

Groth sah im Niederdeutschen nicht eine Mundart der Schriftsprache, sondern ihre gleichberechtigte Schwester, die nur jahrhundertelang ein Aschenputteldasein geführt hatte. Er wollte also auch nicht das werden, was man allgemeinhin unter Dialektdichter versteht, sondern Dichter schlechthin, dem das Niederdeutsche die Muttersprache war, fähig, den ganzen Inhalt des Menschentums der sie Sprechenden mitzuteilen. Selbst Hebel hatte ein solches Verhältnis zum Alemannischen nicht gehabt. Seinen „Hausfreund“, seine biblischen Geschichten, hatte er in der Schriftsprache geschrieben, und in seiner Lyrik sich mehr auf das Idyllische und Didaktische beschränkt. Groth hat zunächst sein Sprachinstrument rein gestimmt und sich dann mit vielem Bemühen zu dessen vollendetem Meister, ja zum Virtuosen geschult.

Vielleicht hat dieses strenge Zurückdrängen seiner dichterischen Wünsche, dieses harte Sicheinstellen auf ein fernliegendes Ziel mit dazu beigetragen, den gesunden Bauernsprößling in seinen blühendsten Jahren in seinen Nerven so zu erschüttern, daß er 1847 den Dienst aufgeben und aus der gewohnten Umgebung in die stillste Einsamkeit flüchten mußte. Er ging zu seinem Freunde, dem Lehrer-Kantor Selle auf der Insel Fehmarn. Hier in der Einsamkeit ist der Dichter in ihm frei geworden, aus Heimweh, aus dem Boden der Sehnsucht ist der Springquell „Quickborn“ hervorgebrochen, der 1852 die literarische Welt überraschte. Es sind in den Auflagen der nächsten dreißig Jahre noch ein halbes Hundert Gedichte in den Band eingegliedert worden; sie haben ihn in der Farbe, im Vollklang der Töne bereichert, aber der Gesamtumriß, der ganze harmonische Aufbau waren von vornherein gegeben.

Das Wichtigste aus des Dichters weiterem Leben, das ganz einfach verlief, ist rasch berichtet. Der „Quickborn“ fand die verdiente Anerkennung; schon ein Jahr später war eine Neuauflage nötig. Auch seine grundsätzliche, ja wissenschaftliche Bedeutung wurde erkannt, wie die Verleihung des Doktortitels durch die Universität Bonn (1855) bezeugt. Nach einigen Wanderjahren (Bonn, Leipzig, Dresden) ließ sich Groth 1858 in Kiel als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur nieder, wurde 1866 Professor. In den siebziger Jahren wurde sein Ruhm durch Reuters Erfolge verdunkelt. Es ist ungerecht, die beiden miteinander vergleichen zu wollen. So hübsch die kleinen Erzählungen Groths sind, hat er doch nichts von der breit ausladenden epischen Kraft und echten Erzählernatur des Mecklenburgers, der andererseits an eigentlichem Dichtertum und künstlerischer Feinheit dem Dithmarschen nicht das Wasser reicht. Seit den achtziger Jahren bahnte sich denn auch die gerechtere Würdigung Groths wieder an, 1890 erhielt er gemeinsam mit Fontane den Schillerpreis, und sein achtzigster Geburtstag wurde im ganzen Lande gefeiert. Einige Monate später, am 1. Juni 1899, ist er gestorben.

Die gesammelten Werke Groths umfassen vier Bände. Dem ersten Quickborn-Band folgt noch ein zweiter mit dem gleichen Titel, der neben den späteren plattdeutschen Gedichten die beiden umfangreicheren Epen „De Heisterkroog“ und „Rotgetermeister Lamp un sin Dochder“ enthält. Der dritte bringt die plattdeutschen Erzählungen, der vierte neben den Erinnerungsbüchern (Ut min Jungsparadies) die hochdeutschen Gedichte, unter denen die an seine Frau durch tiefe Innigkeit ausgezeichnet sind.

Das Buch Klaus Groths bleibt der „Quickborn“. Aus diesem „lebendigen Quell“ sollte das ganze deutsche Volk schöpfen, er erschließt sich auch dem Oberdeutschen leicht. Wir haben nur ganz wenige Gedichtbücher von dieser Vielseitigkeit und kein zweites, das gleich ihm als Schöpfung eines einzelnen Menschen geradezu Herders Sammelbezeichnung „Stimmen

des Volkes in Liedern" übernehmen könnte. Nur Uhland und Mörike haben eine so unmittelbare Befruchtung durch das Volkslied erfahren. Bei Groth hat sie dahin geführt, daß selbst das ganz persönliche lyrische Erlebnis nicht im Ichton, sondern durch den Mund eines Volkstypus ausgesprochen wird. Wir sehen immer die plastische Gestalt des Sängers. (Orgeldreier, De Fischer, De Möller, De Melkdiern, De Krautfru, De olle Harfenistin usw.) Echt volksliedmäßig ist es auch, daß das Naturbild nicht selbständig erscheint, sondern mit einem menschlichen Erleben in Verbindung gebracht ist. Das Musterbeispiel dafür ist: As ik weggung.

Du brochst mi bet den Barg tohöch,
De Sünn de sack hendal:
Do säst du sachen, dat war Tid,
Un wennst di mit enmal.

Do stunn ik dar un seeg opt Holt
Grön inne Abendsünn,
Denn seeg ik langs den smallen Weg,
Dar gungst du ruhi hin.

Do weerst du weg, doch weer de Thorn
Noch smuck un blank to sehn;
Ik gung de anner Sid hendal:
Dar weer ik ganz alleen. —

Nös heff ik öfter Abscheb nam',
Gott weet, wa mennimal!
Min Hart dat is dar baben blebn,
Süht vun den Barg hendal.

Den Gipfel in dieser „Volkslieder"-Reihe bilden die Liebeslieder. Auch hier sehen wir den Burschen oder die Dirne, aus deren Herz das Lied aufspringt, zum Greifen vor uns. Die Zeilen und Strophen, die Groth aus alten Volksliedern übernommen hat, hat er dem Volke reichlich verzinst zurückgegeben. Manche seiner Gedichte (z. B. „O wult mi ni mit hebbn", „He sä mi so vel", „Lat mi gan, min Moder slöppt") sind in des Wortes alter Bedeutung Volkslieder geworden. Wundervoll ist in all diesen Liedern das Verhaltene der Empfindung, die entweder gar keine Worte findet oder scheu das heiße Verlangen hinter gleichgültiger Rede verbirgt.

He sä mit so vel, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He sä mi vun Lev un vun Himmel un Eer,
He sä mir vun allens — ik weet ni mal mehr!

He sä mi so vel, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he be mi so dull,
Ik schull em doch gut wen, un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer sä doch keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

Nu sitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi düch, ik muß segt hebbn: Wa geern, min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, so segg ik keen Wort,
Un hollt he mi, segg ik: Jehann, ik mutt fort!

Wie weit überlegen ist Groth dem vielgesungenen Rudolf Baumbach, aber auch Scheffel, wenn er den Ton des „fahrenden Schülers“ anschlägt („Vullmacht sin Tweschens“, „Wa heet se doch?“, „Dagdeef“).

Ganz einzig sind Groths Kinderlieder. Sie sind „Vœr de Gœrn“, also aus der kinderfrohen Seele des Erwachsenen heraus den Kindern vorgesungen. Was eröffnet er seinem kleinen Mädchen für glänzende „Utsichten“.

Un wenn min Hanne lopen kann,
So gat wi beidn spazeern,
Denn seggt de Kinne alltohop:
Wats dat vœrn lüttje Deern?

Un wenn min Hanne gröter ward,
So kriggt se'n smucken Hot,
Denn seggt de Kinner alltohop:
Wo ward min Hanne grot!

Un wenn se noch veel gröter ward,
So kennt se er ni mehr,
Denn seggt de Kinner alltohop:
Prinzessin keem derher!

Und wie in des „Knaben Wunderhorn“ gesellt sich zum Kinderlied das Tierstück. Es kann kein besseres tonmalerisches Stück geben, als die

„Aanten int Water,
Wat vœrn Gesnater!
Aanten in Dik,
Wat vœrn Musik!“

Die Geschichte, wie „Swinegel un Matten Has' inne Wett lepen“, kann uns zu den Idyllen überleiten. Die Geschichte selber ist ja bekannt, aber den tieferen Urgrund, wie es zur unsinnigen Wette kam, hat wohl doch nur Groth aufgeschürft. Als Probe seines behaglichen Erzählerhumors mögen diese über Swinegels Charakter aufklärenden Verse Aufnahme finden:

„Swinegel harr de slechte Mod:
Drunk he to vel, so prahl he grot,
Un keem't ins, dat de Dörst em quäl,
So drunk he jedesmal to vel,
Un Dörst — dat weer sin swacke Sit —
De quäl em fast to jeder Tid.“

Mit glänzender Virtuosität wird diese behaglich-ironische Weise aufgespielt im „Fischtog na Fiel“. Aber feiner und reiner klingt die Melodie, wenn sie ganz ohne Überlegenheit gesungen wird und der Dichter in den einfachsten Vorfällen des Lebens bei den schlichtesten Menschen den Hauch des Ewigen verspürt. Die unter dem Sammeltitel „Familjenbilder“ vereinigten Idyllen gehören zum Wertvollsten, was in dieser Gattung in deutscher Sprache vorliegt. Sie wachsen dann in natürlicher Verbreiterung zu den epischen Erzählungen „Hanne ut Frankrik“, „Peter Kunrad“, „Rumpelkamer“, und steigern sich in den späteren Schöpfungen „Rotgetermeister Lamp“ und „Düsterkroog“ zu echten Epen, die die zahllosen zur selben Zeit im Schwange stehenden „Gänge“ und „Mären“ weit hinter sich zurücklassen.

Gerade wenn man von dieser breiten holländischen Kleinmalerei herkommt, wird man durch den Balladendichter Groth überrascht, der eine Gedrängtheit des Ausdrucks und damit auch eine Verdichtung der Stimmung erreicht hat, wie wir ihr in unserer Balladenliteratur

kaum zum zweitenmal begegnen. Hier bewährt er auch eine Begabung für die Darstellung des Spukhaften und Unheimlichen, die man bei seiner sonst wohligen und heiteren Art niemals vermuten sollte.

He wak.

Se keem ant Bett inn Dodenhemd un harr en Licht in Hand,
Se weer noch witter as er Hemd un as de witte Wand.

So keem se langsam langs de Stuv un fat an de Gardin,
Se lücht un keek em ent Gesich un loehn sik œwerhin.

Doch harr se Mund un Ogen to, de Bossen stunn er still,
Se röhr keen Lid un seeg doch ut as Een de spreken will.

Dat Gresen krop em langs den Rügg un Schuder dœr de Hut,
He meen he schreeg in Dodensangst, un broch keen Stimm herut.

He meen he greep mit beide Hann' un wehr sik voer den Dod,
Un föhl mank alle Schreckensangst, he röhr ni Hand noch Fot.

Doch as he endli to sik keem, do gung se jüs ut Doer,
As Krid so witt, in Dodenhemd, un lücht sik langsam voer.

Der Reichtum der Sammlung ist kaum auszuschöpfen. Man müßte fast zu jedem Gedicht Stellung nehmen. Am wenigsten erfährt man vom Dichter selbst, denn auch das Persönlichste weiß er so einzukleiden, daß fast jeder andere es zu gewissen Stunden auf sich anwenden kann. So die Sehnsucht nach den Kindertagen, die er dem Bruder mitteilt: „Jk wull, wi weern noch kleen, Jehann, do weer de Welt so grot!" Auch die beiden Altersstücke „Ut den Swanenweg", zu denen er in seinem am Kieler Schwanenweg gelegenen Häuschen die Anregung gewann, steigen aus dem rein persönlichen ins typische Erleben. Denn eine solche Türe, wie Groth sie in „Min Port" besingt, hat ja jeder gehabt. —

Dithmarscher Volksleben hat Groth uns in seinem „Quickborn" geben wollen. Ein vollkommenes Kunstwerk von höchster persönlicher Prägung ist dabei entstanden, weil er eine vollkommene Verkörperung der besten Kräfte seines Stammes war.

Karl Storck



Städtebünde für Aufgaben der Volksbildung

Die „Deutsche Zeitung" brachte am 19. Februar einen Aufsatz: „Schöpferische Phantasie in der Politik", der mir für die Erörterung kunstpolitischer Fragen beachtenswert erscheint. Wenn ich den Verfasser recht verstehe, so wünscht er alles Wirtschaftliche und Außenpolitische zur Reichssache zu machen und den deutschen Einheitsgedanken dadurch außerordentlich zu stärken, daß er keine großen Gliedstaaten im Reich duldet, sondern das Ganze auflöst in einzelne Gaue nach Art der Schweizer Kantone oder der im Gebiet stark zu vergrößernden freien Städte.

Er will diese Einteilung auf das Heimatsgefühl gründen und auf diese Weise alle papierene Zusammenkleberei vermeiden.

Schon die Erörterung dieser Anregungen wird in unserem nach wie vor mit Schlagworten und Schreibtischweisheit arbeitenden Deutschland auf politischem Gebiet unmöglich sein. Da sie aber auf kunstpolitischem Gebiet von ungeheurem Segen sein könnten, sollte man wenigstens für alle Kulturfragen Verhältnisse zu schaffen suchen, die diesen Vorschlägen nahe kämen.

Wir brauchen in Deutschland die Schaffung natürlicher Mittelpunkte für das geistige und künstlerische Leben und müssen diesen Mittelpunkten die Möglichkeit zur Wirkung in einem bestimmten Umkreis geben, der mit ihnen durch das engere Heimatsgefühl verbunden ist. Alles, was innerhalb eines solchen Umkreises liegt, muß sich bei der Lösung von Aufgaben der Volksbildung gegenseitig anregen und helfen. Das Vernünftigste wäre ja wohl, wenn eben diese Kreise oder Gaue überhaupt die einzige Unterteilung des Reiches bildeten, wie in dem angeführten Aufsatz ausgeführt wird. Die Notwendigkeit einer anderen Unterteilung als für wirtschaftliche Sonderaufgaben und Kulturbestrebungen ist für den unbefangen Denkenden schlechterdings nicht zu erkennen. Aber wenn die Vernunft über die trockene Schwerfälligkeit der Hüter toter Überlieferungen nicht siegen kann, so muß man auf geistigem Gebiete eben zur Selbsthilfe schreiten.

Selbsthilfe ist nur möglich, wenn einesteils die Hauptstädte eines solchen „geistigen Kreises" erkennen, daß sie für die anderen Gemeinden mit sorgen müssen, während diese sich deren Führung anvertrauen, und wenn andernteils gleich oder ähnlich bedeutsame Städte keine Eigenbrödelei treiben, sondern sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen. Gerade jetzt nach dem Zusammenbruch sind die einzelnen mittleren Städte meist viel zu schwach, um Ersprießliches in Kulturfragen zu leisten.

Solcher Wahnsinn, wie er vor dem Kriege getrieben worden ist, daß z. B. Elberfeld und Barmen sich getrennt Orchester und Theater hielten, muß ein für allemal unmöglich sein. Gebe der Himmel, daß derartige spießbürgerliche Kirchturmpolitik und Zänkerei um Nebensächlichkeiten in Deutschland nicht erblich ist und als ewiger Fluch weiterlebt!

Alle Ausgaben für Bildungszwecke müssen die Städte, einzeln oder gemeinsam, aufbringen. Ich sehe durchaus nicht ein, warum man, wenn man das als besonderes Glied Deutschlands gefühlsmäßig völlig unzusammenhängende Preußen erhalten will, diesem Lande zumuten will, Gelder aufzubringen, aus denen in Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden „Landestheater" erhalten werden sollen. Warum sollen dann nicht auch Köln, Königsberg, Frankfurt, Magdeburg, Breslau usw. „preußische Landestheater" auf Staatskosten haben? Oder wenn Leipzig ein eigenes Theater und Orchester auf städtische Kosten bezahlt, warum soll das nicht auch Dresden tun müssen?

Wichtiger ist aber noch, daß die deutschen Mittel- und Kleinstädte sich die Bildungsmittel schaffen, die nötig sind, um allen Schichten des Volkes in ganz Deutschland den Zugang zu den geistigen Gütern zu schaffen, die wir unsern Vätern verdanken und die uns die besten unserer Zeitgenossen schenken.

Der einfachste Weg zu diesem Ziele scheint mir folgender: Die Verwaltungen der Städte und Gemeinden, die durch die Verkehrsmöglichkeiten und bereits bestehende wirtschaftliche Verbindungen aufeinander angewiesen sind, treten miteinander in Fühlung zur gemeinsamen Inangriffnahme größerer Unternehmungen für Bildungszwecke. Entsprechend der Größe, der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und dem Anspruch auf Benützung der Bildungsmittel wird der Anteil berechnet, den die einzelne Gemeinde zu dem gemeinsamen Unternehmen zu leisten hat, für das ein gemeinsamer Verwaltungsrat einzusetzen ist.

Es wird sich besonders handeln um Theater, Orchester, Heimat- und Kunstmuseen, wissenschaftliche und sonstige Vorträge. Man wird ohne weiteres einsehen, daß alle Arbeit, die auf diese Dinge verwandt wird, um ein Vielfaches mehr ausgenützt und bedeutend verbilligt werden kann, wenn sie einer größeren Reihe von Gemeinden zugute kommt.

Ein solcher Städtebund kann leicht das ersetzen, was bisher die Höfe in den kleinen Staaten für das Geistes- und Kunstleben bedeuteten; ja er wird noch viel Wertvolleres leisten können als diese.

Ich denke bei allen diesen Dingen nicht etwa phantastisch und schwärmerisch-verstiegen, sondern ganz nüchtern rechnerisch. Für die besseren deutschen Orchestermusiker würde sich



z. B., wenn wir uns etwa nur 30 neu zu gründende Städtebundorchester denken, die Zahl der zur Verfügung stehenden künstlerisch und wirtschaftlich annehmbaren Stellungen wesentlich erhöhen. Denn in den kleinen Städten waren die Musiker bisher gezwungen, neben ihrer oft wider ihren Willen unzulänglichen Konzerttätigkeit zum Tanze aufzuspielen. Das könnten sie künftig anderen Musikern überlassen, die ihre Tätigkeit darauf beschränkten, während die künstlerisch höher stehenden Musiker genügend reichliche rein künstlerische Tätigkeit fänden.

Ich habe bereits an anderer Stelle einmal darauf hingewiesen, daß ich z. B. meine Heimatstadt Zwickau als den gegebenen Sitz eines **Städtebundorchesters** ansähe, an dessen Erhaltung und Beschäftigung sich Glauchau, Werdau, Krimmitschau, Meerane, Reichenbach, Kirchberg und einige große Dorfgemeinden mit vielen Zehntausenden von Einwohnern beteiligen könnten. Die wichtigste Aufgabe dieses Orchesters wäre, diese Städte mit ausgezeichneten, auf höchster Stufe stehenden **volkstümlichen Konzerten** zu versorgen und je nach der Größe der Städte die nötige Anzahl von Symphoniekonzerten zu veranstalten. Da in Friedenszeiten der Mittelpunkt Zwickau nach jedem Konzert bequem erreichbar ist, wäre der Plan durchaus zu verwirklichen. Die aufgewandte Mühe für das Studium großer Orchesterwerke könnte in fünf und mehr Aufführungen an den verschiedenen Orten ausgenützt werden, künstlerisch bedeutsame Solokräfte mit viel weniger Kosten gewonnen werden.

Ich sehe z. B. auch nicht ein, weshalb eine Stadt wie Dresden nicht mit Freiberg, Bautzen, Meißen und Pirna eine ähnliche Vereinbarung treffen soll, bei der die Beitragsleistung der kleineren Städte natürlich entsprechend der Beteiligung an der Beschäftigung des Orchesters viel geringer wäre. Im Rheinland finden sich ähnliche Möglichkeiten in Menge. Es kommt nur auf den guten Willen, auf Großzügigkeit der Gesinnung, Unterdrückung aller örtlichen Eitelkeiten und sachgemäße Einrichtung durch erfahrene Männer an.

Hier könnten die sozialdemokratischen Mitglieder in den Stadtverwaltungen jetzt, da sie meist ausschlaggebend sind, zeigen, daß es ihnen ernst ist mit der Volksbildung.

Für die **Städtebundtheater** müßte mit allen Kräften die Bühnengenossenschaft wirken, indem sie entweder weitere in eigene Verwaltung nähme oder die Städte bei deren Gründung mit Rat und Tat unterstützte. Dringend notwendig ist dabei die **völlige Ausschaltung des Unternehmertums**, das über kurz oder lang doch nur Wanderschmieren liefert! Nein; die Städte müssen auch hier **gemeinsam verwaltete städtische Unternehmungen** schaffen, die der Volksbildung dienen.

Leicht ließen sich auch weitere Bildungsunternehmungen, wie Vortragsreihen von Gelehrten und Künstlern, durch den gemeinsamen Verwaltungsrat des Städtebundes für Bildungszwecke in viel umfassenderer, volkstümlicher und billigerer Weise verwirklichen als bisher.

Und schließlich könnten gemeinsame Museen, deren Bestände in Wanderausstellungen durch die dem Städtebund angeschlossenen Gemeinden gingen, solche Schichten des Volkes mit Kunst, Kunstgewerbe, Naturwissenschaft, Heimatkunde und Ähnlichem vertraut werden lassen, die bisher zu alledem keinen Zugang kannten.

Bei der Verwirklichung des Gedankens handelt es sich um etwas Grundsätzliches: Da die deutschen Politiker voraussichtlich die nie wiederkehrende Gelegenheit, Deutschland so zu gliedern, daß immer Teile verbunden sind, die durch das Heimatgefühl innerlich zusammen gehören, versäumen werden, da diese für die Kulturentwicklung des neuen Deutschland so wünschenswerte Gliederung in übersehbare, von selbst zusammenhaltende Teile unterlassen werden wird, müssen die deutschen Gemeinden, die fühlen, daß sie zusammengehören und aufeinander im besonderen angewiesen sind, sich zur Inangriffnahme aller Bildungsaufgaben von sich aus zusammenschließen zu **geistigen Städtebünden**.

Wird die deutsche Eigenbrötelei und Kleinlichkeit sich soweit überwinden können, daß sie diese für den geistigen und künstlerischen Aufbau des neuen Deutschlands so wichtige grundlegende Entscheidung zum Zusammenschlusse und zu gemeinsamer Arbeit trifft? Oder werden

wir weiterhin entweder gar nichts oder die unfruchtbare, halbe und mühselige Arbeit einzelner Mittelstädte haben, die den Aufgaben allein nie gewachsen sind, und daneben den Geschäfts- und Fabrikbetrieb der Großstädte?

Es steht mehr auf dem Spiele für Deutschland, als die meisten ahnen, wenn auf diesen Gebieten jetzt durch Unterlassen oder durch verkehrte Maßnahmen gesündigt wird.

Es gilt, das ganze Volk innerlich tüchtig zu machen für die unübersehbaren, unendlich schweren Aufgaben der deutschen Zukunft! Dr. Georg Göhler



Amtliche Graphik

Das Rätesystem, das in übertriebener und überhitzter Anwendung zu Tode gehetzt zu werden droht, hat zum Kern den guten und natürlichen Gedanken, daß beim Betrieb der großen Staatsmaschine an jedem Teile die Sachkundigen mitarbeiten. Bei allen künstlerischen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens würden also die Künstler ratend und tatend mitzuwirken haben. Das scheint so natürlich, als ob es immer so gewesen sein müßte. Es ist aber nicht der Fall. Eines der auffälligsten Versäumnisbeispiele ist alles, was unter den Begriff amtlicher Graphik fällt. Von den Briefmarken angefangen, über das Papiergeld — mit dem Metallgeld steht es nicht besser — bis zu den großen Wertpapieren, z. B. der Kriegsanleihe, dann aber überhaupt für all das tausenderlei Schriftwerk, das im öffentlichen Dienste verwendet wird, hatte bei uns in Deutschland in den letzten Jahrzehnten der berufene Künstler nicht mitzusprechen. Der Nachdruck ist auf „berufen“ zu legen, weil gelegentlich Künstler herangezogen wurden. Aber dann geschah es von einem ganz falschen Standpunkte aus.

Es ist wohl nicht mehr nötig, einem vernünftigen Menschen zu begründen, daß eine sachdienliche Gestaltung aller dieser Dinge von großer Wichtigkeit ist. Ich vermeide das Wort „künstlerisch“ absichtlich; denn wenn die Sache in allen diesen Fragen richtig erfaßt wird und das dieser Sache am besten Dienende zur Anwendung kommt, ist damit eine künstlerische Lösung bereits gewährleistet.

Es herrscht wohl allgemeine Einigkeit darüber, daß das großmächtige Deutschland der letzten Jahrzehnte die häßlichsten Briefmarken und das häßlichste Geld der ganzen Welt hatte. Mit den staatlichen Wertpapieren steht es nicht besser, und auch was an Formularen bei Ordens- und Titelverleihungen u. dgl. verwendet wurde, war auf einem Tiefstande angekommen. Es ist keineswegs immer so gewesen. Die alten deutschen Postwertzeichen der verschiedenen Bundesstaaten und des Thurn und Taxisschen Postgebietes waren hervorragend schön, und die alten preußischen Talerscheine sind ganz köstliche kleine Kunstwerke. Es ist mit jedem Neudruck schlechter geworden. Bei den Briefmarken waren die bis Mitte der achtziger Jahre gültigen Reichspostmarken mit dem geprägten Adler im kleinen runden Schilde vielleicht etwas steif, aber doch durchaus einprägsam. Sie wurden von den wesentlich geringwertigeren, über das ganze Feld durchgeführten heraldischen Adlern abgelöst. Aber wie gut war noch diese Marke im Vergleich zur nachfolgenden Germania. Nur Bayern hat eine gewisse Höhe bewahrt; es hat sich am längsten sein geprägtes Wappenwerk erhalten, und als es dieses aus technischen Gründen bei der Massenherstellung aufgeben mußte, hat es wenigstens für die Postkarten in der ganz heraldischen Zeichnung Otto Hupps etwas Vorzügliches zustande gebracht. Weit geringwertiger sind die bayerischen Marken mit dem Königsbildnis, einmal wohl, weil dieses Bildnis nach einem von ganz anderen Gesichtspunkten aus geschaffenen großen Bilde verkleinert ist, dann aber hauptsächlich, weil man sich nicht zu der auf vielen alten Marken

bewährten scharfen Profilstellung entschlossen hat, die eine reine Stilisierung und damit die Freiheit von realistischer Ähnlichkeit gestattet.

Künstlerische Erziehungswirkungen entziehen sich einer sicheren Abgrenzung. Aber es ist ganz sicher, daß eine sachlich gute und schöne Lösung eines so alltäglichen Gebrauchsgegenstandes, wie Postwertzeichen und Geld, ganz unvermerkt auf jeden von erzieherischem Einfluß ist. Die negative Wirkung ist noch stärker; schlechte und geschmackswidrige Lösungen wirken auf die Dauer ganz verheerend. Ich glaube nicht, daß bei einem besseren staatlichen Vorbilde für das Notgeld einiger Städte so geradezu widerwärtige Lösungen möglich gewesen wären. Als schlimmstes Beispiel sei auf den Fünfzigpfennigschein der Stadt Niederlahnstein hingewiesen, dessen Abbildungen die Runde durch unsere Zeitungen gemacht haben, aber keineswegs etwa, um als abschreckendes Beispiel hingestellt zu werden. Der Schein zeigt die Abbildung der spätgotischen Johanniskirche, darunter die Zahl 50, links davon ein angeschnittener Schinken mit dem Zitat: „Zarte Sehnsucht, süßes Hoffen", rechts drei Rüben mit der Unterschrift: „So leben wir, so leben wir", der Hintergrund mit Stadtwappen bedeckt. Solche am Stammtisch beschlossene Verwurstelung ehrwürdiger Denkmale und bekannter Dichterworte mag in einer ulkigen Bierzeitung am Platze sein, wo sie jedoch in das Äußere amtlicher Dokumente eindringt, da kann doch die Geschmacks- und Begriffsverwirrung kaum mehr übertrumpft werden.

Gewiß sind auch einwandfreie Notgeldscheine erschienen, wie ja überhaupt in den letzten Jahren die Fälle sich mehrten, daß Wertpapiere privater Herkunft, Aktienscheine u. dgl. genau wie ein großer Teil der deutschen Geschäftsreklame für den hohen Stand der deutschen Buchkunst Zeugnis ablegten. Doch ändern diese sporadischen Erscheinungen nicht viel an dem Gesamtbild. Wenn einmal in späteren Zeiten die Drucksachen, Wertpapiere und sonstigen bildnerischen Äußerungen offizieller Natur aus der Zeit des großen Krieges zusammengestellt werden sollten, wird man mit Erstaunen wahrnehmen, welche Kluft zwischen den gewaltigen Geschehnissen der Zeit und der Form ihres dokumentarischen Niederschlags gähnt, während das eigentliche Kunstwollen der Epoche den Tatereignissen schon um Jahre vorausstrebte. Auf der „Bugra", dieser großen Schaustellung der Druckerzeugnisse aller Länder, dieser unblutigen Wahlstatt, auf der die Völker ihr Können maßen, war die Überlegenheit deutscher Buchkunst offensichtlich geworden, noch ehe der beginnende Weltkrieg diesem friedlichen Wettstreit ein vorläufiges Ziel setzte. Und welches Bild bieten dabei die amtlichen Dokumente? Eine Hochflut abscheulicher Mißgeburten drucktechnischer, schriftkünstlerischer und ornamentaler Natur in denselben Jahren, wo wir in Deutschland unbestrittenermaßen die eigenartigste und beste Typographie der Welt aufweisen, wo wir als einziges unter allen Völkern der Erde gerade über diejenigen Kräfte in größerer Zahl verfügen, die den in Frage stehenden Aufgaben eine spezialistische Bildung entgegenbringen, wo an jeder kleinen Kunstgewerbeschule, in jedem Provinzstädtchen eine Anzahl junger schöpferischer Begabungen zur Betätigung hindrängen.

Diese letzten Sätze sind einer unter Mitwirkung des „Deutschen Werkbundes" erschienenen Schrift „Amtliche Graphik" des trefflichen Schriftkünstlers F. H. Ehmcke (München, Hugo Bruckmann) entnommen. Dem vorzüglichen Text ist eine große Zahl von Abbildungen amtlicher Graphik aus allen Staaten der Welt beigegeben. Wenn diese Schrift an den amtlichen Stellen mit der ihr gebührenden Aufmerksamkeit studiert worden wäre, hätte wenigstens die neue Regierung ihren Willen, mit der üblen Gepflogenheit der alten zu brechen, in die Tat umsetzen können. Einstweilen scheint es aber auch hier mehr bei Programmreden zu bleiben. Die neue Fünfzigmark-Reichsbanknote hat das kaum für möglich Gehaltene fertig gebracht, die vorangehenden noch an Häßlichkeit zu übertrumpfen. Der einfache Biedermeier-Schriftsatz, der auch schöner gegeneinander abgewogen sein könnte, ist von einem wulstigen, schweren Barockrahmen umgeben. Die Rückseite sieht aus, als ob auf die Abbildung eines

sehr protzig gerahmten Spiegels aus den achtziger Jahren ein Rokokorahmenornament aufgelegt worden wäre.

Für die zur Erinnerung an die deutsche Nationalversammlung 1919 geplanten Briefmarken aber hat man den Weg des Preisausschreibens beschritten, obwohl sich bei solchen, wie Ehmcke richtig ausführt, erfahrungsgemäß die berufensten Kräfte nicht beteiligen. Das Ergebnis ist bei 4700 Einsendungen denn auch recht dürftig. Vor allem zeigt sich, daß gerade auf diesem Gebiete von Außenseitern nichts zu erwarten ist. Die Ausstellung der Bemühungen der Dilettanten ist von verzweifelnder Komik. Aber auch die Künstler vergreifen sich zumeist. (So hat die Schweiz für ihr Papiergeld mit Hodler Mißerfolg gehabt.) Es kommt hier nicht auf irgendeine Symbolik an, es sollen keine Bilder geschaffen werden, sondern Briefmarken. Das ist ein scharfumrissenes Sondergebiet innerhalb der bildenden Kunst, und gute Lösungen sind zu allererst zu erwarten, wenn man die auf diesem Gebiete bewährten Kräfte mit diesen Arbeiten beauftragt. So ist es in der älteren Zeit, die hier fast nur Gutes aufzuweisen hat, immer geschehen.

Ich möchte noch einige grundsätzliche Ausführungen aus Ehmckes Schrift hier anfügen und sie aufs eindringlichste der Befolgung empfehlen. „Einige wenige der unzähligen Dinge seien erwähnt, die der Staatshaushalt in seinen vielen Verästelungen umschließt und die, der Pflege bedürftig, jeder helfenden Hand entraten: Da sind die Fracht- und Steuerstempelmarken, die mannigfachen dem Postwertzeichen verwandten Spielarten ähnlichen Schlages, von denen die bereits angeführte Zigarettenbanderole nur ein besonders auffallendes Beispiel war. Da sind die verschiedenartigen Diplome, die Begleittexte für Ordensverleihungen, die Rentenbriefe, die Schuldverschreibungen der Provinzen, Landschaften und Gemeinden. Da ist, um nur etwas ganz Naheliegendes von Tagesgeltung zu nennen, die ganze Fülle der durch den Kriegszustand verursachten Lebensmittelkarten, Bezugscheine usw., die doch auch von Interessenten gesammelt, später einmal ein Zeugnis ablegen sollen von der Leistungsfähigkeit unserer Zeit. Dem Volkswirtschaftler mag es grausen, wenn er hört, daß für all diese Dinge ein schmuckes Äußere gefordert wird und ihm wird vor den Summen schwindeln, die er glaubt für ihre Veredelung in Rechnung setzen zu müssen. Dabei käme es in den meisten Fällen doch nur darauf an, an Stelle einer unschönen Schrift eine bessere zu wählen, durch die Zusammenstellung passender Farben eine Wirkung zu steigern, kurz und gut, durch kluge und bewußte Ausnutzung der vorhandenen Mittel den alltäglichsten Dingen die beste Seite abzugewinnen, ihnen wieder wie in früheren besseren Zeiten einen Abglanz jenes Unwägbaren zu verleihen, das dem ganzen geistigen Leben der Zeit seinen Stempel aufdrückt. Sehr häufig wird dabei eher ein Zuviel an Aufwand, das den jetzigen Beständen so unliebsam anhaftet, vermieden werden und schlichteren Bildungen Platz machen, denen noch der Vorzug größerer Wohlfeilheit als Empfehlung dient.

Wenn eine Erwerbsgesellschaft wie die A.E.G. sich für die formalen Aufgaben ihres Betriebes einen Peter Behrens leisten kann, so hieße es dem Staatssäckel doch nicht zuviel zugemutet, wenn man Künstler als eigens dafür bestallte Beamte die Formgebung all der amtlich benötigten Dinge überwachen ließe. Das gleiche gilt von den Kommunen. Eine moderne Großstadt, ja selbst ein Gemeinwesen von mittlerer Größe hat einen ständigen Bedarf an Drucksachen und künstlerischen Arbeiten verschiedenster Art. Hier ist ein Ehrenbürgerbrief zu schreiben, dort ein Rechenschaftsbericht zu drucken. Heute erfordert eine Feierlichkeit die Ausschmückung der Tischkarten, womöglich des Festsaals oder ganzer Straßenzüge, morgen wird für einen bei einem Wettstreit zu stiftenden Pokal eine Widmung verlangt. Bald ist für ein städtisches Unternehmen ein Plakat, ein Inserat oder sonst eine Werbeschrift vonnöten, bald für eine Straßensammlung die Gestaltung der Sammelbüchsen, der Listen und Armbinden. Dazu kommen die laufenden Arbeiten, wie die Beschriftung der Straßenschilder und vieles andere mehr. All diese bisher zumeist ungepflegten Dinge könnten eine Form erhalten,

die ihr jetzt abstoßendes Äußere zu einem gefälligen macht, sie würden aber auch eine Persönlichkeit, die es ernst mit der Verantwortung nimmt, vollauf in Anspruch nehmen. Wo die Arbeiten nicht zahlreich genug sind, um einen Menschen ganz zu beschäftigen, ließen sich die Aufträge von Fall zu Fall vergeben. Es wird aber auch Gelegenheiten geben, wo sich beide Verfahren nebeneinander anwenden lassen. Dadurch würde eine etwa gefürchtete zu starke Einseitigkeit vermieden, wenn es auch andererseits viel für sich hätte, wenn die Lebensäußerungen einer bestimmten Stadt ihr besonderes Gepräge erhielten. In den meisten derartigen Fällen wird übrigens die geeignete Persönlichkeit schon vorhanden sein, nur daß sie als Lehrer an einer staatlichen oder städtischen Kunstgewerbeschule für praktische Aufgaben kaltgestellt sein dürfte." St.

Aus dem Kunstleben des Tages

Es ist eine das bisherige unlebendige Verhältnis von Kunst und Volksleben kennzeichnende Erscheinung, daß die gegen den von der Entente geplanten Kunstraub veranstaltete Protestversammlung im engen Saale der Akademie der Künste vor einer fast nur aus Fachgenossen bestehenden Zuhörerschaft stattfand, während es notwendig gewesen wäre, dafür den einheitlichen Willen der weitesten Volkskreise aufzurufen. Wie der Hauptredner Otto Grautoff in einem sachkundigen Vortrage ausführte, ist es bei den Franzosen alte Überlieferung, ihre Kriege auch zu Kunstraubzügen zu benutzen. Nicht erst Napoleon hat die Entführung der wertvollen Kunstwerke aus jenen Ländern, in die ihn seine Kriegszüge führten, nach den französischen Museen glänzend organisiert. Er hatte in Ludwig XIV. und noch früheren Herrschern dafür die besten Vorbilder. Das Gezeter, mit dem die Franzosen gleich zu Beginn des jetzigen Feldzuges uns des planmäßigen Kunstraubes in den eroberten Gebieten beschuldigten, bezeugte nur diese den Franzosen ganz natürliche Auffassung eines „Erobererrechtes". In Wirklichkeit haben die amtlichen deutschen Stellen niemals an einen solchen Kunstraub gedacht, sie haben keinen Augenblick darüber Unklarheit gelassen, daß die Entführung gefährdeter Kunstwerke ins sichere Hinterland der Rettung dieser Kunstwerke galt, die oft genug nur mit dem Einsatz des Lebens deutscher Soldaten zu bewirken war. Auch die privaten und unverantwortlichen Stimmen, die eine solche Aneignung von Kunstwerken des Feindeslandes forderten, waren ganz vereinzelt. Es ist aber für die im heutigen Deutschland unseren Feinden gegenüber übliche Knechtseligkeit mancher Kreise und ihren blödsinnigen, weil selbstzerstörerischen Haß gegen alles Tun der vorrevolutionären Regierung bezeichnend, daß diese für uns ungünstigen Ausnahmefälle eine weit stärkere Betonung fanden, als die heldenmütige Selbstaufopferung im Dienste der Kunst. Auch von den offiziellen Rednern des Tages wurde die unvermeidliche Zerstörung der Kunstwerke im Kriegsgebiete nicht zur Genüge als das Werk beider Seiten hervorgehoben. Wir müßten doch endlich von den Feinden gelernt haben, daß in diesem Kriege jede Entschuldigung als Selbstanklage wirkt und die heftigste Beschuldigung des Gegners bei jeder sich bietenden Gelegenheit so selbstverständlich geworden ist, daß ihr Nichterheben als Eingeständnis gedeutet wird, es sei kein Grund zur Anklage vorhanden. Doch in dieser Hinsicht scheinen wir ja nichts lernen zu können. Auch der Optimismus scheint unausrottbar; denn der Kunsthistoriker der Berliner Universität, Professor Goldschmidt, verlor über aller wehmütigen Klage wegen des drohenden Verlustes nicht den Optimismus, daß alles doch wohl noch ganz gut gehen werde, da ja die offiziellen Stellen der feindlichen Länder sich die Forderungen noch nicht zu eigen gemacht hätten. Als ob die Entente nicht schon die ganze Zeit her in einem teuflisch fein ausgearbeiteten System die ungeheuerlichsten Forderungen von „unverantwortlicher" Seite andauernd in der breitesten Öffentlichkeit und vor allem auch bei uns in Deutschland verbreiten ließe, wo-

durch schließlich eine Stimmung erzeugt wird, in der dann eine etwas herabgeminderte offizielle Forderung bereits als eine preisliche, uns freudig überraschende Mäßigung des Feindes erscheint.

Wie verwegen die Begehrlichkeit unserer Gegner geworden ist, geht daraus hervor, daß sie nicht nur die ausländischen, von uns ganz rechtens erworbenen Kunstwerke verlangen, sondern auch urdeutsche Kunstschöpfungen, wie die Bildwerke des Bamberger und Naumburger Domes. Welch fürchterliche Barbarei liegt schon in dem Gedanken, die Stifter-Statuen des Naumburger Domes zu entfernen. Sind sie doch nicht nur geistig eins mit dem Bauwerke, sondern auch im Material, da sie aus dem Werkstein herausgearbeitet sind. Es würde also nicht nur das Bauwerk geschändet, sondern auch die Kunstwerke selbst in ihrem Werte herabgesetzt. Nein, dazu darf es nicht kommen. Wäre unsere ganze Kunsterziehung mehr im Nationalen verankert, so würde ein Entrüstungssturm durch das Volk gehen. Vielleicht daß die Bedrohung dieses von den Urvätern ererbten Besitzes nun eindringlicher wirkt, als das verhältnismäßig kärgliche Lob, das unsere landläufige Kunstschreiberei dafür aufbrachte.

Nicht immer ist das Wegnehmen ein Schaden. Das Unlebendige in der Verwendung alter Stilarten offenbart sich am schreiendsten in der Überladung mit Schmuckstücken. Da das Ganze nicht organisch gewachsen ist, glaubt man durch das Anbringen von „Kunst" an hundert Einzelstellen eine Bereicherung erzielen zu können. Das schlimmste Beispiel dieser Architektur war der Berliner Dom. Gerade zwischen den großzügigen, auf die wesentlichen Linien gebrachten Bauten des Schlosses und des Alten Museums wirkte seine zerklüftete Silhouette mit den zahllosen Zutaten eines willkürlichen Zierats besonders unglücklich. Es war ein wahres Kupferlager in Galerien und Schmuckstücken angebracht, das so wenig mit dem Kern des Bauwerks zusammenhing, daß es wie angeschraubt wirkte. Nun, das läßt sich auch wieder abschrauben. Schon die Materialnot des Krieges hatte diesen Gedanken nahegelegt, und das neue Mitglied unserer Akademie, Professor Bestelmeyer, hatte dafür einen Plan ausgearbeitet. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn dieser Plan auch jetzt noch zur Ausführung käme. Man braucht nur die beiden Bilder nebeneinanderzuhalten, um zu erkennen, wieviel wuchtiger und größer der Dom wirken würde, wenn er von diesem Aufputz befreit wäre. Freilich genügt das noch lange nicht, um ihn künstlerisch würdig zu machen, vor allem müßte auch das Innere umgearbeitet werden.

Das ist nicht der einzige Fall, in dem durch Wegnehmen oder völliges Beseitigen die Schönheit Berlins wesentlich gesteigert werden könnte. Es sind auch eine ganze Reihe von Denkmälern, die wir zum Vorteil für die Kunst entbehren könnten und deren geschichtlicher Wert auch von jeher gering war. Leider wird die „neue" Zeit schon dafür sorgen, daß die freiwerdenden Plätze sich nicht allzu lang einer von einem Denkmal ungestörten Schönheit erfreuen. Man durfte gespannt sein, welcher Denkmalsvorschlag der erste sein würde. Die Antwort ist sehr lehrreich. Berliner Zeitungen veröffentlichen einen Aufruf für ein Heine-Denkmal: „Die schwere Krise, die das Deutschtum der Gegenwart bedroht, drängt zum festen Zusammenschluß auf einem Gebiete, auf dem das ‚Volk der Dichter und Denker' eine unantastbare Heimat hat. Sie heißt Literatur. Einem Sänger, dessen Namensklang uns Lieder und Melodien im Herzen wach werden läßt, so sicher und leicht, wie die Maiensonne den Frohsinn, einem Heine, unserem Heinrich Heine, hat eine Partei die übliche Ehrung vor der Öffentlichkeit in Form eines Denkmals versagt, weil er sich mit der Virtuosität seiner Feder am Militarismus vergriffen hatte. Sollte es uns heute nicht ein leichtes sein, auch hier den Rest einer Kette abzustreifen, die nicht minder beschämend war, als alle andern? Würde ein Denkmal Heines nicht auch ein Symbol der Parteienversöhnung sein?"

Es ist also ein Ausschuß für ein Heine-Denkmal in Berlin gebildet worden, das ein rechtes „Volks"denkmal werden soll. „Unter Vermeidung übermäßiger Inanspruchnahme besonderer Kapitalsquellen soll dem Volke Gelegenheit gegeben werden, seinem volkstümlichsten Lyriker und großen Demokraten aus den geringen Einzelbeiträgen seiner ungeheuren



Anhängerschaft eine ihm bisher vorenthaltene Ehrung beweisen zu dürfen." Nun werden wir doch entschieden herrlichen Zeiten entgegengehen.

Wenn, wie auch die begeisterten Verehrer Heines zugeben werden, das deutsche Volk durch die Sorge um die baldige Errichtung eines Heine-Denkmals sicher nicht belastet wurde, so sieht die Schar der ernsten Kunstfreunde mit wachsender Besorgnis der Entwicklung unserer bisherigen Hoftheater entgegen. Es ist ja gewiß an diesen Hoftheatern nicht alles so gewesen, wie es hätte sein sollen; gerade streng national gesinnte Kreise haben lebhafte Klage geführt. Aber alles in allem genommen haben diese Hofbühnen einerseits für die Dezentralisation der Kunst, andererseits für die Erziehung eines gediegenen Schauspielerstandes viel mehr geleistet, als man sich bisher gegenwärtig hielt. Erst die Zukunft wird bei einer völligen Entfesselung aller das Theaterleben treibenden Kräfte erweisen, wieviel Förderung in jenen Zuständen lag, die mancherseits mit Vorliebe nur als Hemmungen hingestellt wurden. Die Verhandlungen, die am ersten Aprilsonntag zwischen dem Kultusminister, dem Minister des Innern und der Finanzen einerseits und einer Abordnung von Regie- und Spielmitgliedern der bisher königlichen Theater nebst den Vertretern der Schauspielergenossenschaft andererseits geführt wurden, dürften doch manchem die Augen dafür geöffnet haben, was manche Leute unter Sozialisierung verstehen. Der Führer der Schauspieler, Rickelt, lehnte den von der Regierung ausgearbeiteten Verfassungsentwurf für die Staatstheater rundweg ab. Er wollte alle Gewalt den Schauspielern gegeben wissen, die nicht nur auf die geschäftliche, sondern auch auf die künstlerische Führung den ausschlaggebenden Einfluß haben sollten. Der von ihnen zu wählende Direktor hätte kaum mehr als eine Scheingewalt. Selbst die Anstellung von Mitgliedern, die Verteilung der Rollen, die Annahme von Stücken müsse Sache der Schauspieler sein. Daß das künstlerisch eine Ungeheuerlichkeit bedeuten würde, kann nur völlige Unerfahrenheit oder absichtliche Blindheit verkennen. Der Schauspieler ist seiner Natur nach darauf bedacht, sich selbst zur Geltung zu bringen. Nach den ihm dafür gebotenen Möglichkeiten schätzt er das Kunstwerk ein. Es ist ja bekannt, wie auch die größten Schauspielervirtuosen mit den Dichterwerken umgegangen sind. Einerseits war ihnen jedes Machwerk recht, wenn es ihnen eine Bombenrolle gab, andererseits wurden die größten Meisterwerke vergewaltigt, um den Komödiantenehrgeiz zu befriedigen. Eine wahrhaft künstlerische Regie ist bei diesem Geiste unmöglich; denn sie beruht auf der Unterordnung aller einzelnen unter die Gesamtidee des Kunstwerks.

Sehr lehrreich war ein kleiner Zwischenfall. Der Führer der Schauspieler, der seit Jahren sich als Vorkämpfer eines sozialen Kunstbetriebs aufspielt, forderte die Ermäßigung der Eintrittspreise, auch wenn die Autoren dann weniger verdienten. Den logischen Einwurf, daß dann doch vor allem die Schauspielergagen herabgesetzt werden müßten, wies er dagegen als völlig undenkbar zurück. Das ist das richtige: Immer schön sozial auf Kosten der andern und zum eigenen Vorteil. Die Verhandlungen mußten unentschieden abgebrochen werden. Es wird natürlich, wie jetzt üblich, zu einem Vergleich kommen, der die Vorstufe zum Hinabgleiten nach dem Radikalismus ist. Aber man hüte sich mit derartigen Versuchen auf künstlerischem Gebiet. Daß uns die ehedem königlichen Theater viel schuldig geblieben sind, ist gerade an dieser Stelle oft scharf gerügt worden. Die Hauptschuld war das Versagen gegenüber einer wahrhaft volkstümlichen, dabei gleichzeitig von neuem Geiste erfüllten dramatischen Dichtung. Nach der Richtung könnte nur ein Narr von einer Schauspielerherrschaft Besserung erwarten; denn gerade aller echt deutschen Dramatik liegt das Virtuosenhafte fern. Auf der andern Seite aber wird die gelockerte Disziplin, vor allem bei der Oper, sehr rasch die Leistungen herabsetzen und in wenigen Monaten mehr zerstören, als in vielen Jahren mühseliger Arbeit aufgebaut werden kann. Wenn die demokratischen Herrschaften wirklich volkstümlich fühlen, d. h. dem Volke Gutes bieten wollen, so werden sie sich daran gewöhnen müssen, daß in der Kunst alles Wertvolle aristokratischen Geistes ist. K. St.



Der Aufbau der musikalischen Volkskultur

Es ist in diesen Tagen der allgemeinen Organisation gelungen, auch die Berufsverbände der deutschen Tonkünstler zu vereinigen. Den Satzungen entnehmen wir folgende Abschnitte:

Der Zweck der Vereinigung ist, durch Förderung des musikalischen Schaffens, der musikalischen Erziehung und der öffentlichen Musikpflege an der Hebung der allgemeinen Volkskultur mitzuwirken sowie die gemeinsamen kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Interessen des Tonkünstlerstandes wahrzunehmen und im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Die Vereinigung stellt sich insbesondere folgende Aufgaben:

I. Erweiterung der Zuständigkeit des Reichs auf allgemeine Kulturaufgaben und namentlich auch solche der musikalischen Volkskultur, deren Lösung eine einheitliche Regelung für das ganze Reich erfordert, unbeschadet der verfassungsmäßig den einzelnen Bundesstaaten gewährleisteten Zuständigkeit.

II. Die musikalische Volkskultur. 1. Vervollkommnung des musikalischen Unterrichts in allen für die Volkserziehung bestimmten Schulen, Förderung musikalisch begabter Volksschüler durch einen den Schulen angegliederten Unterricht. 2. Förderung künstlerischer Musikpflege im Vereinswesen. 3. Regelmäßige und systematische, aus öffentlichen Mitteln zu unterstützende Veranstaltung von musikalischen Volksaufführungen. —

Für die Allgemeinheit sind die Bestrebungen zur musikalischen Volkskultur am wichtigsten. Ich habe zu der knappen Fassung in den Satzungen eine „Erläuterung" geschrieben, die ich hiermit einer größeren Öffentlichkeit unterbreite, weil ihre Mitwirkung der Sache nur von Vorteil sein kann.

Es ist eine grundsätzliche Umstellung im Ziele des der Musik gewidmeten Schulunterrichts anzustreben. Der allgemeine Schulunterricht hat nicht die Aufgabe, die Schüler zu Kunsttechnikern zu erziehen, sondern sie zum Verständnis der Kunst, zur Aufnahmefähigkeit zu bilden. Die dem Deutschunterricht angegliederte Literaturstunde versucht nicht, die Schüler zu Dichtern, auch nicht zu Deklamatoren zu machen, sondern durch eindringliche Beschäftigung mit Werken der Dichtkunst Verständnis für Poesie zu erwecken und den Schüler anzuleiten, selber den Weg in Dichters Lande zu finden und damit den Dichter zu verstehen.

Ebenso kann der Musikunterricht nicht die Aufgabe haben, die Schüler zu Sängern auszubilden, noch den, ihnen einen mehr oder weniger großen Vorrat von Liedern einzupauken, vielmehr soll die Musikempfänglichkeit gesteigert werden durch Erziehung des Musikhörens, Bildung des Geschmacks für rhythmische, melodische und harmonische Schönheit. Das allgemeine Liederlernen, das gemeinsame Schulsingen, darf nur ein Mittel zu diesem Zwecke sein. Wirklich fördernd ist auch der beste Gesangsunterricht nur für den Musikbegabten. Die Schule hat aber die Aufgabe, die Allgemeinheit zu bilden.

Da aber der Musik im Staatshaushalte eine besondere Stellung zukommt, weil sie einerseits die eingänglichste Kunst ist, andererseits in bedeutendem Umfange von zahllosen einzelnen und allerorten zu ermöglichenden Gesamtheiten selber ausgeübt werden kann, weil sie also eine besondere soziale Mission zu erfüllen befähigt ist, muß der Staat dieses einzigartige Kunsterziehungsmittel ausnützen. Sein Hauptwerkzeug ist auch dafür die Schule. Der gesamten Schule, von der Elementarstufe der Volksschule an bis zu den höchsten Formen, ist der Unterricht für musikalisch Begabte anzugliedern, der auf gesanglicher und instrumentaler Grundlage die in unserem Volke so reich vorhandene Begabung für das reproduzierende Musizieren ausbildet. Dieser Unterricht ist Fachlehrern anzuvertrauen, die in einer besonderen staatlichen Prüfung ihren Befähigungsnachweis erbracht haben. Die jetzt bestehende Prüfungsordnung für das staatliche Schulgesangslehrerexamen ist einer entsprechenden Umarbeitung zu unterziehen. In Städten und größeren Gemeinden ist diese Forderung nach Fachlehrern leicht zu erfüllen. An kleinen Orten und auf dem flachen Lande wäre immer je eine Lehrkraft für mehrere Gemeinden einzustellen.

Im neuen Staate hat die Schule hier eine Kulturaufgabe zu erfüllen, die in früherer Zeit die Kirchen leisteten, deren Chören und Instrumentalisten-Vereinigungen die unvergleichliche Blüte des deutschen Musiklebens im 18. Jahrhundert bis in die Zeit der Klassiker zu danken ist.

Dieser musikalische Schulbetrieb findet seine natürliche Fortsetzung im musikalischen Vereinswesen, dessen Organisation der Staat sein Augenmerk widmen muß. Ganz von selbst werden die musikalisch Begabten, die den Unterricht in der Volksmusikschule, der Fortbildungsschule und an den höheren Schulen genossen haben, das Bedürfnis haben, auch weiterhin zu musizieren, und zwar in Gemeinsamkeiten, da ihre ganze Erziehung ja nach der Richtung hin angelegt ist. Die Form dafür ist der Verein. In den Städten ist auch das leicht, es ist aber, was viel wichtiger ist, auch auf dem jetzt von Musik ganz entblößten Lande möglich. Der Dorfverein kann ja nur klein sein, aber es muß dann eine zusammenfassende Staffelung eintreten, die Dorfgruppen müssen in Kreis-, Gau- und Provinzialverbänden zusammengefaßt werden. Die musikalischen Leiter dafür sind in den für die Schule angestellten Lehrkräften gegeben. Bei besonderen Gelegenheiten müssen diese größeren Verbände zu gemeinsamem Musizieren zusammengezogen werden. (Es gibt etwas Ähnliches bereits im Cäcilienverein zur Pflege der katholischen Kirchenmusik.)

Für die musikalische Volkserziehung ist es nun von ungeheurer Bedeutung, daß sich mit dieser Organisation der im Volke vorhandenen Dilettantenmusikkräfte die Darbietung der großen musikalischen Kunst an das Volk verbinden läßt. Denn alle diese Sammlungen von Musikkräften sind gleichzeitig Zusammenfassungen noch größerer Kreise von Musikempfänglichen und stellen ganz von selbst eine Organisation des Publikums für das Anhören kunstmusikalischer Darbietungen dar. Sie sind dann die gegebene Organisation für den Besuch von Konzerten, die durch Städtebundorchester, durch herumreisende Kammermusikvereinigungen und Solisten das Publikum liefern. Wir erreichen auf diesem Wege die unbedingt notwendige Dezentralisation des Konzertangebots.

Es ist dann auch unschwer, auf die in den oben geschilderten Vereinsorganisationen gepflegte Musikliteratur Einfluß zu gewinnen. Auch die Ausgabe von Musikalien in der Art des auf Veranlassung des Kaisers herausgegebenen Volksliederbuches ist hier unschwer durchzuführen. Öffentliche Volksmusikbibliotheken sind den Volksbüchereien anzugliedern.

Es muß danach getrachtet werden, den jetzigen Rahmen musikalischer Darbietungen in Konzert und Oper zu erweitern. Es ist nicht einzusehen, weshalb der Staat nicht für die Musik ein Seitenstück zu den für die bildende Kunst geschaffenen Museen und für Literatur in den doch auch schon reichlich bestehenden Volkslesehallen schaffen soll. Zu bestimmten Stunden sollten in öffentlichen Sälen — die Aulen der Schulen werden besonders in Betracht kommen — öffentliche, unentgeltlich oder gegen ganz geringes Eintrittsgeld zugängliche Aufführungen guter Musik stattfinden. Kammermusik in verschiedenster Zusammensetzung, vor allem auch die jetzt im Konzertbetrieb ganz brach liegende leichte Literatur wäre neben solistischem Spiel anzubieten. Daß damit gleichzeitig auch dem Notstand in den Kreisen der ausübenden Künstler zu steuern wäre, nur nebenbei.

Vor allem aber wäre das Musizieren im Freien zu pflegen. Es ist gelungen, für wandernde Schauspielertruppen leicht handhabliche Bühneneinrichtungen zu schaffen. Viel einfacher ist die Schöpfung leicht zusammenzustellender akustischer Schutzhallen, die in kürzester Zeit auf öffentlichen Plätzen, vor Kirchenfassaden u. dgl. aufzustellen wären, warin dann Gesangvereine zu bestimmten Tageszeiten Lieder darbieten könnten. Auch die aus den Schulen herauswachsenden Zusammenschlüsse der dort ausgebildeten Musikbegabten könnten hier der Allgemeinheit ihren Dank für die Förderung abzollen, die ihnen zuteil geworden. Auch für die Veredlung der außerordentlich wichtigen Gartenkonzerte würde der gute Wille leicht einen Weg finden.

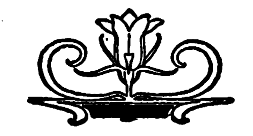
Das Ziel ist, das ganze Leben des Volkes mit Musik zu durchtränken und anderseits die Musik aus diesem Leben herauswachsen zu lassen.

Karl Storck

Zu den Kunstbeilagen

Unsere Bilder wollen an die vierhundertste Wiederkehr des Todestages von Leonardo da Vinci (gest. 2. Mai 1519) erinnern. Mancher wird sich aus diesem Anlaß erneut eingehend mit dieser fesselndsten Gestalt der Renaissancekunst befassen und dabei doch wieder nur erfahren, wie wahr Jakob Burckhardts Wort ist: „Die ungeheuren Umrisse von Leonardos Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können." Besser als die ausgesprochen kunstgeschichtlichen Werke bahnt einen Weg zum Verständnis des Russen Mereschkowski bedeutender Roman „Leonardo da Vinci". Aus diesem gewinnt auch der Nichtkünstler eine Ahnung von der dämonischen Gewalt, mit der die Schöpferkraft im Menschen hausen kann. Bei einem Russen doppelt auffällig ist es, daß Mereschkowski nirgendwo auf den letzten Grund hinweist, der Leonardo an der letzten Vollendung der angefangenen Werke hinderte. Es war die Unfähigkeit, zu entsagen. Nur die soziale Liebe hätte ihn dazu zu bewegen vermocht, sie aber war der Renaissance fremd. Die Wonne des Schaffens ist für den Künstler meistens längst ausgekostet, bevor sein Werk vollendet steht. Auch die Freude des Überwinders der sich entgegentürmenden Schwierigkeiten ist an dem Punkte überwunden, wo der Künstler selber für sich mit der Gestaltung seines inneren Gesichtes zustande gekommen ist. Das weitere ist für ihn nur noch Ausführung. Sie ist Arbeit und Mühsal in einem mehr handwerklichen Sinne. Selbst die beiden vollendeten Meisterwerke, das Abendmahl und die Gioconda, waren in Leonardos Augen noch nicht vollendet. In beiden Fällen hat ihm ein Geistiges die Kraft gegeben, bei der Arbeit auszuharren, als das Künstlerische für ihn erschöpft war. Beim Bildnis der Mona Lisa war es die letzte Verkündigung seiner hehren Vorstellung von weiblicher Schönheit, die für ihn darin bestand, daß ein vollständig abgeklärter Sinn, eine ganz heitere Seele, in Gesicht und Händen beglückend sich mitteilte. Das Abendmahl aber gibt die allumfassende Psychologie des Mannestums.

Unsere Bilder zeigen zwei Ausschnitte aus der „Anbetung der Könige", die nur in der Untermalung fertig, eines der Hauptstücke der Uffizien in Florenz bildet. Von mir wenigstens muß ich gestehen, daß mir das Werk bei oft wiederholtem Besuche jedesmal einen stärkeren Eindruck gemacht hat und daß ich schließlich ebensowenig fühlte, es sei unvollendet, wie etwa bei der H-Moll-Sinfonie Schuberts. Gerade bei diesem Bilde kann man erkennen, wie für Leonardo dieser Schöpfungsakt vollendet war, als nun in der Untermalung das Raumproblem des Bildes, Haltung und Gestaltung der Personen vollendet war. Bis das erreicht war, war der Künstler unermüdlich in der Arbeit. Wir haben von ihm noch eine ganze Reihe von Zeichnungen und Studien erhalten, die sein gewaltiges Ringen mit dem ganzen Vorwurf, wie auch mit seinen einzelnen Teilen belegen. So wie das Bild dasteht, sagte es wenigstens dem Künstler alles, was er mitzuteilen strebte. Es bedurfte eigentlich nur noch seiner Hand, um fertig zu werden, nicht mehr seiner Seele. Da aber jagte diese Seele den hundert anderen Gesichten nach, die sich in ihr drängten, und ließ der Hand nicht mehr die freien Stunden zu einer mehr technischen Arbeit. Gewiß stehen wir trauernd ob dieses Versäumens. Aber bekommen wir nicht auch so unendlich viel von dem Bild? Kann die hoheitsvolle Liebenswürdigkeit der jungen Gottesmutter eindringlicher dargestellt werden? Gibt es eine hingebungsvollere Anbetung, als die diese in einer Mischung von Demut und nach körperlicher Umfassung verlangender Liebe dem Christkinde huldigende Königsgestalt? St.



Türmers Tagebuch

Der erledigte Bismarck · Die Befreier Deutschlands und das Urwaldparadies · Der große Betrug · Hindenburgs tragisches Heldentum · Der Geist der Revolution?

Wenn wir im Weltkriege auch sonst keine politischen Fähigkeiten bewiesen haben, — die eine wird uns der Neid des schlimmsten Feindes nicht abstreiten können, freilich auch nicht wollen: die erstaunliche Fähigkeit des Umlernens. Auf diesem Gebiete haben wir eine geradezu affenartige Gelenkigkeit und Behendigkeit getätigt. Wir haben mit unserem Bestande an politischen Überzeugungen so gründlich aufgeräumt, daß kaum ein Stück, das wir bis gestern noch für wertvoll, ja für unveräußerlich hielten, übrig geblieben ist. Dafür haben wir uns vollständig „neu möbliert", modernisiert und befinden uns also — die Tatsachen, unsere Erfolge beweisen es — auf der mit Recht gerühmten „Höhe der Situation".

Als eisernes Inventarstück galt uns bis gestern die Überzeugung, daß Bismarck einer der größten Meister der Staatskunst gewesen sei. Welcher kindische Aberglaube! Da sieht man erst den ganzen Segen der Freiheit, den uns die Revolution gebracht hat, daß sie uns auch geistig, auch von solchen überalteten Vorstellungen eines rückständigen Kretinismus befreit hat. Bismarck — ein Meister? Zum Lachen! Ein Stümper, ein Pfuscher, ein roher Gewaltmensch, der mit seinem plumpen Kürassierstiefel alles feine friedliche Keim- und Wachstum brutal niedertrat, über alle freie Entwicklung verständnislos hinwegschritt, weil er in keinem andern Heil sah, als nur in Blut und Eisen. Herr Philipp Scheidemann, der neue Ministerpräsident, und Herr Preuß, der neue Reichsminister, haben es uns geoffenbart, eifrige Gelehrte und andere Größen der Neuzeit es bestätigt und bewiesen, also ist nicht daran zu zweifeln. Denn warum? Sehr einfach: weil die Scheidemann, Preuß und verwandten Geister Bismarcks Werk — zertöppert haben. Ein Werk aber, das zertöppert worden ist — nicht wahr? — das kann doch nicht gut sein? Und wäre es schon ein Werk des Michelangelo oder des Phidias, — wenn es zerstört wurde, kann es nicht gut gewesen sein, und die es zertöppert haben, sind die Meister dieser angeblichen Künstler geworden, sind die wahren Meister der Kunst. Leider nur muß sich die Revolution mit der vorhergegangenen Kriegszeit in diesen Ruhmestitel teilen, denn schon Herr von Bethmann ließ in der tiefen Selbsterkenntnis des wahren Philosophen seine Jünger die Lehre verkünden, daß große Männer, Genies und sonstige Abnormitäten eigentlich gar nicht mehr in unsere moderne, aufgeklärte Zeit paßten

und nur die schlotternde engbrüstige Mittelmäßigkeit noch ein Recht habe, politisch zu leben und sich zu betätigen. Was er sonst an positiver Arbeit, Bismarck und sein Werk zu überwinden, leisten konnte, hat er ehrlich geleistet, er und der prächtige Prinz von Baden mit der leider verunglückten guten Hoffnung auf den Reichsregenten, als welchen er sich schon vor der eigentlichen Krisis für den eintretenden Fall bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatte, haben der Zertöpperung brav vorgearbeitet, der letzte eigentlich schon das Beste getan. Die Herren Scheidemann, Preuß und Genossen sollten also etwas bescheidener werden und den Vorarbeitern auch ihren Platz an der Sonne gönnen. Später werden sie es vielleicht nicht einmal ungern tun.

Die besten Geister der klassischen Periode unserer Politik hatten sich für ein Großdeutschland auf breiter demokratischer Grundlage eingesetzt, versichert Herr Scheidemann. Schön. Aber die Frankfurter Nationalversammlung war es, die am 28. März 1849 mit 290 Stimmen bei 248 Stimmenthaltungen den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser der Deutschen wählte, sich also für ein Kleindeutschland mit monarchischer Spitze und unter preußischer Hegemonie entschied, das mit Österreich ein enges völkerrechtliches Bündnis schließen sollte. Was hat denn Bismarck 1866, 1870/71 und 1879 anderes geschaffen? Bismarck hat nur zur Tat gemacht, was 1848 die Mehrheit des deutschen Volkes erstrebt, was sie 1849 durch ihre Vertreter beschlossen hatte. Beide konnten ihrem Ziele nur durch den Ausschluß Österreichs näher kommen, denn in der Tat war das Regiment des Hauses Habsburg das Hindernis, das weggeräumt werden mußte, bevor an ein Großdeutschland nur gedacht werden konnte. Bismarck hatte das Menschenmögliche, hatte das erreicht, was von seinen Zeitgenossen für schier unmöglich gehalten wurde, hatte aus feindlich widerstrebenden Splittern, wenn auch nicht Großdeutschland, so doch ein einiges machtvolles Deutsches Reich geschmiedet und damit den ehernen Block geschaffen, an den sich anderes deutsches Volk und Land, zuallererst das deutsche Österreich, anschließen konnte. Das hätte die Sorge des *folgenden* Geschlechtes und seiner geborenen und berufenen Führer sein müssen. Daß sie diese Sorge nicht auf heißem Herzen trugen, ist *ihre* Schuld, nicht Bismarcks. Aber tauben Ohren predigte man noch dicht vor dem Zusammenbruche der Habsburger Klitterung, verhöhnt wurde man oder frech von oben herunter abgekanzelt, wenn man dieser Sorge auch nur Gehör verschaffen wollte. So lange ich vor der Öffentlichkeit die Feder führe, noch vor der Begründung des Türmers, mehr denn zwei Jahrzehnte lang im Türmer, habe ich je und je meine Stimme mahnend, bittend, beschwörend für unsere deutschen Brüder in Österreich, für ihren engeren Anschluß und sei es zunächst auch nur in den politisch gegebenen Grenzen erhoben, ich kann also ein Lied davon singen. Die taubesten Ohren für den großdeutschen Gedanken hatten aber in sonst ungewohnter Eintracht die auf der äußersten Rechten und der äußersten Linken, und die von der letzten sind es heute, die Bismarcks Schatten auf die Anklagebank nötigen wollen, weil er kein Großdeutschland geschaffen habe, was doch eben nur auf dem Umwege über ein Großpreußen und Kleindeutschland, also durch Auseinandersetzung mit Österreich, *möglich* war. Nun, sie haben — in

diesem einen, aber unschätzbar wichtigen Punkte — zu ihren Ehren umgelernt, und das wollen wir ohne Nachträgerei warmen Herzens begrüßen und anerkennen. Wenn wir nur in der Liebe zu unserem ganzen großen Volke und nach außen einig sind, dann dürfen wir schon hinter unseren vier Wänden ohne Lebensgefahr manches Hühnchen miteinander pflücken.

Aber Bismarck hat doch das Deutsche Reich als Obrigkeitsstaat und nicht als Volksstaat begründet? Tatsächlich hat er im April 1866 ein Bundesparlament mit allgemeinem Wahlrecht vorgeschlagen, aber der „Reaktionär" wurde mit Hohn überschüttet. Wie hätte er 1866 und 1870 die ohnehin nur mit unsäglichen Mühen zu überwältigenden Widerstände der Dynastien und der weiten dynastisch gesinnten Volkskreise durch fortgesetzte Beschneidung der Hoheitsrechte der Einzelstaaten und ihrer Fürsten noch steigern dürfen, ohne das Erreichbare, ohne sein Werk zu gefährden? Er hat dem Volke das allgemeine, geheime, direkte und gleiche Reichstagswahlrecht verliehen, mehr hätte er, auch wenn er es gewollt, schwerlich erreichen können, denn schließlich konnte er bei seinem alten Herrn, wenn auch viel, so doch schlechterdings nicht alles durchsetzen, und gerade in Souveränitätsfragen war der alte Kaiser und König sehr eigenwillig, von seinem Standpunkte, und wenn wir uns in seine Seele hineinversetzen, nicht mit Unrecht. Denn er hatte schon manches zugestanden, was für ihn ein schweres Opfer, ein Opfer persönlicher Überzeugung war. Und Bismarck selbst? „Man kann dem Manne," gibt Dr. Karl Keller in den „Grenzboten" (Heft 15, 1919) zu bedenken, „der 1862 an die Spitze des Staates getreten war, um Preußen vor dem Parlamentarismus zu bewahren, keinen Vorwurf daraus machen, daß er 1877 der Einführung des parlamentarischen Regiments nicht die Hand bieten wollte. Als treuer Diener seines Königs konnte Bismarck eine solche Minderung der Machtvollkommenheit der Krone nicht in Kauf nehmen. Wäre er aber nicht dieser treue Diener gewesen, dann hätte er nicht der Einiger Deutschlands werden können. Hier zeigt sich eben die historische Bedingtheit dieser gewaltigen Erscheinung. Kann man also Bismarck selbst billigerweise nicht einen Vorwurf aus seinem mangelnden Entgegenkommen gegen die Demokratie machen, so liegt hier eine schwere Versäumnis seiner Nachfolger vor. Sie, die von den historischen Bindungen Bismarcks frei waren, hätten durch rechtzeitige und gründliche Reform des preußischen Landtags- und Gemeindewahlrechtes und die Aufnahme von Parlamentariern in die Regierung die gefährliche Spannung zwischen der monarchischen Gewalt und der immer stärker anwachsenden demokratischen Strömung zu mildern suchen müssen. Hier wäre Abweichung von den Bismarckschen Methoden mehr im Geiste echt Bismarckscher Politik gewesen, als starres Festhalten. Insbesondere ist es unser Unglück gewesen, daß Bismarcks Nachfolger zu der modernen Arbeiterbewegung nicht das richtige Verhältnis zu finden wußten. Sie hätten erkennen müssen, daß mit patriarchalischer Fürsorge allein, mit Arbeiterversicherung und Arbeiterschutzgesetzgebung, dieser Bewegung nicht beizukommen war, daß man die Sozialdemokratie vielmehr zur positiven Mitarbeit in Staat und Gemeinde heranziehen mußte, wenn man sie aus einer revolutionären in eine Reformpartei umwandeln wollte."

Wo der Meister und wo die Stümper zu finden sind, das tritt mit ganzer Wucht erst in die Erscheinung, wenn man der auswärtigen Politik Bismarcks die seiner Nachfolger gegenüberhält, wie es Dr. Keller in den folgenden schlagenden Darlegungen unternimmt:

„Bismarck wußte wohl, daß wir infolge unserer geographischen Lage stets von der Gefahr einer übermächtigen Koalition bedroht sind. Er suchte daher durch ein kunstvolles Bündnissystem Deutschland nach allen Seiten zu sichern und das revanchelüsterne Frankreich zu isolieren. Mit Österreich und Italien schloß er den Dreibund, mit Rußland und Rumänien einen Rückversicherungsvertrag; aber auch den Engländern hat er sich anzunähern versucht. Schon in den Jahren 1875 bis 1878 fanden Verhandlungen statt, 1879 wünschte Bismarck eine Ergänzung des Dreibundes durch den Anschluß Englands, und nur der Sturz von Beaconsfield durch Gladstone brachte den Plan zum Scheitern. Trotzdem gab Bismarck seine Bemühungen nicht auf, wie sein Brief vom 22. November 1887 an Lord Salisbury beweist. Bismarck wußte wohl, daß wir auf die Bundestreue Italiens nur rechnen konnten, solange wir England zum Freunde hatten. Wenn das A und O Bismarcks nach seiner Entlassung die Rückkehr zu Rußland war, so wäre es falsch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß er ein Bündnis mit England abgelehnt hatte. Hammann hat nachgewiesen, daß Bismarcks Ermahnungen viel mehr an den Erlebnissen der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als an denen der letzten zehn Jahre seiner Amtstätigkeit hafteten.

Es fragt sich nun, ob nicht Bismarcks Nachfolger insofern einen schweren Fehler begangen haben, als sie das Bismarcksche Bündnissystem durch Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland und Lockerung des Bündnisses mit Italien verfallen ließen, ohne die sich ihnen bietende Gelegenheit zu anderen Bündnissen (England) zu benutzen. Vielleicht hat Hoetzsch recht, wenn er sagt, der Bülows Zeit charakterisierende Grundsatz, nach allen Seiten unbedingt freie Hand zu behalten, mußte, wenn sich die Gegensätze unversöhnbar verschärften, zu einer Isolierung Deutschlands führen. Gewiß lag die Möglichkeit vor, daß Deutschland, wenn es eine feste Anlehnung nach Westen oder Osten suchte, in Abhängigkeit von der betreffenden Macht geriet, aber die Gefahr der Isolierung war doch noch größer. Und wenn man gegen das Bündnis mit England die Gefahr des kriegerischen Zusammenstoßes mit Rußland angeführt hat, so hat uns die Erfahrung gezeigt, daß unsere Politik der ‚freien Hand' die Kriegsgefahr erst recht heraufbeschworen hat. Den Grund für den verhängnisvollen Entschluß, jede Bindung England oder Rußland gegenüber abzulehnen, erblickt Hammann darin, daß der einflußreichste Mann des Auswärtigen Amtes, Geheimrat Holstein, in der von Bismarck als Wahnsinn bezeichneten Vorstellung lebte, der Antagonismus zwischen diesen beiden Mächten sei eine unabänderliche Tatsache. Der Irrglaube Holsteins ist um so unverständlicher, als der englische Ministerpräsident Salisbury bereits in seinen Reden vom 15. August und 19. November 1896 den Russen Konstantinopel angeboten und als Chamberlain im Januar 1901 ganz offen erklärt hat, England werde, wenn sich der Anschluß an den Dreibund als unmöglich erweise, ein Zusammengehen mit dem Zweibund,

selbst unter schweren Opfern, ins Auge fassen müssen. Statt in Bündnissen, glaubte unsere Regierung allzu einseitig in einer immer weiteren Verstärkung der Rüstung die beste Sicherung Deutschlands zu finden; nur zu oft mußten Wehrvorlagen die Fehler der Diplomaten ausgleichen. Das ist das Berechtigte in den Angriffen auf den Militarismus. Die Sorge für ein großes und tüchtiges Heer war richtig; aber der Glaube, uns allein auf unser Heer verlassen und der Bundesgenossen entraten zu können, war falsch.

Entschieden wir uns für Aufgabe der Politik der freien Hand, so lag es am nächsten, die englischen Bündnisangebote anzunehmen. Wenn die letzten Verhandlungen über ein Bündnis auch erst in der Zeit vom Januar bis Mai 1901, also nach den beiden deutschen Flottengesetzen vom 24. März 1898 und 12. Juni 1900 stattfanden, woraus man den Schluß ziehen könnte, daß unser Flottenbau kein Hindernis der deutsch-englischen Annäherung war, so spricht doch vieles dafür, daß die deutsch-englische Freundschaft nur Bestand haben konnte, wenn wir auf den Bau unserer Schlachtflotte verzichteten. Aber war dieser nicht überhaupt, wie Delbrück meint, ein Fehler? Unsere Flotte war gerade groß genug, um uns die tödliche Feindschaft Englands zuzuziehen, aber nicht groß genug, um uns vor der Aushungerung zu bewahren. Der Grundgedanke unserer Politik, daß zum Schutze unseres Handels eine Flotte genügen werde, welche die Feinde aus Furcht vor allzu großen Verlusten nicht anzugreifen wagen würden, hat sich als falsch erwiesen; wir hätten hierzu eine Flotte haben müssen, die uns ermöglicht hätte, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Bülow selbst hat einmal an Hammann geschrieben, wenn wir bei unseren Flottenrüstungen den Nachdruck mehr auf die Defensive (Unterseeboote, Minen, Küstenbefestigungen) legen würden, fiele der Hauptgrund der Spannung mit England weg, und vielleicht wäre es auch für unsere eigene militärische Sicherheit besser. Leider ist nicht nach diesen Worten gehandelt worden. Während Heer und Flotte vernünftigerweise im Dienste der Politik stehen müssen, stand, wie Bülow selbst zugibt, umgekehrt unsere Politik im Dienste des Flottenbaues. Wie Frankreichs Beispiel zeigt, hätte die Anlehnung an England durchaus nicht den Verzicht auf eine Fortführung unserer Kolonialpolitik zu bedeuten brauchen. Auch in der Türkei wäre eine Abgrenzung der Arbeitsgebiete möglich gewesen. Hat doch Salisbury bereits 1895 dem Deutschen Kaiser eine Teilung der Türkei angeboten. Hätten wir durch eine viel großzügigere innere Kolonisation die Abwanderung nach den Städten eingedämmt und die treibhausartige Entwicklung der Exportindustrie verlangsamt, so wäre das für unser Volk durchaus kein Unglück gewesen...

Erstrebten wir umgekehrt eine Anlehnung an Rußland, so mußten wir darauf verzichten, als Schutzherren der Türkei aufzutreten. Wir mußten einen Ausgleich zwischen den russischen und österreichischen Balkaninteressen anstreben, vielleicht in der Weise, daß Österreich den maßgebenden Einfluß im Westen mit Saloniki, Rußland den im Osten mit Konstantinopel erhielt. Hat nicht Bismarck gesagt, Deutschland habe geradezu ein Interesse daran, daß sich Rußland in Konstantinopel festsetze? Nachdem die mit der Thronbesteigung Nikolaus II. (1894) einsetzende ostasiatische Politik Rußlands, die übrigens niemals populär gewesen

ist, 1905 zusammengebrochen war, mußten wir damit rechnen, daß Rußland sich den Balkanfragen wieder mit erhöhter Tatkraft zuwenden werde, und wenn wir dann unsere Hand über die Türkei hielten, so trieben wir Rußland geradezu in die Arme Englands, das nach der entscheidenden Wendung der Jahre 1902/03 die Türkei dem Gedanken einer deutsch-feindlichen Koalition zu opfern bereit war. Siegte in der russischen Regierung der auf die Zertrümmerung Österreich-Ungarns gerichtete Panslawismus, so konnte allerdings auch die vorsichtigste Politik Deutschland nicht vor dem Zusammenstoße mit dem Osten bewahren. Um so sorgfältiger hätten wir daher unsere Beziehungen zu England pflegen müssen. In Wirklichkeit taten wir das verkehrteste, was überhaupt möglich war. Wir schufen gleichzeitig gegen England und Rußland neue Reibungsflächen. Aus der Politik der ‚zwei Eisen im Feuer‘ wurde eine Politik ‚zwischen zwei Stühlen‘.

Aber nicht nur die Ziele unserer auswärtigen Politik waren zum Teil falsch, unsere Politik war auch zu inkonsequent. Nachdem wir durch Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages, den Umschwung in der Polenpolitik und den Helgoland-Sansibar-Vertrag eine scharfe Wendung von Rußland nach England gemacht hatten, verscherzten wir die neu gewonnene Freundschaft wieder durch unseren Einspruch gegen den Versuch Englands, mittelst eines Stückes des Kongostaates eine Verbindung zwischen seinen Kolonien im Nordosten und Süden Afrikas herzustellen, durch unser Zusammengehen mit Rußland und Frankreich gegen England und Japan in Ostasien, durch den törichten Bluff des Krügertelegrammes, durch den Bau der Schlachtflotte und die Zurückweisung englischer Annäherungsversuche. Die dauernde Freundschaft Rußlands aber gewannen wir trotzdem nicht wieder zurück. So halfen wir selbst die feindliche Koalition zusammenschmieden.“

Wo bleibt bei dem Vergleiche der Politik vor und nach 1890 der rohe Gewaltmensch? Wie taktvoll und behutsam, wie schonend suchen und finden diese „Kürassierstiefel“ doch ihren Weg! Stellen wir uns mit einiger Phantasie die Kuh im Porzellanladen vor, die über die Roheit und Verständnislosigkeit des Porzellanerzeugers ihr entrüstetes Muhmuh anstimmt, dann haben wir — die richtige Vorstellung. — „Nein, die Deutschen sind kein großes Volk! Kein Pantheon würde uns für einen solchen Mann groß genug sein, kein Horizont zu hoch!“ — so urteilte ein namhafter Franzose über Bismarck. Für die Führer einer deutschen Volksmehrheit ist der Mann — erledigt.

* * *

Man kann dies fabelhafte Umlernen deutsche Gründlichkeit, man kann es aber auch — deutsche Treue nennen. Gestern waren wir in unserer überwiegenden Mehrheit noch Monarchisten, als Preußen — selbstverständlich — „königstreu bis auf die Knochen“. Heute —? Auf dem letzten Rätekongreß (Mitte April) erklärte das Mitglied des Zentralrates Cohen: „Durch die Revolution vom 9. November sind nicht nur alle Monarchien in Deutschland gestürzt, sondern das monarchische Gefühl ist aus dem Herzen der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes ausgelöscht worden. Eine solche Revolution hat es niemals in der Welt gegeben. In den ersten Wochen stellte sich jedermann loyal auf den Boden

der Revolution, und wenn auch solche Erklärungen nicht immer ganz echt waren, so zeugen sie doch von einem ungeheuren Respekt vor der Revolution und den Machthabern."

Den neuen Machthabern, versteht sich. Fürs Gewesene gibt der freie Deutsche nichts. Ist nun aber das monarchistische Gefühl aus dem Herzen der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes wirklich „ausgelöscht"? Ich möchte es bezweifeln, d. h. ich möchte, aber beschwören kann ich's nicht. Das ist bei dem elenden Stande und den schwankenden Tageskursen unserer politischen Valuta ein zu gewagtes Unternehmen, deutsche politische Überzeugungen waren schon in den letzten Jahrzehnten keine mündelsicheren Papiere, heute werden sie auf der politischen Börse kaum noch gehandelt. Der Verkehr wickelt sich gegen Kasse oder im Austausch gegen Lebensmittel ab. Also: tue Geld in deinen Beutel oder nimm Butter, Wurst, Speck, Schinken mit.

Wenn der Ausspruch Cohens über das „monarchistische Gefühl" sich auch nur zu einem größeren Teile mit der Wahrheit deckt, auch dann muß er schon nachdenklich genug stimmen, Tatsache ist — Ausnahmen bestätigen die Regel —, „daß jedermann sich loyal auf den Boden der Revolution gestellt" hat und daß „der Respekt vor der Revolution und den Machthabern ungeheuer" war. — Wie ist das gekommen, wie wurde das möglich, so schnell, so über Nacht?

„Über Nacht" ist es ja nicht gekommen, es hat sich auch nicht erst im letzten Kriegsjahre, überhaupt nicht erst im Kriege angebahnt, sondern schon Jahrzehnte vor dem Kriege, im Türmer ist es auch Jahrzehnte vorher für den Fall angekündigt worden, daß gewisse Zustände und Geflogenheiten, die notwendig zur Lockerung und Entwurzelung des monarchischen Gedankens führen mußten, sich nicht änderten. Wäre der Krieg nicht gekommen oder wäre er glücklicher verlaufen, so hätte die Monarchie, trotz dieser Zustände und Gepflogenheiten, sich noch geraume Zeit gehalten und in gewohnter Weise betätigen dürfen, und die „übergroße Mehrheit des deutschen Volkes" hätte sich auch damit zufrieden gegeben, schon weil ihr Geschäft und Vergnügen „über alles" ging und sie weder den inneren Sporn noch die Courage gehabt hätte, wider den Stachel zu löcken. Nun aber kam der Krieg. Im Anfang, solange in einer Tour gesiegt wurde und noch kein wirklicher Mangel spürbar wurde, war Monarchie Trumpf mehr denn je — Herzen-Aß. Aber der Krieg dauerte länger, die Entbehrungen machten sich fühlbarer geltend, als man je befürchtet hatte, und die Siegersonne verfinsterte sich, bis sie endlich völlig untergegangen — schien. Da war Monarchie nicht mehr Trumpf. Das Volk hungerte. Das sollen ihm noch fernste Geschlechter nachrühmen: es hungerte mit Heroismus. Aber — die Revolutionshelden hungerten nicht! Das waren die wohlgenährten jugendlichen Munitionsarbeiter, die bei der Lebensmittelverteilung bevorzugt wurden, die in den Lokalen den Sekt in Strömen fließen ließen, sich die Zigarette mit Markscheinen anzündeten, nicht wußten, was alles sie mit ihren Phantasielöhnen anstellen sollten, um sich ihren „Damen" gegenüber als „Kavaliere" zu erweisen. Das waren die feistgemästeten Drückeberger in den Etappen und Garnisonen, die „blauen Jungens", die zum großen Teile nicht Seeleute waren, sondern nur für die Marine beschäftigt wurden,

Werftarbeiter usw. Und es waren, zuletzt, doch nicht als letzte, die mit feindlichem Gelde gespickten Hetzer und Wühler, — deutschblütige Verräter, mehr aber noch land- und stammfremde Vaterlandslose, rachsüchtige Fanatiker, in einer erdrückend hohen Verhältniszahl Leute jüdischer Abstammung. Ohne das internationale Judentum ist die „deutsche“ Revolution von 1918/19 gar nicht zu denken.

Wir hätten — trotz allem und allem! — mindestens bis zu einem erträglichen, einem Verhandlungsfrieden standgehalten, wenn jene Mächte nicht gewesen wären. Ihnen haben wir es zu verdanken, daß wir in den paradiesischen, wahrhaft freien Zustand versetzt worden sind, dessen glückliche Nutznießer wir nun sind. Die heldenmütige Heimatfront, die dem kämpfenden Feldheere nach klassischem englischem Zeugnisse den Dolch von hinten in den Nacken stieß, hat uns nicht nur vom bösen Militarismus, sondern auch von allen Fesseln und Banden befreit, außer denen, in die uns die liebe Heimatfront selbst im Bunde mit den äußeren Feinden geschlagen hat. Diese Fesseln tragen wir aber spielend und nur zu unserem eigenen Vergnügen. Was bedeutet auch des alten Jean Jacques Rousseau „Rückkehr zur Natur“ gegen unsere Rückkehr von einer ausbeuterischen kapitalistischen Kultur in den Zustand des Urmenschen? Sind wir nicht frei wie die Tiere des Waldes! Wie die Affen im Urwalde, mit dem Ringelschwanze kopfüber an einem Aste hängend, sich schaukeln, so dürfen auch wir uns die Welt kopfüber ansehen. Und aus dem Schaukeln kommen wir gar nicht heraus. Wir brauchen unsere Nahrung und Notdurft nicht mehr auf die eigenen Vorräte zu beschränken, sondern dürfen frei auf den Brot- oder Palmbaum unseres lieben Nächsten hinüberspringen. Wir können noch so viele Vorräte Spaßes halber vergeuden oder verderben, alles wächst uns frisch von neuem wieder zu, liefert uns Mutter Natur aus erster Hand — solange noch der Nachbar was hat.

Arbeiten brauchen wir nicht mehr, als wir Lust haben, dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und die goldene Jugend der Revolution freut sich des Lebens, solang noch das Lämpchen glüht, — Raum ist in der kleinsten Bar für ein glücklich liebend Paar. Plagt einen aber doch einmal Langeweile in der schon ermüdenden Kette von Festen und Feiertagen, Tanz- und anderen Lustbarkeiten, dann tut man sich zu einem netten, gemütlichen Gesellschaftsspielchen zusammen und hebt ein frisches, fröhliches Schießen an. Bei solchem lustigen Geknatter müßte man schon ein Frosch sein, um kalt zu bleiben. Es lebe die Freiheit, es lebe der Urwald, es lebe der Menschenaffe! (Pithekantropos erectus.)

* * *

Herr Cohen-Reuß hat schon recht, wenn auch nicht ganz unter seinem Gesichtswinkel —: eine solche Revolution hat die Welt noch nicht gesehen. Eine Revolution gegen sich selbst, gegen Freiheit und Leben, eine Revolution von Selbstmördern gegen die Mächte, die allein sie zu retten und zu erhalten imstande waren! Erschütternd ist der Anblick dieser armen, wahnbetörten Masse in ihrer nackten, hilflosen Unreife und Unmündigkeit, nachdem die zu ihrer politischen Führung Berufenen grausam versagt, die Zügel aus ihren Händen haben gleiten, sich aus den Händen haben nehmen lassen, ohne bis zur letzten höchsten Pflichterfüllung Widerstand zu leisten und auszuharren. Diese große Schuld wird auch

durch den großen Betrug nicht ausgelöscht, wenn auch gewiß menschlich näher gebracht und in ein milderes Licht gerückt, den unerhörten Betrug, dem Volk und Monarchie schließlich erlegen sind — zum Erbarmen zwar, aber nicht zum Ruhme!

Hier wird keine künftige Geschichtschreibung an dem Namen „Prinz Max von Baden“ vorübergehen können, ohne ein dunkles Kreuz daneben zu setzen. „Der badische Prinz,“ so erhebt gegen ihn in der neuen Wochenschrift „Die Tradition“ (Berlin SW. 47) der Herausgeber Franz Sontag die Anklage, „der es so eilig hatte, in einer Denkschrift die Verantwortung für sein Waffenstillstandsangebot der Obersten Heeresleitung zuzuschieben, hat bisher über seine in der Tragödie von Spaa gespielte Rolle beharrlich und wohlweislich geschwiegen. Und da auch Herr Philipp Scheidemann, der Vater des Abdankungsultimatums, mitsamt dem ganzen Chorus der damals offiziell und inoffiziell Regierenden in der Abdankungsfrage reichlichen Dreck am Stecken hat, so förderten im Kampfe für ‚Wahrheit und Recht‘ die Archive und die Presse wohl manches Dokument an den Tag, das geeignet erscheinen mochte, gegen den Kaiser und seine Politik zu zeugen, wohl aber hüteten sie sich weislich, an die Begleitumstände der kaiserlichen Abdankung zu rühren ...

Monate hindurch hat der Trug gewährt. Zwar wußte man in engeren Kreisen, daß der Kaiser und der Kronprinz sich nur nach schwerem Kampfe und langem Zaudern zur Abdankung bereitgefunden hatten, und daß Prinz Max von Baden die Tatsache des Verzichts bereits veröffentlicht hatte, noch ehe sie wirklich vollzogen war. Ebenso war es bekannt geworden, daß Prinz Max noch vor Ausbruch der eigentlichen Krisis die Abdankung des Kaisers durchaus in den Möglichkeitsbereich gezogen, sich selber zur eventuellen Übernahme der Reichsregentschaft bereitwilligst zur Verfügung gestellt und überhaupt in der Behandlung der ganzen Frage eine mit seinem dreifachen, als Fürst, Offizier und Kanzler geleisteten Treueide wenig übereinstimmende Rolle gespielt hatte. Auch daß von Berlin aus mit den allerschärfsten Druckmitteln auf die Entschließung des Kaisers eingewirkt war, und daß die auf seine Abdankung hinzielenden Bestrebungen im Großen Hauptquartier in General Groener einen eifrigen Förderer gehabt hatten, war allgemach durchgesickert und in den engeren royalistischen Kreisen mit tiefster Empörung vernommen worden. Aber der ganze Umfang des am Kaiser wie am Volke verübten Betruges blieb bei dem beharrlichen Schweigen aller in Betracht kommenden Stellen zunächst und auf lange Zeit hinaus doch noch verborgen, wie denn vollends die breitere Öffentlichkeit über die eigentlichen Zusammenhänge jener folgenschweren Entscheidungen nach wie vor im dunkeln tappte.

Erst in der allerjüngsten Zeit hat sich dank einer von der ‚Deutschen Zeitung‘ bewirkten Veröffentlichung eines Briefes des Kaisers an den Kronprinzen und des Kronprinzen an den Generalfeldmarschall von Hindenburg der über den Vorgängen ruhende Schleier auch für die Allgemeinheit in etwas gehoben. Ihn ganz oder ihn doch wenigstens insoweit zu lüften, daß auch dem Außenstehenden ein ziemlich sicheres Urteil über die in Spaa gespielte Tragödie mög-

lich wird, blieb jedoch der infolge eines Vertrauensbruches in der ‚Freiheit‘ erfolgten Veröffentlichung einer Denkschrift des Generals Grafen von der Schulenburg beschieden, der als Generalstabschef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz an den entscheidenden Beratungen im Großen Hauptquartier unmittelbaren Anteil genommen hatte. Was aber in dieser Denkschrift mitgeteilt wird, ist so ungeheuerlich, daß die größten und abgefeimtesten Betrugskomödien der Weltgeschichte daneben zu harmlosen Fastnachtsspielen verblassen.

Dreierlei ist danach festzustellen:

Erstens, daß der Kaiser ... in den Tagen bis zum 9. November unter Hinweis auf die Erschwerung des Friedensschlusses und der Zuspitzung der inneren Lage von Berlin aus, bzw. vom Prinzen Max von Baden einer dauernden Pression zugunsten der Abdankungserklärung ausgesetzt worden ist.

Zweitens, daß man am 9. November vormittags von Berlin aus die Abdankungserklärung kurzerhand zu erzwingen versucht hat, indem man dem Kaiser durch das Auswärtige Amt mitteilen und durch das Gouvernement — also durch eine militärische Stelle! — bestätigen ließ, daß in Berlin der Bürgerkrieg im Gange sei, daß in den Straßen gekämpft werde, und daß weiteres Blutvergießen nur durch die binnen fünf Minuten zu vollziehende Abdankung des Kaisers zu verhindern sei, — obwohl in Wahrheit während des ganzen 9. November überhaupt kein Schuß gefallen ist, und Berlin namentlich am Vormittage in vollster Ruhe verharrte! Daß man ferner den erst um 1 Uhr 30 Minuten vom Kaiser ‚zur Vermeidung weiteren Blutvergießens‘ erklärten Verzicht auf die deutsche Kaiserkrone — nicht auf die Krone Preußens! — bereits um 12 Uhr, und zwar in Verbindung mit dem erst mehrere Tage später erfolgten Thronverzicht des Kronprinzen öffentlich bekanntgeben ließ, und daß demnach die Abdankungserklärung des Kaisers auf Grund einer faustdicken Lüge erschlichen worden ist.

Drittens, daß der Kaiser noch bis zum Nachmittage des 9. November durchaus entschlossen war, bei der Armee und somit im Lande zu verbleiben, und daß er sich auf wiederholtes Drängen des Generalfeldmarschalls, des Generals Groener und des früheren Staatssekretärs von Hintze erst dann zur Abreise nach Holland entschloß, als General Groener (der auch eine der am 9. November treibenden Hauptkräfte zur Abdankung war) ihm die wiederholte Versicherung gab, daß die Armee nicht mehr zuverlässig sei und daß infolgedessen keine Gewähr für die persönliche Sicherheit des Kaisers mehr bestehe ...

Wäre General Groener, der in jenen Tagen eine so unheilvolle Rolle gespielt hat, der typische Vertreter der früheren württembergischen Armee, was er nach ihrem ganzen Verhalten keinesfalls ist: man müßte sie selbst, wie ihren König als Kontingentsherrn und den Kaiser als Obersten Kriegsherrn bedauern. Sein vom Grafen von der Schulenburg überliefertes Wort: ‚Fahneneid und Kriegsherr sind bloß eine Idee‘ und sein dem Obersten Kriegsherrn entgegengeschleuderter Satz: ‚Die Armee wird geschlossen und in Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter der Führung Eurer Majestät!‘ sind vom Standpunkt preußischer Tradition und preußischen Offiziersgeistes so

schlechterdings unfaßbar, daß es schwer fällt, für die Haltung des Generals den zutreffenden Ausdruck zu finden...

Es ist tief bedauerlich, daß der früher als Chef des Feldeisenbahnwesens um die Mobilmachung, um den Aufmarsch und die Bewegung unserer Heere so hochverdiente Offizier das Unglück hat, mit politischen Neigungen behaftet zu sein, und daß ihn dabei ein Standpunkt leitet, der ihn notwendigerweise in den schärfsten Gegensatz zu allen Begriffen bringen mußte, die ihm als Offizier besonders heilig zu sein hatten. Und es war ferner das weitere Unglück General Groeners, daß ihn nach Ludendorffs Rücktritt die freie Entschließung Hindenburgs an eine Stelle berief, in der er dank seiner politischen Weltanschauung dazu verurteilt war, einer der Hauptschuldigen am Sturze und an der Vertreibung des Deutschen Kaisers, seines Obersten Kriegsherrn, zu werden.

Nun hat zwar der Generalfeldmarschall in einer Note zu der Denkschrift des Generals Grafen von der Schulenburg erklärt, daß sie in einigen Punkten objektiv unrichtig sei und den Sachverhalt nicht völlig zutreffend schildere; aber er hat leider dabei versäumt, die bemängelten Fehler der Darstellung einer sofortigen Richtigstellung zu unterziehen. So bleiben wir denn voraussichtlich bis auf weiteres auf die Angaben des Grafen von der Schulenburg beschränkt, die sich zudem in allen entscheidenden Punkten mit den bisher schon bekannt gewordenen Einzelheiten im Einklang befinden und deren allgemeine Richtigkeit bzw. deren nach bestem Wissen und Gewissen erfolgte Niederschrift durch die Eigenschaft des Verfassers als preußischer Offizier und Edelmann verbürgt wird.

Mögen spätere Veröffentlichungen, insbesondere auch diejenige der Obersten Heeresleitung, noch diesen oder jenen Einzelpunkt klären, mag vor allem die Stunde, in der die verhängnisvolle Entscheidung zugunsten der Abreise nach Holland fiel, noch eine erschöpfendere und lückenlosere Darstellung finden: über den eigentlichen Akt der Abdankung des Kaisers und über die ihn bestimmenden Vorgänge ist heute schon volle Klarheit geschaffen. Es war eitel Verrat und Betrug, der von Berlin aus am Träger der Krone wie am Volke geübt wurde, und keiner Spitzfindigkeit der Dialektik wird es gelingen, die Beseitigung der Monarchie als auf geradem, ehrlichem Wege erfolgt zu bezeichnen."

Zu der selben Frage, der noch heute vielen unverständlichen Tatsache, daß in jenen Novembertagen das gesamte monarchische Wesen, Generalkommandos wie Behörden, „willenlos vor achtzehnjährigen Schreiern zusammenknickten", wird der von Ewald Beckmann herausgegebenen Wochenschrift „Deutsche Aufgaben" (Königsberg, Pr.) von „hervorragender Seite" geschrieben: „Die Flucht des Kaisers und die Unterstellung Hindenburgs unter die Soldatenräte russischen Musters machten jene Erscheinung einfach zur Selbstverständlichkeit. Es gab ja nichts mehr zu retten, nachdem das, was des Rettens wert war, sich selbst aufgegeben hatte. Nicht nur der Kaiser, sondern auch Hindenburg hat, ohne es zu wollen, die Revolution sanktioniert und der Monarchie den Todesstoß versetzt. Hindenburg hat nicht aus sich heraus, sondern unter dem Einflusse dritter gehandelt. Er ist als Mittel gebraucht worden, um einen Erfolg zu erzielen, den er selbst am wenigsten gewollt hat. Er stand in jenen Tagen

unter dem steten Einflusse des Reichskanzleramts, der Reichskanzlei (Wahnschaffe) und insbesondere des Generals Groener. Daß Hindenburg als Nachfolger Ludendorffs unter den drei ihm vorgelegten Anwärtern gerade den General Groener auswählte, war in jedem Belang unheilvoll. Offenbar haben schon damals politische Rücksichten auf Berlin mitgespielt. Man wünschte als Nachfolger für den in mancher Hinsicht unbequemen Ludendorff, der noch zuletzt die nationale Verteidigung gewollt hatte, einen Berlin besonders genehmen Herrn. Groener, der süddeutsche Demokrat im Generalsrock, war das. Es ist interessant, daß die Erklärung Hindenburgs durchweg den Niederschlag der Gedanken enthält, mit denen Groener in Spaa Hindenburg in stundenlanger Bearbeitung zu überzeugen wußte und mit denen er dann unmittelbar auf den Kaiser einwirkte. Erfreulich ist allein, daß nun auch Hindenburg öffentlich feststellt, daß Prinz Max von Baden die Abdankung des Kaisers widerrechtlich ohne dessen Genehmigung und zu einem Zeitpunkte veröffentlichte, als dieser zur völligen Abdankung noch gar nicht willens war. Mit dieser historischen Fälschung, mit der die deutsche Monarchie sozusagen vor der Revolution durch ihre eigenen Vertreter beseitigt wurde, wurde der zögernde Kaiser vor die vollendete Tatsache gestellt. Hindenburg berührt damit ein überaus dunkles und bedenkliches Kapitel. Die Verhandlungen in Spaa standen am 9. 11. von früh an unter dem fortgesetzten Drängen der Berliner Leitung. Das Telephon kam überhaupt nicht zur Ruhe. Dabei ist mit Mitteln gearbeitet worden, die sich selbst kennzeichnen: immer wieder wurde die ‚sofortige' Abdankung für die ‚allernächste Minute' verlangt, weil sich sonst — ‚die Monarchie nicht retten' lasse. Falls der Kaiser nicht abdanke, müsse Prinz Max gehen. Bereits am Morgen des 9. 11. wurde diesem fortgesetzten und sich ständig verstärkenden telephonischen Drängen Nachdruck mit der Behauptung verliehen, ‚der Straßenkampf tobe bereits in den Straßen Berlins', auch seien ‚die Truppen zu den Aufständischen übergegangen'. Wenn der Kaiser nicht unmittelbar und umgehend abdanke, so werde der Straßenkampf in Berlin zu einem unerhörten allgemeinen Bürgerkrieg usw. Der Gouverneur von Berlin sei gänzlich von seinen Truppen verlassen und garantiere für nichts mehr. Dieselben Informationen wie das Reichskanzleramt gab auf Befragen der Gouverneur von Berlin: Der Straßenkampf sei in Berlin im Gange, die regierungstreuen Truppen seien dabei ‚übergegangen'. Später erfuhr man dann, daß es am 9. 11., noch dazu in den Vormittagsstunden, in Berlin weder Straßenkämpfe noch auch nur blutige Teilrevolten gegeben hatte!! Man erfuhr auch, daß die Naumburger Jäger und die in Anspruch genommenen Teile der Garde gar nicht daran gedacht hatten, ‚überzulaufen', sondern daß sie von der Regierung den Befehl erhalten hatten, im gegebenen Moment sich des Eingreifens zu enthalten. Derartige Befehle auf Gewährenlassen der — in den meisten Zentren noch gar nicht ausgebrochenen, sondern nur erwarteten — ‚Revolution' sind auch nach anderen wichtigen Zentralstellen des Reichs ausgegeben worden, so beispielsweise nach Hamburg-Altona, wo die Gegenmaßnahmen derart ge-

troffen waren, daß ohne Gegenbefehle von Berlin jede Revolte in kürzester Frist niedergeschlagen und Ruhe und Ordnung dauernd garantiert worden wären. Auch dies ein Beitrag dafür, warum die monarchistischen Gewalten am 9. 11. in so unverständlicher Weise vor jungen Burschen die Segel strichen und sich dann willenlos ‚hinter die Regierung' stellten.

Der Kaiser blieb dem Drängen Berlins und Groeners und der Auffassung des ganz unter dem Einfluß Groeners stehenden Feldmarschalls gegenüber zunächst fest. Er ließ sich auch nicht irremachen, als Groener die ‚Aushungerung' des Feldheeres durch die ‚Aufständischen' und unter Bezugnahme auf eilends beigezogene zweifelerregende Berichte einiger Kommandeure den Abfall des Feldheeres an die Wand malte und zur Unehre des Feldheeres erklärte, daß dieses nicht mehr hinter dem Kaiser stehe und sich weigern werde, unter ihm in die Heimat zu ziehen und gegen die Etappen- und Heimatsrevolutionäre Partei zu ergreifen. Für die, die an der Front gestanden haben, die Groener bekanntlich gar nicht kannte, bedarf es keines Nachweises dafür, daß diese Darstellung so verfehlt und unbegründet wie nur möglich war. Das Feldheer wäre mit Freuden willig gewesen, in der verschlampten Etappe und in der Heimat Ordnung zu schaffen. Es hätte dazu kaum einer zugkräftigen Parole bedurft. Noch zu viel späteren Zeiten wäre das Feldheer dazu bereit gewesen, falls der Kaiser nicht geflohen wäre und es eine entsprechende zielsichere Führung gefunden hätte. Hatten doch gewisse Leute noch bis spät in den Dezember hinein eine durchaus nicht unberechtigte Angst vor dem ‚Feldheer'. Dem Kaiser ist dies von seiten der Vertretung des Feldheeres in entschiedenstem Widerspruch zu Groeners wiederholten Auslassungen auch zum Ausdruck gebracht und es ist ihm die Treue der Front versichert worden. Es ist ihm auch geraten worden, sich unverweilt aus der ungesunden Luft des Hauptquartiers zum Frontheer zu begeben. Leider hat er den Rat nicht befolgt. Sonst wäre alles anders gekommen. (Einfache Gerechtigkeit gebietet aber festzustellen, daß der Kaiser unter dem überwältigenden Eindrucke der ihm als Tatsachen immer wieder versicherten gegenteiligen Darstellungen der Lage sehr wohl die Überzeugung gewinnen konnte und vielleicht auch mußte, das Spiel sei nun einmal verloren, so oder so, und es habe keinen Zweck, sich mit seiner Person noch dafür einzusetzen. Was ihm seine königliche Pflicht auch unter solchen Umständen hätte gebieten müssen, ist freilich eine andere Frage. D. T.)

Eine besondere Rolle hat bei dem Berliner und Groenerschen Drängen das Spiel mit dem Worte ‚Bürgerkrieg' gespielt. Mit dem ‚Bürgerkrieg' ist nicht nur Hindenburg, sondern schließlich auch der Kaiser gefangen worden. Daß der Kaiser mit seiner Abdankung und Flucht den ‚Bürgerkrieg' nicht erst zu vermeiden brauchte, sondern daß er ihn damit erst herbeiziehen mußte und ihn damit zu einer bleibenden Erscheinung gemacht hat, steht ja nun fest und wird auch von Hindenburg ausweislich seiner Erklärung anscheinend erkannt. Zu spät! ... Daß aber diejenigen, die dieses Wort erfunden haben, um damit auf die ungesunde Mentalität des Kaisers zu wirken und um ihn damit zu schlechthin verderblichen Entschlüssen zu bringen, an jene Begründung geglaubt haben, kann

schwerlich angenommen werden. Sie steht in derselben Linie, wie jene Erklärung des Prinzen Max von Baden vom Morgen des 9. November: Die unverzügliche Abdankung des Kaisers sei nötig, um die Monarchie zu retten, die ja auch durch den kurz darauf erfolgten Staatsstreich der Absetzung des Kaisers durch seine eigene Regierung in ein besonderes Licht gesetzt wird. Wäre der Kaiser pflichtgemäß in seinem Amte geblieben, hätte es nie und nimmer einen ‚Bürgerkrieg' gegeben, es war nur nötig, einzelne Horden der bolschewistischen Propaganda sofort und mit rücksichtsloser Energie in Angriff zu nehmen. Dazu aber waren treue Feldtruppen und treue Führer durchaus und in nötig ausreichendem Maße vorhanden. Wenn Hindenburg jetzt sagt: ‚Daß der Kaiser sich in diesem Glauben (nämlich an die Wirkung seiner Flucht) geirrt hat, ist nicht die Schuld Sr. Majestät', so muß auch dieser Auffassung mit Trauer und Ernst widersprochen werden. Der unselige und folgenschwere Verzicht des Kaisers auf das Letzte und Höchste seiner Pflichterfüllung kann damit nicht gerechtfertigt werden, weder vor Gott noch vor seinem Volke. Selbst wenn sich der Kaiser von seiner Regierung und von einzelnen (keineswegs von allen!) seiner Generäle und leider auch — das muß um der geschichtlichen Wahrheit willen unbedingt ausgesprochen werden — von Hindenburg, von letzterem in allerbester Absicht, im Stiche gelassen sah, so gab ihm diese trübe Erfahrung keineswegs das sittliche Recht, seinen Posten zu verlassen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Der ‚Bürgerkrieg' war eine sentimentale Phrase und steht in dem selben demokratischen Wörterbuche, aus dem die übrigen Phrasen stammen, mit denen Kaiser und Volk geködert worden sind und mit denen dieser Krieg verloren worden ist. Erst mit der Entfernung des Kaisers mußte aus dieser Phrase Wirklichkeit werden.

Den Berliner Staatsstreich vom Mittag des 9. November erfuhr der Kaiser erst am Abend. Er war und blieb auch da noch entschlossen, König von Preußen zu bleiben und an der Spitze des Heeres heimzukehren, obgleich Groener von vornherein brombeerbillige Gründe dafür ins Feld geführt hatte, daß auch die Abdankung als König von Preußen erfolgen müsse. Als schließlich Groener weiter drängte und sich auch Hindenburg davon überzeugen ließ, daß nicht einmal mehr die Truppen des Schutzdienstes des kaiserlichen Hauptquartiers ‚sicher' seien und daß die Revolutionäre ‚bereits im Anmarsch' seien (!), ließ sich der Kaiser, ungeachtet der Möglichkeit, sich zu den Fronttruppen zu begeben (nicht um ‚an der Spitze den Tod zu suchen', wie Hindenburg in seiner Erklärung sagt, sondern um in reiner Luft einen reinen und eines Hohenzollern würdigen Entschluß zum Aushalten zu fassen), bewegen, nach Holland zu fliehen. Damit opferte er im Banne einer Phrase nicht nur sich selbst, sein Geschlecht, sondern auch sein Volk."

* * *

Wahrhaft tragisch ist die Schicksalsverkettung, die unseren allverehrten großen Marschall in diesen Konflikt hineingezwungen hat, tragisch vor allem darum, weil es gerade seine Treue, seine Größe, sein Heldentum war, die ihn zu einer Rolle in dem Drama bestimmt hat, gegen welche sich doch sein ganzes inneres Wesen und Empfinden von Grund aus auflehnen mußte. Ein Charakter von antiker Größe, ein Schicksal von antiker Tragik! Getragen mit dem Heroismus

einer stillen Selbstverleugnung, deren unendlich tiefes Weh von der blinden, gedankenlosen Masse heute auch nicht von ferneher geahnt, geschweige denn begriffen wird. Ein späteres, vom Massenirrsinn der Gegenwart befreites, ein freies Geschlecht erst wird ermessen können, welcher ungeheuerliche Frevel an ihm, dem Reinen und über sich selbst hinweg Getreuen, begangen worden ist, eine spätere Historie erst wird ihm das Denkmal setzen können, das seiner würdig ist. Und reiner Sternenglanz wird sein Haupt umkränzen. Derweilen aber, Held Hindenburg, nun Hüter unseres heiligen Grals, getröste dich: Du hast den Besten deiner Zeit genug getan!

* * *

Gewiß, auch diese Revolution wird für die Dauer nicht nur Werte zerstört und Quellen verschüttet, sondern auch neue geschaffen oder erschlossen haben. Wer wollte leugnen, daß sie manchen längst entbehrlichen, nur noch aufreizenden Zopf abgeschnitten, in manches dumpfe Kellerloch Luft und Licht hineingelassen hat. Aber bedurfte es dazu der Gas- und Dynamitbomben einer Revolution, der Zertrümmerung des ganzen Bauwerkes? Das ging ja alles ohne selbstmörderische Narren- und Dummejungen-Streiche zu machen. Es ist so viel im Taumel revolutionärer Besoffenheit besinnungslos drauflos verwüstet und verschüttet worden und wird andauernd weiter verwüstet und verschüttet, daß es ganzer Geschlechter und Jahrhunderte bedürfen wird, um diese Verwüstungen nur wettzumachen, bevor aus der Bilanz auch nur die kleinste Mehrung des Gesamtvermögens herausspringt. Und es ist noch sehr die Frage, ob das deutsche Volk diesen, nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch in seiner selbstmörderischen Art beispiellosen äußeren und inneren Zusammenbruch jemals ganz verwinden wird ohne an seiner Seele und seinem Körper dauernden Schaden genommen zu haben — um nicht Schlimmeres zu befürchten. Was aber auch immer an Positivem aus ihr noch herausspringen möge: dürfen sich ihre Erreger und Träger ein Verdienst daraus herleiten? Sind sie sich auch nur der Verantwortung und der Folgen bewußt gewesen, haben sie sich dem Chaos, in das sie die deutsche Welt zerschlagen haben, gewachsen, als Meister mit schöpferischen Gedanken erwiesen? Was ist denn eigentlich der Geist dieser Revolution, und wo ist hier überhaupt Geist? Es ist doch eben nicht anders, als wie es Ernst Freiherr von Wolzogen in seinen „Harten Worten, die gesagt werden müssen" schildert, einer kleinen, bei Theodor Fritsch, Leipzig, erschienenen Schrift, die ebenso anreizt und fesselt, wie sie an gewissen Stellen zu schärfstem Widerspruche herausfordert: „Kein wirklicher Kenner unseres Volkes wird daran glauben, daß Alldeutschland tatsächlich über Nacht republikanisch geworden sei; nicht einmal von sämtlichen Mitläufern des Sozialismus ist das zu glauben, viel weniger von den geruhsamen Bürgern, die fleißig ihrer Hantierung nachgingen und der durch Polizei und Heer, sowie schöne Zuverlässigkeit der Beamtenschaft gewährleisteten Ruhe und Ordnung herzlich froh waren. Außer dem besitzlosen Proletariat hat sich doch tatsächlich jeder Staatsbürger im Deutschen Reiche behaglich und wohl gefühlt, und nur die sozusagen berufsmäßigen Gesetzes-Übertreter haben unter dem ‚Polizeistaat', nur die Rekruten, die just geschliffen wurden, unter dem ‚Militarismus'

direkt zu leiden gehabt. Wenn einem Gesetze und Verordnungen nicht behagten, wenn das Rechtsgefühl sich verletzt fand durch Klassenjustiz oder durch den verruchten römischen Rechtsgeist, so konnte man sich durch kräftiges Schimpfen erleichtern, und von dieser Befugnis hat man ausgiebig Gebrauch gemacht. Die Rückständigkeit mancher unserer viel verlästerten Junker gab mehr Anlaß zum Lachen als zur Entrüstung, und das angebliche Joch unserer dynastischen Landesherren hat wohl kaum auf irgend einem Nacken schmerzhaft gelastet. Wohl aber hat Deutschland unter dem alten Zustande den höchsten Aufschwung seiner Kultur und Zivilisation, seines Nationalreichtums und seiner Weltgeltung seit Menschengedenken genommen. Woher also soll über Nacht die Begeisterung für die Republik hergekommen sein? Diese Begeisterung ist eine Lüge, und ihr öffentliches Bekenntnis ein reines Angstprodukt. Wäre nicht unser gesamtes Volk ebenso wie das Heer leiblich und seelisch erschöpft und deshalb einer müden Gleichgültigkeit ausgeliefert, so wäre sowohl der Sieg der Revolutionäre wie auch der allgemeine plötzliche Gesinnungswechsel unmöglich gewesen.

Auch mir gilt die Republik als idealste Staatsform; aber ich bestreite, daß der Deutsche dafür reif werden wird. Wir haben zwei Muster-Republiken in Europa, und die sind beide — im aristokratischen Geiste geleitet! In der kleinen Schweiz ist es selbstverständlich, daß keine Proleten, keine dunklen Streber ans Ruder kommen, weil die guten alten schweizer Familien schon dafür sorgen, daß keine unbekannten Außenseiter zu den führenden Stellungen gelangen. Und das großbritische Weltreich stellt gleichfalls das Musterbeispiel einer aristokratischen Republik dar; muß es uns nicht zu denken geben, wenn selbst diese geborenen Republikaner, die freiheitsstolzen selbstsicheren Engländer an ihrem schattenhaften König festhalten?! Sie brauchen den King ja nur, um ihn bei festlichen Gelegenheiten als Fahne zum Fenster hinauszuhängen. Aber als Menschenkenner und wirklich politische Köpfe wissen sie eben den hohen Gemütswert des Symbols zu schätzen! ...

Aber wir haben unsere Geschichte eben vergessen oder nichts daraus lernen wollen. Darum muß es unser heißestes Bemühen sein, sobald wir uns von den furchtbaren Erschütterungen unserer Niederlage einigermaßen erholt haben, unserem Volke seine Geschichte einzubläuen und sie zum vornehmsten Erziehungsmittel zu machen. Wir dürfen nicht zögern, neben den notwendigsten Reformen auf dem Gebiet des Bodenrechtes, des Gerichtswesens, des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, das Schulwesen gründlich umzugestalten und Volkshochschulen ins Leben zu rufen nach Grundvigschem Muster, deren Ziel sein muß, dem verborgensten Einödbauern die Kenntnis der vaterländischen Geschichte vor allen anderen nützlichen und notwendigen Kenntnissen beizubringen, und zwar einer vaterländischen Geschichte, die weder byzantinisch, noch parteipolitisch überschminkt ist — einer deutschen Geschichte, wie sie uns Einhart musterhaft geschrieben hat ...

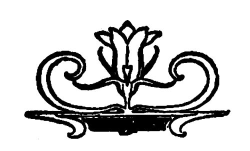
Wir werden die Erhebung Deutschlands, die Stunde der Vergeltung nicht erleben. Unsere Kinder wahrscheinlich auch nicht. Danken wir unserem Gott, wenn unsere Kindeskinder sie erleben. Wir werden mindestens auf Jahrzehnte

hinaus ein bedrücktes gedemütigtes Volk bleiben, das seine Beschämung in fleißiger Arbeit zu vergessen und neue Ehre durch liebevolle Pflege einer eigenartigen nationalen Kultur zu erwerben suchen muß. Wir werden auch dies stille bescheidene Glück nur erreichen unter der Bedingung, daß wir unsere internationalen Faseleien endlich bleiben lassen und uns auf unsere völkischen Belange beschränken, uns zu einem würdigen Stolz auf unser Deutschtum aufraffen. Aber zu neuem Glanz und Wonne, zu Fülle und Überschwang zurückführen kann uns nur die Hingabe, der freudige Gehorsam, den wir einer genialen, sieghaften Persönlichkeit darbringen" ...

Wo ist der Mann?

„Der Mann, der nicht gleich in die Fliegenfalle
Auf jeden idealen Zucker kriecht,
Der unbetäubt vom lauten Lügenschwalle
Gras wachsen hört und zeitig Lunte riecht,
Der alle Wölfe mühlos überheulen
Und alle Schlangen überzüngeln kann,
Zureden auch, liebreich, wie kranken Gäulen —
Wo ist der Mann, der undeutsch deutsche Mann?

Hervor ans Licht, du Eckart, du getreuer!
Wenn deiner Rede Ton Gehorsam zwingt,
Wenn dir im Auge glüht das Wotansfeuer
Und deines Geists Gebärde leicht beschwingt.
Dann werden wir dich kennen, Gott-Erkorner,
Du aber mach' aus dir kein zaghaft Hehl,
Bekräftige dich, als Führer, als gebor'ner!
Die deutsche Tat geschieht nur auf Befehl!"



Auf der Warte

Die großpolnische Gefahr und Schlesien

Mit Posen, Danzig, Teilen von Westpreußen wollen die Polen auch Teile von Schlesien aus dem deutschen Volkskörper herausreißen. Schon durch die Zuerteilung Oberschlesiens würde ganz Deutschland, insbesondere Ostdeutschland, in seinem Lebensnerv getroffen werden. Die gesamte oberschlesische Kultur und Wirtschaft ist ein Ergebnis deutscher Arbeit, die gesamte schlesische Geschichte weist nach Deutschland. Es kann kein Friede geschlossen werden, der Schlesiens Einheit zersprengt; kein einziger schlesischer Kreis darf an die Polen verloren gehen!

Die Großpolen ziehen die Grenze dicht bei Breslaus Toren vorbei, lassen diese Stadt aber beim Deutschtum, weil sie vollständig „germanisiert" sei. Ihre eigentliche Hetzarbeit liegt in Oberschlesien. Es muß hier festgestellt werden, daß Schlesiens Lage lange nicht so bedrohlich geworden wäre, wenn nicht Posen in leichtsinnigster Weise den Polen preisgegeben worden wäre. Mit dem Verluste von Posen fand die großpolnische Arbeit in Oberschlesien erst Grund. Man konnte auf Erfolge hinweisen, auf die Möglichkeit einer Wiederholung des Spieles Schlesien gegenüber. Posens Verlust war der schwerste Schlag gegen Schlesien.

Fast 75 v. H. der schlesischen Bevölkerung, die 5,23 Millionen Einwohner aufweist, sind deutschen Stammes; die Polen bilden 23,7 v. H. mit 1,24 Millionen, die hauptsächlich Oberschlesien bewohnen. Der Regierungsbezirk Oppeln, der hier in Frage kommt, zählt 2,21 Millionen Einwohner, von denen 1,17 Millionen auf die Polen kommen. Dabei ist zu erwähnen, daß es in Oberschlesien sehr viel Polen mit doppelter Muttersprache gibt (88 798), und die Polen, die des Deutschen mächtig sind, werden nach der gewissenhaftesten Zählung, die unsere deutsche Art darstellt, mit 766 963 angegeben. Eine rein großpolnische Bewegung gab es in Oberschlesien kaum. In jedem Dorfe waren und sind die Polen auf die deutsche Kultur angewiesen, und wer oberschlesische Dörfer kennt, konnte in den meist zweisprachigen Ausdrucksformen irgendwelche Feindseligkeit nicht erblicken. Überall war das Deutschtum im Fortschreiten, besonders in den Kreisen Guhrau, Militsch, Groß-Wartenberg, Brieg. Die Germanisierung schritt durch ganz Oberschlesien höchst erfreulich fort. In der letzten Zählfrist nahm die Zahl der Polen um 0,9, die der Deutschen um 5,5 v. H. zu! Das sagt genug. Das Deutschtum gruppiert sich besonders um die oberschlesischen Städte. Bedenklich konnte hier der starke Zustrom aus dem großpolnischen Hinterlande stimmen, der genugsam die Anziehungskraft des deutschen Arbeitsmarktes zeigt. Daß an manchen Orten eine Überlegenheit der Polen aufkam, liegt nicht selten an ihrer stärkeren natürlichen Vermehrung. Die oberschlesischen Städte sind bis heute Kernpunkte des Deutschtums geblieben. Freilich wurden an manchen Orten die führenden Kreise, die sonst rein deutsch waren, stark mit polnischen Anwälten, Apothekern, Drogisten, Kaufleuten durchsetzt, die in den blühenden Gemeinden erfolgreichen Verdienst fanden und von Großpolen aus für die großpolnische Idee aufgestachelt wurden. Es waren besonders die Pfleglinge des Marcinkowski-Vereins, die schon vor dem Kriege nach dieser Richtung hin tätig waren. Nach dem Verlust Posens setzte die leidenschaftlichste Hetzarbeit ein. Den polnischen Leuten wurden zwei Kühe versprochen, wenn sie sich für Großpolen erklärten; man sicherte ihnen völlige Steuerfreiheit zu. Von Krakau aus, einem alten Wühlnest, wurden die Flammen

mit allen Mitteln geschürt. Ein besonderer Vorposten großpolnischer Hetze blieb das Salesianer Kloster dicht an der Grenze zu Oswiencim, das schon vor dem Kriege Pfleglinge und Geld aus Oberschlesien angezogen hatte.

Bei allen oberschlesischen Streikunruhen steckt Warschau oder vielmehr Posen dahinter. Denn nicht mehr Warschau ist der Mittelpunkt Großpolens, sondern Posen! Kongreßpolen zersetzt sich immer mehr; die Grundlage der aktiven äußeren Politik ist in Posens militärischen Kräften zu suchen. Ohne diese Kräfte hätte Kongreßpolen nichts unternehmen können. Es wäre längst den sozialistischen Unterströmungen erlegen. Die Soldaten Warschaus sind bolschewistisch verseucht; überall in Kongreßpolen, besonders in den Industriebezirken von Lodz und Sosnowice, finden sich Herde des Bolschewismus. Die Arbeiterräte in Warschau, Lodz, Lublin, Petrikau, Zaglebia, Radomsk, Tomaschow, Kalisch, Wloclawek usw. haben sich jüngst gegen Kriegshandlungen, Gendarmerie, Soldaten, gegen Nichtentlassung von politischen Gefangenen, verhafteten Soldaten usw. erklärt. Es gärt in Großpolen. Hunger, Massenelend, Arbeitslosigkeit schwächen Kongreßpolen mehr und mehr. Nur Posen erhält es noch aufrecht. Die militärische Gefahr Kongreßpolens steckt auch für Schlesien in Posen. Es sind schöne Worte, wenn Paderewski in Großpolen 18 Divisionen aufstellen und durch Einberufung des Jahrganges 1898 allein 75 000 Mann auf die Beine bringen will. Was Deutschland, Oberschlesien bedroht, sind vor allem die posenschen Polen, die preußisch geschult sind, sofort nach Eintritt des Kriegszustandes mit Deutschland die alte preußische Disziplin eingeführt haben und die Soldatenräte auf der Stelle abschafften. Man mag die Zahl dieser posenschen Polen, den ehemaligen deutschen Soldaten und Offizieren, mit 100 000 Mann nicht gering einschätzen. Ein Einmarsch in Oberschlesien ist jederzeit möglich. Gewiß hofft Warschau, die innere Unruhe durch äußere Taten zu dämmen. Die Hoffnung des Erfolges liegt nicht nur in Paris, sie liegt in der schmählichen Schwäche der deutschen Regierung.

Das ist die schwerste und sorgenvollste Zukunftsfrage Schlesiens, die auch für Westpreußen und Posen gilt: werden die Vertreter Deutschlands bei den Friedensverhandlungen neben der nötigen Kenntnis des deutschen Ostens auch den unverrückbaren Willen für seinen völligen Bestand und seine unzerreißbare Einheit aufbringen?

Durch den Verlust Oberschlesiens wäre selbst der Anschluß Deutsch-Österreichs gefährdet; das oberschlesische Kohlenland ist ein Anziehungspunkt, der gerade auch für einen künftigen Anschluß Deutschböhmens in Frage kommt. Wilhelm Schremmer

*

Romulus und Remus

Nur kümmerlich, wie fast alles Nichtnebensächliche, ist den meisten noch besinnlichen Deutschen in dieser Zeit der Verkrüppelung zum vollen Bewußtsein durchgedrungen, welche Hölle die russisch-jüdisch eingeimpfte, geleitete und ausgehaltene Bolschewistenverseuchung in der sogenannten Märzrevolution gegen uns losgelassen hat. Sie ist jederzeit noch auf dem Sprunge, sie lauert nur, — diese sogenannte Revolution, denn eine Revolution an sich braucht noch nicht lauter Abschaum zu sein, wenn sie schon von ihm befleckt wird. Hier aber fleckte sich die nackte Bestie aus.

Da fährt ein Wagen mit Lebensmitteln für die Regierungstruppen. Der Wagen wird — „natürlich“, so heißt es in dem Bericht — angehalten, der Kutscher, Soldat, heruntergeholt, von der Menge mit Fäusten bearbeitet, mit dem Kopf gegen eine Hauswand gestoßen, dann fortgeschleppt. Ein vorübergehender Handwerksmeister spricht gütlich zu: „Habt doch Mitleid mit dem Menschen.“ Die Bestie: „Was? — Mitleid?“ — stürzt sich auf den Handwerker und schlägt auf ihn los. Der Zwischenfall hat die Menge von dem Regierungssoldaten abgelenkt, er wird nur noch von einem Unbewaffneten weitergeschleppt. Da schreit eine Frau: „Hier prügelt ihr drauf los und den Regierungssoldaten laßt ihr laufen?“ Die Bestie: „Macht ihn doch kalt!“

„Was? — Mitleid? Macht ihn doch kalt!"

Das ist nur eine kleine Stichprobe, und die auch nur in knappstem Auszuge aus — dem „Vorwärts", dem Organ der sozialistischen Regierung Scheidemann. Kein Gerechtdenkender wird dieser Regierung nachsagen, daß sie sich in übertreibenden Darstellungen des Spartakusgemüts gefällt. Dazu ist sie zu sehr Fridolin, „ein frommer Knecht und in der Furcht des Herrn", — der — „Unabhängigen", die, wenn sie sich auch „unter den Linden nicht grüßen", doch Milchbrüder des Spartakus sind. Wie Romulus und Remus auch von einer Wölfin gesäugt wurden. Als es aber zur Auseinandersetzung kam, erschlug der Romulus den Remus. Er konnte immer noch mit größerem Rechte die Wölfin — „seine Amme nennen".

Aber der Vergleich hinkt entsetzlich. Unsere Romulus und Remus können auch bei dauernder milchbrüderlicher Eintracht ein Rom weder erbauen noch zerstören. Nur einem in den Tod abgehetzten, abgehärmten Geschlechte in seinem letzten Ringen, rechtzeitig noch vor einer etwa günstigen Entscheidung, den Dolch von hinten in den Nacken stoßen, — das können sie! J. E. Frhr. v. Gr.

*

Was uns keiner nachmacht

Auf einem öffentlichen Redeabend des Bundes „Neues Vaterland" versuchte der Staatssekretär von Revolutions Gnaden a. D. Herr von Gerlach seine bekannte, kläglich gescheiterte Polenpolitik zu rechtfertigen. Man hörte im Saale überall polnisch sprechen — selbstverständlich erntete also Herr von Gerlach bei dem größten Teile der Zuhörerschaft begeisterten Beifall, stürmischen, wo er sich bemühte, das Deutschtum herunterzureißen und lächerlich zu machen. Nach ihm redete u. a. ein Pole, kaum der deutschen Sprache mächtig, und betonte, Herr v. G. hätte zwar erklärt, daß alles von einer polnischen Mehrheit bewohnte Land zu Polen kommen sollte, er aber, der Redner, müsse für Polen auf den historischen und nicht ethnographischen Grenzen bestehen. Auch er fand stürmischen Beifall. Ein weiterer Redner, Leutnant d. R., Millionärsohn vom Kurfürstendamm und Mitglied des Soldatenrates Warschau, entleerte sich in wütenden Angriffen gegen seine früheren Kameraden und versuchte die bekanntlich für Deutschland katastrophale Tätigkeit dieses Soldatenrates zu entschuldigen. Als aber ein Deutscher aus Posen gegen Pan Gerlach das Wort ergriff, wurde er niedergeschrien und konnte sich nur mit genauer Not vor tätlichen Angriffen in Sicherheit bringen. Die edle Weiblichkeit, die schon hoffte, billiger als im Berliner Sportpalast einen Boxkampf miterleben zu können, tobte vor Vergnügen. Da bei diesem geistigen Turnier Lungenkraft, mehr aber noch Muskelkraft, nicht zuletzt aber auch polnische Nationalität oder Polendienerei den Ausschlag gaben, verzichteten andere Redner auf das Wort und überließen die verbrüderte Gesellschaft sich selbst.

Eine polnische Werbeversammlung mit deutschem Vorspann in der deutschen Reichshauptstadt, während die Polen deutschen Boden besetzt halten, deutsche Volksgenossen vergewaltigen und selbst auf das deutsche Danzig die Hand legen wollen —: das macht uns keiner nach!

*

Kali und Zucker — dem Ausland!

Im „Tag" fordert ein Gutsbesitzer, wie uns scheint, sehr mit Recht, eine scharfe Beaufsichtigung der Kalibergwerke, daß diese nicht etwa „zur Hebung der deutschen Valuta" jene wertvollen Düngemittel dem Ausland zur Verfügung stellen, sondern in allererster Linie der deutschen Landwirtschaft. Diese Gefahr ist aber um so größer, da erstens die elsässischen Werke, welche in der Hauptsache Süddeutschland versorgten, vorerst für uns ausgeschaltet sind, und zweitens die Kaliindustrie nach der jahrelangen Stilllegung des früher mächtigen Exports geneigt sein wird, dem Ausland Konzessionen zu machen auf Kosten der deutschen landwirtschaftlichen Lebensmittelerzeugung, zumal

wenn die Feinde obendrein noch darauf bezügliche Forderungen stellen sollten.

Diese Forderungen sind mittlerweile bereits gestellt worden. Bei der sattsam bekannten Nachgiebigkeit der Regierung darf kaum erwartet werden, daß sie den Verlangen der Feinde im Interesse der deutschen Landwirtschaft ernsthaften Widerstand entgegensetzt. Die Abmachungen über die Lebensmittellieferungen erscheinen überhaupt in sonderbarem Licht, wenn man liest, daß Deutschland u. a. auch mit — Zucker bezahlen will! Mit Zucker, an dem wir nicht nur schon jetzt empfindlichsten Mangel leiden, sondern der bei der völlig ungenügenden Rübenernte bald ganz vom Markte verschwinden wird. Es liegt auf der Hand, daß mit einem solchen Abkommen wohl der Entente, aber nicht uns geholfen wird.

*

Sozialisierung des Totschlags

In einer Sitzung des Berliner Arbeiterrates, im März, zog der „Unabhängige“ Däumig gegen die Mehrheitssozialisten vom Leder, die den Räten nur wirtschaftlichen Einfluß zugestehen und das Unternehmertum mit dem Proletariat verkuppeln wollten. Aus der Versammlung kamen wiederholt Zurufe: „Was soll mit den Unternehmern werden? Sollen wir sie totschlagen?“ Däumig erklärte: „Ja, soll ich denn noch deutlicher werden? Es wird so kommen wie in Rußland. Das Proletariat wird den Unternehmern sagen: Ihr habt Generationen hindurch alle Vorteile genossen, jetzt verschwindet!“ — „Stürmischen Beifall“ verzeichnet der Bericht.

Herr Dr. Südekum ist kein „Unabhängiger“, sondern Mehrheitssozialist und nebenbei — preußischer Minister. Der Herr Minister erzählte in der preußischen Landesversammlung, daß er einem Arbeitgeber, der ihm mitteilte, er habe unsinnige Lohnforderungen bewilligen müssen, weil er sonst von den Arbeitern totgeschlagen worden wäre, erwidert hat: er hätte sich eben totschlagen lassen müssen, das sei in einem solchen Falle seine soziale Funktion gewesen.

In Oberschlesien ist ein Bergbeamter freiwillig in den Tod gegangen, aus keinem anderen Grunde, als um die Arbeiter von dem Wahnwitze ihrer Forderungen zu überzeugen, sie, die Arbeiter, vor ihrem selbstmörderischen Beginnen zu retten. So beging er Selbstmord, um die Arbeiter vor wirtschaftlichem Selbstmorde zu bewahren. Es war das nutzlose, darum tragische Opfer eines Helden. Würde der Vorgang, ohne die außerkünstlerische Grundlage des tatsächlichen Zeitungsberichtes, auf die Bühne gebracht, — die „Mehrheit“ würde ihn totsicher als ganz unglaubwürdig, als freche „kapitalistische, alldeutsche Tendenzmache“ mit Hohngelächter ablehnen, Herr Scheidemann darin eine niederträchtige „Ludendorfferei“ entdecken.

Herr Dr. Südekum will aber auch das idealistische Privatkapital sozialisieren, leider nur einseitig, denn nur die Arbeitgeber sollen sich um sozialer Zwecke willen „totschlagen lassen“, weil das eben ihre „soziale Funktion“ sei. Solange Herr Dr. Südekum das „Unternehmen“ des oberschlesischen Bergbeamten an seiner Person durch Nachfolge nicht sozialisiert — man kann das als Minister noch viel überzeugungskräftiger, denn als schlichter Bergbeamter —, wird seine Ibsensche ideale Forderung im Rahmen der Komödie bleiben.

Gr.

*

Vorschußlorbeeren

Kaum hat Herr Dernburg die Nachfolge Schiffers im Reichsschatzamt ange-treten, so regnet es schon Lorbeeren auf sein Haupt. Ihm gebühre, so weihräuchert di „Volkszeitung“, schon dafür der Dank de deutschen Volkes, daß er in so schwere Stunde das Amt des Reichsschatzsekretä übernommen habe.

Es ist nun ein offenes Geheimnis, da nach seiner höchst fragwürdigen Wirksamke als Kolonialminister kaum einer so seh süchtig nach einem Regierungsamt au geschaut hat als Herr Dernburg. Man soll also zunächst ihm gratulieren und nicht un

Herr Schiffer ist zurückgetreten, weil er zu viel Rückgrat hatte, um mit der Regierung durch dick und dünn zu gehen. Herr Dernburg, molluskenhafter veranlagt, scheint weniger Hemmungen zu haben. Liegt darin ein Verdienst, ein Grund, bengalische Effekte loszulassen?

Die sollte man hübsch für später aufsparen. Falls alsdann noch Bedarf danach ist ...

*

Schieberglück

Meldungen von einem Tage (12. April 1919):

Ein Teil des amerikanischen Schmalzes ist in Berlin mit der Bahn eingetroffen. Der unmittelbaren Übernahme des Schmalzes auf die Lager der Fettstelle erwachsen aber dadurch Schwierigkeiten, daß, entgegen einer von maßgebender Seite in der Reichsfettstelle erteilten Auskunft, mit einer Händlergruppe (!!) ein Vertrag wegen Übernahme und Lagerung der Ware abgeschlossen wurde, was eine völlig überflüssige Zwischenlagerung und erhebliche Verteuerung zur Folge hat. Dabei verfügt die Stadt Berlin selbst über die besteingerichteten Lager- und Kühlräume.

Täglich werden in Berlin hunderte Paar neuer Zivilstiefel in der Schönhauser Straße verkauft. Wer ist denn hier der Schieber? fragt der „Vorwärts". Der kleine Händler oder der Fabrikant, der seine Abnehmer, die kleinen Schuhwarengeschäfte, nicht beliefert, sondern seine Fabrikate zu bedeutend höheren Preisen verschiebt? Und der sollte nicht zu fassen sein, auch nicht die Konditoreien, die täglich mehrere Zentner Mehl zu Torten verbacken, auch nicht die Bonbonfabriken, die den dem Volke entzogenen Zucker zentnerweise verarbeiten und dann solche Wucherpreise nehmen?

Die Zuckerschieberei schreit zum Himmel. Die Geschäfte, welche Zucker zu ihrer Existenz nötig haben und vom Magistrat keinen geliefert bekommen, wachsen wie Pilze aus der Erde. Dann gibt es nicht genügend Zucker für Marmelade! Jeder Mensch sieht die teuren Bonbons in ungezählten Massen — nur unsere patenten Behörden wissen von nichts. —

Im Osten Berlins, in der Nähe des Lagerungsortes, soll bereits amerikanisches Büchsenfleisch gehandelt werden. Sonst hat in Deutschland noch kein Mensch daran gerochen.

Freie Bahn dem tüchtigen — Schieber!

*

Zur Pflege des Gemüts

Präsident Wilson hat den Schlachtfeldern Frankreichs einen Besuch abgestattet und damit einem neuen Sport sozusagen die offizielle Weihe gegeben. „Daily Chronicle" stellt fest, daß Reisen nach den Schlachtfeldern sehr beliebt werden dürften, sobald die Reisebeschränkungen aufgehoben worden sind. Die Pariser Boulevardblätter haben es jedenfalls an der nötigen Reklame nicht fehlen lassen. Wilsons Schmerz und Ergriffenheit beim Anblick der trostlosen Bilder, wie jede Kriegszone sie bietet, und beispielsweise Ostpreußen nach dem Russeneinfall sie bot, ist mit der nötigen Rührseligkeit ausgemalt worden. Dem Zustrom sensationslüsterner Weltenbummler, die wenigstens den Nachschauer des Schlachtfeldes mitnehmen möchten, steht nur noch der Friedensschluß entgegen. Die Vorbereitungen sind bereits im vollen Gange. Ein englisches Blatt berichtet kaltschnäuzig: „Die besten und unterhaltsamsten Führer sind natürlich ehemalige Soldaten, die in den verschiedenen Abschnitten gelebt und gekämpft haben. Darum bemühen sich auch jetzt schon die Reisebureaus, geeignete Leute zu gewinnen, die möglichst viel mitgemacht haben. Zahlreiche Offiziere haben sich bereit erklärt, als persönliche Leiter und Führer einzutreten. Ein amerikanisches Hotelsyndikat hat bereits vollständige Pläne zur Anlage von Hotels bei Ypern, Arras, Albert und St. Quentin ausarbeiten lassen. Miramont, ein Dorf an der Ancre, ist als Treffpunkt der Autogesellschaft in Aussicht genommen worden."

Aasgeier — —

*



Geistiger Mob

Wenn man die ganze Erbärmlichkeit eines gewissen jüdischen Liberalismus in Reinkultur genießen will, muß man den „Ulk", die Wochenbeilage des „Berl. Tageblatts", verfolgen. Dieses sogenannte Witzblatt, dessen Geistlosigkeit geradezu erschütternd wirkt, läßt keine Gelegenheit ungenutzt, um die einstigen Größen des Tages in den Schmutz zu zerren. Die selben Größen übrigens, die der selbe „Ulk" zu Zeiten der Siegeszuversicht und Hochstimmung mit typischer Aufdringlichkeit in Wort und Bild umschmeichelte. Daß sie auf diese Weise die Verlogenheit ihrer eigenen Gesinnung zunächst einmal einwandfrei aufdecken, fällt den Herrschaften in ihrem blinden Eifer, den niedrigen Instinkten des wandelbaren Zeitgeistes auftragsgemäß (Firma Mosse) zu kitzeln, gar nicht auf. Ministerpräsident Scheidemann hat ja den Grundton angegeben, an den demokratischen Handlangern ist es, nun die passendsten Variationen zu finden.

So sieht man auf dem Titelblatt der einen Nummer unter der Überschrift „Der Hasardeur" Ludendorff am Spieltisch, im Hintergrunde Klio. Text:

„Na, Erich, du hast das Spiel verloren! Was wirst du nun zu Hause sagen?" — „Meinen Leuten erzähle ich schon etwas!"

In einer anderen Nummer: Aus dem Berliner Telephonbuch:

„Ludendorff, Erich, immer noch Exzellenz, Vorsitzender der ehem. Kaiserl. Unterschätzungskommission. Stellvertretender Dalai-Lama, z. Z. harmloser Spaziergänger an der Spree.

Wilhelm 1914—18

Ferner: Politische Rechenaufgabe.

„Wenn Hindenburg 1847 geboren ist und Wilhelm II. am 27. Januar seinen 60. Geburtstag gefeiert hat: wann wird dann Ludendorff sterben? — Antwort: Überhaupt nicht; denn er ist schon längst ein toter Mann."

Diese Proben dürften genügen. Sie beweisen, daß es neben dem Mob der Straße noch einen anderen gibt, dessen Physiognomie fast noch übler anmutet, weil der Hauptzug darin die Feigheit ist. K. Sch.

*

Patrioten!

Der Oberbürgermeister von Mainz, Göttelmann, wurde von dem französischen Kommandeur Mangin seines Amtes entsetzt, weil er sich weigerte, den französischen Unterricht in den Volksschulen einzuführen, und erklärte, Mainz sei deutsch und werde deutsch bleiben. Der Bürgermeister des ebenfalls in der neutralen Zone gelegenen Städtchens Königstein i. Taunus, Müller-Mittler, erließ eine amtliche Veröffentlichung: „Es wird dringend um recht zahlreiche Beteiligung (an den französischen Sprachkursen) gebeten, da die Art der Beteiligung nicht verfehlen wird, bei der Besatzung einen Eindruck zu hinterlassen." Bl.

*

Kaliban

Zu der widerwärtigen Handlung der Münchener Unabhängigen, die nach der Ermordung Eisners die christlichen Kirchen nötigten, ihm zu Ehren die Glocken zu läuten, äußerte in dem Wiener internationalen Börsenblatt „Neue Freie Presse" Isolde Kurz:

„Liegt nicht ein ganzer Shakespeare-Zug in diesem Hohn der ergrimmten Liebe, die die Kirche zwingt, ihrem Todfeind den Sterbesegen zu läuten?"

Ehedem wurde versichert, der Sozialismus verbürge Freiheit und Duldsamkeit auch gegenüber der Kirche. Diese Erklärung hat er, wie sich Isolde Kurz ausdrückt, „in dem Hohn seiner ergrimmten Liebe" verleugnet und die Kirche für seine Parteizwecke vergewaltigt. Isolde Kurz sucht Sympathien für diese Genossen zu erwecken und dichtet ihnen einen Shakespeare-Zug an in Erinnerung an Shakespeares Kaliban, der heutzutage in vielen tausenden deutscher Radaubrüder und Straßenräuber aufgelebt ist.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



XXI. Jahrg. Juni 1919 Heft 12

Deutschlands größte Sorge

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Lord Haldane, als er im Februar 1912 von seinem Besuche zurückkehrte, äußerte auf einer Zwischenstation zu einem deutschen Bekannten: es habe ihn in Deutschland nichts so gestoßen, wie der auffällige Mangel an Charakteren. Haldane ist dreimal in Deutschland gewesen, mit einer großen Zahl führender Persönlichkeiten bekannt geworden, durfte sich also, bei seiner der unsrigen weit überlegenen englischen Psychologie, schon ein Urteil erlauben. Dieses Urteil wird jetzt auch durch den Konteradmiral Carl Hollweg in der Halbmonatschrift „Der Einzige" (Adolf Zimmermann, Charlottenburg) aus eigener Erfahrung und Anschauung bestätigt: „Unsere Gegner haben im Kriege neben tüchtigen Generälen einen Clemenceau, einen Lloyd George, einen Wilson hervorgebracht und, mit souveränen Machtvollkommenheiten ausgestattet, an die Spitze ihres Gemeinwesens gestellt. Die großen Demokratien haben sich willig den unerhörten, früher für unmöglich gehaltenen diktatorischen Maßnahmen dieser ihrer durch Charakterstärke ausgezeichneten Führer untergeordnet. Und darüber hinaus: In allen drei Ländern würden sich, auch das hat der Krieg bewiesen, sofort annähernd gleichwertige politische Ersatzleute gefunden haben, wenn diese Diktatoren plötzlich durch Tod oder Krankheit abberufen wären. Ich nenne nur Pichon, Lord Cecil, Lansing."

Der Admiral entsinnt sich noch deutlich einer Sitzung der Haushaltskommission

des Reichstages am 28. 3. 1916, an der er zuhörend teilnahm. „Mich interessierte damals am meisten das Auftreten des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und die ganze Art, sich zu geben. Der Großadmiral von Tirpitz war unlängst verabschiedet. Es wurde über die Zweckmäßigkeit und die Aussichten des U-Boot-Krieges gesprochen. Der Reichskanzler saß in Generalsuniform am Beratungstisch. Er rauchte unablässig mit tiefen, hastigen Zügen, starke Nervosität erfüllte ihn. Dann sprach er, nachdem der neue Staatssekretär der Marine, Admiral von Capelle, die Aussichten des U-Boot-Krieges grau in grau gemalt und fast erwiderungslos die Schmähungen der Amtstätigkeit des Schöpfers unserer Flotte, des Admirals von Tirpitz, der zweifellos ein Charakter war, mit Schweigen quittiert hatte, in Erwiderung auf Reden von Abgeordneten gegen den U-Boot-Krieg: Er wolle kein va banque-Spiel! Später von konservativer Seite gefragt, durch welches Mittel er den Krieg beenden wolle, erwiderte er zögernd und unsicher, in die Zukunft könne er auch nicht sehen, er hoffe auf Erfolge zu Lande im Osten und im Westen. Trotz des momentanen Erfolges seiner Worte gegen die Befürworter des U-Boot-Krieges war mein Gesamteindruck: Dieser Mann wird das Vaterland nicht retten!

Ich hätte es verstanden, wenn der Reichstag aus sich heraus schon im Jahre 1916, verzweifelnd an der Möglichkeit, innerhalb der Regierung Männer der Tat, Charaktere, zu finden, und durchdrungen von Vaterlandsliebe eine neue Regierung konstituiert und dem Kaiser aufgedrängt hätte. Ich hätte es verstanden, wenn eine solche neue Regierung zielbewußt und entschlossen die Geschicke Deutschlands nach einem wohlerwogenen, klar erkannten Ziele hin — sei es Friedensmöglichkeiten suchend, oder aber den Volkswillen zum Durchhalten aufpeitschend — zu lenken gewillt gewesen wäre. Ich habe aber auch im Reichstage keine Männer gesehen, die sich berufen fühlten, solche Entschlüsse zu fassen und damit auch die Verantwortung auf sich zu nehmen. Niemand wollte bei uns die Verantwortung für große Entscheidungen tragen. Gerade darin zeigte sich an allen Stellen der auffällige Mangel an Charakteren. Wie ein Ball wurde die Entscheidung vom Reichstag der Regierung und von der Regierung dem Reichstage zugeworfen."

Ein getreues Abbild der Kräfte, der Schwächen vielmehr, die uns zugrunde gerichtet haben und — wären unsere Waffenerfolge auch noch größere gewesen, als wie sie eine Welt in Staunen setzten — mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zugrunde richten mußten. Das ist die furchtbare Tragik, aber auch die unbarmherzige Lehre dieses Krieges; daß alle Begeisterung, aller Heldenmut, alle Opferfreudigkeit, alle unerhörten militärischen Erfolge fruchtlos bleiben, in ohnmächtiger Erschöpfung enden, wenn die berufenen, nicht nur ererbten, nicht nur bestallten politischen Führer fehlen — die Persönlichkeiten, die Charaktere. Ohne sie müssen alle noch so glänzenden Siege zu Teil- und Augenblickserfolgen verkümmern, weil niemand da ist, der sie ausmünzt, mit vorbedachter Kunst zu einer ehernen, unentrinnbaren Kette ineinanderfügt. Altembeklemmend, wie einen Alb auf der Brust, fühlte es diesen Druck die ganzen langen Kriegsjahre. Keine reine Freude an den strahlenden Siegen unseres herrlichen Heeres konnte sich

zur freudigen Blüte entfalten. Augenblicke gab es, die hinrissen, so wunderleuchtende, daß die Knospe sich entfalten wollte, aber dann senkte sich immer wieder der Meltau darauf, der Gedanke an den unseligen Greis, den dürren, schlotternden Mann mit der unfehlbaren Hippe für Deutschlands Zukunft: Bethmann Hollweg. Wie durfte ein Mann, dessen ganze Politik schon vor Beginn des Krieges nach eigenem Geständnis so elendiglich zusammengekracht war, auch nur eine Stunde länger noch auf seinem Amtssessel geduldet werden, in einem Kriege gegen die ganze Welt, dazu ausgerüstet mit souveräner, mit kaiserlicher Gewalt? Wo, in welchem Staate der Welt wäre das möglich, denkbar gewesen? Er, der — sicher nicht mit Absicht, aber in geistverlassener Überheblichkeit — uns das Schandmal des „Verbrechens an Belgien“ für alle Weltgeschichte auf die Stirn gebrannt hat, der mit einer Konsequenz und Energie, die ihm nur im Negativen und in der Verfolgung seiner politischen, für ihn aber persönlichen Gegner eigen war, dem Siegeswagen unseres Heeres bei jedem Aufstiege zu seinem apollinischen Sonnenfluge mit der knöchernen Faust eines Verhängnisses niederziehend in die Speichen fuhr, der mit seiner Person Tüchtigen die Bahn versperrte, oder sie bei seinem kaiserlichen Herrn zur Strecke brachte, wie Tirpitz und andere, — er, er wurde geduldet, bis Deutschland in so heillose Verschlingungen geraten war, daß nur ein Wunder es noch retten konnte. Auf dieses Wunder hofften wir, weil wir so viele und so herrliche an uns erlebt hatten. Aber der Herrgott war es müde geworden, Wunder zu tun an einem Volke, das an die Retter, die er ihm in höchster Not gesandt hatte, mit frechen Fingern tastete, das in lästerlicher Undankbarkeit, Torheit und Selbsterniedrigung sich gewöhnt hatte, die Wunder hinzunehmen als ihm gebührende Tageslöhnung, — und streikte, wenn das fällige Wunder ausblieb. Auf immer steinigeren Acker stieß seine Güte, — Gerechtigkeit mußte den Boden wieder mit scharfem Pfluge durchschneiden. Unser Volk hat's nicht anders gewollt.

„Der Kaiser ist schuld, wenn er anderer Einsicht war, durfte er das nicht dulden.“ Ja doch, ja, er trug die letzte, moralische Verantwortlichkeit und er hatte die Macht. Er hätte sie gebrauchen sollen. Als König, vom Standpunkte der Anhänger eines starken, unbeirrbar zielbewußten, vor keinem Haß und keiner Liebe zurückweichenden Machtwillens, aber nicht vom Standpunkte der Mehrheit, nicht von eurem, die ihr den Kaiser für alles verantwortlich macht, aber dem Kaiser genommen habt, was des Kaisers war. Bethmann Hollweg war vielleicht noch mehr der Vertrauensmann des Reichstages als des Kaisers. Denn wäre er nicht der Erkorene des Reichstages gewesen, hätte die Reichstagsmehrheit dem Kaiser zu verstehen gegeben, daß sie diesem Kanzler die Gefolgschaft verweigere, der Kaiser hätte ihn verabschiedet, wie er ihn später — zu spät! — verabschiedet hat. Dem Nachfolger, Dr. Michaelis, wurde das Datum seines Kanzlertodes fast unmittelbar nach seiner Geburt in die Wiege gelegt, und Graf Hertling ging, als Herr Erzberger und Herr Scheidemann mit dem Prinzen Max von Baden handelseinig geworden waren. In jedem dieser Fälle hat der Kaiser streng konstitutionell und parlamentarisch regiert, darüber hinaus hat er sich aber auch jedem Wunsche des Reichstages willfährig gezeigt, sich nach und nach sogar von

ihm seiner wichtigsten Machtbefugnisse entkleiden lassen, so viel getan, daß ihm zu tun schon nichts mehr übrig blieb, als abzudanken. Auch dazu hat er sich verstanden und ist sogar außer Landes gegangen. Die Leute also, denen er alles nach Wunsch und Gefallen getan, sind wahrlich die letzten, die ein Recht hätten, ihm noch Steine nachzuwerfen. Die Klage gegen ihn erheben dürfen, stehen ganz wo anders!

Wir hatten an den Ziel und Richtung geben sollenden Stellen keine Charaktere, weil unser Volk so erschreckend arm an Charakteren war, weil es in seiner überwiegenden, durch mechanische Stimmenzählung und lärmendes, eigensüchtiges Streber- und Agitatorentum zur Geltung gelangenden Mehrheit schlechthin charakterlos war. Ein Mann wie Erzberger durfte — und darf! — in diesem Daseinskampfe die ganzen Kriegsjahre hindurch geradezu entscheidenden Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes in Gegenwart und Zukunft ausüben, selbst über den anerkannten, langjährigen Führer der eigenen Partei, den Reichskanzler, hat er obgesiegt, und — die Revolution hat den so schwer mit den „Sünden des alten Systems" Belasteten gar noch auf den wichtigsten Posten, als Führer bei den Waffenstillstandsverhandlungen, bei den letzten Entscheidungen, emporgehoben. Wer, außerhalb seiner engsten Freundschaft, möchte Erzberger einen Charakter nennen? Wenn es aber noch eines Beweises bedürfte, so hätten ihn die schmachvollen November- und folgenden Ereignisse, die noch immer andauernden, nicht minder schmachvollen Zustände bis zum Erbrechen erbracht. Auch die gerechteste Würdigung, auch eine schwärzer als schwarz malende Vergegenwärtigung der furchtbaren Anspannungen und Opfer, der Nöte und Leiden unseres Volkes in den langen fünf Kriegsjahren kann diese Schuld zwar mildern, aber nicht auslöschen, nicht rechtfertigen. Andere Völker hätten in solchen Augenblicken vielleicht größere Verbrechen begangen, — dieses nicht: das Verbrechen gegen sich selbst, den Mord an sich selbst. Und bei uns war es noch ein Mord an unserem besseren Selbst!

Nein, darüber kommen wir nicht hinweg und sollen wir auch nicht hinwegkommen. Denn solange uns diese unendlich schwere und bittere Erkenntnis nicht zum vollen Bewußtsein durchgedrungen ist, bleibt alle Sorge und Mühe um Hinüberrettung in eine bessere Zukunft in allewege verloren und vergeudet! Weil sie die Quelle nicht ausgräbt und trocken legt, aus der uns das Unheil immer wieder überschwemmen wird, dann am sichersten und unaufhaltsamsten, wenn wir sie mit eitler Selbstgerechtigkeit unserer Augen verstopfen oder sie gar in ein Ruhmesbecken mit feierlichen Marmorhallen fassen. Weil wir den Spaten nicht an der Stelle anlegen, in welche das neue junge Reis gesenkt werden und zu ragender Höhe emporwachsen soll, in dessen schirmendem Kronenschatten sich einmal eine neue Jugend in Kraft und Fülle, Freiheit und Schönheit tummeln, wir aber einst schuldig Gewordene, dann aber Entsühnte, in Frieden der Auferstehung in jenem kommenden Geschlechte entgegenschlummern dürfen.

Verbrecher brauchen nicht Charakterlose zu sein, sie sind im Gegenteil oft starke, wenn auch sozial perverse Charaktere. Aber das Verbrechen wider sich selbst, an seinem besseren Selbst ist, wo es nicht im bloßen Affekte, aus Zufall,

geschieht, an sich pervers, ein Verbrechen aus Charaktermangel, eine Selbstverneinung der gottgeschaffenen Art, in ihren äußersten Ausmaßen füglich eine Charakterlosigkeit. Das aber ist unsere, ist **Deutschlands größte Sorge**: der **Mangel an Charakteren**. Schafft deutsche Charaktere, hütet und pfleget sie, wo immer nur sie sich regen und entfalten wollen, und ihr werdet ein neues, dann nicht nur machtvolles, — ein unwiderstehliches Deutschland schaffen. Das landesübliche Verfahren war aber das umgekehrte: man pflegte und förderte nicht etwa Charaktere, man unterdrückte, man vergewaltigte sie mit allen, auch den gehässigsten, schäbigsten Mitteln. Kein schlimmeres Erbteil als Charakter: das war ja überheblichste Anmaßung, Auflehnung gegen die „gottgewollte Ordnung" in Staat und Gesellschaft! Wie schwer war es in Deutschland, ein Charakter und gar ein politischer Charakter auch nur zu bleiben! Hier liegt ohne Zweifel die schwerste Schuld jenes alten Staates und jener alten Gesellschaft, unter der sie nun zusammengebrochen sind.

Das „persönliche Regiment" Kaiser Wilhelms II. war nicht dazu angetan, Charaktere zu pflegen, geschweige denn zu züchten. Ungerecht, der Wahrheit zuwider wäre es, ihm als Persönlichkeit Charakter abzusprechen, aber er war kein in sich geschlossener, zentripetaler, sondern ein Charakter voller latenten Widersprüche, nur zu oft von Affekten und von einem Unterbewußtsein bestimmbar, dem gegenüber sich das Oberbewußtsein nicht immer durchzusetzen vermochte. So mußte es geschehen, daß die Auswirkungen seiner Persönlichkeit tatsächlich eine Gesamtwirkung hervorbrachten, als ob der höchstgestellte Vertreter seines Volkes nicht nur selbst kein Charakter wäre, sondern ein Mann, der auch andere Charaktere nicht neben sich duldete; solche nicht nur nicht zu sich heranzog, sondern abstieß und abschreckte. Objektiv ist dies leider historische Tatsache, subjektiv aber sollte man sich vor allzu wohlfeilen, wenn auch zurzeit höchst „populären" Urteilen über eine Persönlichkeit hüten, die nur eindringender psychologischer Erforschung und unbefangenem Verständnisse in ihrer Wesenheit sich erschließen wird, immer aber wohl noch beanspruchen darf, nicht leichtfertig, sondern mit ernster Sachlichkeit, also gerecht, beurteilt zu werden. Daß sich keine gerade Grenzlinie zwischen dem Psychologischen und Physiologischen ziehen läßt, versteht sich, wie bei jedem anderen Menschen, von selbst. Verbrauch der niemals sehr starken Nervenkräfte des Kaisers, ein unabweisbares Ruhebedürfnis und ein Mangel an Tatkraft, die schon in den letzten Jahren vor dem Kriege vorherrschten, verflechten sich im Kriege zu empfindlichen Hemmungen. Umgekehrt ist es blödes Geschwätz oder übelste Sensationsmache, Wilhelm II. als „geisteskrank" hinzustellen. Mit den Vielzuvielen, die sich in der Tat solchen Blödsinn aufreden lassen, nimmt es der Kaiser, an dem sie, solange sie ihn begeistert „unseren Kaiser" nennen durften, keine Spur dieses Defekts entdeckt haben — im Gegenteil! —, an Geistesklarheit und -schärfe immer noch auf und nicht einmal nur!

Auch diese Umwertung, „Umlernung" Charakterlosigkeit — was sonst? Fragen wir uns nach Mitteln und Wegen, dem für die Freiheit und Würde eines großen Volkes verhängnisvollsten Mangel abzuhelfen, so werden viele, so überrumpelt, schier verzweifeln wollen. Aber die Verzweiflung ist auch in denkbar



schlimmsten Lebenslagen von allen Beratern der törichtste und treuloseste. Es gibt Mittel und Wege, nur sind sie unendlich mühsame und weitsichtige, um so mühsamere und weitsichtigere, als die heraufziehende allernächste Ära sich verpflichtet und bewogen fühlen wird, Bestrebungen in dieser Richtung mit allen Mitteln der ihr zugefallenen Macht zu behindern und zu bekämpfen. Das entlegenste, dürrste Gelände ist nicht so gottverlassen und -vergessen, daß nicht Keime fruchtbaren Lebens auf ihn fielen. Selbst die Wüste hat ihre Oasen, und wo immer nur der Keim auf ein Fleckchen hinreichend ergiebigen Erdreiches sich senkt, da sprießen und streben auch Bäume und Blumen zu Kraft und Schönheit freudig empor, tragen hundert- und tausendfältige Frucht. Bereiten und bereichern wir den Boden, züchten wir, forsten wir auf — Charaktere! Vor allem Charaktere. Haben wir erst diesem Mangel abgeholfen, dann werden die Charaktere auch Deutsche sein. Denn ein charaktervoller Deutscher, vor die Wahl gestellt, ob er für das eigene oder ein fremdes und feindliches Volkstum Partei ergreifen soll, wird sich keinen Augenblick im Zweifel sein. Ein Charakter beschmutzt nicht sein eigenes Nest, ein Charakter forscht nicht mit dem Glase nach dem Splitter im Auge des Bruders und stellt sich blind gegen den Balken im Auge des Fremden, des Feindes gar, der ihm nach dem Leben trachtet, ins Gesicht spuckt, mit Fußtritten ihn bearbeitet. Ein Charakter stellt sich nicht vor der ganzen Welt hin und vollzieht an seinem eigenen Körper die Prozedur der Entmannung mit den eigenen Händen. Ein Charakter bringt nicht Männer, um die ihn die Feinde beneiden, die ihre ganze unvergleichliche Kraft und Persönlichkeit ihm geopfert, aus tausend Nöten und Gefahren ihn gerettet haben, den Feinden als Opfer dar, zieht sie nicht in den Schmutz und gar vor Gericht, um kniefällig sich vom Feinde Gnade und Verzeihung zu erwinseln, weil er selbst für seine eigene Sache nicht mehr mitmachen wollte und den Führern, die ihn trotzdem retten wollten, die Waffe aus der Hand geschlagen hat. Das tut nicht einmal ein anständiger Hund. Ich hatte einen Teckel, den ich einem Freunde in treu für ihn besorgte Hände gegeben hatte, weil ich durch öftere längere Abwesenheit genötigt war, ihn weniger zuverlässigen zu überlassen. Nach Jahren noch war das Tier vor unbändiger Freude nicht zur Ruhe zu bringen, wenn es mich wiedersah, und einmal hatte es auf dem abendlichen Rückwege bei einem Spaziergange die Dunkelheit benützt, um sich von seinem neuen, ihm doch nichts weniger als feindlichen Herrn abzulösen und in aller Heimlichkeit mir anzuschließen. Erst nach einer längeren Wegstrecke entdeckte ich das schlaue und doch so rührende Manöver. Er hatte es unter der ständigen Fürsorge seines neuen Herrn und dessen ihn geradezu verhätschelnden Gattin besser als bei mir gehabt — und doch! Es war eben nur ein verächtliches, dummes Tier, ein — Hund! Aber er hatte — Charakter. Ach, und wie konnte er sich schämen, wenn er mal was ausgefressen hatte. Aber schimpflich, treulos war das nie, und auf seine Rasse hielt er. Nur von seinen Stammesgenossen ließ er sich mal ein weniges ankläffen, anderen, namentlich großen Hunden, deren Benehmen ihn impertinent oder hoffärtig dünkte, biß er grundsätzlich und rücksichtslos so tapfer in die Hinterbeine, daß sie in langen Sätzen Reißaus nahmen. Ich werde mir zum Troste wieder einen Teckel anschaffen . . .

Und doch, und doch: das was wir — schon vor November 1918 — erlebt haben, jetzt noch erleben und wohl des längeren und weiteren erleben werden, das alles kann doch nur eine zwar schwere, lebensgefährliche, aber nicht hoffnungslose Krankheit sein, einmal muß doch die Genesung kommen. Dann aber ist jeder von uns, der nicht von dieser Seuche ergriffen ist, als Arzt und Helfer berufen. Verbrecherische Tobsüchtige müssen hinter Schloß und Riegel und jedenfalls unschädlich gemacht werden, da gibt es kein anderes Mittel als die ungesetzliche, zerstörende Gewalt durch die gesetzliche, aufbauende des Ordnungsstaates zu zerbrechen, die Seuchenherde zu ersticken und auszuräuchern. Ist das erst gelungen, dann ist die gegenwärtige Gefahr, wenn schon nicht beseitigt, so doch soweit eingedämmt, daß alles, was nur halbwegs gesund und widerstandsfähig geartet ist, aus dem Fieberwahn erwacht und den wüsten Spuk abschüttelt. Aber damit ist gegen die dauernde, die latente Gefahr der allgemeinen Empfänglichkeit (Disposition) für die Ansteckungs- und Zersetzungskeime noch nicht das mindeste getan. Dies aber ist die wichtigste Aufgabe: der ganze Volkskörper, die geistigen Säfte müssen erneuert werden. Das Eisen der Charakterbildung muß in das krankhaft verwässerte oder verdickte Blut hinein. Ein charakterloses Volk ist ein verlorenes Volk, die Charakterlosigkeit besteht aber nicht darin, daß es nun überhaupt keine Charaktere hervorbringt, sondern im Verhältnis zu anderen Völkern nur in auffällig geringer Zahl und Entwicklung, daß es die Charaktere nicht hochkommen läßt, sie zu seinen Führern erhebt, sondern niederhält und mit feindseligem Neide oder proletenhafter Geringschätzung anblickt, als einen Fremdkörper, einen Pfahl in seinem Fleische empfindet und sie am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten würde.

Es ist kein bloßer Schönheitsfehler an unserem Volkskörper, auch keine vorübergehende Zufallserscheinung, die uns hier beschäftigt, es ist viel, viel schlimmeres: ein sehr ernstes Symptom nationaler Entartung, die zur Auflösung führen muß, wenn das Volk aus sich, aus seinen besten Kräften und Säften heraus nicht noch die Kraft in sich findet, dem sonst unvermeidlich fortschreitenden Prozeß Einhalt zu gebieten und endlich etwas Ernstliches für seine Gesundheit zu tun.

Erziehung ist hier das einzige Heilmittel, scheuen wir auch vor dem Worte und Begriffe Züchtung nicht zurück. Haus und Schule sind hier die gegebenen wichtigsten Pflanzstätten. Die Schule wird in der nächsten Zeit keinen günstigen Boden für Bestrebungen hergeben, wie wir sie mit allem Nachdruck in die Hand nehmen und fördern müssen. Aber das Erreichbare muß, kann auch hier erreicht werden, und das ist strengste, aber umfassende Sachlichkeit. Einseitige Forderungen zu stellen, wäre das Verkehrteste, was wir tun könnten, weil sie nicht die geringste Aussicht hätten und nur das Gegenteil bewirken würden. Wir dürfen den anderen keine Schranken ziehen wollen, die wir für uns selbst nicht wünschen. Extrawürste für gewisse „patriotisch", „staatserhaltend" oder kirchlich verbrämte Zwecke werden so bald nicht mehr gebraten werden, und wenn, dann sicher nicht für die ehemaligen Genießer. Wir müssen uns auf streng paritätische Grundlage stellen: gleichen Wind, gleiche Sonne. Aber das dürfen und müssen wir mit aller Entschiedenheit und Entschlossenheit bis zur Rücksichtslosigkeit ver-

langen und mit allen rechtlichen und moralischen Mitteln durchsetzen: was den andern erlaubt ist, muß auch uns erlaubt sein. Nicht also in der Richtung einer Beschränkung der Lehrfreiheit, sondern in ihrer gleichmäßigen Ausdehnung und Ausübung werden wir unserem Ziele näherrücken können. Im freien Wettbewerbe wollen wir unsere Kräfte messen, aber auch ungehindert messen dürfen. Dann wird sich zeigen, welche Sache sich auf die Dauer als die bessere und darum stärkere erweist. Nicht ohne berechtigte pädagogische Bedenken für die Gefahren dieses Kampfes um die Kinderseele nehmen wir den Kampf auf. Aber wir können es nicht ändern, wir müssen den Kampf aufnehmen, wenn wir nicht das ganze Feld den andern räumen, ohnmächtig beiseite stehen wollen. Dann wollen wir in ihn aber auch freudig und in felsenfestem Vertrauen auf die Gerechtigkeit und den endlichen Sieg unserer Sache eintreten. Nicht nur in der Schule, andere Organisationen und Veranstaltungen müssen ergänzend, weiterbildend, werbend mit Hand anlegen, die eine Hand in die andere greifen und so eine einige große Kette bilden, — „wie Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen“.



Zitate

„For forms of government let fools contest
Whate'er is best administered is best.“
(Nur Narren fragen nach der besten Regierungsform: die bestverwaltete ist die beste.)

Alexander Pope

*

„Es ist ein gewöhnlicher Irrtum, den man selbst bei Männern findet, die nicht bloß geistvoll, sondern auch mit den öffentlichen Geschäften vertraut sind, zu meinen, daß in den Angelegenheiten des Staates die Gesetzgebung alles und die Verwaltung nichts sei. Illiberale Gesetze in liberalem Geist angewandt, sind besser, als liberale Gesetze, illiberal durchgeführt.“

J. B. Macaulay (Reden)

*

„Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht und auf Folge.“ Goethe (zu dem Kanzler von Müller)

*

„Sehen Sie denn nicht, daß die politischen Leidenschaften soziale geworden? Wir schlafen auf einem Vulkan. Man hat von Veränderungen in der Gesetzgebung gesprochen. Ich will gern glauben, daß sie nützlich sind; aber ich bin nicht unverständig genug, um nicht zu wissen, daß nicht die Gesetze an sich die Geschicke der Völker entscheiden; nein, nicht der Mechanismus der Gesetze treibt die großen Ereignisse dieser Welt; was diese Ereignisse macht, das ist der Geist des Regiments. Behalten Sie Ihre Gesetze, wenn Sie wollen; behalten Sie auch die Menschen, wenn Ihnen das Freude macht: aber um Gottes willen, ändern Sie den Geist des Regiments, denn dieser Geist, ich wiederhole es, führt Sie in den Abgrund.“

Alexis de Tocqueville (am 27. Januar 1848 in der französ. Kammer)



Die Sonne war tot
Von Marlene Marot

Die Sonne war tot! Von eisigen Nebeln umkrallt,
Hing sie verglast in den fahlen Lüften,
Über der Welt erstarrten Grüften
Stand das Grauen. Aus Gletschern und Schnee geballt
Weithin strahlte des Weltenwinters Allgewalt.

Zerschmetterte Beter auf wunden Knieen
Rangen empor die zerrissenen Hände
Gegen die kahlen Himmelswände,
Und die verzweifelten Seelen schrieen,
Und ihre blutende Stimme zerbrach!
„Wo bist du, o Sonne, — du unser Tag?
Wir wurden uns selber zu Hohn und Spott,
Die Liebe verdorrte in Grauen und Klagen, —
Wir haben das ewige Licht erschlagen,
Die Sonne, die Sonne, — wir töteten Gott ..."

Da, durch die Nacht und das dunkle Weinen
Fließen und schweben süßsilberne Töne,
Und es steigt in grüngoldleuchtender Schöne
Über Wiesen mit frühlingsduftenden Scheinen,
Über blauen Veilchen und schimmernden Quellen
Ein Heben und Schweben in glitzernden Wellen
Von Purpurfaltern und lichten Libellen.

Und sie fühlen aufstarrend aus Qual und aus Leiden
Das Lied, das noch klang von der Welt, die versunken, —
Und immer seliger sang die Schalmei —
Und sie suchen und tasten sich frierend und trunken
Durch Nacht und Sumpf und erfrorene Heiden,
Und beten das Lied und den Frühling herbei!
— — — — — — — — — — — — — — —
Unter zerborstener Eiseswand. —
Tief im Schnee und im Winter vergraben,
Einsam sitzt der schönste der Knaben,
Die Flöte in frostverklammter Hand.
Doch Sonnengold glüht ihm im lockigen Haar,
Leicht ein Glorienring webt um sein Haupt,
Feuer und Sonnegeflimmer staubt
Aus dem Aug', wie funkelnde Meerflut,

Leuchtend und morgensaphirenklar.
„Willst du uns höhnen und unsere Not!“ ...
Schreit ihr Mund und ihr Auge droht ...
„Weißt du es nicht — die Sonne ist tot?“ —

Da jauchzte sein Mund: „Die Sonne ist tot?
So Blinde gibt es? Ihr seht sie nicht,
Wie sie uns lachend und leuchtend umloht?“
Fremd und mit staunenden Blicken nur schaute
Er still hinauf in die todesergraute
Nacht der Wolken, — und jäh erglühte
In heimlichen Feuern sein Angesicht. —
Und aus Blut und Herzen blühte und sprühte
Ihm siebenfarbig kristallenes Licht:
„Sonne hab' ich ewig getrunken.“ —
Spielte und spielte und sang die Schalmei —
„Und mit Milliarden Flammen und Funken
Ganz in mich nun hinabgesunken
Als Traum und als Lied und Lenzmelodei:
Die Sonne, die Sonne lockt euch herbei ...
Aus der Seele ewig geboren —
Über die Himmel und Welten verloren,
Dort steigt sie herauf im neuen Mai ...“
— — — — — — — — — — — — —
Und das Lied mit duftigen Feuerscheinen,
Wie ein demantschimmernder Ball —
Hob und hob sich in wachsenden Kreisen
In immer gewaltiger tönenden Weisen. —
Und wieder als Sonne aufsteigend im All,
Schwebt es über neugrünenden Hainen,
Und rings aus Eis und Wüste hervor
Stieg aus Blüten ein duftiger Wall,
Quellen rauschten und sprangen empor,
Und lächelnd stand der Knabe in reinen
Lichtgewandes seidigem Flor — —
Eine Seraphgestalt in Morgenschöne
Jubelnder Vogelstimmen und Töne
An des Edengartens weitoffenem Tor ...



Junker Ottos Romfahrt

Roman von Rudolf Huch

(Fortsetzung)

Da ich aufgestanden war, sagte der Valentini, der nicht geschlafen hatte: „Das ist gut, der Medici hat einen Boten ausgesandt, Ihr sollt um die Mittagsstunde im Vatikan sein. Er muß Euch für einen Poeten oder für einen Kenner halten, wir werden den ganzen Schwarm antreffen, wenn anders Euch meine Begleitung genehm ist.“

Da wir nun in den Saal geführt waren, saß der Papst in seinem Thronsessel, neben ihm standen einige seiner Großen, und ringsum lungerte ein Haufe dieser Leute, die sich Poeten nennen und nach seinen Goldstücken schnappen wie Hunde nach Knochen. Der Papst sah uns nicht, wie er denn kurz von Gesicht war. Ein Kardinal sagte ihm etwas, kam ein Diener und entbot mich zu ihm. Da ich das Knie vor ihm beugte, sprach er zu denen um ihn etwas von jenem Raffaelo Santi, daß der nicht hätte sterben sollen und daß des Michael Angelo Pinsel zu grob und sein Meißel zu gewaltsam sei. Sprach dann über die Maßen freundlich zu mir, ich sollte lernen, auf rechte Art zu genießen, ließ einen Schemel bringen und ich mußte zu seinen Füßen sitzen.

Trat einer vor, hieß Accolti, sang ein Lied zur Laute. Ich nun glaubte die Worte wären das, worauf es einzig ankäme, und merkte nur auf diese. Waren abermals eitel Schmeichelverse auf den Papst. Da widerte mich dieser Lorbeergekrönten. Der Accolti schlug aber die Laute sehr schön, und in seiner Stimme war ein Schmerz, der doch Himmelslust war. Hörte bald nichts mehr von den albernen Versen. Währte nicht lange, so wußt' ich auch nicht mehr, daß ich im Vatikan, noch selbst, daß ich der und der war.

Wachte auf, als er geendet hatte und ein Zujauchzen sich anhob, als hätten der Accolti und der Papst miteinander getauscht. Das liegt diesen Welschen in der Natur.

Der Papst hatte mich, wie ich nachher vom Valentini hörte, ohne Aufhören betrachtet. Nun sagte er: „Ich müßte mich schlecht auf die Sprache des menschlichen Antlitzes verstehen, wenn nicht während des Gesanges unsres Accolti in diesem Haupte ein Kind der Musen gezeugt wurde.“ Ich sagte, ich hätte keinen Vers gemacht. Entgegnete er, das wüßte er wohl, das Kind wäre nur eben gezeugt, es müßte erst Gestalt annehmen. Ich sollte sagen, welche Gedanken mir gekommen wären. Da ich das nicht über mich brachte, verlangte er es ernstlich und wies den Accolti an, daß er zu meinen Worten leise die Laute spielte. Da stand ich auf, weil ich ihm gehorchen mußte, und sagte in einer Art von Singen, was ich zu sagen hatte.

Sang von einer Burg am rauhen Hercynenwald. Darin lebte eine junge Edelfrau, die hatte Liebreiz. Sie sang und spielte die Laute, sie ging ins Tal und pflückte Blumen, kleine blaue Glöcklein, die waren wie sie, lieblich und einsam. Der Graf hatte nicht bösen Willen, er wußte nichts von ihrer kleinen Welt. Sie bleichte hin und starb.

Sang von dem einsamen Weiler hoch oben im wilden Bergwald, wo die blauen Glöcklein blühen und verblühen. Niemand kommt und freut sich ihrer Schönheit.

Sang von einer Insel im stillen Südmeer. Nie wirft ein Schiff an ihren Gestaden Anker. Tief innen im Urwald steht ein Tempel, darin ist eine Göttin aus weißem Marmor, die schimmert rosig, wenn die Abendsonne scheint. Kein Auge sieht das Marmorbild, nur tückische Nashörner glotzen herein und Schlangen winden sich um die Säulen.

Danach hatte ich nichts mehr zu sagen und schwieg. Die Poeten redeten unter sich, durften nicht laut reden, ehe der Papst sich äußerte. Der saß in Gedanken. Einer von denen, die um ihn standen, flüsterte etwas, da nickte er und sagte: „Mein Sohn, der Kardinal Soderini, der die Sitten der Völker zu kennen strebt, fragt an, welche Verrichtung dich hinauf in den Bergwald geführt hätte." Da ich sagte, ich hätte es zu meiner Lust getan, wunderten sich alle. Jener Kardinal fragte, ob das Sitte bei den Deutschen sei. Ich mußte bekennen, daß sich die Leute auch bei uns über mich wunderten. Ging eine Bewegung durch den Saal, der Papst aber sagte mit Lächeln: „Mein Sohn, du bist jung. Auch wir haben in süßer Jugendtorheit manches getan, was uns heute unsinnig erscheint, wenn wir auch nicht gleich den Ziegen auf die Berge geklettert sind. Deine Dichtung aber ist, wie ich mir gedacht habe, ungestaltet. Wer von euch entschließt sich, diesem Apoll aus dem Hercynenwald die Versmaße zu lehren?"

Streckten alle Poeten die Hände hoch und schrien, sie wollten es, und ich wäre wahrlich ein Apoll, nur der Accolti schwieg. Ich hätte mich um die Welt nicht zu einem von diesen in die Lehre gegeben. War aber schon dermaßen zum Hofmann geworden, daß ich sagte, die lieben Meister hätten wohl Besseres zu tun, mein Freund Valentini würde mir gewiß helfen. Des war der Papst zufrieden, denn er hielt Großes auf den Valentini. Ich aber gedachte insgeheim, auch den nicht zu bemühen, denn in meinen Adern brannte der Liebestrank.

Der Papst ließ dem Accolti einen Beutel reichen, davon er sich einen mäßigen Grundbesitz kaufen konnte.

Da wir heimgingen, sagte ich im Ärger zu dem Valentini: „So wird unser gutes deutsches und aller Christenheit Geld vertan, daß diese hungrigen Poeten sich davon mästen!"

Der Valentini antwortete: „Es kam diesmal an den Rechten. Wenn Ihr dem Medici Euer Gedicht bringt, mögen Eure Verse sein wie sie wollen, Ihr werdet Euren Anteil an dem Golde der Christenheit empfangen. Um Eurer Kunst willen hat Euch der Medici nicht den Apoll vom Hercynenwald genannt."

Sagt' ich voller Mißmut: „Die Meister wissen es wohl besser als Ihr."

Der Valentini erwiderte mit sauerem Lachen: „Eben nanntet Ihr sie hungrige Poeten. Da der Papst gesagt hatte, der Santi hätte Euch malen sollen, stießen sie einander an und fragten: Was hat er gesagt? Da der Accolti sang, ließ der Papst kein Auge von Euch, das haben sie sich gemerkt. Als Ihr mit Euren Schnurren zu Ende waret, sagten sie einander: Habt ihr auf die Folge der Wörter geachtet? Und die Deklamation? Und die edle Haltung? Denkt an mich, das ist ein Unsterb-

licher! Die lieben Meister wissen, daß Ihr fester als andere in der Gunst sitzt, denn der Medici ist der Knecht seines Auges. Eine traurige Knechtschaft, das Auge taugt nichts. Er hat einen Narren an Euch gefressen, weil er ein Narr der Schönheit ist. Seinem Auge sagt Ihr zu, der Geist hat nichts damit zu schaffen."

So hetzte mich der Valentini und machte mich auf eine Zeit selber zum Narren, denn ich wollte nun als ein Dichter glänzen. Damals war ich in Rom bekannt unter dem Namen: der Apoll vom Hercynenwalde.

Anderen Morgens, da ich zum Oheim kam, umarmte und küßte er mich mit Hitze und schrie, er wüßte schon alles, ich wäre sein Stolz. Darauf ließ er Wein auftragen, den mußt ich mit ihm trinken. Tat es ungern, der schwere italienische Wein sagte mir nicht zu, auch hatte der Oheim schon von seinem Mittagsmahl her einen roten Kopf. Ich dachte aber, Franzesca sollte und müßte kommen.

Weiß nicht, ob der Liebeszauber so wirkte, daß sie wußte, wo ich war, oder ob ihr Dämon es ihr verriet. Sie stürmte die Treppe herauf, trat im Reitkleid und Federhut herein und rief mit Lachen: „Das wußt' ich! Nun darf ich den Apoll vom Hercynenwald meinen Schüler nennen. Der Kardinal Bembo hat es mir berichtet, da bin ich heimgeritten."

Der Oheim fuhr dazwischen: „Was Schüler, was Bembo! Mein Neffe ist ein Meister, der soll dein Schüler nicht sein!"

Ich achtete seiner nicht und sagte, darum wär' ich gekommen, daß ich von ihr lernen wollte, der Papst verlangte das und das von mir. Sie warf sich in einen Sessel und rief: „Papa Leo ist kein Herrscher, aber es gefällt mir, daß er Euch erkannt hat, er ist der feinste Kopf in Rom. Laßt mich hören, was Ihr in Verse bringen sollt. Nehmt Euch den Schemel dort, der Schüler sitze zu des Meisters Füßen, so gehört es sich!"

Der Oheim war eingeschlafen und atmete rauh; ich sagte, zu der Laute des Accolti hätte sich's besser gesungen. Ließ sie ihre Laute bringen und schlug sie so schön wie der Accolti.

Da ich nun zu ihren Füßen saß und ihre großen Augen auf mir ruhten, wurde mir aus der Burg am Hercynenwald ein Kastell in der Campagna. Erfand einen Sang hinzu von einer hohen Seele, die ein dunkles Gestirn an eine niedrige angeschmiedet hätte, und welche Leiden sie erdulden müßte. Da wurde ich noch mehr ihr eigen als ich schon war. Wußte aber nicht und weiß auch heute nicht, wie mir das in den Sinn gekommen ist.

Als ich geendet hatte, war sie verwandelt und sagte ernsthaft: „Ihr sollt von mir wissen, welchen Namen Ihr Eurem Liede geben müßt: es ist das Lied von der einsamen Schönheit. Ich will Euch aber nicht helfen, es in Verse zu bringen. Ihr solltet nicht wieder an den Hof gehen, Odo, Ihr werdet sonst wie die andern, Ihr und Euer Lied."

Fiel mir der Valentini ein und sein Spott. Ich fragte, auf welche Art ich sonst ein Dichter sein könnte. Lachte sie mich an und rief: „Das weiß ich nicht! War vermessen, daß ich Euer Lehrer sein wollte, darin hat der Romanos recht."

Da sein Name genannt wurde, wachte der Oheim auf, ohne daß wir seiner achteten.

Brannte der Liebestrank in meinen Adern, daß ich sie bat: „Wenn ich nicht Euer Schüler sein soll, was wollt Ihr denn, daß ich bin?“

Sie sagte mit einer Art von Zischen, das ihr zuweilen eigen war: „Mein Falke sollst du sein, willst du das?“

Krächzte der Oheim: „Nehmt Euch in acht, Neffe! Der Falke der Franzesca Marcellini zu sein, das wird auch dem Stärksten zuviel, glaubt es mir!“

Franzesca sprang auf und schrie: „Die Peitsche über dich Fettgesicht!“ Fuhr auf ihn ein und schlug mit der Reitgerte nach ihm. Er wehrte sie ab, entriß ihr die Peitsche, schlug nach ihr und traf sie an den Arm. Das ging so rasch, daß ich nichts tun konnte. Franzesca entblößte ihren Arm und klagte: „Will mein Falke das dulden?“

Da wußt' ich nicht mehr, was ich tat, lief zu meinem Schwerte, das ich abgelegt hatte und schrie: „Euer Schwert, Romanos! Ich will Euer Blut!“

Der Oheim wollte entfliehen und warf den Tisch um, worauf noch Wein stand, daß ich darüber fallen sollte. Er hatte es aber versehen, verlor das Gleichgewicht, lag über dem Tische und brüllte um Hilfe.

Kam jener Gasparo hereingelaufen, hinter ihm andere Diener. Franzesca sagte mit Ansehn: „Gasparo, Hochwürden hat einen Fall getan, bringt ihn zu Bette. Lebt wohl, Herr Odo, wir hoffen Euch bald wieder zu sehen, Euer Oheim und ich!“

Reichte mir die Hand, und ich mußte gehen, solang die Bedienten noch im Zimmer waren. — —

Da sich nun der Valentini erbot, mir die Kunst der Verse zu weisen, wollte ich nicht. Er sagte, lange dürfte ich nicht säumen, der Papst vergäße dergleichen nicht. Ich entgegnete, ich wäre des Hoflebens überdrüssig und ginge nicht mehr hin. Geriet er außer sich und rief: „Dieser Mann wirft Fortuna mit einem Fußtritt hinaus! Welcher Dämon ist in Euch gefahren?“

Fiel mir aufs Herz, daß es wohl ein Dämon sein könnte, wollte aber Franzesca nicht nennen. Der Valentini grübelte, wie es in seiner Art lag und sagte endlich: „Das letzte Erbe der Valentini, mein Haus wollt' ich wetten, daß diese Karte von einer Frau gespielt ist. Nun ist die Frage, welcher Frau daran gelegen sein könnte, Euch von dem Medici fernzuhalten. Die Frage ist wie getan schon beantwortet. Ist der Romanos ruiniert, so ist es seine Kurtisane auch. Franzesca Marcellini ist es, die Euch vom Hofe fernhalten will.“

Wußte ihm nicht zu antworten. Er sagte mißmutig: „Ihr sprecht nichts dawider, also ist es, wie ich sage. Ihr wißt wohl nicht, daß Franzesca und ich das gleiche Schicksal haben. Auch die Marcellini sind von dem Höllenhund, dem Borgia, ausgerottet. Die Franzesca hat der Lüstling Romanos in der Maske eines Edelmütigen zu sich genommen. Es verstimmt mich, daß sie in dieser Gemeinschaft ihres Blutes, des edelsten im Erdkreise, so ganz vergessen hat. Wie wir von Valentius Maximus, so stammen die Marcellini von den Marciern.“

Es erschien mir nun selbst so, als ob Franzesca ihr Spiel mit mir triebe,

um das Geld ihres Galans zu retten. Wollte mir die Luft zum Atmen ausgehen, sagte mir aber: „Nimm dich zusammen, du bist ein Wolffsteiner!“ Tat gleichgültig und sagte laut: „Ihr habt doch nicht das gleiche Schicksal, mein Oheim, den Gott strafen wird, hat schändlich an der Marcellini gehandelt, die alte Bianca redlich an Euch.“

Er antwortete: „Diese alte Sibylle läßt niemand in ihr Herz blicken. Das Haus der Valentini stände längst im alten Glanze da, wenn es nach ihr ginge, das weiß ich. Ob sie dabei mehr an mich oder an sich denkt, und ob sie mich, wenn sie die letzte Hoffnung begraben müßte, beklagen oder hassen würde, das weiß ich nicht.“

In all meiner Pein schauderte mich vor dem kalten Herzen des Valentini. Als ich danach der alten Bianca ins Auge sah, schauderte mich zum andern Male, denn ich sah eine so heiße Gier darin, daß man prophezeien mußte, die würde im Tode keine Ruhe finden.

In diesen Treibjagden von bösen Geistern beschlich mich ein Verlangen nach dem stillen Garten an der Stadtmauer. Es wollte Abend werden, dämmerte aber noch nicht; so ging ich hinaus. Traf diesmal Maria selbst, die lustwandelte im Garten. Begrüßte mich gar freundlich, stutzte aber und sagte erschrocken: „Wie seht Ihr aus, was müßt Ihr in den drei Tagen erlebt haben!“

Fiel es mir aufs Herz, daß es nur drei Tage waren. Ich antwortete aber: „Ihr sollt mich schelten, Maria, danach sollt Ihr mich lossprechen, wenn Ihr könnt. Ich habe mich vom Jähzorn reiten lassen und von aller menschlichen Narrheit.“

Führte sie mich in ihre Laube und sagte sanft: „Erzählt mir nichts, Ihr sollt ruhen und vergessen. Nehmt an, ich wäre gesund, Ihr aber wäret krank, denn so ist es wirklich. Soll ein Gesunder einen Kranken schelten? Erzählt mir dennoch, aber nicht von Rom, das kenn' ich viel zu gut, erzählt mir vom Wolfstein und vom Oheim Vulpesius.“

Ich tat, wie sie verlangte, da wurde mein Weh linde und war am Ende nur die Traurigkeit der Nacht, die Maria köstlicher genannt hatte denn alles Leuchten des Tages.

Die Mutter rief sie zum Essen. Ich wollte nicht bleiben; sie brachte mich zur Gartentür. Da sie nun vor mir stand mit ihrem frommen Auge und ihrem goldbraunen Scheitel, kam es über mich, daß ich sagte: „Ihr seid wahrlich eine Heilige, Eure Nähe hat die Krankheit von meiner Seele genommen. Segnet mich, denn ich bin meiner Seele unsicher.“

Antwortete sie freundlich: „Was vermag eines Menschen Segen? Glaubt Ihr aber, daß mir eine Heilkraft verliehen ist, so kommt wieder, wenn Ihr Euch krank fühlt, denn dieser Glaube ist schon Erfüllung.“

Maria hatte dem Liebestranke seine Kraft genommen, auch konnte diese Nacht kein böser Traum an mich heran. Ich wollte aber auch am Tage nicht wieder an den Hof gehen, denn ich dachte, wenn ich Maria darum gefragt hätte, die hätte mir aus ihrem frommen Sinn nicht anders geraten, als Franzesca aus ihrem Dämon.

Der Valentini sagte höflich: „Ihr habt recht, ich hab' es mir anders bedacht.

Es ist, wie ich sagte, da wir aus dem Vatikan gingen, Ihr seid ein Kriegsmann. Was hat ein Kriegsmann, zumal ein Deutscher, mit den Musen zu schaffen? Wärt Ihr, was Euch der Medici im Scherz nannte, der Apoll vom Herzynenwald, es ließe Euch nicht Ruhe, daß Ihr den Lorbeer gewönnet."

So wußte mich der Valentini mit den alten Schlangenkünsten aus dem Paradiese zu locken. Entweder war es ihm schon damals um einen Anteil an meinem Erbe zu tun, oder er wollte nur vor sich selbst erweisen, daß er auch noch da war. Denn er hatte sonst nichts in der Welt zu verrichten.

Ließ mich also vom Valentini unterweisen. Hätte nicht gedacht, daß die Dichtkunst ein so gelehrtes Werk sei. Das hat sie mir damals verleidet. Sollte mir Gott meinen frohen Mut wieder geben, so wollt' ich mich wohl unterfangen, mein Lied zu singen. Sollte mich nicht verdrießen, daß es dem Papst wie rauher Barbarensang in den Ohren tönte, denn ihm wird deutsches Wesen ewig fremd sein.

Er sandte um desselben Tages, ich sollte vor ihn kommen. Zeigte sich, daß ich vom Romanos verklagt war, ich hätt' ihn wollen totstechen. Der Papst ermahnte mich, daß ich den Zorn ablegen sollte. Verwies mich auf die Griechen, denen hätt' das schöne Maß als der Tugenden höchste gegolten. Das hätten dann auch die Besten unter den Römern eingesehen. Selbst der aus edlem Zorn über die Schande des Vaterlandes begangene Selbstmord eines Cato könne bewundert, aber nicht gelobt werden.

Zum Beschlusse sagte der Papst: „Du hast wohl auch die Franzesca Marcellini kennen gelernt. Die hat sich manche Kunst und Wissenschaft aus eigenen Kräften angeeignet; ihre Jugend ermangelte der Leitung durch weise Erzieher leider gänzlich. Das zeigt sich durch ein ungebändigtes Wesen, wie mich nur eben dieser unverschuldete Mangel bewogen hat, sie wegen höchst unehrerbietiger Reden wider mich und die Kirche nicht zu bestrafen. Ich ermahne dich als dein Vater, daß du dich vor ihr in acht nimmst, das Weib hat eine Legion von Teufeln in sich. Die würde sich wohl auch den Kopf eines Heiligen auf einer Schüssel ertanzen, wenn sie sich beleidigt wähnte." —

Ging nun kein Tag hin, daß der Papst mich nicht zu sich entbieten ließ, sei es, daß ich ihm vorlesen, mit ihm tafeln, jagen oder ihn sonst unterhalten mußte. Es kamen viele zu mir, die ein Anliegen an ihn hatten. Die wies ich ab, denn ich war doch nicht des Papstes Kurtisane.

Möchte glauben, daß mich dies noch in der Gunst des Papstes befestigte, er war es wohl anders gewohnt. Dagegen brachte ich es in der Erbschaftssache nicht vorwärts, das Instrument von der Kanzlei blieb aus, und wenn ich drängte, hieß es, der Papst wollte selbst prüfen, wäre aber zu beschäftigt. Er lag mir beständig an, ich sollte in einem Maskenzuge den Apoll vom Hercynenwald darstellen. Das wollt' ich nicht, ich achtete es als einen Schimpf, daß ein Wolfsteiner sich gleich einem fahrenden Komödianten sollte zur Schau stellen, ob um Löhnung oder umsonst. Sagte er mit Lachen: „Eine Hand wäscht die andere. Tust du mir nicht den Willen, tu' ich ihn dir nicht!"

Dies ganze Treiben war mir zuwider, wußt' aber nicht, wie ich sollte ein Ende machen.

In dieser Zeit war ich viel bei Maria, denn ich konnte ihr mit Fug sagen, daß meine Seele des Arztes bedurfte. Den tiefsten Grund vermocht' ich ihr freilich nicht zu sagen, doch hatt' ich mir vorgesetzt, die Villa Romanos nicht mehr zu betreten, wie auch mein Herz dawider schrie.

Manchmal traf ich Vornehme bei Maria, Männer und Frauen voller Gelehrsamkeit. Mit denen disputierte sie wie ein Magister. Ich ging dann bald meines Weges, war nicht die Maria, die ich suchte.

Kam eines Morgens unser Mathias, den ich mit den Pferden im Wirtshaus gelassen hatte und brachte mir einen Brief. Ein Pilger hatte ihn vom Wolfstein für mich gebracht. War von meiner lieben frommen Else und soll ihr zu Ehren hier angeheftet sein. Ist wahrhaftig nicht ihre Schuld, daß auch der zu dem kommenden Unheil beigetragen hat. Ist eben alles in Gottes Rat bestimmt gewesen.

Der Brief.

Wohledler, ehrenfester Junker vom Wolfstein!

Tu Euch kund, daß die Euren wohlauf sind, lassen fein grüßen.

Desgleichen daß die Bauern rumoren, sind dem Herrn Grafen, Eurem Vater, aufsässig wegen des jungen Heinz. Reden unter sich, da er mit einem Kinde so hätte verfahren wollen, wie möcht' er mit den Alten umspringen, wenn er einen vor hätte? Wollen aber Euch, wohledler Junker, treugehorsam sein, um Eures wahren Christentums willen. Worin sie nach meinem Bedünken auf dem rechten Wege sind.

Desgleichen daß Euer Vater übel geplagt ist mit Grillen und Ängsten, disputiert ganze Nächte mit dem ehrwürdigen Vulpesius, sinnt darauf, daß er der Herrschaft entsage und ein erbaulich Leben führe.

Desgleichen auch, daß erwähnter Vulpesius wohlauf ist und Euch fein grüßen läßt.

Desgleichen daß mein Herr Vater dem wohledlen Junker vermelden läßt, sei allenthalben ein seltsam Rumoren unter den Bauern, Ihr sollt bald kommen, sänftiglich mit unsern reden, auch einen Batzen Geld mitbringen, dem Stapelburger das Maul stopfen, wär' nicht die Zeit, Händel zu führen. Da es Eurem Herrn Vater gewiß Ernst sei, sollt Ihr die Herrschaft annehmen, dazu müßt Ihr, sagt mein Herr Vater, ein Edelfräulein ehelichen. Ehrenfester Junker, Ihr sollt nicht denken, ich wollt' Euch mit Weinen und Greinen beschwerlich fallen, will auch ein so helles Antlitz weisen, wie ich nur immer vermag. Sollt wissen, daß ich Eurer Liebe froh gewesen bin und bis ans Ende sein werde.

Mein Herzallerliebster, ich wollt' ein Leberblümlein in den Brief tun, weht aber noch eine bitterkalte Luft, wagt sich kein Blümlein hervor. Wo Ihr seid, wärmt wohl die liebe Sonne kräftiger.

Mir ist der bleiche Mond lieber geworden als Frau Sonne, immerdar gedenk' ich, wie wir beim Mondschein im Burghof gewandelt sind. Ach Gott, wie ist doch unser Leben vergänglich, samt unsres Herzens Lust und Weh!

Des wohledlen, ehrenfesten Junkers Otto vom Wolfstein untertänige

Else Hausvogelin.

Da ich den Brief las, erschien mir dies ganze Rom wie Pest und Verwesung. Sehnte mich sehr nach dem Wolfstein. Bei dem Papst erreichte ich nichts Ernstes, er zog die Sache hin. Entschloß ich mich kurz und gut, zum Romanos zu gehen und ihm einen friedlichen Ausgleich zu bieten, daß er mir ein mäßiges Geld bezahlte und ich ihm das Erbe ließ. Nahm den Brief zu mir, denn ich dachte, er wäre ein Talisman, der vor dem Liebeszauber schützte.

Der Oheim hatte wohl eingesehen, daß er mir anders kommen mußte, empfing mich wie ein Weltmann und war bereit, mich abzufinden. Doch mußte er zuvor mit dem Apostino Chigi reden, der hätte seine Finanzen unter sich.

Da ich eben gehen wollte, trat Franzesca herein. Sie war in ausgelassener Laune, neigte sich tief und bezeugte ihre Freude, daß ein so großer Herr bei Hofe gekommen wäre. Das hätte sie nicht gedacht, daß ein Ritter vom Hercynenwald ein wohlgelitten Schoßhündlein werden könnte.

Fraß mir der Spott wie Feuer am Herzen. Sah sie mich mit Blinzeln an und sagte: „Gefällt Euch das Schoßhündlein nicht, seid Ihr vielleicht lieber des Papstes Papagei. Das sind schöne bunte Vögel, die Papageien."

Antwortete ich trotzig, die plapperten nach, was die Leute ihnen vorsprächen, ich aber sagte, was ich für wahr hielte, auch wenn's dem Papste nicht lieb wäre. Rief sie mit Lachen: „Das ist ein edles Vorrecht, Ihr teilt es mit des Papstes Narren!"

Der Oheim sagte, sie solle ablassen. Sie entgegnete, das hätte sie ohnehin getan, sie wäre mir ein Lied schuldig, weil ich ihr so schön gesungen hätte. Ließ ihre Laute bringen, warf sich wie jüngst in den Sessel und klimperte in der kurz gestoßenen Weise, die in Welschland staccato heißt. Klang wie Kichern eines Elfenkoboldes. Dazu sang sie:

Es war ein deutscher Rittersmann
Der pilgerte nach Rom,
Mit Schwert und Sporen angetan
Der tapfre Ritter Odo.

Der muntre Papst sieht ihn und lacht:
Den putz ich mir heraus!
Zum Spielzeug ward er da gemacht
Der stolze Ritter Odo.

Das sollte noch weiter gehen, aber der Oheim sagte: „Laß ab, sieh ihn an!" Sie sprang auf, trat vor mich hin, sah mich scharf an und sagte: „Hab' ich Euch weh getan? Das wollt' ich!"

Da verlor der Talisman seine Kraft und ein Dämon flüsterte: „Wenn sie dich nicht liebte, wollte sie dir nicht wehe tun."

Franzesca trat ans Fenster und wandte uns den Rücken. Der Oheim sagte: „Neffe, ich billige die Art meines Mündels nicht, zumal wir nicht annehmen dürfen, daß Ihr unsre Meinung zu erfahren wünscht."

Schürte der Dämon von einer andern Seite und flüsterte: „Gib acht, sie haben es fein abgekartet!"

Sagt' ich, mir läge viel an der Meinung. Der Oheim antwortete voller Würde: „So darf ich Euch nicht verhehlen, als Euer Oheim und als Edelmann, daß ich wünschen möchte, Eure Stellung bei Hofe änderte sich. Sie entbehrt allerdings des rechten Ernstes."

Franzesca bewegte sich, wandte uns aber gleich wieder den Rücken.

Wird mir bänglich, wenn ich dieses Augenblickes gedenke, denn er hat mir kund getan, was in mir liegt. Hätte nur eines Wortes bedurft, davon ich gereizt wäre, ich hätte das Schwert gezogen und sie wären diesmal nicht lebendig entronnen, nicht der Oheim und nicht das Weib. Schwiegen aber beide durch Gottes Fügung.

So nahm ich Rache mit Worten und sagte: „Wir wollens zu guter Stunde weiter bereden. Für jetzt muß ich meinen Urlaub nehmen, pflege um diese Tageszeit bei der Maria Adorna zu sein und will mich nicht verzögern."

Franzesca wandte sich jählings um, ich neigte mich und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt)



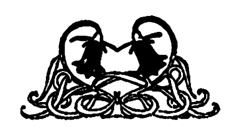
Der Eremit · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Ich lebe tief in der Vergangenheit
Und trachte, die entgleitende zu fassen:
Mit Dante wandl' ich durch Ravennas Gassen
Und fühle Rembrandts stolzbewußtes Leid.

Ich höre, wie ein Gott am Kreuze schreit,
Und sitze, wo die Mediceer prassen; —
Entrollte Jahre, die sich fromm verpassen,
Zu raumlos ewigem Rosenkranz gereiht.

Und hause doch in hart umhegter Zelle,
Als wär' ich — bleich — vom Siechtum kaum genesen;
Nachtschweigen wandelt über meine Schwelle.

Woher empfing ich so verlornes Wesen?
Das Buch, drin ich versehnt und treu gelesen,
Liegt überrieselt von des Mondes Helle ...



Volksbildung

Ein Beitrag zur Schulreform

Von Gustav Kohne

Es ist erstaunlich, wie sehr trotz allem Geschrei nach Freiheit der Terror dem deutschen Volke im Wesen steckt. Auf der rechten Seite will man Ordnung und Sicherheit schaffen durch die Anwendung rücksichtslosester Gewaltmittel, und auf der äußersten Linken sucht man mit denselben Mitteln das Chaos herbeizuführen. Und wenn auch zugegeben werden soll, daß weder die Männer von hüben noch von drüben das deutsche Volk ausmachen, so ist gar nicht zu verkennen, daß auch in den mittleren Schichten die Neigung besteht, eine Umgestaltung bestehender Verhältnisse zu erzwingen. Alles aber, was nicht natürlich wächst und wird, insonderheit das, was von außen an den Menschen herangetragen wird, anstatt es aus ihm herauszuholen, trägt von vornherein einen argen Krankheitskeim in sich. Es muß über kurz oder lang zusammenbrechen, verfallen.

Einen Zusammenbruch, viel schwerer und gefährlicher als der militärische, hat unsere ganze Kultur erlebt. Angesichts der furchtbarsten Notlage unseres Volkes hat sich in Stadt und Dorf, unter arm und reich, unter vornehm und gering eine Unsittlichkeit, Vergnügungssucht, Leichtlebigkeit, Pietätlosigkeit, Gedankenträgheit zu erkennen gegeben, daß die Frage berechtigt wäre, ob man es denn überhaupt noch mit einem Kulturvolke zu tun hätte. Als die vornehmsten Kulturträger galten bisher Kirche und Schule. Ist diese Voraussetzung zutreffend, so sind beide Anstalten auch für den kulturellen Tiefstand, wie er in den Wintermonaten in erschreckender Weise zutage getreten ist, verantwortlich. Es muß also vieles, sehr vieles in Kirche und Schule im argen liegen. Als Schulmann interessiert mich in erster Linie die Schule. Zu deren Stand und Verhältnissen möchte ich in den folgenden Ausführungen Stellung nehmen.

Da mehr als neun Zehntel der deutschen Gesamtbevölkerung durch die Volksschule geht, so verdient sie unsere Aufmerksamkeit in erster Linie; doch gilt das, was von ihr gesagt werden muß, im allgemeinen auch für die höheren Schulen. Nun ist nicht zu verkennen, daß seit längerem ein allgemeines Unbehagen alle die Kreise ergriffen hat, die dem Schulleben aus irgend welchen Gründen eine regere Anteilnahme entgegenbringen. Reformvorschlag über Reformvorschlag taucht auf. Das ist gut. Es zeugt von Interesse an der Sache. Dennoch kann man nicht recht froh werden über alle die Neuerungsversuche, die angeboten werden. Es sei nur verwiesen auf die Einheitsschule, auf die Herabminderung der Klassenfrequenz, auf Lehrerbildung, auf Trennung von Schule und Kirche, auf Eltern- und Schülerräte. Alle diese Vorschläge eingehender zu untersuchen oder auch nur in knappen Worten Stellung dazu zu nehmen, darauf soll hier verzichtet werden. Nur auf eines sei hingewiesen: so verschieden die Bestrebungen auf den ersten Blick auch anmuten, sie alle befassen sich im Grunde genommen nur mit der Schale, nicht aber mit dem Kern. Und noch ein zweites ist allen diesen

Reformvorschlägen gemein: Sie wollen von außen her in die Schule hineintragen, was doch aus ihrem innersten Wesen herauszuholen ist. Auch das ist eine Art Vergewaltigung, ein Terror, und kann darum nicht gutgeheißen werden, auch wenn die Ziele und Bestrebungen an sich unsere Anerkennung finden möchten.

Schon seit Comenius, ganz besonders aber seit Pestalozzi, ist das Ziel allen Unterrichts und aller Erziehung die Förderung und Entwicklung aller geistigen und seelischen Kräfte und Anlagen. Mit anderen Worten: Es soll der Geist gebildet, das Denk- und Urteilsvermögen gefördert werden; das Gemütsleben mit allen seinen Äußerungen und Schattierungen ist zu veredeln. Diesem Ziele haben sämtliche Unterrichtsfächer zu dienen, ganz einerlei, ob sie dem religiös-ethischen, dem sprachlichen, dem mathematischen oder dem naturwissenschaftlichen Stoffgebiete angehören. Die Vermittlung von Kenntnissen ist also nicht Selbstzweck sondern nur Mittel zum Zweck. Diesem obersten aller Unterrichtsgrundsätze hat man in der großen Masse des Volkes wohl nie das rechte Verständnis entgegengebracht, aber auch die Schulbehörden und ein großer Teil der maßgebenden Schulmänner haben ihn mehr oder weniger aus dem Auge verloren. Die Aneignung von Stoff, die Bereicherung des Wissens wurde zur Hauptsache gemacht und die eigentliche Menschenbildung oft ganz außer acht gelassen. Die ungeheuren Stoffmengen der Lehrpläne legen Zeugnis davon ab. Und wer nicht Gelegenheit hatte, einen Blick in sie zu werfen, der weiß von seinen Söhnen und Töchtern oder aus seinem eigenen Schulleben, wieviel Tagesstunden außer der Unterrichtszeit zum Vokabellernen, zur Anfertigung grammatischer oder mathematischer Arbeiten, zum Lernen von Bibelsprüchen, Gesangbuchversen und Katechismustexten erforderlich sind.

Bei dieser Überfülle des Stoffes ist es selbstverständlich, daß er zum größten Teil unverarbeitet, nur mechanisch, gedächtnismäßig angeeignet wird. Was aber unverstanden in den menschlichen Geist gelangt, bleibt wie ein toter Ballast darin liegen und hat für den inneren Menschen kaum mehr Wert, als die unverdaute Speise für den Körper. Geist und Gemüt gehen leer dabei aus, Bildung und Können werden nicht gefördert. Ja, das Gegenteil tritt ein: Eingebildetheit und Blasiertheit, Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit werden gezüchtet. Statt zu überlegen, zu vergleichen und abzuwägen, den Gründen einer Erscheinung nachzugehen, Schlüsse und Folgerungen zu ziehen — statt alles dessen wird mit Worten gekramt, wird die Gedächtniskammer durchstöbert, werden Aussprüche berühmter Männer aus dem Zusammenhange gerissen und oft in ganz unpassende, ganz anders geartete Verhältnisse geschoben. Und das allergefährlichste ist erst, daß Zeugnisse, Versetzungen, Prüfungen fast ausschließlich von dem Wissen eines jungen Menschen abhängig gemacht werden, nicht aber von seinem Können, nicht von seiner geistigen und seelischen Tüchtigkeit. Die Folge ist, daß verantwortungsreiche Posten unseres öffentlichen Lebens von Männern besetzt werden, denen jede schöpferische, selbsttätige Arbeitsleistung abgeht.

Als Beleg nur ein Beispiel aus meiner eigenen Schulzeit, das auch in anderer Hinsicht ein grelles Licht auf die herrschenden Verhältnisse wirft. Ein

Oberlehrer, Theologe, der sich rühmte, eine halbstündige Predigt am Sonntagmorgen zwischen Kaffee und zweitem Frühstück wörtlich auswendig lernen zu können, diktierte uns 18- bis 19jährigen jungen Leuten in einer ungemein papiernen und geschraubten Sprache die aus irgend welchen Büchern zusammengestoppelte Auslegung des Schöpfungsberichtes, des Sündenfalls, des Segens Jakobs über seine Söhne, des Buches Hiob u. a. in die Feder und forderte dann in der nächsten Unterrichtsstunde, den Versetzungs- und Abgangsprüfungen, daß diese Diktate wörtlich aus dem Gedächtnis wiedergegeben wurden. Ähnlich verfuhr er im literaturgeschichtlichen Unterrichte. In der deutschen Grammatik nahm er die erläuternden Beispiele ausschließlich aus dem Lehrbuche, ohne das Buch selber zur Hand zu haben, und war er genötigt, selber einmal ein Beispiel zu bilden, so entstand in der Regel ein arges Monstrum. Infolge seines „erstaunlichen Wissens“ wurde dieser Herr bald Schuldirektor, und nach ganz wenigen Jahren beförderte man ihn zum Regierungs- und Schulrat. Hätte nicht ein früher Tod seiner Laufbahn ein Ende bereitet, so hätte sie ihn wahrscheinlich ins Kultusministerium geführt. Ich gebe zu, daß dies ein besonders krasser Fall ist. Aber noch dieser Tage erzählte mir ganz zufällig meine 15jährige Tochter, daß einer ihrer Professoren voll Ingrimm gesagt hätte, es bleibe ihm nichts weiter übrig, als in den letzten Wochen des Schuljahres die tollste „Paukerei“ zu treiben.

Die bösen Folgen der Gedächtnisarbeit, der Überschätzung des Wissens und dessen Verwechselung mit Können und Bildung mögen damit hinreichend beleuchtet sein. Aber auch eine Herabminderung des Unterrichtsstoffes allein genügt nicht, wenigstens nicht in geistiger Beziehung. Alle *die* Stoffe unserer Lehrpläne, die dazu angetan sind oder dazu ausgenützt werden können, den Geist zu stärken und das Urteilsvermögen zu schärfen, stehen *nicht in Verbindung mit dem Leben* der Gegenwart. Das ist ihr größter Mangel. Nun wird sich sofort der Historiker melden und sagen, daß sich alles Bestehende auf dem Zurückliegenden aufbaue und das Leben der Gegenwart nur verständlich werde durch die Kenntnis der Vergangenheit. Das mag richtig sein, kommt aber nur in Frage für den Gelehrten, den Wissenschaftler. Für die rein wissenschaftliche Methode bietet aber weder die Volksschule noch die höhere Schule Raum. Sie setzt frühestens ein mit dem Universitätsstudium und tritt wohl erst in Reinkultur auf bei der stillen Forschungsarbeit des Gelehrten. Indes lehrt die Erfahrung, daß gerade diese historisch gebildeten Gelehrten mit dem Leben der Gegenwart am wenigsten anzufangen wissen. Das bestätigt schon der Volksmund mit dem Sprichwort „Je gelehrter, desto verkehrter.“ Dieses Wort sollte man nicht, wie das oft geschieht, als Scherz, sondern als bitteren Ernst auffassen. Es ist ein gewisses Seitenstück zu dem Goethe-Wort: „Grau, Freund, ist alle Theorie.“ Für alles Vergangene aus Religion, Literatur, Geschichte fehlt die unmittelbare, lebendige Anschauung. Die geistige Beschäftigung mit ihm ist mehr *abstrakter* Natur. Sie steht der mathematischen Arbeit nahe, die fast ganz im Abstrakten aufgeht. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß ein noch so tüchtiger Denker in mathematischen Dingen oft völlig versagt, wenn er praktische Lebensfragen zu beurteilen hat. Das gleiche gilt von den Schülern, deren Geist nicht an Dingen der lebendigen Gegen-

wart gebildet wurde. Also auch die Schulen, welche die Geistesbildung vor der Wissensvermittelung bevorzugen, sind noch nicht auf dem rechten Wege, weil sie sich mehr oder weniger mit abstrakten Dingen befassen und nicht das pulsierende Leben beim Schopfe fassen und es zu bezwingen suchen.

Es sei nun versucht, die kurze, knappe Entwicklung durch einige praktische Fingerzeige zu erhärten. Es gibt ein gutes Schulwort, das den Aufsatz als das Gesicht der Klasse bezeichnet. Im Aufsatze kommt, wenn er selbständig angefertigt worden ist, die ganze Bildung des Schülers — sein Denk- und Urteilsvermögen, sein Geschmack, sein Fein- und Taktgefühl — zum Ausdruck. Schenken wir darum dem Aufsatze, der ja viel, viel mehr gepflegt werden müßte, als das bisher geschehen ist, noch kurz unsere besondere Aufmerksamkeit. Ein jeder, der durch eine höhere Schule gegangen ist, weiß, daß gewisse Aufsatzthemen immer und immer wiederkehren: Warum ist Minna von Barnhelm ein deutsches Lustspiel? Schillers Wallenstein und der Wallenstein der Geschichte. Die Charakteristik irgend einer dramatischen Figur. — Will der Schüler nun ein derartiges Thema bearbeiten, so besteht seine erste Tätigkeit in der Regel darin, daß er alle einschlägigen literarischen Bücher und Schmöker durchstöbert und sich Stoff zusammenstoppelt. Damit ist aber auch das Wesentlichste schon getan. Die eigene Geistesarbeit scheidet fast ganz aus. Im günstigsten Falle stammt von dem Schüler die sprachliche Form. Noch schlimmer steht's in dieser Hinsicht in der Volksschule. Es gibt nicht nur Sammlungen von A u f s a t z t h e m e n, sondern es ist auch eine ganze Reihe von Büchern vorhanden, die ausgearbeitete Aufsätze enthalten. Wie mögen sich die Fabrikanten dieser Schmöker wohl das Zustandekommen eines Aufsatzes gedacht haben? Alle Bücher dieser Art sind schlimmer als Gift! Darum fort mit ihnen! Fort mit allen hergebrachten Themensammlungen! In den Orkus mit allen Musterbeispielen! Selbständige Arbeit sollen die Schüler leisten! Das ist das erste, was zu fordern ist. Wie sie ausfallen mögen, die Arbeiten, ist eine untergeordnete Frage.

Die zweite Kardinalforderung muß heißen: Stoff für die Aufsätze hat das gegenwärtige Leben zu bieten. Ein paar Beispiele mögen als Fingerzeige gelten. Für 17-, 18jährige Schüler, ganz einerlei. ob sie einer höheren, einer Fortbildungs- oder Gewerbeschule angehören, kämen etwa folgende Themen in Frage: Die Vorbedingungen eines kommunistischen Wirtschaftslebens. Demokratische und monarchische Regierungsform. Volkswehr und stehendes Heer. Innere und äußere Kolonisation. Die wirtschaftliche, gesundheitliche und sittliche Bedeutung des Achtstundentages. Vorteile und Nachteile der Pressefreiheit. Das sind einige Themen, die alle mehr oder weniger das p o l i t i s c h e Leben der Gegenwart berühren. Die Auswahl ist mit Bedacht getroffen. Da die jungen Leute mit ihrem zwanzigsten Lebensjahre die politische Mündigkeit erhalten, so ist es notwendig, sie in der Schule so gut für ihre Staatsbürgerpflichten vorzubereiten, wie das ihrem Alter entsprechend möglich ist. Daß diese Vorbereitung nicht in einem parteipolitischen Sinne zu erfolgen hat, versteht sich von selber. Für jüngere Schüler, für die Altersstufe vom 12. bis 15. Lebensjahre, kämen etwa folgende Themen in Frage: Welche Folgen hätte es für unsere Stadt, wenn der Eisenbahnverkehr nach ihr auch nur auf wenige Tage unterbunden würde? Der bargeld-

lose Verkehr. Vor- und Nachteile des Landlebens gegenüber dem Stadtleben. Warum kann Deutschland eine Handelsflotte nicht entbehren? Landarbeit und Fabrikarbeit. Wie kommt ein Reichsgesetz zustande? Die Selbstregierung eines Volkes und ihre Voraussetzungen und Bedingungen. Pflichten des Volkes und des Staates. Welche Schlüsse sind von der Sauberkeit der Straßen und Eisenbahnen auf den sittlichen Stand eines Volkes zu ziehen? Schillers Darstellung der Revolution im Lied von der Glocke und die entsprechenden Vorgänge in Lichtenberg. — Für Landkinder im Alter von 10 bis 12 Jahren: Wann und warum wechseln unsere Haustiere ihr Kleid? Warum ist das Strohdach die geeignetste Bedeckung für den Schweinestall? Welchen Einfluß würde eine nahegelegene Eisenbahn auf unser Dorfleben und unsere Landschaft haben? Warum fliegt die Schwalbe beim heraufziehenden Gewitter so nahe auf der Erde? Wie kommt es, daß die Kartoffel in den ersten Wochen auch auf magerem Boden wächst, später aber reichen Dünger nötig hat?

Die Vorbereitungen für alle Aufsätze müßten so dürftig sein, wie das Stoffverständnis es nur irgend zuläßt. Aber bei der Rückgabe kann ein Teil der Arbeiten gar nicht eingehend genug für eine Klassenbesprechung ausgenutzt werden. Auch an den festzustellenden Fehlern und Mängeln können die Schüler lernen. Soweit es möglich ist, haben die Schüler die Vorzüge und Mängel festzustellen, nicht der Lehrer. Er leitet nur. So wird der Unterricht zu froher, frischer Geistesgymnastik. Das ist das eine. Und zum andern müssen die Themen so ausgewählt werden, daß durch sie das Beobachtungs- und Urteilsvermögen der Schüler angeregt und gefördert wird. Die Arbeiten müssen dazu beitragen, das Verständnis für das Leben der Gegenwart anzubahnen und zu klären.

Lediglich nach der sachlichen Richtigkeit, der Logik der Entwicklung und der Klarheit der Darstellung dürfen die Aufsätze bewertet werden. Das ist bisher nicht geschehen. Verstöße gegen Orthographie und Grammatik wurden allgemein als die schwersten Sünden wider den heiligen Geist der deutschen Sprache angesehen. Und doch handelt es sich dabei nur um Äußerlichkeiten. Die große Mehrzahl unserer orthographischen und grammatischen Regeln sind für unsere Schüler weiter nichts als Willkürlichkeiten. Sie sind für sie nicht zu begründen und zu entwickeln, sondern müssen gedächtnismäßig angeeignet werden. Die Geistesbildung, das Denk- und Urteilsvermögen, geht ziemlich leer dabei aus. Infolgedessen gehen sie auch für die meisten Menschen, die nach Beendigung der Schulzeit nur selten oder gar nicht in die Lage kommen, zu schreiben, bald wieder verloren. Orthographie und Grammatik vieler Millionen Feldbriefe dürften Zeugnis dafür ablegen. Schadet die orthographische und grammatische Unsicherheit diesen Briefen viel? Wird ein Vernünftiger Anstoß an den „Fehlern“ genommen haben? Gewiß nicht. Klarheit der Darstellung ist hundertmal mehr wert als die sauberste Orthographie und Grammatik. Unsere heutige Zeit überschätzt diese Dinge, denn sie ist eben in allem, was sie tut und treibt, zu sehr veräußerlicht. Früher war das anders. Frau Aja, Goethes Mutter, gilt allgemein als eine der gebildetsten Frauen aller Zeiten, und doch war sie in der Orthographie und Grammatik sehr, sehr unsicher. Beethoven und Blücher bekämen unter jeden ihrer vor Anschau-

lichkeit strotzenden und gedankenkräftigen Briefe „ungenügend". Meines Wissens legt man auch weder in Frankreich noch in England noch in Amerika soviel Gewicht auf diese Äußerlichkeiten, wie gerade bei uns in Deutschland. Ungeheuer viel Zeit gewönnen die Schulen, wenn unser ganzes Gesellschaftsleben sich entschließen wollte, mehr als bisher auf diese Dinge zu verzichten oder auch nur eine völlig vereinfachte Orthographie einzuführen.

Die kurzen Hinweise, die ich für das wichtigste Unterrichtsfach, den deutschen Aufsatz, gab, gelten mehr oder weniger auch für alle anderen Stoffgebiete. Auf den höheren Schulen wird mehr als die Hälfte aller Unterrichtszeit auf das Erlernen fremder Sprachen verwandt. Ich bin kein Philologe und muß darum vorsichtig sein in der Beurteilung des geist- und gemütbildenden Wertes unseres fremdsprachlichen Schulunterrichts. Indessen glaube ich nicht, daß der fremdsprachlichen Grammatik mehr Bildungswert innewohnt, als unserer eigenen, und für die Seelenbildung mag man nur erst die deutschen Schriftsteller auswerten, ehe man sich an fremde begibt. Soweit meine Erfahrungen und täglichen Beobachtungen reichen, besitzen gerade die fremden Sprachen unter allen Schuldisziplinen den geringsten Bildungswert. Mehr als alles andere sind gerade sie Gedächtnisstoffe. Sie sind auch am wenigsten dazu angetan, das heranwachsende Geschlecht fähig zu machen, das Leben der Gegenwart zu bezwingen und zu meistern. Und in die Lage, praktischen Gebrauch von der fremden Sprache machen zu müssen, kommt von hundert Schülern, die sie lernten, kaum ein einziger. Selbst englische Minister alten Stils sind ohne sie ausgekommen. Warum will man die Aneignung fremder Sprachen nicht mehr als bisher dem Privatstudium überlassen? Vor Jahren sagte mir einmal ein Germanist, der nicht tiefer in die englische Sprache eingedrungen war, als sie das Gymnasium (!) zu vermitteln pflegt, er habe erst den rechten Genuß von Shakespeare, wenn er ihn im Originaltext lese. Ich antwortete ihm, daß mir der poetische Genuß schon abginge, wenn ich eine Dichtung in nicht völlig deutlicher Handschrift lesen müßte. Und so glaube ich, daß eine gute Übersetzung aus fremder Feder immer mehr wert ist, als eine schlechte oder mäßige aus der eigenen, auch wenn es sich um kaufmännische Korrespondenzen oder um Zeitungsartikel handelt. Treibt eine Firma starken Auslandshandel, so mag sie sich einen tüchtigen Sprachler verschaffen. Das ging bisher für Portugiesisch, Spanisch, Italienisch, Russisch — warum sollte es nicht auch für Französisch und Englisch gehen? Die Schule aber hat größere Aufgaben zu lösen, als einiger weniger halber die große Mehrzahl um wichtige Bildungsmittel zu betrügen.

Im mathematischen Unterricht müssen die sogenannten bürgerlichen Rechnungsarten viel mehr geübt werden, als das bisher geschehen ist. Die Algebra bewegt sich, wie schon an anderer Stelle angedeutet wurde, zu sehr im Abstrakten. Das Buchstabenrechnen verleitet auch gar zu leicht zum Schematismus und Mechanismus und damit zur Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit. So begegnete mir noch während des Krieges ein akademisch gebildeter Berufsmathematiker, der eine für 13- bis 14jährige Kinder bestimmte Rechenaufgabe nicht zu lösen wußte, ohne sie in eine Gleichung mit zwei Unbekannten zu bringen.

Daß in der Geschichte das Wirtschafts- und Kulturleben noch weit mehr in den Vordergrund gerückt werden muß und das Hauptstoffgebiet nicht mit 1870 abzuschließen ist, sondern im wesentlichen erst mit diesem Zeitpunkte beginnen sollte, bedarf in Anbetracht unseres Zieles, Verständnis für das Gegenwartsleben anzubahnen, keiner näheren Begründung.

Damit dürften die wesentlichsten Richtlinien für die Reform unseres Schulbetriebes gegeben sein. Ein Geschlecht, das durch eine Schule gegangen ist, in der Geist und Gemüt am lebendigen Gegenwartsleben gebildet und gestärkt wurden, in der nicht die Vermittlung des Wissens die Hauptsache war, in der vielmehr einem tüchtigen Können als höchstem Ziele zugestrebt wurde — ein solches Geschlecht wird auch die Einsicht und die Kraft besitzen, Herr aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu werden, und seien sie noch so verworren, noch so widerborstig, noch so trübe. Darum, deutsches Volk, deutsche Politiker, deutsche Gesetzgeber, wacht auf! Richtet euer Augenmerk auf das, was not ist! „Wer die Schule hat, hat die Zukunft!" Wenn ihr alle den heißen Wunsch und den ehrlichen Willen habt, das Vaterland aus seiner tiefen Erniedrigung und argen Zerrüttung wieder emporzuheben zu einer freien und sonnigen Höhe, so wendet euer Interesse der Schule zu! Aber vertut dabei eure Kraft nicht im Kampf und Streit um Äußerlichkeiten! Habt acht auf den inneren Geist! Versucht nicht, von außen hineinzutragen, was von innen herauswachsen muß! Treibt keinen Terror! Er ist der Tod jeglichen Lebens, aller Entwicklung. Und wo keine Entwicklung ist, da lauert das Verderben, da droht der Untergang, da grinst der Tod! Gott schütze das Vaterland!



Mondnacht · Von Fritz Alfred Zimmer

Und sieh, der Mond geht auf am Wald.
O diese Frühlingsabendprächte!
Vergoldet liegt, was grau und alt,
Es kommt der Traum in unsre Nächte.

Giebel und Gassen stehn verträumt;
Ein Weltglück friedet um mich leise;
Vom Himmel, abendrotumsäumt,
Klingt eine fromme Sternenweise.

Und alle Rätsel werden kund.
Wir sind hier nur die Heimatlosen — —
Komm, gib mir deinen lieben Mund,
So süß wie Traum und weich wie Rosen!



Die grüne Kokarde

Von Paul Bourfeind

Der Boden strahlte die Hitze aus, die er von der Sonne geliehen hatte, — Paris war müde. Die Bäume, die Giebel, die Kirchtürme schliefen, und der seidigblaue Himmel deckte sie zu. Nur durch das goldene Tor in dem Weltgewölbe quoll Licht und zitternde Wärme. Paris lag im Nachmittagsschlafe, und in die Stille des Julisonntags zählten die Kirchenglocken vier müde Schläge.

Das Palais Royal räkelte sich hinter dem Eisengitter im Schutze des Schattens alter Kastanienbäume.

Aber das Palais hatte eine geheime Kraft an diesem Tage, dem 12. Juli 1789. Irgendeiner verspürte sie, irgendwo in der großen Stadt, — sie drängte ihn eiligen Schrittes dem Palaste zu; und er zog einen mit sich fort und noch einen — und ihrer waren viele, die getrieben wurden, wie im Halbtraum, kaum aus dem Schlafe gerissen von irgend etwas Drohendem; dieses Drohende lag in den Worten, die von Mund zu Mund gingen: „Necker entlassen". Das war die Kraft, die Menschen zu einer Lawine zusammenballte und sie die Straßen entlangwälzte, eine dunkle, schweigende Gewitterwolke, langsam weiterwandelnd, stetig wachsend, dem Palais Royal entgegen.

Furcht lag in diesen Worten, die Sommerhitze vergessen machten, — Furcht vor etwas Ungewissem, die um so mehr wuchs, je weniger sie bewußt war. In jedem Schweißtropfen, der unter gepuderten Perücken über die Sitrn quoll, in dem Geruch von tausend und tausend vorwärts drängenden Menschen lebte die Furcht und teilte von Mensch zu Mensch in der Berührung der Leiber sich wie ein Blutstrom dem Riesenkörper von Körpern mit und ließ das eine Herz der vielen schneller, schneller schlagen. Kein Wort fand diese Furcht, sie war nur Trieb, und ihre Stimme war Summen wie von Wespen, die ein Schlag aus ihrem Neste scheuchte. Die hohen Eisengitter des Palais Royal warfen sich dem Strom entgegen, daß er um die alten Stämme der Kastanien brandete, ein Meer bewegter Köpfe. Und das Summen ward Brausen, Sturmheulen, das nach der Erlösung des Wortes rang, stetig anschwellend, — bis ein Tisch einem Schiff gleich über den Köpfen der Zehntausend schwankte und unter einem alten Kastanienbaum zur Ruhe kam. Ein junger Mann schwang sich darauf und schwebte eine Weile über den bewegten Köpfen, eine Bewegung seiner Hand bändigte den rasenden Laut und formte ein Wort daraus, das sich über all die Köpfe schwang, durch die Eisengitter am Palais sich drängte und den Sturm zur Stille bannte: „Bürger!"

Der Laut klang rauh, aus tiefster Leidenschaft geboren, und wiederholte sich, indem der dunkle Trieb der Tausende in eine gebrechliche Form sich kleidete: „Bürger!"

„Es drängt die Zeit — Necker ist entlassen. Die Bartholomäusnacht er-

wartet alle Patrioten. Schweizer und deutsche Bataillone stehen auf dem Marsfelde, — euch werden sie erwürgen."

Stockend und mit Pausen, fast heiser waren die Worte gesprochen. Der Redner zog eine Pistole aus der Tasche und schwang sie über seinen wirren braunen Locken, allen sichtbar. Seine Worte überstürzten sich, die Stimme stieg höher, höher, überschlug sich: „Nur eine Rettung, Bürger, ergreift die Waffen!" Und das Wort zerbrach im brausenden Orkan des Beifalls. Mühsam rang es sich wieder empor: „Wir wollen ein Erkennungszeichen wählen, die Patrioten sollen es tragen, die Bäume sollen es uns leihen." Der Redner brach ein Kastanienblatt ab und steckte es an seinen Hut, den er auf das wirre Haar drückte: „Die grüne Farbe der Hoffnung soll uns zum Siege führen." Da verschlang das Brausen von zehntausend Stimmen das Wort, aber es fand nun die eigene Form, darin der dunkle Angsttrieb zur Frucht geworden war: „Es lebe Camille Desmoulins!" Der einzelne, der den Trieb der Menge zum Bewußtsein erhoben hatte, ging wieder unter. Der brausende Ruf stürzte ihn vom Tisch in die Arme eines Mannes, der ungeachtet seiner hellgelben Kniehosen und des weißen Jabots, das über dem olivbraunen Rock sich bauschte, den Redner in die Arme schloß: „Camille!" Der nahm ein Kastanienblatt und steckte es dem andern an den Hut: „Robespierre, nimm den schönsten Orden, — den Orden der hoffenden Freiheit aus meiner Hand!"

Zehntausend Hände reckten sich nach den Ästen der alten Kastanienbäume, und als sich die Menge mählich verlief, und das Gewirr ihrer Stimmen wie der fern rollende Donner eines abziehenden Gewitters über Paris hinklang, standen die alten Kastanien da, als habe der Herbststurm sie ihrer Blätter beraubt. —

Müde saß in den blattlosen Zweigen ein dunkler Vogel. Der Gleichschritt aufziehender Regimenter, rollende Schüsse und fernes Geschrei scheuchten ihn auf, und hinter dem plumpen Schlag seiner dunkeln Flügel sank die Nacht über die große Stadt.

* * *

Es war in den späten Stunden eines jener Nachmittage anfangs April 1794, wo man sich wundert, daß es noch nicht dunkel ist. Robespierre saß am Schreibtisch in seiner Stube, das offene Fenster ließ die warme Frühlingsluft herein und den beizenden Geruch der Baumstämme, die, der Länge nach durchschnitten, im Schuppen des Tischlermeisters Duplay auf dem Hofe trockneten.

Auf der Platte des Schreibtisches lag eine Anklageschrift, in deren Blättern Robespierres magere Finger suchten, während seine Augen auf dem Bilde Camille Desmoulins haften blieben, das seitlich neben dem Büchergestell aus Tannenholz sich in den Schatten drängte und vom schwindenden Tage noch so viel Licht lieh, daß die großen runden Kinderaugen von innerem Feuer leuchteten. Das Gesicht schob aus dem Dunkel das Weiß der hohen idealen Stirn, mit der ein vorspringender breiter, brutal kräftiger Unterkiefer im Streite lag; aber die edel geformte Nase schlug versöhnend den leicht geschwungenen Bogen über die Kluft von Mensch und Tier. Nur der leidenschaftlich zuckende Mund, dessen scharfe Linien kein Bart verdeckte, war bewegt noch von der Glut ungebändigter Triebe. Der Spott

kräuselte die Oberlippe, Verachtung zog die Unterlippe breit, das Lächeln hatte ein paar Fältchen darum gelegt, und der Widerschein des inneren Feuers, das aus den Augen brach, goß seine menschlich schöne Glut über die Widersprüche dieses bewegten Antlitzes. Sie schien herauszubrechen, den Verstand blendend, die Klugheit wegschäumend, alle Dämme der Rücksicht zerbrechend, selbstvernichtend. Und Robespierre wußte, — so war es damals, als Malout in der konstituierenden Versammlung Camille Desmoulins anklagte und im Bewußtsein, ihn vernichtet zu haben, mit den Worten schloß: „Er möge sich rechtfertigen, wenn er es wagt."

Da war Camille aufgeschossen, als wolle er sich von der Tribüne in den Saal hinabschleudern, und hatte die Worte hinabgedonnert: „Ja, ich wage es!"

Und ebenso das andere Mal, am 7. Januar 1794 — bei den Jakobinern; man klagte ihn an, Robespierre verteidigte ihn und wollte ihn bewahren vor Unheil dadurch, daß er beantragte, die letzten Nummern des Vieux Cordelier zu verbrennen. Aber da ergoß sich die ganze Glut des immer Jugendlichen über die schwellenden Adern der Stirn und den trotzig vorgereckten Unterkiefer, daß die braunen Locken schüttelten und dieser Mann selten schön war im Eifer. Seine Stimme klang heiser stockend und leise fast: „Gut gesagt, Robespierre", und dann erhob sie sich zu spitzem, hartem Ton, sich überschlagend fast: „Aber verbrennen heißt nicht antworten."

Da hatte man die Nummern des Vieux Cordelier gelesen, genau gelesen, und Camille Desmoulins ward ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Jakobiner.

Die Gedanken Robespierres hielten eine Weile im Laufe an und sprangen hinüber in die Gegenwart. Dieselbe Leidenschaftlichkeit, die Camille alle Klugheit vergessen ließ und die den Verstand totschlug, — würde die den Blinden nicht auch auf falschem Weg weitertreiben? Und wer von Gnade sprach in dieser Zeit der Entartung, wie Camille Desmoulins, der war auf falschem Weg. — Camille war eine Gefahr für das Ideal des Staates der Guten.

Robespierre war unruhiger geworden, während diese Erinnerung ihn aus der Gegenwart in das drängte, was hinter ihm lag, und was er abtun wollte. Das Antlitz Camilles blickte leidenschaftlich drohend, als wolle das Feuer sich blind und wütend auch über den nachdenklichen Rächer ergießen. Da hielten die Hände Robespierres inne mit Blättern, — er senkte den Blick zu Boden, und tastend wandten die mageren Finger das Bild um, der Wand zu.

Und Robespierres Blicke fanden die Buchstaben wieder, formten sie zu Worten und diese zu Gedanken, — und während er Seite auf Seite der Anklageschrift durchlas, fiel die Erinnerung an vergangene Tage, die eine Weile seinen wachen Verstand in wohliger Wärme des Gemüts untertauchen lassen wollte, von ihm ab und er war nur noch der kalte — Rechner, den Paris den Unbestechlichen nannte. Wie zur Abwehr gegen alles, was von außen störend in diese Welt dringen könnte, stand das halbe Dutzend Rohrstühle um den hagern Mann, für den das All menschlicher Beziehungen die Platte des Schreibtisches und die Enge der Stube war — und der Argwohn gegen sich selbst. So oft er den Blick der grauen Augen hob, mahnten ihn die eigenen Bilder, die an der Wand über dem Schreibtisch hingen: „Bleibe, was du bist, der Unbestechliche!"

Und wandte er den Blick dem Büchergestell zu, so drängte sich der eigene Namen auf dem Rücken vieler Bände vor die Namen der andern, Corneille, Racine, und mahnte: „Sei Robespierre, sei Robespierre!“ —

Schon stieg der Abend durchs Fenster, schwer und klobig standen die Schatten in den Ecken des Zimmers, huschten vor den Augen des tief über die Anklageschrift Gebückten — und trieben ihn endlich empor.

Er holte eine Reihe Papiere aus der Schublade des Schreibtisches. Zwischen den Blättern lag ein getrocknetes, noch grünes Kastanienblatt, — die grüne Kokarde von einst, — Camille Desmoulins Geschenk vom 12. Juli 1789. Er legte das Blatt vorsichtig in eine Hülle von Papier und schrieb mit fester Hand darauf: Camille Desmoulins.

Es war inzwischen fast dunkel geworden. Die Sterne wirbelten über den dunkeln Giebeln in den glasigblauen Abendhimmel.

Robespierre rückte die Stühle zurecht, bürstete mit der Hand über den lichtblauen Bratenrock, ließ einen prüfenden Blick über die weißen Strümpfe und hellgelben Kniehosen schweifen, zog die weiße Weste straff und zupfte an dem weißen Jabot. Dann setzte er den schwarzen steifen Hut auf das sorglich gepuderte Haar und verließ mit festem Schritt das Zimmer. In der Hand hielt er den Brief mit der Aufschrift: Camille Desmoulins, und die Anklageschrift. Auf dem fast finsteren Gang wartete ein Mann.

„Hier, das für Fouquier de Tionville, und dieses für Camille Desmoulins.“

Der Mann ging mit schweren Schritten die Treppe hinab.

Robespierre schaute ihm nach. Als sich der Schatten des sich Entfernenden durch den Rahmen der Haustüre schob, machte er eine Bewegung, als wolle er ihn zurückrufen. Aber der schon ausgestreckte Arm fiel müde an den hageren Körper zurück, und Robespierre murmelte: „Opfer! Was würde ohne Opfer erreicht! Alles muß dem Ideale weichen, — auch Freunde; keine Schwäche, Robespierre!“

Dann stieg er langsam, nachdenklich die Stufen hinab. Im Hausflur wartete auf ihn ein Stelzfuß. Er stand im Alter zwischen Jüngling und Knabe. Aus der geöffneten Tür zur Linken der Wirtsstube scholl das gedämpfte Gewirr der Stimmen und das Klappern von Gläsern und Tellern, rechts lehnte am Türpfosten seines Ladens der Goldschmied und grüßte.

„Nach den Champs Elysées!“ sagte Robespierre zu seinem hinkenden Begleiter. Sie bogen in die Rue St. Florentin ein und überschritten den Place de la Concorde. — In den schleichenden Schritt des Mannes im lichtblauen Bratenrock zählte des Aufstapfen des Stelzfußes den harten Takt. Einige braune, zerlumpte Savoyardenknaben empfingen bettelnd die beiden beim Eintritt in die fast finsteren Anlagen der Champs Elysées, durch deren dunkle, blattlose Baumkronen der lichtblaue Abend seinen sternfunkelnden Mantel schleppte. Robespierre warf ihnen ein Sousstück hin; Balgen und Raufen wirbelte die Körper, Beine und Arme der bettelnden Knaben durcheinander. Ein dunkler Knäuel wälzten sie sich am Boden, und Robespierre stand lachend dabei, bis der Stärkste aus dem Dunkel emportauchte und jubelnd das Sousstück hochhielt. „Jacques, siehst du?“

sagte Robespierre, „der Stärkste bleibt Sieger, — immer ist es so im Leben.“ Und der Stelzfuß fragte: „Wer ist aber im Leben der Stärkste?“ Nachdenklich, schweigend ging Robespierre weiter, und in seine Gedanken stapfte der Stelzfuß schwerfällig den Takt. — —

In derselben Nacht ward Camille Desmoulins verhaftet. Die Kastanien am Palais Royal hatten eben die braunen Hüllen ihrer Knospen gesprengt und vorsichtig die kleinen Kokarden ausgehängt. — So früh hatte Paris seit Jahren das erste Grün der alten Bäume nicht gesehen.



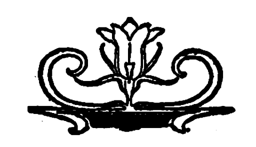
Mein Volk · Von Hans Sturm

Mein Volk, du wanderst den schweren Weg
über den Berg Asathon,
den Berg der Schmerzen,
der zwischen Wehland und Frohland,
nebelumflogen, ragt vor den Toren der Zukunft.

Wisse, den Weg umwuchert wildes Gerank und Dornengestrüpp.
In den Morästen lauern hungrige Nattern,
gähnende Klüfte bergen bittern Tod.

Mein Volk, wandere klaglos den schweren Weg
über den Berg Asathon,
den Berg der Schmerzen.
Hüte dich nur vor dem wilden Getier,
daß es dein Herz nicht zerreiße,
noch, daß dein Schritt nicht erlahme,
fern dem rufenden Ziele.

Jenseits des nebelumwobenen Gipfels
wohnt das ewige Blühen,
leuchtet dein neuer Tag,
Über den Berg der Schmerzen, durch die Nebel der letzten Erkenntnis
steigst du selig hinab in die schimmernden Lande des Friedens . . .



Ursache und Urkraft

Von Hans von Wolzogen

Es ist ein wunderlich Ding um die sogenannte „Kausalität“. Einerseits ist sie ganz seelenlos. Die Wirkung folgt aus der Ursache mit grausam eiserner Notwendigkeit. Mathematik kann nicht kälter, zahlenmäßig starrer sein. Andererseits aber hat sie doch auch eine sittliche Bedeutung. Wo einmal etwas versehen worden ist, zeigen sich früher oder später leidige Folgen. Die Worte: „Jede Schuld rächt sich auf Erden“ oder „Das eben ist der Fluch der bösen Tat“ usf. sind nicht nur dichterische Redensarten. Wie die scheinbar unsinnigste Weltgeschichte an der unlöslichen Kette von Ursache und Wirkung verläuft, so erkennt ein weit und tief schauender Blick in ihr auch das ewig gültige Gesetz der Vergeltung im endlichen Zerfall aller auf Wahn und Unrecht aufgebauten Mächte. Wie kann man sich dieses Zusammenwirken von Natur- und Sittengesetz erklären? Man wird sich sagen müssen, daß die „Kausalität“ selber nur Form einer Kraft ist, der Kraft des Lebens in Zeit und Raum. In der Natur also wirken die Kräfte, wie etwa die Anziehung oder die Elektrizität, „kausal“, indem sie aus Ursachen Wirkungen hervorgehen lassen und sich eben darin bekunden. Wenn es sich um Menschen handelt, ist die Kraft eine menschliche, d. h. eine sittliche. Das selbe Urgesetz der Kräfte wirkt nun nicht mehr nur natürlich, sondern sittlich. Denn Sittlichkeit ist die Natur des Menschen, insofern er Mensch ist, nicht nur Naturwesen, wie der fallende Stein und der elektrische Funke. Der Ruf: „Das kommt davon!“ hat nun sittlichen Sinn. Der lose Stein fällt vom Dache und schlägt mir ein Loch in den Kopf. „Das kommt davon!“ Die unrechte Tat bricht aus meiner Seele und schlägt ein Loch in die sittliche Ordnung. „Das kommt davon!“ Es ist die selbe „Kausalität“, die Form der selben Kraft des Lebens, das Gesetz von Ursache und Wirkung. —

Wenden wir diese Erkenntnis auf unseren gegenwärtigen Zustand an. Auch im Kriege folgen bei jeder Einzelheit des Geschehens die Wirkungen aus den Ursachen mit jener eisernen Notwendigkeit der Naturkräfte. Aber daneben vollzieht sich das sittliche Weltgericht, nicht zwar endgültig; denn die Geschichte selbst ist endlos, wirkt ursächlich durch Jahrhunderte und Jahrtausende. Doch innerhalb der Schranken eines bestimmten großen Ereignisses, wie es der Krieg ist, macht sich, was sittliche Ursache ist, geltend in empfindlichsten Wirkungen, die wiederum weitere Folgen bestimmen. Die heldischen Leistungen, die im Kriege vollbracht sind, sollen uns nicht darüber täuschen, daß auch auf unserer Seite „Schuld“ vorhanden, die „sich rächt auf Erden“. Die Schuld einer schlechten Politik ist gar nicht mehr zu verheimlichen; sie zeigt sich offen in alledem, was unsere kriegerischen Erfolge durchkreuzt und aufgehoben hat. Sie hat nicht minder als in den äußeren Verhältnissen, unter denen schon der Krieg entstand, auch in den inneren, die ihm ein unverhofftes Ende bereitet haben, geradezu verheerend gewirkt. Jedenfalls ist nichts geschehen, was verhütet hätte, daß im Volke selbst die sitt-

lichen Mängel und Schwächen bis zu einer Verstörung und Entwürdigung des ganzen völkischen Lebens und Treibens emporwuchern konnten. Schwäche zeugt Schwäche, und es ist zwischen derjenigen der politischen Führung und derjenigen der Volkssittlichkeit eine traurige Verwandtschaft zu finden. Sie haben eine gemeinsame Wurzel, die vom Weltbaume des Deutschtums hinunterhängt zur bleichen Hel. Eine innere kleinsinnige Unsicherheit gegenüber der Welt wie dem eigenen Wesen, das man nicht stolz und frei zu bekunden und zu behaupten weiß, ist unserem Volkstum durch seine Geschichte hindurch zur Ursache geworden für immer wiederkehrende verhängnisvolle Wirkungen von der Art, wie wir sie heute im Äußern und Innern als unser Unheil haben erkennen müssen. Eine solche gefährliche Anlage nicht besser bekämpft, uns selbst nicht mehr davor geschützt zu *haben*, das ist eine Schuld, die sich rächen muß. Wer davon tief durchdrungen ist, der leidet schwer unter dem Zwange des Geständnisses: „Wir haben es *verdient*“, worin die sittliche „Kausalität“ in unserem gegenwärtigen völkischen Niederbruche zu schmerzhaftem Ausdruck gelangt. —

Traurig stünde es um unser Volkstum, wenn wir nichts hätten als dieses Wissen der natürlichen und sittlichen Kausalität. Aber, Gott sei Dank: wir haben noch ein anderes. Wir haben einen Glauben, den Glauben an eine Kraft, die, wenn sie sich auch geschichtlich auswirkt unter der Form der Ursachen und Wirkungen, doch ihrem Wesen nach über aller Kausalität steht. Eine Kraft ist es, die im Strom der Notwendigkeiten als ein Wunder sich kundtut, ja die dem Strome *selbst* eine neue Richtung zu geben vermag. Nennen wir sie die Genialität, das Wort nicht vom Genie, sondern vom Genius abgeleitet. Ein Volk hat seinen eigenen Genius. Wohl, man lernt ihn aus seiner Geschichte kennen; aber sein Wesen ist übergeschichtlich, gehört zu den metaphysischen Dingen. Erfahrung mag unseren Glauben daran stärken, mag ihn zu bestimmten Hoffnungen beleben. Erfahrung lehrt, daß eines Volkes Leben in Wellenbewegungen sich vollzieht, und mehr als irgendeines ist dies des deutschen Volkes Lebensbild. Wellenberge wechseln mit Wellentälern. Von Gipfelhöhen — Sturz in Abgründe, aber wie durch die Kraft des Aufschlags wieder emporgetrieben — Erhebung zu neuem Gipfel. Der Untergang der Goten, der Hohenstaufen, der Dreißigjährige Krieg, Jena, endlich unsere dunklen Tage: sollten die Wellen nicht ein Volk verschlingen, das so tief sinken konnte? Aber sie trugen es wieder empor, immer wieder, aus einer wunderbaren inneren Kraft. Ist dies nur etwa die Kausalität des Aufschlags und Rückpralls gewesen? Die Erklärung genügt nicht. Wir fühlen es in der Seele zweifellos gläubig: es ist ein Wunder dabei. Und wie das gestaltete Wunder selbst erscheinen innerhalb des Zeitenwandels die gewaltigen großen Persönlichkeiten, unsere Führer und Retter, unsere Helden und Meister, denen man keinerlei „Kausalität“ nachweisen kann, die nur frei Wirkende, keine verursachten Wirkungen sind. Nein, hier ist nicht Ursache, sondern Urkraft! Dieser gilt unser Glaube, ihr verdanken wir unsere Hoffnungen. Wir brauchen niemals zu verzweifeln über die grausamen Notwendigkeiten unserer Geschichte, unseres Volkstums. Es trägt die Kraft des Wunders in sich. Je tiefer das Wellental sich auftut, je fester blickt das Seelenauge des deutschen Geistes auf den nächsten Wellenberg hinaus. Das leuchtende

Auftauchen des wunderbaren Retters aus dem unzerstörbaren Volkstum: wahre dir das Bild, deutscher Glaube! —

Nicht handelt es sich hier um jene Art äußerer „Wunder", die wir Zufall nennen, und die wohl einmal unerwartet eintreten, wenn eine Ursachenreihe auf eine andere trifft und so wiederum in ihr zu neuer Ursache wird. Dann kann eine russische Kaiserin einem großen Friedrich „sehr gelegen" sterben. So etwas hilft gelegentlich, für den Augenblick, in schwerer Notlage. Ebenso gibt's aber auch schädliche Zufälle, Marneschlachten u. dgl. Sie scheinen sogar häufiger als die guten zu sein. Die rechten Wunder sind nicht von dieser Art. Das rechte Wunder war Friedrich selbst, um so größeres Wunder, als schon sein Vater eines gewesen war: ein Führer und Retter, der einen Führer und Retter zeugte. Und was waren diese Wundermenschen anders als eben große Gestaltungen des Wunders deutschen Volkstums, dieser Urkraft, die mehr ist als alle Ursachen, die Freiheit bedeutet in allen Notwendigkeiten, Genialität gegenüber den Kausalitäten. Dieses Wunder glauben wir; heute, in unserer völkischen Not, müssen und wollen wir daran glauben, an die Kraft, die einzig uns neue Kräfte geben kann, wenn unsere Schwächen uns tief geschädigt haben. Wir sollen daran glauben, aber nicht darauf warten. Nicht etwa nun die Hände in den Schoß legen und meinen, es sei schon viel getan, wenn wir sie nicht nur verzweifelt ringen! Nein, wer noch den Glauben hat, muß selbst mit Hand anlegen, dem Wunder des Volkstums den Boden zu bereiten, wie der Ackersmann das Feld bereitet für das nicht geringere Wunder des Wachstums. Glauben verpflichtet zu Werken. Wir müssen uns bewußt bleiben, daß wir im Dienste des Wunders stehen. Wir wollen nicht glauben, daß in unserem Volke selbst die Kraft des Deutschseins bereits durch fremden Geist und feindliches Blut bis zur Unfähigkeit jeden Wiederaufschwungs mit „kausaler" Notwendigkeit gebrochen sei. Das mag in breiten Schichten geschehen sein, aber die breiten Schichten sind es nicht, welche die Geschichte machen, welche führen können oder auch nur dem Führer wahrhaft dienen, Helfer sind. Das ist die Sache der Minderheiten, und es ist uns ein großer Trost, daß solche Minderheiten vorhanden sind, nur bisher nicht führend, beiseite geschoben, aber vorhanden und durch die Not erregt, sich zu rühren, als treue Bodenarbeiter für das kommende Wunder. Noch ist für den geschichtlichen Augenblick die breite Schicht obenauf, die das Heil Deutschlands in einer undeutschen „Demokratisierung" sieht, während alles darauf ankommt, daß wir erst einmal gründlich „aristokratisiert" werden, d. h. im Geiste unseres Genius und unserer Genies leben und wirken. Dies ist der deutschbewußten Minderheit erste völkische Pflicht. Mag die Kette der Ursächlichkeiten sich noch so schwer uns anhängen — sie rollt ab durch die Zeit und kreuzt sich mit andern Ketten, ein Spiel der Naturgesetze, auch wo es mit sittlichen Werten spielt —: wir und unser Haus, wir „wollen dem Herrn dienen", der Urkraft dessen, was wir als deutsch fühlen, kennen und glauben, und was ein Gotteswunder ist und bleibt, unzerstörbar und zur Wiederkehr in höchsten Gnaden berufen! —



Rundschau

Das Weltdrama im Spiegel der deutschen Mythologie

Schwere Ahnungen, als Folge der Sünde, trüben das goldige Zeitalter der Götter; das Böse, das sie binden wollen, bricht seine Fesseln; Heimdall stößt ins Giallahorn; der Weltkampf beginnt; die Götter erliegen; Sonne und Sterne fallen vom Himmel, und die Welt verbrennt im Feuer. Dieses eddische Bild im großen zeigt in der Dichtung viel Wahrheit, überraschend viel Wahrheit mit dem Weltgeschehen unserer Zeit in Ursache und Verlauf, das jetzt noch nach ungeheurem Wogen in gewaltigen Wellen nachzittert.

Die Götter, die Asen (as bedeutet Balken) sind die Tragbalken der Welt. Sie sind nicht nur Personifikationen des Naturlebens, sondern ebensosehr sittliche Gewalten. Sie üben ihre Kräfte: bauen Essen und schmieden Erz, schmieden Zangen und schön Gezäh und spielen dann, ein Bild vollster Kindesunschuld, den Wert des Geldes nicht kennend, mit goldenen Bällen. Aber der Goldhunger erwacht; der Friede des goldenen Alters, die Freude an froher Arbeit und an harmlosem Spiele ist dahin. Man mag nicht mehr arbeiten und kann sich darum auch nicht mehr harmlos freuen. Es war eine selige, goldene Zeit, diese Zeit der Arbeit und des Spieles. Plötzlich ist die Lust vorbei. Die drei Thursentöchter kommen als Friedensstörerinnen, die Gewalten unmäßiger Gier in der deutschen Mythologie. Die Sünde, zunächst im Liede als Goldgier gefaßt, macht der Unschuld ein Ende. Die Sünde wächst stufenmäßig. Ein ganzes Heer von Zwergen muß den Göttern den Glanz des Goldes aus der Erde heben. Mißbrauch der Kreatur, sinnliche Begierden, Krieg, Mord und Untreue ziehen ein in die Welt. Als Zauberin fährt das Gold durch das Land, klopft an die Häuser und läßt mit seiner Sudkunst das Unglück als Glück, das Böse als gut, das Recht als Unrecht erscheinen. Auch „die Luft wird mit Frevel erfüllt“, die ganze Welt also, der Zeitgeist durch ihre Künste verderbt. Schlachtkundige Wanen, die Götter der sinnlichen Begierden, stampfen das Feld, um im Kampfe die weltordnenden Gewalten, die Tragbalken der Welt, Gesetz, Recht und Treue, zu brechen.

> Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
> alle festen Verträge, jüngst trefflich erdacht.

Das ist die sinnbetörende, rechtverrückende, männermordende Macht des Goldes mit ihrem Fluche, der von Geschlecht zu Geschlecht weitergeht.

Der Mythus von der Weltesche zeigt nun das Schicksal der Welt. Der allnährende Weltbaum steht über dem Brunnen der ältesten Norne. und wird täglich daraus mit Wasser besprengt, damit seine Zweige nicht dorren. Das soll heißen: Die Wurzeln des Volkstums müssen aus dem Brunnen der Vergangenheit erfrischt werden; der lebensvolle Zusammenhang mit seiner Geschichte gibt dem Volksleben Kräfte zum Blühen und Gedeihen. Die Esche duldet viel Unbill; oben beißen Hirsche die Knospen ab, unten nagt Nidhöggr (nid ist Neid und Haß, högg = Hieb und Stich) am Lebensbaume. Es geht ein tiefes Weh durch die schöne, leuchtende Schöpfung. Ein Eichhörnchen — genannt Zweigbohrer — springt von Ast zu Ast und trägt Zank mit geschäftiger Eile —; ein ebenso poetisch schönes wie nur zu wahres Bild des Weltlebens, wo alles Edle und Gemeine fortwährend aufeinander gehetzt wird, um den

Unfrieden der Welt zu unterhalten. Es kommt ein Tag, wo die Triebkraft des Baumes versagen muß, wenn gar der erfrischende Strom aus dem Brunnen der großen Vergangenheit versiegen sollte; es kommt der große, lange Winter, der „Frimbulwinter“, und danach der Untergang der Welt.

Wie Siegfrieds Tod im Nibelungenliede die Katastrophe herbeiführte, so ist hier Baldurs Tod der Mittelpunkt für das große Drama von den Geschicken der Welt und der Götter. In ihm erscheint das Licht personifiziert, das Licht im physischen wie im ethischen Sinne. Alle Welt klagt um Baldur, weil alle Welt des Lichtes bedürftig ist. Die Asen senden Boten in alle Welt, Baldur aus der Gewalt der Hel, der Göttin der Unterwelt, zu weinen. Alle tun es, Menschen, Tiere, Erde, Steine, Bäume und alle Erze, nur das Riesenweib Thöck (das Dunkel) in einer Höhle tut es nicht. Es ist die Selbstsucht, der Egoismus; auch in der Edda als die eigentlich böse Gewalt in der Welt gefaßt. So sind die Vorkehrungen der Götter, Baldur wiederzugewinnen, vergeblich; denn die Bedingung der Hel, ihn loszugeben, war, wenn eins der Kreaturen nur widerspräche und nicht weinen wolle, müsse er unten bleiben. Und doch klingt schon hier das Lied von der Verjüngung und Wiederkehr. Als Baldurs Leiche zum Schiff getragen wird, tritt Odin hinzu und murmelt Baldur etwas ins Ohr. „Wißt ihr, was es bedeutet?“ fragt die Edda dabei. In Unwissenheit hat Hödur den Bruder getötet; dereinst erlangt er Vergebung, und zu der neuen Erde stimmt die Versöhnung der Brüder, die man als Weltversöhnung auffassen muß.

Aber noch gilt es den Kampf gegen Lokis Kinder, den Fenriswolf, die Midgardschlange und Hel. Loki ist, wie schon sein Name sagt, der Endiger, der das Ende der Dinge herbeiführt. Dabei hilft ihm seine böse Nachkommenschaft. Am meisten zu fürchten ist der Fenriswolf, der später ja auch Odin verschlingt. Er wächst täglich und zerreißt die stärksten Ketten; aber ein zartes, weiches Band fesselt ihn: je mehr er sich reckt, desto stärker wird es. Es symbolisiert die Macht der Sitte und des Gesetzes, gleich den Seidenfäden und heiligen Schnüren, die man einst um die Gerichtsstätten zog. Die Macht des Gesetzes und der Sitte, diese unsichtbare Macht, bindet das Böse, wenn auch nicht auf immer, doch stärker als alle Bande von Eisen, die Helfershelfer zu lösen vermögen. Auch das Band der Sitte und des Gesetzes erhärtet, und je mehr man sich ihm widersetzt, desto straffer bindet es.

Endlich gelingt es, auch Loki zu fesseln, und zwar mit den Gedärmen seines Sohnes Nari. Damit ist die Wahrheit plastisch dargestellt, die immer wieder auch für unsere Zeit gilt, daß das Böse durch seine eigenen Bande gebunden wird, daß es sich selbst verurteilt und zugrunde richtet. Die sittlichen Mächte halten das Böse in Banden, und so liegt Loki bis zur Götterdämmerung, also bis zu der Zeit, wo die Götter verdämmern, wo die sittlichen Mächte, die Tragbalken der Welt, schwinden, wo alle sittlichen Begriffe sich verdunkeln, Liebe und Pietät erkalten und das ungeschriebene göttliche Gesetz durch die Menge von menschlichen, stets neu erfundenen Gesetzen überwuchert wird. Lieblosigkeit und Haß, die vorher schon die Welt durchzogen, lösen nun auch die engen und engsten Bande.

> Brüder befehden sich und fällen einander,
> Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
> Der eine schont des andern nicht mehr.

Brüder bringen sich aus Habgier ums Leben, in Mord und Sippebruch schont der Sohn des Vaters, der Vater des Sohnes nicht; die Seherin nennt diesen Bürgerkrieg, der die Welt erfüllt, schlechtweg „Beilalter“, „Schwertalter“.

> Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch,
> Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
> Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt zerstürzt.

Es ist die sittliche Verwilderung, welche die allgemeine Auflösung herbeiführt. Die Fesseln Lokis und Fenrirs werden immer loser.

Ihn mästet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal besudelt das Blut.
Der Sonne Schein dunkelt in kommenden Wettern. —
Wißt ihr, was das bedeutet?

Dies Wort der Seherin gilt von denen, die im ungerechten, widernatürlichen Bruderkriege fallen. Der ehrliche Männerkampf war immer des Deutschen Freude; das Blut der im ehrlichen Kriege Erschlagenen besudelt nicht den Saal der Götter. „Wißt ihr, was das bedeutet?" fragt die Wala und deutet damit auf das Ende der Welt hin. Sie will, daß man in der Dichtung die Wahrheit erkenne, daß man die Augen offen halte auf die Zeichen der Zeit. Wenn unnatürliche Geldgier und unnatürlicher Bruderkrieg, Sippebruch und Ehebruch eintritt, wenn „Beilalter" und „Schwertalter" kommen, dann soll man daran gedenken, daß dies Zeichen des Weltendes sind. Das Unnatürliche im Verhalten der Menschen, die überhandnehmende Entsittlichung ist so groß, daß die Natur tiefes Mitleiden fühlt mit den sittlichen Leiden der Menschenwelt. Wie die sittlichen Begriffe verdämmern und sich endlich ganz verdunkeln, so breitet sich nun auch Dämmerung und Dunkel über die Natur. Nach jenen drei Jahren unnatürlicher Bürgerkriege folgen nun die drei Schreckenswinter. — Nun ist die Zeit endlich gekommen. Heimdall, der Gott des Anfangs und alles Werdens, der Wächter der Götter, gibt das Schreckenszeichen. Man hört den gellenden Ruf des Giallahorns. Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen einher, Luft und Meer entzünden sich vom Gifte der Schlange, Muspels Söhne kommen geritten, die Asen und alle Einherier eilen zur Walstatt, voran Odin mit dem Goldhelme. Der Weltenvater erliegt im Kampfe mit dem Fenriswolfe, der selbst aber von Widar, dem Gotte der Erneuerung und Wiedergeburt — widarburt — wozu sein Name vollkommen stimmt, besiegt wird. „Auf ihn vertrauen die Götter in allen Gefahren." Er heißt „der schweigende Ase". Nicht der Schreier: der schweigsame, aber tatkräftige Held wird zuletzt Sieger sein.

Dem Weltenkampf folgt der Weltenbrand. Muspels Söhne, die Flammen, kommen geritten. Die alte Erde vergeht im Feuer.

Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heiteren Sterne.
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Die alten Götter fallen kämpfend, ihre Schuld sühnend. Es kommt eine neue, bessere Zeit. Die Erde taucht aus dem Wasser, grün und schön, und das Korn wächst darauf ungesät. Widar und Wali sind aus der Lohe gerettet, Baldur und Hödur kommen aus dem Reiche Hels, und Thors Söhne Modi und Magni (Mut und Stärke) bringen Thors herrlichen Hammer, nicht zum Kampf, denn es ist kein Kampf mehr, sondern zum Segnen, als Symbol des Lebens. Über dem wiedergeborenen Menschengeschlecht scheint eine neue Sonne. Das Böse wird nicht wiedergeboren. Es ist eine neue, herrliche Welt, geläutert und gereinigt durch das Feuer des Weltbrandes.

Karl Hildebrand



Das Wesentliche

In einem 1892 erschienenen Buche „Vox humana" sieht der ungenannte und unbekannt gebliebene Verfasser bereits den „Europäischen Republikanismus" heraufziehen, und er sieht ihn mit einer Klarheit, die wir jetzt, nach 27 Jahren, an uns selbst erleben:

„Es gibt Anzeichen dafür, daß in Europa ein allgemeiner Republikanismus im Heraufziehen begriffen ist. Die meisten der ausgelebten Herrschergeschlechter, die keinen Mann mehr erzeugen, weil sie, durch Inzucht verdorben, kraft ihrer Heiratsgesetze sich nicht auffrischen können, helfen selbst den Sturm herbeiziehen, der sie wegfegen wird.

Ein Rumäne, der aus Paris kam, gab mir einmal seine Lehre über Krieg und Königtum, die Lehre des liberalen europäischen Philisters von heut: ‚Krieg und Heerwesen sind nichts als Machenschaften ehrgeiziger Staatsmänner, sieglüsterner Generale und gewinnsüchtiger Kaufleute. Alles andere ist Hülle. Wir Rumänen verbauen Millionen in Festungen, die uns in der Not nicht schützen würden, nähren ein Heer, das uns nicht retten kann, denn wenn Rußland uns verspeisen will, würde unsere Macht es hindern? All das wird aufhören, wenn die große Revolution kommt, bei uns, in Deutschland, in England, und dann die Völker sich selber regieren und sich verbrüdern. Denn ideell betrachtet, ist doch die einzig wahre Staatsform die Republik.' — Die demokratische Lüge hat in Europa große Gewalt und wird größere gewinnen. Wer nur wüßte, wie's anzufangen wäre, daß die Völker — ungeordnete Massen mit wilden auseinanderzerrenden Trieben — sich selber regieren können, ohne in Zuchtlosigkeit und Zersetzung zu fallen. Die Macht kann nur in der Hand eines oder weniger liegen oder es tritt Pöbeltyrannei ein, der eine neue Gewaltherrschaft ein schnelles Ende bereitet. Macht und Herrschaft sind persönlich und hängen an einem. Die Formen werden andere in der Republik, die Sache bleibt dieselbe. Die Menge bleibt unterjocht auch in der demokratischen Staatsform und muß es bleiben. Herrscht schließlich der Präsident nicht, so herrscht die Partei und beutet aus oder die Eisenbahn- und Ölkönige, die Regierung und Gesetz mit dem Dollar gängeln und rohere, diebischere Tyrannen sind, als je die Gewaltherrscher früherer Zeiten."

Nietzsche sagt: „Das Wesentliche ‚in Himmel und auf Erden', wie es scheint, ist, daß lange und in einer Richtung gehorcht werde: dabei kommt und kam auf die Dauer immer etwas heraus, dessentwillen es sich lohnt, auf Erden zu leben." Also ist das Wesentliche nicht die Staatsform, sondern die Persönlichkeit, und die Staatsform die beste, welche der großen und gütigen Persönlichkeit den stärksten Einfluß und die längste Dauer am ehesten verbürgt.

Gr.

Material und Mode

Die Kaiserin Eugenie von Frankreich pflegte nicht mit Unrecht ihre Staatsroben ihre „politischen Kleider" zu nennen, denn abgesehen davon, daß sie diese nur bei großen Zeremonien, von denen alle Welt zu sprechen pflegte, trug, dienten sie doch vor allem der französischen Schneiderkunst, wie der französischen Textilindustrie und den übrigen Modezweigen zur Reklame. Sie teilte entgegen der noch heute bei uns vielfach verbreiteten Auffassung, die die Mode nur als Selbstzweck gelten lassen will, die Anschauung ihrer berühmten Vorgängerinnen — man denke an Katharina von Medici —, daß die Mode in erster Linie volkswirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen hat, indem sie die inländischen Erzeugnisse nicht nur bevorzugt, sondern auch ins rechte Licht zu rücken hat und so ihre Absatzmöglichkeiten noch vergrößern hilft.

In Deutschland hat man sehr zum Schaden der eigenen Volkswirtschaft diese Aufgaben der Mode wenig oder gar nicht beachtet, ja überhaupt die gegenseitig sich befruchtende Wechselwirkung zwischen Mode und Material vollkommen übersehen. Denn ebenso sehr wie die gesamte auf dem Gebiet der Bekleidung arbeitende Industrie zu ihrer Förderung der Unterstützung der Mode bedarf, ist auch diese zur Festigung ihres Rufes auf das Vorhandensein eines in künstlerischer wie technischer Beziehung vollwertigen Materials angewiesen.

Wie ein roter Faden zieht sich diese Tatsache bis auf den heutigen Tag durch ihre Geschichte. So sehen wir zunächst, wie die Führerschaft in der Mode stets von dem Lande ausging, dessen Textilindustrie an der Spitze marschierte, wie in früheren Zeiten von Italien, dem Herzogtum Burgund, Deutschland, Spanien und Holland, bis etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts Frankreich die Herrschaft an sich riß.

Wenn es auch während der großen Wirtschaftskrise um die Wende des 19. Jahrhunderts die Führung in der Herrenmode an England verlor, weil dessen Woll- und Baumwollindustrie die französische in jeder Weise überflügelt hatte, so konnte es doch dank der großen staatlichen Förderung seiner Textilindustrie, vor allem der Seiden- und Spitzenindustrie, wie des Kunstgewerbes in der Frauenmode die Zügel in der Hand behalten.

Ob Frankreich jedoch auch fernerhin noch führen wird, ist fraglich, denn z. B. durch die mächtig erstarkte Textilindustrie der Vereinigten Staaten — die vor allem durch vorzügliche Rohstoffe des eigenen Landes unterstützt wird, und deren Modeindustrie heute den kaufkräftigsten Markt vorfindet — könnte der französischen eine ernsthafte Konkurrenz erwachsen, vorausgesetzt, daß es der amerikanischen Industrie gelingt, eine feinere künstlerisch-technische Ausgestaltung, als die auf Massenproduktion gerichtete, zu erreichen.

Denn nicht die Summe der Leistungsfähigkeit, sondern das alles bisher Geschaffene überragende Erzeugnis bildet den Trumpf in der Hand der Mode, den sie nun ihrerseits geschickt auszuspielen hat!

Gewiß soll dieses Hervorheben der Bedeutung des Materials nicht die Kunst des schöpferisch tätigen Schneiders herabmindern, ist es doch diese, die für den Ausdruck der Zeitseele die schönste, sinnfälligste Form in der Kleidung finden soll. Aber all sein Können wird doch für die wirtschaftlichen Ziele der Mode fruchtlos bleiben, wenn ihn die heimische Industrie nicht mit hervorragendem Material unterstützt oder er es nicht versteht, in dem vorhandenen gewissermaßen zu denken. Alle, von feinstem Stilempfinden getragenen Moden haben ein kluges Sich-Einfühlen der Form in die Eigenart des Materials mit vollendeter Virtuosität verstanden und dadurch ihren Ruhm begründet. Ein paar Ausführungen aus den glänzendsten Zeiten ihrer Geschichte werden uns daher neben recht lehrreichen Belegen für das Gesagte auch manche angebliche Laune der Mode erklären helfen.

Da ist zunächst der „Hennin“, die spitz aufsteigende, zuckerhutförmige Hornhaube mit dem lang herabhängenden Linnenschleier, die im späten Mittelalter den Geschmack eines Teils von Mittel- und Westeuropa beherrschte. Ihre Heimat war bezeichnenderweise Burgund, das Land der damals blühendsten Linnenindustrie, dessen zartes, durchsichtiges, kostbares Linnen nach einer Verwendung strebte, die seine blütenschneeige Duftigkeit entsprechend zur Geltung brachte. Wo war es nun wirkungsvoller angebracht, als wenn es sich jedem Luftzug anschmiegend vom Haupte herniederwallte? Geschickt ersann die Mode den „Hennin“, dessen Form eine Konzession an das Material sein sollte, wie auch daraus zu entnehmen ist, daß er nie ohne Schleier getragen wurde und auch außer als in Burgund nur in den angrenzenden Gebieten, die rege wirtschaftliche Beziehungen zur burgundischen Leinenindustrie unterhielten, wie die Rheingegend, Nord- und Mittelfrankreich und Holland.

Der auffallende Farbenreichtum, der die Kleidung der deutschen Renaissance auszeichnete, hing aufs engste mit dem großen Aufschwung der deutschen Färberkunst zusammen, die durch zahlreiche Zwischentöne die bis dahin nur auf Haupttöne beschränkt gewesene Farbenkarte

bereicherte. Um nun eine möglichst große Skala von Farbentönen zu erzielen, verfiel die Mode bald darauf, die kleinen Schlitze, die Wams und Beinkleider zierten, welche ursprünglich das feingewebte Linnenhemd zur Geltung bringen sollten, mit prächtig gefärbtem Woll- oder Seidenfutter auszufüllen, um sie nun auch an Kappe und Schuhwerk anzubringen, damit ein möglichst lebendiges Farbenspiel entstehe.

Die gleiche Tendenz der Mode, den technischen Neuheiten durch besondere Betonung eine beherrschende Rolle in der Kleidung einzuräumen, können wir auch bei den ungefähr um 1540 erfundenen aus Seidenfäden gestrickten Strümpfen — Trikots genannt — verfolgen. Diese Trikots, deren anschmiegende Eigenart als Beinbekleidung besonders hervortrat, verdrängten nicht nur die plumpen Beinlinge, auch die Kniehose, so daß, um den kostbaren, eleganten Strümpfen eine möglichst große Fläche zu geben, die kurze Schenkelhose notwendig wurde.

Ähnlich verhielt es sich auch mit den gold- und silberdurchwirkten Brokaten, deren vorteilhafte Wirkung von der spanischen Mode überaus schlau berechnet worden ist. Denn ein üppiges, geschmeidiges Faltenspiel, wie es frühere Moden liebten, hätte nie die Schönheit des Gewebes, seine kunstvolle Musterung und die Kostbarkeit des Besatzes so zur Geltung gebracht, wie die weite Fläche des Reifrocks, dessen Form sich schon in der Steifheit und Schwere des Materials andeutete. Aus gleichen Gründen griff die an prächtigen Stoffen so reiche Barock- und Rokokozeit auf ihn zurück, nicht minder das vorige Jahrhundert, welches in der Krinoline die beste Förderin der neuerblühten französischen Seidenindustrie erblickte (man gebrauchte z. B. 1859 zu einem aus vier Röcken bestehenden, mit Rüschen besetztem Kleide 1100 Ellen Stoff!), während in Zeiten, in denen Woll- und Baumwollgewebe triumphierten, der Reifrock aus der Mode verschwand und durch den anspruchslosen anschmiegenden Kleiderrock ersetzt wurde, wie wir es während des Empires und in unserer Zeit beobachten können.

Nicht minder interessant ist das Kapitel der Spitze. Auch hier verrät sich die Neigung der Mode, den künstlerisch-technisch hervorragenden Erzeugnissen Einfluß auf die Ausgestaltung der Tracht zu verschaffen. Verwendete die Barock- und Rokokozeit die spinnwebfeinen Spitzen meistens als volantartige Gebilde, um sie als duftigbewegte Masse zur Geltung zu bringen, so kam es früheren Moden hauptsächlich auf die Betonung ihrer organischen Eigenart an, wie bei der spanischen sogenannten Mühlsteinkrause, die das Wesen der Spitze durch ihre gleichsam in der Luft schwebende Haltung besonders klar veranschaulichte; ferner in dem aufrechtstehenden sogenannten Stuartkragen, in dem sie ganz Selbstzweck wurde und dem reizvollen breiten Schulterkragen der überaus malerischen Wallensteinmode, der für die Klöppelspitze die geeignetste Verwendung war.

Neben dem schöpferischen Einfluß nun, den — wie ja aus dem Angeführten hervorgeht — jede hervorragende Neuheit des Materials nicht selten auf die Stilbildung der Kleidung ausgeübt hat, ist noch ein gewisser nationaler Zug nicht zu verkennen. Und man kann wohl sagen, daß diese eigene Note, die dem Material anhaftet, für die jeweilige Führerschaft in der Mode eine Quelle der Kraft bedeutet, wenn sie gehütet und gepflegt wird. Denn z. B. die bedingungslose Unterwerfung unter die Vorschriften der französischen Mode, mußte auch das Material für die ausländische Industrie vorbildlich machen. Die Folge war, daß letztere hinter der französischen herhinkte, eine eigene, persönliche Schöpferkraft nicht entwickeln konnte und somit an Konkurrenzfähigkeit verlor.

Eine kluge Modenpolitik wird daher der Verbesserung des Materials und einem verständnisvollen Zusammenarbeiten der Konfektion und der Textilindustrie, im weitesten Sinne, ihre größte Aufmerksamkeit schenken. Denn nur noch mit vereinten Kräften werden wir uns im Weltwirtschaftskampf behaupten können!

Unsere Zukunft ist sorgenvoll. Der Krieg hat uns nicht nur den Verlust unserer bedeutendsten Märkte gebracht, es wird uns auch die Eroberung neuer äußerst schwer gemacht

werden. Außerdem sind uns in den Vereinigten Staaten, England und Japan scharfe Konkurrenten erstanden, und auch bei den Neutralen haben die schon vor dem Kriege einsetzenden Bestrebungen nach Förderung der heimischen Konfektion und Ausschließung der deutschen ganz erhebliche Fortschritte gemacht!

Soll Deutschland nicht auch noch auf diesem Gebiete verelenden, dann müssen wir eben unsere ganze Kraft auf die Erzeugung von Qualitätsware einstellen und in erhöhtem Maße die Spezialisierung der Schneiderei, der Textilindustrie, der Blumen-, Band- und Spitzenindustrie und anderer Hilfsindustrien erstreben. Es muß uns zum Segen unserer schwer bedrückten Volkswirtschaft gelingen, durch unsere Erzeugnisse Einfluß auf die Mode zu bekommen! Die Verwirklichung dieses Zieles setzt aber ein großes, verständiges Hand-in-Hand-arbeiten aller Fabrikanten voraus, welches nur auf dem Wege der Organisation zu erlangen ist. Der Verband für inländische Modekunst in München arbeitet schon seit Herbst 1914 in diesem Sinne, und andere Vereinigungen mit ähnlichen Zielen haben sich im Laufe der Kriegsjahre gebildet. Aber sie allein können das große Werk nicht vollbringen, wenn die deutsche Regierung nicht hinter ihnen steht oder die Zügel in die Hand nimmt, nicht im Sinne sozialistischer Tendenzen, sondern zum Schutze und zur Förderung dieser Industrie, wie es sich die französische Regierung zur Pflicht gemacht hat!

Die Lösung dieser Aufgabe ist wichtig: denn das Bekleidungsgewerbe und die Textilindustrie, die zusammen vor dem Kriege nahezu 2½ Millionen Menschen beschäftigten, werden auch in Zukunft einem großen Teile unserer Mitbürger Arbeit und Brot geben müssen, wenn wir nicht eine für unsere Volkskraft verhängnisvolle Auswanderung erleben wollen.

Gelingt uns eine großzügige Organisation unserer Modenindustrie, dann werden wir auch in Deutschland zu „politischen Kleidern" gelangen, die ein vorzügliches Werbemittel für unsere Erzeugnisse im Auslande darstellen werden, vorausgesetzt natürlich, daß der große kaufkräftige deutsche Markt geschlossen hinter unserer gesamten Modenindustrie steht und nicht wieder zum Schaden unserer Volkswirtschaft ein Tummelplatz fremden Ehrgeizes wird!

Emma Dormien



Das tausendjährige Reich

Es ist nicht das erstemal und wird nicht das letztemal sein, daß der dem Menschen eingeborene, lange und oft nur latente Hang zur Hybris und Eudämonie sich unterfängt, eine neue Welt aus sich heraus zu schaffen, die selbstherrlich nur ein aus sich hergeleitetes Recht und eine allbeglückende Zukunft, keine menschliche, allzu menschliche Vergangenheit anerkennen will. Die französische Revolution von 1789 hat den Versuch gemacht, aber der Gedanke lebte schon lange vorher, und er wird wohl immer wieder aufflammen, um ebensooft in Asche zu zerfallen. Es ist, wie in der „Frankfurter Zeitung" treffend dargelegt wird, der Gedanke des tausendjährigen Reiches. Das eigentlich Entscheidende bei ihm, weil ihm am tiefsten zugrunde liegende, ist die vollständige Veräußerlichung eines ganz innerlichen Vorganges:

Der Chiliasmus tritt, soweit die Geschichte Aufschluß gibt, zuerst im alten Judentum auf; die jüdische Messiasidee ist sein Urbild. In der Zeit, als der jüdische Staat verfiel, erwartete das Volk, daß ein König aus Davids Geschlecht erscheine, der die alte Herrlichkeit Israels zurückführen werde, — der Messias. Das war nicht immer so, obgleich der Messianismus weit zurückreicht. Die ältere Prophetie stand hoch über solcher Auffassung. Dem Jesaias bedeutete das messianische Reich die Beseitigung der inneren Rechtlosigkeit und Anarchie, die Herstellung von Gerechtigkeit, Ordnung und Frieden. Hier war also die Messiasidee als

etwas rein Geistiges gedacht, denn sie sollte nichts anderes als die Menschen sittlich machen Mit dieser ethischen Auffassung war ein Weg beschritten, auf dem die jüdische zur Weltreligion hätte werden können. Aber es entstand die Gesetzesreligion, die in der Beobachtung der Vorschriften, also in etwas Äußerlichem die Hauptsache erblickte, und dazu paßte dann allerdings der irdische Messianismus, der auf das Gericht über die Heiden hoffte. Parallel mit der Auflösung einer wahrhaften Religiosität in äußeren Kultus ging der Abstieg zu der Vorstellung eines sozusagen militärischen Messias. Man hatte nicht mehr die Kraft zu dem, auf das es vor allem ankommt: sich innerlich zu heben, und so blieb nur die Hoffnung, daß einer von außen erscheine, der das ganze Volk hebe, was dieses Volk nicht mehr anders verstehen konnte, denn als äußerliche Hebung. Dieser Gedanke hat noch ins Christentum hinein gewirkt. Nun wurde der Chiliasmus der Glauben, daß Christus wiederkehren, die Herrschaft des Bösen vernichten und als irdischer Herrscher ein tausendjähriges Reich errichten werde. Aber die Kirche hat diesen Glauben für Ketzerei erklärt, sehr begreiflich, denn er ist allerdings gerade das Gegenteil des Christentums, das sich an den inneren Menschen wendet.

Man muß freilich sagen, daß der Charakterzug, mehr von einer Änderung der Dinge als von sich selber zu erwarten, das Normale ist, in dem Sinne, daß es das Gewöhnliche ist. Insofern es sich um das Materielle handelt, ist diese Erwartung richtig, wenn ungesunde Verhältnisse allzu mächtig sind. Aber sehr viele Menschen sind auch sonst geneigt, jene Erwartung zu hegen, und nur in besonderen Zeiten hat man einen allgemeinen inneren Aufschwung gesehen. In anderen Zeiten dagegen steigert sich jener Charakterzug manchmal zum Chiliasmus, insbesondere in Revolutionsperioden. Es gibt kaum eine revolutionäre Bewegung, die, sei es im ganzen, sei es in Teilen, das nicht aufwiese. Das interessanteste Beispiel ist wohl die Französische Revolution. Sie ging, wie bekannt, hervor aus der Verworfenheit des alten Regimes und aus geistiger Auflösung verschiedener Art, an der die damalige Philosophie und eine massenhafte Literatur sexueller Schamlosigkeit beteiligt woren. Solche Strömungen sind nicht geeignet, den Menschen innerlich zu kräftigen, und insofern man geistig genug war, sich an Rousseau zu halten, war doch schon sein Natur-Ideal in hohem Grade Chiliasmus. Vielleicht hätte die Französische Revolution trotz allem einen anderen Verlauf genommen, wenn bei ihrem Beginne Männer da gewesen wären, die sogleich gewußt hätten, was zu tun sei, und es durchgesetzt hätten. Meistens ist das aber bei Revolutionen nicht der Fall. Die französische hatte im Anfang eine gewisse Ähnlichkeit mit unserer deutschen, denn sie war einfach und leicht. Innerhalb drei Tagen war die Sache erledigt und die königliche Macht im ganzen Lande gebrochen; das alte Regime hatte keine Widerstandskraft mehr und fiel wie von selber zusammen. Nun begann das Neue, aber man begann es falsch. Die Konstitutionellen sahen nicht, daß man mit Ludwig XVI., der zwar ein wohlmeinender Mann, aber unfähig und allen Einflüssen zugänglich war, nicht mehr arbeiten könne, und hielten ihn. Durch den Streit um das Königtum und durch die Fehler, die der König immer noch machte, wurde aber erst die A mosphäre so vergiftet, daß die Vernünftigeren allen Einfluß verloren. Mit dem Radikalismus siegte denn auch der Chiliasmus. Nun sollte gründlich mit allem aufgeräumt werden, und dann, wenn dies getan sei, so glaubte man, werde eine neue, wunderbare Zeit anheben. Aber da sich die Französische Revolution keine sozialen Aufgaben gesetzt hatte, war sie mit dem Aufräumen der Dinge bald fertig; man kann nicht andauernd das Königtum beseitigen, und auch Konfiskationen nehmen ein Ende. So stürzte sich denn die chiliastische Wut auf Gott und die Menschen. Paris wurde mit atheistischen Schriften und Karikaturen überschwemmt. An die Stelle des Gottesdienstes trat der „Kultus der Vernunft“, wobei eine halbnackte Göttin, meistens ein schönes Freudenmädchen, zur Schau gestellt, beräuchert und patriotische Hymnen gesungen wurden. Bald gab es im Lande keine christliche Zeremonie mehr. Nicht ganz so gründlich konnte man mit den Menschen verfahren, immerhin verlor nach den Berechnungen Taines eine halbe Million von ihnen das Leben.

Das war insbesondere das Werk des Konvents und seines Führers Robespierre, dessen Chiliasmus eine besondere Art hatte. Robespierre war ein Tugendbold und meinte alles ganz ehrlich, aber er war krank. Die neuere Psychologie ermöglicht es, darüber vollständig im klaren zu sein. Er litt an schwerer Neurose, die insbesondere darin bestand, daß er in seinem Unterbewußtsein dieselben lasterhaften Wünsche hatte, die er im Bewußtsein entschieden verdammte, — ein Zustand, der zu den merkwürdigsten Erscheinungen führen kann. Bei Robespierre war die Folge die, daß er, gleichsam um sich selber seine Tugendhaftigkeit zu bestätigen, mit blutigem Eifer diejenigen verfolgte, von denen er glaubte, daß sie das Laster begünstigten. Wie solche Menschen nicht wissen, was in ihrem tieferen Grunde vorgeht, so verkennen sie auch, was sie tun. Robespierre ahnte nicht, daß Schreckensherrschaft die Menschen nur immer roher macht, daß er also das Gegenteil dessen bewirkte, was er anstrebte. Er wütete so lange, bis man es satt hatte und ihn selber zur Guillotine schickte. Der Chiliasmus hatte sich damit ausgetobt, und allmählich trat wieder Beruhigung ein. Was aber war das Fazit der Französischen Revolution? Nachdem alle Stürme vorübergegangen waren, erhielt Frankreich gerade das, was ganz im Anfang das Ziel der Bewegung war. Man wollte eine den Feudalismus aufhebende konstitutionelle Monarchie. Der Feudalismus brach zusammen, und schließlich kam dann die napoleonische Monarchie. Das hätte man billiger haben können, und man hätte mehr Ruhm erworben, wenn man nach dem sehr begründeten Stürzen des alten Regimes alsbald an praktische Arbeit gegangen wäre. Für den Rückschwung, der eintrat, ist es übrigens bezeichnend, daß das Volk, als der Papst zur Krönung Napoleons nach Paris fuhr, überall herbeiströmte, um kniend am Wege den Segen zu empfangen. Der Papst war aufs höchste überrascht, denn so hatte er sich das Land der Jakobiner nicht vorgestellt.

Das achtzehnte Jahrhundert, die Revolution des dritten Standes, hat sich um den vierten nicht gekümmert, die Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts nun ist vor allem die des Proletariers. Daß diese Revolution in einem Zusammenhange mit dem großen Kriege steht, ist sozusagen zufällig. Gekommen wäre sie doch, wenn auch später, sofern man nicht freiwillig in einem ganz anderen Maße, als es geschah, die Gesellschaft umgeformt hätte. Merkwürdig, daß man so verblendet sein konnte, zu meinen, man werde es mit bloßem Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung aufhalten, daß die zusammengeballten Massen eines Tages versuchten, das wahrzumachen, was sie der Marxismus gelehrt hatte. Nun sind wir mitten drin. Wenn es aber wiederum so schwer ist, zu praktischer Arbeit zu kommen, so liegt das, außer an der furchtbaren Ungunst der Zeitverhältnisse und an dem Mangel geborener Führer, auch an dem Chiliasmus, zu dem die sozialistische Arbeiterschaft systematisch erzogen worden ist. Dieser Chiliasmus ging nicht bloß aus dem hervor, was Cohen angedeutet hat, sondern hat noch einen viel tieferen Grund, nämlich den, daß die marxistische Lehre schon in ihrem Ansatz chiliastisch ist. Ihr Fundament ist die materialistische Weltanschauung, die behauptet, daß die geistigen Zustände aus den materiellen Verhältnissen hervorgingen. Eine solche Anschauung kann natürlich keinen Wert darauf legen, daß die Menschen lernten, sich selbst zu überwinden; man überwinde nur die Verhältnisse, dann wird sich alles andere schon von selber finden! Eine vollständige Parallele zum jüdischen Messianismus, die aber um so merkwürdiger ist, als es sich nicht um religiöse Phantasien, sondern um eine Auffassung der Praxis handelt, die die einfachste Beobachtung widerlegen kann. Nur ein Philosoph konnte auf den Gedanken kommen, daß es genüge, die Dinge zu verändern, um einen Zustand der Vollkommenheit herbeizuführen. Denn so gewiß es ist, daß Verhältnisse großen Einfluß haben können, so weiß man doch, daß aus einer Einrichtung, welche es auch sei, das wird, was die Menschen aus ihr machen, und sie machen das aus ihr, was sie selber sind. Man hätte eigentlich daran denken müssen, daß die Massen, die einmal die Gesellschaftsordnung sozialistisch umgestalten sollten, für eine Aufgabe zu schulen waren, die einen genossenschaftlichen Geist im tiefsten Sinne des Wortes, also etwa das erfordert, was das Christentum Liebe nennt. Das

hätte sich aber freilich nicht mit dem machtpolitischen Vorgehen des Sozialismus vertragen; zugespitzter Klassenkampf und Liebe passen schlecht zueinander. Wie es etwa anders hätte gemacht werden können, ist heute eine müßige Frage. Sicherlich aber hätte eine Schulung, die weniger einseitig gewesen wäre, auch eine größere Neigung erzeugt, mit den Realitäten zu rechnen. Heute fehlt diese Neigung einem Teile der sozialistischen Arbeiterschaft und seinen Führern gar sehr. Der andere Teil hat durch die langjährigen Debatten über Revisionismus und durch die Gewerkschaftsbewegung den Sinn für die Wirklichkeit wiedergewonnen, wobei nur leider viel Schwung verloren gegangen ist; ein Mann wie Kautsky, der zum linken Flügel gehört, weiß zu viel, als daß er einen fröhlichen Wald- und Wiesen-Sozialismus mitmachen könnte. Die Radikalen aber, trotz verschiedenen Schattierungen, beharren dabei, das Ganze auf einmal zu verlangen, das heute, nach dem Vorgange Rußlands, Rätediktatur heißt. Der Meister ist auch in diesem Falle bedeutender als seine Schüler. Lenin hat sich von seinem ursprünglichen Standpunkte schon weit entfernt. Er hat nicht nur Arbeitsmethoden, die den sozialistischen Anschauungen zuwiderlaufen, wieder eingeführt, weil die Produktion rapide zurückging, sondern auch deutlich zu verstehen gegeben, daß nach seiner Auffassung das russische System nicht überall anwendbar sei, und zwar gerade dort nicht, wo der Kapitalismus seinen höchsten Stand erreicht habe, also in Mittel- und Westeuropa. Das steht in einem Gegensatz zu dem herkömmlichen Marxismus, beruht aber auf der Beobachtung, daß in Rußland, Polen, Ungarn und auf dem Balkan die soziale Struktur anders ist als westlich davon, wo ein stärkeres Bürgertum besteht und die Bauern für den Kommunismus nicht zu haben sind. Daraus erklärt sich auch die vorsichtige Zurückhaltung, mit der Lenin einen Begrüßungsfunkspruch der bayerischen Räterepublik beantwortete, welche Vorsicht er übrigens auch gegenüber Ungarn walten ließ, weil dort das Rätesystem nur als ein Mittel zu nationalen Zwecken gedacht war, was nicht gerade Dauer verspricht. Sicherlich meint Lenin, daß auch für Mittel- und Westeuropa der Tag des Kommunismus kommen werde, aber er ist doch zu realpolitisch, um heutige Tatsachen zu übersehen. Unsere Radikalen sind nicht so. Man könnte sich denken, daß alle Sozialisten auf den einen Gedanken eingingen: nun wollen wir mal, mit dem erforderlichen Bedacht, anfangen zu sozialisieren, dann werden wir ja sehen, wie weit wir kommen! Es soll nicht verkannt werden, daß die Schwerfälligkeit regierender Kreise das keineswegs unterstützt, aber es ist doch der einzige Richtpunkt, der zu etwas Dauerhaftem führen kann. Aufbau Stück um Stück. Aber die Radikalen meinen es anders: erst müssen die Dinge von Grund aus umgewälzt werden, dann wird sich schon alles finden! Das ist reiner Chiliasmus.

Es steht in einem Zusammenhange damit, daß manche von ihnen Vergleiche mit dem Urchristentum machen, wobei sich aber Mißverständnisse ergeben. Die Urchristen seien Kommunisten gewesen. Das mag richtig sein, obgleich man darüber nicht einig ist, aber wenn sie es waren, dann deshalb, weil ihnen alles Irdische ganz gleichgültig war. Den heutigen Kommunisten aber ist gerade das Irdische die Hauptsache, was einen so großen Unterschied ausmacht, daß man zu der Frage berechtigt ist, ob diese Gemütsverfassung ebenso zum Kommunismus geeignet sei wie jene andere? In alle solchen Vergleiche spielt der Irrtum herein, als sei es dem Urchristentum irgendwie um Weltliches zu tun gewesen. Es ist nicht anzunehmen, daß Christus für das Rätesystem nach Golgatha gegangen wäre ...

Deutschland hat eine Hoffnung: die Deutschen. Sie sind nicht so leidenschaftlich wie die Franzosen, nicht so labil im Gemüte wie die Russen. Die außerordentliche Ungunst der Zeit hat sie verwirrt, aber man darf erwarten, daß sie sich wieder zurechtfinden werden. Im Grunde ist es ihre Natur, zu arbeiten und nicht zu verzweifeln. Eine neue Zeit ist angebrochen, Weltwende. Aber das ist noch immer nicht dasselbe wie das tausendjährige Reich. Irgendwo draußen gibt es das nicht, ein Rest bleibt immer übrig, auch wenn es noch so schön wird. Aber in seinem Innern, da kann es allerdings jedermann haben, das „tausendjährige Reich".



Die Spuren schrecken

„Welche Lehren ergeben sich aus der öffentlichen Angestelltenversicherung für die Sozialisierung der privaten Lebensversicherung?" So lautet der Titel einer unscheinbaren kleinen Schrift von Landesrat Dr. Paul Brunn (E. Mittler & Sohn, Berlin). Das Büchlein verdient allgemeine Beachtung, weil es Hinweise enthält, die für die Beurteilung des Sozialisierungsproblems überhaupt von Wert sind.

Man hört immer, die Sozialisierung der Betriebe sei ein Sprung ins Dunkle. Ganz trifft das nicht zu. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß in der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte eine einheitliche Reichsanstalt geschaffen worden ist, wie sie den Anhängern der Sozialisierung wohl vorschwebt. Eine Untersuchung der Frage, wie sich diese Schöpfung seither entwickelt und ob sie sich bewährt hat, ist also äußerst zeitgemäß.

Bei den Verhandlungen über den Gesetzentwurf sprach seinerzeit der Abg. Erzberger die Erwartung aus, daß die Reichsversicherungsanstalt wohl in zehn Jahren 500 Beamte haben werde. Ein anderer Abgeordneter glaubte, daß 250 Beamte genügen würden. Das Bild, das die Wirklichkeit bietet, sieht ganz anders aus, als es sich in den Köpfen der damaligen Abgeordneten bei der Verabschiedung des Gesetzes ausmalte. Nicht 500 Beamte nach 10 Jahren, sondern nach nur einem Jahre bereits über 1000 Beamte waren bei der Reichsversicherungsanstalt tätig. Das stärkere Anwachsen der Rentenanträge, das am 1. Januar 1918 mit dem Ablauf der Wartezeit von 60 Beitragsmonaten eingesetzt hat, wird aller Voraussicht nach eine weitere Vermehrung des Beamtenkörpers notwendig machen. Zu dieser wahrlich nicht geringen Anzahl von besoldeten Beamten und Angestellten tritt noch ein Heer von Ehrenbeamten, denen die baren Auslagen ersetzt werden und die für Zeitverlust und entgangenen Arbeitsverdienst eine Entschädigung erhalten. Trotz ihres gewaltigen Apparates an besoldeten und Ehrenbeamten war die Anstalt nicht in der Lage, den berechtigten Anforderungen der Praxis zu genügen. Versicherte wie Arbeitgeber erschöpfen sich tagtäglich in — natürlich fruchtlosen — Klagen über den unglaublich schwerfälligen und langsamen Geschäftsgang. Während die dem Rentenausschuß für die Arbeiterversicherung entsprechenden Versicherungsämter allen während der Kriegszeit an sie herantretenden Aufgaben haben gerecht werden können, mußte die Verwaltung der Angestelltenversicherung im Jahre 1917 erklären, daß der Rentenausschuß seine ihm gesetzlich obliegenden Aufgaben nur in beschränktem Maße weiterführen könne! Um so eifriger wurde von den leitenden Stellen auf die Schaffung eines eigenen Dienstgebäudes gedrängt, und bereits 1913 gelangte auf dem Wege des Preisausschreibens ein Entwurf zur Annahme, dessen Herstellung 10 Millionen Mark erfordern sollte. Nur der Ausbruch des Krieges hat die Ausführung des Baues verhindert, der heute vielleicht 25 Millionen Mark kosten und allein die Summe von 1 200 000 Mark für die Verzinsung des Baukapitals verschlingen würde.

Die Verwaltungskosten der Anstalt sind in dem Jahrfünft von 1913 bis 1917 um das Dreifache gestiegen, was freilich zum Teil auf Rechnung des Krieges zu setzen ist. Trotzdem muß die Höhe der Verwaltungskosten, deren ungünstigen Eindruck die verschiedenen Denkschriften vergebens zu beschönigen versuchen, um so mehr überraschen, als die ganze Angestelltenversicherung noch in den Anfängen steckt. „Wie wenig die Versuche, mit Hilfe der ehrenamtlichen Tätigkeit der Vertrauensmänner einen Ersatz für die fehlenden Rentenausschüsse zu schaffen, geglückt ist, ergibt sich aus der großen Zahl der schriftlichen Ein- und Ausgänge bei der Reichsversicherungsanstalt. Nach dem Verwaltungsbericht für 1917 sind über 2¼ Millionen Eingänge und über 950 000 Ausgänge gezählt worden. In den Eingängen sind die eingehenden Zahlkartenabschnitte (fast 2 Millionen), die sogenannten Aufnahmekarten (fast ¾ Millionen) und die von den Arbeitgebern einzureichenden Übersichten und Veränderungsanzeigen, zusammen über 660 000, nicht enthalten. In den Sendungen der Anstalt sind die Versendung der Vordrucke für die Übersichten und Abänderungsanzeigen

sowie über ½ Million Formularschreiben zur Richtigstellung der Buchungen nicht mitgezählt. Von den Ausgängen betreffen über 600 000 die Beitragsangelegenheiten, wozu die ½ Million Formularschreiben noch hinzuzurechnen sind.“ Und dieses Riesenschreibwerk in einem Jahre für nur 1¾ Millionen Versicherte und vor Beginn der gesetzlichen Leistungen!

Während der überhasteten Fertigstellung des Gesetzes ist die Regierung nicht müde geworden, die Bedenken des Reichstags mit dem lockenden Hinweis auf die Verbilligung der ganzen Versicherung durch die zentrale Sonderanstalt zu beschwichtigen. Heute lehrt ein flüchtiger Überblick, wie völlig verfehlt diese Anschauung war. Nach den wenig erfreulichen Erfahrungen, die wir mit der Reichsversicherungsordnung gemacht haben, kann man dem Verfasser nicht unrecht geben, wenn er zu der Schlußfolgerung gelangt, daß weder eine Verbilligung der Verwaltung noch eine Besserung der Versicherungsleistungen bei einer Sozialisierung der privaten Lebensversicherung erwartet werden kann.

Was hier an der Hand eines besonders lehrreichen Beispiels für das beschränkte Gebiet des Versicherungswesens nachgewiesen wird, trifft sicherlich auch für viele andere Betriebe zu. Die Gefahr, daß die Verwaltungskosten steigen und die Leistungen bei Fortfall des freien Wettbewerbes sich verschlechtern, kann nicht stark genug betont werden — nicht zuletzt im Hinblick auf die überspannten Hoffnungen der Arbeiterschaft, die selbst doch den größten Schaden davon hat. K. Sch.

Seit wann gibt es Heimatschutz?

Kulturgeschichtliche Studie

Insgemein wird man die Bestrebungen des Heimatschutzes für etwas verhältnismäßig Neues halten. Man meint, erst der jüngsten Zeit sei die Erkenntnis gekommen, daß etwas geschehen müsse, um der Verarmung und Schändung unsrer Naturdenkmäler Einhalt zu tun. Dem Kenner der Kulturgeschichte unseres Volkes begegnen jedoch solche Bestrebungen auch schon in der Vergangenheit auf Schritt und Tritt, und wenn einmal zahlreichere Beweise dafür gesammelt sein werden, wird man vielleicht sagen können: der Sinn dafür, unsre Natur zu achten, zu schonen und zu erhalten — wenn auch nicht ganz aus denselben Beweggründen, die uns jetzt dabei leiten —, ist so alt, wie unsere Kultur überhaupt.

Zum Beweise dafür, daß unser Volk die Schönheit der heimischen Kultur schon früh empfand, dienen unsre uralten Mythen, unsre Sagen und mancherlei Bestimmungen in den alten Weistümern, jenen frühesten Volksrechten unsrer Ahnen, die in vielen feinen Wendungen ein tiefes Naturgefühl erkennen lassen. Dazu könnte man auch vielerlei uns erhalten gebliebene Kunstwerke aus frühmittelalterlicher Zeit heranziehen, vor allem die vielen alten Pergamente, die so viele Schmuckformen aus der Tier- und Pflanzenwelt enthalten, um neben dem Schriftwort auch das Auge des Lesenden zu erfreuen. Vor allem aber dienen zum Beweise manche uralte Naturdenkmäler selbst, die aus grauer Vorzeit noch in unsere Zeit hineinragen; jene weitberühmten, tausendjährigen Baumriesen, die wir jetzt nicht mehr bewundern könnten, wenn sie nicht schon früheren Geschlechtern Bewunderung eingeflößt hätten, und die schon vor unmeßbaren Zeiten einen so gewaltigen Eindruck auf unsre Vorfahren ausübten, daß man ihnen — wie etwa der Dortmunder Femlinde — besondere Bedeutung beimaß.

Daneben traten aber auch schon früh Anfänge praktischer Naturpflege in die Erscheinung. Als der einstige Waldreichtum Westfalens, der so groß war, daß ein Eichkätzchen viele Meilen weit von Ast zu Ast springen konnte, ohne den Erdboden zu berühren, infolge unbedachten Raubbaus sich zu lichten, und dann, infolge des Bergbaus mit seinen Nebenbetrieben in er-

schreckender Weise zu schwinden begann, wurde jeder Markgenosse verpflichtet, wo er eine Buche oder Eiche fällte, einen jungen Baum derselben Art anzupflanzen und drei Jahre lang zu hegen. Diese beiden Baumarten nannte man wegen der vorzüglichen Eigenschaft ihres Holzes im Gegensatz zu allen andern „Hartholz“ und in Ansehung ihres Wertes für die Schweinemast „Fruchtbäume“. Ähnliche Bestimmungen begegnen uns auch noch ein halb Jahrtausend später. Im Jahre 1576 verfügte Kurfürst August von Sachsen, der bekannte ausgezeichnete Volkswirt, daß niemand Stammholz aus den landesherrlichen Waldungen erhalten solle, der nicht dagegen „einen rindenschäligen oder andern Baumstamm, ein jung Stämmlein von wildem Obst, Weide, Pappel, Rüster usw. mit ganzer Wurzel und frisch gebe, die sofort an wüste und ledige Plätze gepflanzt werden sollten“.

Ein ganz besonders merkwürdiges und ohne den weiteren Zusammenhang schier unverständliches Beispiel für Heimatschutz in der guten alten Zeit findet sich in einem Rundschreiben an alle sächsischen Ämter vom Jahre 1608, das dahin lautet: „Als Churf. Durchlaucht in Erfahrung gebracht, wie in Dero Ämtern die Unterthanen in den Dörfern den Häuslern, unangesessenen Leuten, Hausgenossen und andern gegen einen Zins viel Lein und ander Getraide auf die Felder säen lassen, dadurch aber die Äcker ausgesogen und verringert, viel unter denselben Leuten von anderer Arbeit und Diensten abgehalten werden usw. usw. . . ., haben Dieselben hierauf in die Ämter Verordnung gethan, denen Unterthanen aufzulegen, auf ihre Felder in Churf. Durchl. Gerichten von andern Leuten soviel möglich kein Getreyde noch Lein säen zu lassen! . . .“

Die Anfänge des Tierschutzes liegen ebenfalls schon weit zurück. Schon am Martinstage des Jahres 1356 erließ der Rat der Bischofsstadt Speyer eine Polizeiverordnung zugunsten des Vogelschutzes, in der er kurz und bündig erklärte: „Es soll keine Frau noch Jungfrau an ihren Hüten oder sonst wo Vögel oder anderen unanständigen Schmuck (verlessentlich ding), den man mit Seide annäht, tragen.“ Ferner galt von alters her, daß die Maschen der Fischnetze nicht enger sein sollten, als daß man einen Finger hindurchstecken könnte, damit die junge Fischbrut sich nicht darin verfinge, und Kurfürst August von Sachsen gab in seiner Fischereiordnung bereits bestimmte Mindestmaße für Fische und Krebse, die zu Markte gebracht werden dürften, an.

Wie heutzutage sich gewichtige Stimmen aus den verschiedensten Kreisen zum Schutze des Adlers und des Uhus, der Wildkatze und des Fuchses erheben, um diese letzten Großraubtiere unserer heimatlichen Wälder vor allzu rascher, völliger Ausrottung zu bewahren, so haben auch schon im Mittelalter, als die Bären und die Wölfe seltener wurden, die damaligen Jagdherren allerlei zu deren Hegung und Erhaltung getan. Da wurden allenthalben Wolfsgruben und Bärengärten angelegt, wo man sie in schweren Zeiten durchfütterte. So enthält das Registrum Marchionum Missnensium die Bestimmung, daß die Mönche des im 12. Jahrhundert von einer Tochter Ludwigs des Springers gestifteten Klosters Kaltenbronn bei Sangerhausen alle Jahre bei Schneefall den Wölfen ein Pferd vorwerfen und den Vögeln des Waldes einen Scheffel Getreide ausstreuen sollten, und im Jahre 1451 belieh der Probst des Leipziger Thomasklosters den „ehrsamen Hans Apil“ — wohl einen Vorfahren der später, zur Zeit Augusts des Starken, hochangesehenen Leipziger Patrizierfamilie Apel — mit den zum Kloster gehörigen Wolfsgruben gegen die Verpflichtung, „dem Probist und dem gotshuse alle jar jerlichen eyn par guter kaphaner uf sankt Pawelstag der Bekerunge zum Zynsse zu reichen“.

In späterer Zeit gehörten solche Dienste zu den vielseitigen Pflichten, die mit dem Gewerbe der Abdecker verknüpft waren, und diese verstanden es recht wohl, daraus ihren Vorteil zu ziehen. Sie achteten deshalb scharf darauf, daß man sie in ihren Rechten nicht verkürzte. So beschwerten sich einmal die Abdecker zu Freiberg, Chemnitz, Marienberg und Wolkenstein — also die gesamte erzgebirgische Zunft dieser „unehrlichen Leute“ — gemeinsam bei der landesherrlichen Regierung, daß ihnen „etliche Schäfer, Hirten, Schuster und Lohgerber“ Eintrag täten, und die Kurfürsten Johann Georg II. und IV. von Sachsen bestätigten ihnen in den



Jahren 1600 und 1690 alle ihre alten Gerechtsame, weil sie ja „Unsere Wild- und Bärengärten mit Aas notdürftig versorgen, darüber Uns etliche Hunde halten, heilen und aufziehen“.

Als die Bären seltener wurden, wurde für ihren Nachwuchs in besonderen festen Zwingern bei den landesherrlichen Schlössern, so z. B. in Hohnstein in der sächsischen Schweiz und in Schellenberg (Augustusburg) im Erzgebirge, gesorgt, und die Landesherren behielten sich das alleinige Recht vor, solche zu erlegen. Dies bezeugt ein Lehnsbrief vom 3. Januar 1587 für Hans Zobeltt und Frantz Brehm, Besitzer des freien Hofes zu Sosa. Darin heißt es: „darzu mögen sie Rehe und Schwein, soviel sie Unss davon das Jegerrecht, wie andere zum Eybenstock (die Erzgebirgsstadt Eibenstock) reichen und anthworten“, d. h.: die Lehnsmannen durften den Bären jagen, aber dem Landesherrn gehörte die Beute. Als Entschädigung wurde indessen dem Jäger, wenn er seinen Bären meldete, jedesmal von der Wildmeisterei ein Stück Wild überlassen. — Von einem „Wolfsgarten“ zu Zschopau hat sich eine Meldung aus dem Jahre 1631 erhalten, „daß zwei Wölfinnen geworfen, die eine fünf Junge (zwei graue, zwei gelbe und ein weißes), die andere sieben Junge“, — ein Beweis, wie man damals bereits auf die Erhaltung dieser Tiere achtete, da man sogar Buch darüber führte.

Im Jahre 1726 erhielt das Tierleben in Mitteldeutschland auf ganz eigenartige Weise einen bemerkenswerten Zuwachs. Damals öffnete der Fürst von Anhalt-Dessau seinen Tiergarten, in dem er namentlich viele Elentiere gehalten hatte. Eine größere Anzahl der seltenen Tiere wechselte nach Kursachsen, in die sumpfigen Wälder der Pleißenaue und der Niederlausitz hinüber. Da erging sogleich eine landesherrliche Verordnung, sie allenthalben sorgfältig zu schonen. Wie lange sie sich infolge dieser Fürsorge erhalten haben, ist ungewiß; einer meiner Quellen zufolge wurde der letzte Elch in Sachsen im Jahre 1749 geschossen, aber noch am 21. Juli 1783 gebot eine landesherrliche Verordnung unter Androhung strenger Strafen, „daß derer ins freye gelassenen Auer- und anderer Tiere sich niemand anmaßen oder solche beschädigen“ solle.

Über den Tierreichtum in früheren Zeiten liegen allerlei aufschlußreiche Zahlen vor; wie es jetzt damit bestellt ist, davon wird man sich im allgemeinen keine rechten Vorstellungen machen. Im Jahre 1720 wurden beispielsweise allein im Monat Oktober in Leipzig 404340 Lerchen eingeführt; sie waren so fett, daß sie bis zu fünf Lot wogen und ohne weitere Zutaten gebraten werden konnten, nach der altbewährten Regel: alauda ipso suo corpore satis unguitur. Wo sind die vielen, jetzt durch das Jagdrecht geschützten Lerchen geblieben? Anderseits erbeutete die Erfurter Schuljugend im letzten Winter auf einem planmäßig angelegten Vertilgungsfeldzug innerhalb drei Tagen über 40000 Feldmäuse und mehr als 10000 Hamster; in dem Hannoverschen Stadtwald, der Eilenriede, werden alljährlich 600 Eichhörnchen abgeschossen. Was aber die größeren Jagdtiere anbelangt, so konnte der Kaiser bereits in jungen Jahren „der 40000. Kreatur“, die er erlegt hatte, einen Denkstein errichten, und bis zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum hat sich diese gewaltige Zahl seiner Jagdbeute noch nahezu verdoppelt. Er hat sich damit den erfolgreichsten Nimroden längst vergangener Zeit, der sächsischen Johann George des 17. Jahrhunderts, gleichgestellt. Die weitaus größte Zahl dieser Tiere wird freilich künstlich gehegt, aber jene vielen Kleintiere sind doch immer noch in völliger Freiheit erwachsen. Der Mensch allein ist nicht schuld daran, daß einzelne Arten sich verringern oder ganz verschwinden, sondern verschiedene Einflüsse unserer ganzen Kulturentwicklung, und einzelne Arten wissen ihnen immer noch zu widerstehen oder zu entgehen.

Hinsichtlich des Denkmalschutzes findet sich auch schon ein früher Beleg, aus der Zeit des 30jährigen Krieges, in Mollners Freiberger Chronik. Die Stelle lautet wörtlich und buchstäblich: „Am 20. April 1635 haben etliche Trajoner unter der Thorwache am Peterstor das steinerne uhr alte Mannsbild, welches wie ein Roland, dafür er auch geachtet worden, etliche hundert Jahr allda gestanden, und von Keyserlichen Völckern niemals verletzet worden, aus muthwillen verstümlet und demselben den Kopff und einen Arm abgeschmissen, deswegen

sie der Oberste Leutenant Unger auff fürgehende scharffe inquisition in Eisen schlagen und ernstlichen bestraffen lassen.“ Wir lernen hier also einen sehr frühen Freund des Denkmalsschutzes in dem wackeren obersten Leutnant kennen; daß die Strafe der Schuld auf dem Fuße folgte, wird gewiß die volle Billigung weiterer Kreise gefunden haben und auch heute noch weit verbreiteten Anschauungen entsprechen. Dr. Johannes Kleinpaul

Kleist und Schiller verboten!

Was die Zensur des alten Systems denn doch nicht sich zu leisten wagte — Kleist und Schiller das Theater zu verbieten! — in Dortmund ward es herrlich vollbracht. Auf Veranlassung der Mitglieder des Stadttheaters wurden, wie die „Frankf. Ztg.“ berichtet, „Der Prinz von Homburg“ und „Die Jungfrau von Orleans“ vom Spielplan abgesetzt, weil unter den heutigen politischen Verhältnissen alles das, was in den Stücken gesagt werde, einen großen Teil der Theaterbesucher in ihren Gefühlen schwer beleidigen müsse, und weil man den Schauspielern nicht zumuten könne, Worte zu sprechen, die den Tatsachen ins Gesicht schlügen. — Es mutet einen himmeltraurig an, daß der Geist unserer Klassiker heute überhaupt Gefahr läuft, mißverstanden zu werden. Fürchtet man bei der „Jungfrau“ die feudalistische Verherrlichung eines schwächlichen Königtums? und beim „Prinzen“ eine unzeitgemäße Reklame für die Hohenzollerndynastie? Der aber hat das Wesen solcher Dichtwerke nie und nimmer verstanden und genossen, der sie als angewandte Politik und nicht als Kunst und Ethos in sich aufnimmt. Oder sollte der politische Heroismus Schillers nicht mehr gebilligt werden? Wird angesichts des Rückzugs und der Waffenstillstandsbedingungen der Darsteller des Dunois unter der Schminke erröten, wenn er ruft: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“? Fürchtet man, daß der heroisch-nationale Ehrbegriff der Krieger und Könige — dem Leben und Gut ganzer Völker besinnungslos geopfert werden soll — zur grausigen Ironie wird vor den „Tatsachen“ der Verständigungsgesinnung? Sei dem wie ihm sei: ob übernationalistischer Ehrenstolz oder überrevolutionäre Gesinnungstüchtigkeit sich durch unsere Klassiker gekränkt fühlen mögen, — hier wird der Kunst unkünstlerische Fehde angesagt. Seine private Parteigesinnung hat jeder vor der formalen und allgemein-menschlichen Wucht größter Kunstwerke bescheidentlich schweigen zu heißen. Und der Schauspieler bilde sich nicht ein, daß man Schillers oder Kleists Sentenzen für seine persönlichsten Bekenntnisse halte. Wohin gelangte die dramatische Kunst, wenn sie nur noch als Sprachrohr staatsbürgerlichen Überzeugungen deutscher Bühnenangehöriger sich Aufführungsrechte sichern könnte? Nach der Zensur „von oben“ gelangten wir auf diesem Wege schließlich und endlich zu einer Zensur „von unten“.



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Pfingstglaube

Ist es nicht sinnlos, jahraus, jahrein dieses Fest des ewig lebendigen Geistes zu feiern, wo doch alles im alten Trott und Trott weiterläuft, seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden! Wir wollen nicht reden von den viereinhalb Jahren, da der Tod wüste Orgien und sinnlose Bacchanalien gefeiert hat, wollen nicht davon reden, daß alles auf Erden vergeht, stirbt, vermodert, verwest, Tag für Tag, Nacht für Nacht, unaufhörlich, unerbittlich. Ach nein. Das alles brauchte unseren Glauben an die Macht ewigen Lebens und an die Wirklichkeit eines heiligen Geistes nicht zu erschüttern, wenn wir sähen, daß ein Stärkeres da ist, das aus dem Tode selbst neue Kraft schöpft. Wohl sprühten im Lauf der Geschichte hier und da verheißungsvolle Funken und Blitze aus dem wüsten Chaos des Ohnesinns und gaben Zeugnis davon, daß im Innersten der Menschenerde noch göttliches Feuer glomm und glühte. Da schritten Propheten durch die Lande. Ihre Stimme war wie Donner, und ihre Füße machten das Erdreich erbeben. Aber der Wind verstreute ihren Ruf in die Wüste, und der Flugsand verwehte ihre Fußstapfen. So glichen sie Kometen, deren Schein eine Zeitlang die Nacht erhellt, daß die Menschen sich freuen an seinem Glanze, bis es wieder Finsternis ward wie ehedem.

Auch heute gedenken wir eines solchen Propheten, der der Welt verkündete: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Wir gedenken jenes wundersamen Pfingsttages, da dieser Geistesgott in die Herzen der Jünger fuhr und sie zu Geistesmenschen machte, die unüberwindlich waren und, obwohl sie nichts hatten, doch alles hatten. Da spürten sie es an Leib und Seele: der Geist ist's, der lebendig macht! Ohne diesen Christusgeist, der Not und Tod zerbricht, gibt es kein Christentum. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein."

Angesichts dieser zentralen und ungeheuren Bedeutung des Geistes für jene ersten Pfingstmenschen ist es verwunderlich, daß das Christentum gerade mit dem Pfingstfest so wenig anzufangen wußte: man knüpfte zwar daran Betrachtungen über ein drittes göttliches Wesen und im Zusammenhang damit (wie der dritte Artikel zeigt) die Hoffnung auf eine „Auferstehung des Fleisches" und verlor sich dabei in allerhand absonderliche Spekulationen über einen „geistlichen Leib" und jenseitige Zukünfte, aber der Kernpunkt des offiziellen Christentums ist bis heute das Dogma vom stellvertretenden Leiden und Sterben des Christus geblieben, dessen Blut die geheimnisvolle Wirkung der Sündenvergebung besitzt. Wohl bemühte sich die Kirche ängstlich, auch das Pfingstereignis als geschichtlich begründete Tatsache darzustellen, aber — sonderbar genug — jenes Aufleben des Geistes gehörte nicht zu den sogenannten „Heilstatsachen", oder wenn doch, so handelte es sich hier nur um eine Heilstatsache zweiter Ordnung, denn nach kirchlicher Lehre ist mit dem Vergießen des Christusblutes das „Werk der Erlösung" „vollbracht".

Wie unsagbar fremd mutet uns das heute alles an! Wie Märchen aus Kindertagen, an die wir nicht mehr glauben. Es gibt wohl einen Unglauben, der wie ein Gassenjunge seine innere Verlotterung in die Welt hinauspfeift oder der als religiöser Kannegießer mit seiner armseligen „Wissenschaftlichkeit" den Bauch bläht. Es gibt aber auch einen anderen Unglauben,

einen frommen Unglauben, der sich aus innerem Wahrheitssinn und Wirklichkeitsdrang gegen die überlieferten Sentimentalitäten, das Althergebrachte, das sauber Konstruierte der offiziellen Religion sträubt und wehrt. Jener Unglaube, der da spricht: „Und wenn einer durchs Feuer geht für seine Lehre — was beweist dieses?“ Was beweist die Vergangenheit, wenn sie nicht wieder Gegenwart werden kann! Und dieser Unglaube, der es überdrüssig ist, vor Reliquien zu Kreuze zu kriechen, erwacht an jedem Pfingstfest aufs neue. Das ist unser Unglaube. Der Unglaube des religiösen Menschen von heute. Wir stehen vor den alten Kirchenlehren wie vor Pyramiden aus alter Zeit. Sie haben einst ihre Sprache geredet, laut, wuchtig, welterschütternd. Aber wir verstehen diese Sprache nicht mehr. Die kirchliche Religion ist uns zur Fremdreligion geworden.

Sollte aber darum das Pfingstfest spurlos, nutzlos, segenlos an uns heutigen Menschen vorübergehen, quia extra ecclesiam nulla salus? Es regen ja so viele Sehnsüchte nach Leben ihre Flügel in der Menschenbrust. Es stehen heute Hunderttausende um uns her, dürstend und mit leeren Händen, ein lebendiger Beweis, daß die bisherige Kirche weder Volkskirche war noch ist. Die Pfingstsehnsucht treibt sie an der Kirche vorbei, weil diese Kirche das Heute nicht versteht. Sie bestreitet, daß ihre Formeln tot sind und ihre Weisheit ohne Früchte sei. Aber sind wir denn tot und abgestorben für das Allerheiligste des Lebens, daß wir draußen stehen müssen mit bösem Gewissen? Wir haben es ja doch selber erlebt, daß der Buchstabe tötet und daß uns kein noch so rechtwinkliges und ehrwürdiges Dogma zum Leben verhelfen kann. Und darum glauben wir Ungläubigen an den Pfingstgeist, an den heiligen Geist des Lebens, der nicht als Geist einer fernen Vergangenheit, sondern als schaffender Geist der Gegenwart sich eine Zukunft bauen will, eine Zukunft, die vielleicht — „gottloser“, aber doch christusvoller sein wird als alle „christlichen“ Jahrhunderte, die hinter uns liegen. Wir haben die wissenschaftliche Revolution erlebt, die sich losriß von der Bevormundung der Kirche; wir haben die politische und soziale Revolution erlebt, die altehrwürdige Autoritäten vom Stuhle stieß; wir erleben die künstlerische Revolution in der Literatur, in der Malerei, in der Musik, die die Überlieferung in Stücke schlägt. So wird auch die Zeit kommen (und sie ist schon vorbereitet), da die größte aller Umwälzungen folgen wird: die religiöse Revolution, die allem Zwang die Herrschaft kündigen wird, weil keine alten Schläuche mehr imstande sein werden, den frischen Wein zu halten. Dann wird die Menschheit nicht mehr an ein Pfingsten zu „glauben“ brauchen, weil sie selber das Rauschen heiligen Geistes hört.

Zukunftsträume? Schwärmerei? — Sehen wir denn nicht den ewigen Tanz ums goldene Kalb? Sahen wir nicht vier Jahre lang einen Totentanz, so grausig und ungeheuerlich, daß wir uns fast schämen könnten, noch an die Macht eines heiligen Geistes und an ein kommendes Pfingsten zu glauben? Wohl, wir sahen und sehen das Medusenhaupt der Wirklichkeit, wie es ist, grauenhaft, ekelerregend, herzzerreißend. Das also ist der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts? Ecce homo! Nie und nimmer kann dieses Antlitz der Wirklichkeit der letzte Sinn der Menschenschöpfung sein. So kam uns der Glaube: das, was sich heute Menschheit nennt, das soll erst auferstehen von den Toten, das soll erst noch lebendig werden durch den Odem Gottes. Solcher Pfingstglaube ist kein weltfremdes Theologentum und kein seichter Optimismus. Es ist die beste Kraft aller Großen im Reiche des Geistes gewesen, die die Menschheit heraufgehoben haben aus den dunklen Tiefen der Urzeit und die sie weiter hinaufführen werden zum großen Pfingstfeste des Lebens. Dann wird der sechste Schöpfungstag vollendet sein. Dieser Glaube an den Sieg des Geistes über alles Vergängliche und Unzulängliche sei unsere Kraft und unsere Pfingstfreude!

Alexander Beyer



Literatur · Bildende Kunst · Musik ....

Zufall oder Plagiat?

Die nachfolgende Betrachtung geht von der Tatsache aus, daß die Anschauungen, welche über die vielerörterten Fragen von Anregung, Entlehnung, Beeinflussung und Plagiat in unserem Publikum herrschen, denen der Literarhistoriker schnurstracks zuwiderlaufen. Da es aber nicht gut ist, wenn der Literarhistoriker allein steht, so möchten wir einmal den Versuch anstellen, die wissenschaftliche Auffassung von den Dingen vor einem größeren Kreise zu verteidigen oder zu rechtfertigen.

Dazu müßte man eigentlich weit ausholen und ungefähr ab ovo beginnen. Aber es muß und wird genügen, wenn man zunächst daran erinnert, daß unsere Geschichte seit Herder und Hegel sich gewöhnt hat, den einzelnen Menschen selbst in seinen genialsten Offenbarungen nicht als einen frei aus dem eigenen Selbst heraus Schaffenden anzusehen, sondern als ein Ergebnis unendlich verwickelter Tatsachen, als ein Ergebnis des Lebensschicksals, der Zeit, der Bildungsbedingungen im weitesten Sinne. Hat doch selbst Goethe das inhaltschwere Wort aussprechen können: „... Ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein", und ist doch gerade seine Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" das Muster einer Herleitung des einzelnen aus dem Leben der Gesamtheit und zeugt eben so sehr für die bescheidene Selbsterkenntnis wie für den wahrhaft historischen Sinn des Dichterfürsten.

Diese Anschauung kann unzweifelhaft zu Übertreibungen führen. So hat von diesem Gesichtspunkte aus das Bestreben, welches zurzeit durch eine ganze Reihe von Geisteswissenschaften geht: die Methode der Naturwissenschaften anzuwenden, alles Psychische auf Physisches zurückzuführen, auch in der Literaturgeschichte seinen Vertreter gefunden, den glänzenden H. Taine. Es ist kein Zufall, daß gerade in Frankreich diese Richtung am schärfsten auftritt; es ist Scribes Glas-Wasser-Theorie, die Theorie von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen, die hier von neuem auflebt.

Alles ableiten! lautet das Leitwort dieser Schule; aber in der Neigung, jede Rechnung ohne Rest aufgehen zu lassen, auch die kleinste Emanation des Lebens und Schaffens zu erklären aus äußeren Einflüssen, aus den Wirkungen des Lokals, der Landschaft, der provinzialen Sonderart, wird sie nicht nur dazu verleitet, Häckelsche Stammbäume aufzustellen und den trojanischen Krieg aus dem Ei der Leda herzuleiten, sondern was schlimmer ist, jedes aber auch jedes Überbleibsel des persönlichen Ingeniums, jedes letzte „x", das als ein Unerforschliches zurückbleiben sollte, wird von dieser Methode gründlich vernichtet.

Auf der anderen Stelle hat die Hegelsche Art der Geschichtskonstruktion, welche leicht dazu führt, den Tatsachen Gewalt anzutun, noch immer unter uns vereinzelte Anhänger. Man beweist nicht nur — was sich ungefähr beweisen ließe —, daß ein Sokrates nur zu dies[er] und zu dieser Zeit kommen konnte, sondern sogar, daß er kommen mußte; auf die Frage aber: Und wenn nun euer Sokrates an den Masern gestorben wäre? haben die Herren noch kein[e] Antwort gefunden, obgleich sie doch sonst, mit Hanslick zu reden, das Gras der Notwendigkeit wachsen hören.... In der Tat läßt sich zeigen, daß in bestimmten Abschnitten diese oder jene Persönlichkeit hätte erscheinen können, die aber doch ausgeblieben oder vielleicht au[s]

in den Windeln gestorben ist. So hat z. B. Wilhelm Scherer in seiner gediegenen, heutzutage wenig gelesenen „Geschichte der deutschen Literatur“ vortrefflich nachgewiesen, daß um dieselbe Zeit wie in England auch bei uns alle Bedingungen vorhanden waren, welche das Erscheinen eines deutschen Shakespeare ermöglichen konnten — gekommen aber ist er, wie männiglich bekannt, darum keineswegs.

Von welcher Seite diese Übertreibungen auch kommen mögen — „Prophete rechts, Prophete links“ —, an den Dingen ändern sie nichts; sie dürfen uns aber nicht beirren, an unseren Anschauungen festzuhalten. Die Keime in der Luft, wie man es wohl genannt hat, sind nicht willkürliche Empfindungen von diesem oder jenem, sondern sie gehören zu den sichersten Tatsachen des Geisteslebens, und unsere gesamte historische Wissenschaft würde zusammenstürzen, wenn sie widerlegt werden könnten.

Während aber die eben vorgetragenen Sätze im großen und ganzen wohl den allgemeinen Anschauungen entsprechen dürften, ist man im übrigen, so scheint es, völlig darüber einig, daß eine genauere Übereinstimmung zwischen verschiedenen Verfassern in allen Fällen beruhen müsse: entweder auf einem Zufall — oder auf bewußter Aneignung, auf einem Plagiat. Dies ist der Hauptpunkt, auf den es nur ankommt, der Punkt, an dem die Auffassung unserer Wissenschaft von der allgemein herrschenden sich scheidet. Bei jedem Dichter, er heiße Goethe oder Kotzebue, Schiller oder Spielhagen, werfen wir die Frage auf: Wie steht es mit dem Erlebten? Wie steht es mit dem Erlernten? Und nie und nirgends, selbst bei den sogenannten „Naturdichtern“, glauben wir, daß unsere Fragen vergeblich gestellt wären.

Die volkstümliche Auffassung macht sich einer merkwürdigen Folgewidrigkeit schuldig, wenn sie die Poesie mit einem durchaus anderen Maßstabe messen will als die verwandten Künste, anders als die Malerei, anders vor allem als die Musik. Diesen gegenüber wird sehr häufig von Zusammenhängen gesprochen, von Anhängern und Schülern und Nachahmern; man sagt unbedenklich, daß z. B. Raffael hier von Michelangelo und da von Lionardo da Vinci und dort von den Venetianern beeinflußt sei; man heißt diesen einen Schumann-Verbesserer und jenen einen Mendelssohn-Verwässerer und läßt einen dritten zwischen Meyerbeer und Wagner sich kläglich auf die Erde setzen.

Wie stellen sich die Tatsachen zu dieser grauen Theorie?

Die Tatsachen lehren so bestimmt wie möglich und mit einer erdrückenden Fülle von Beispielen, daß die Theorie im Irrtum sich befinde. Man erinnere sich zunächst, daß alle Poesie Überlieferung ist in der Form. Niemand kann eine andere oder ganz neue Form mit einem Schlage erschaffen. Jeder steht auf den Schultern oder auch nur in den Fußtapfen eines anderen. Und wenn man nun bedenkt, daß der Begriff „Form“ ein ganz und gar nicht festzustellender, ein durchaus fließender ist, so kann man schon hieraus ersehen, was es so mit der Unabhängigkeitstheorie auf sich hat. — Die Literaturgeschichte lehrt uns, daß jede Epoche ihre poetischen Lieblingsmotive hat, die sie eine Zeitlang unermüdlich auswertet. So schlugen in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts unsere Dichter mit Vorliebe das Thema des „Kindsmordes“ an, z. B. Goethe im „Faust“, Schiller in der „Kindesmörderin“. In den achtziger und neunziger Jahren verfielen sie, angeregt von „Götz von Berlichingen“, auf die Ritterzeit zurück, auf sogenannte „Ritterdramen“ und „Ritterromane“. Dann durch die „Räuber“ auf „Räuberromane“, wie Zschokke in „Abbälino oder der große Bandit“, Scribe in „Fra Diavolo“; später kamen die Künstler an die Reihe, zuerst rührselig, wie in Öhlenschlägers „Correggio“, dann anders, wie bei Heyse, Wilbrandt und Lindau.

So gewiß es wahr ist, daß die Fähigkeit der Charakterzeichnung zu den wichtigsten künstlerischen Eigenschaften gehört, so gewiß ist es doch, daß bestimmte Grundzüge der Charakteristik, bestimmte Charaktertypen ein altüberliefertes Gut sind, das im poetischen Verkehr überall umgesetzt, das als gute Barzahlung selbst von den Prinzen aus Genieland ausgegeben und allerorten angenommen wird. Die „Väter“ zumal sind von jeher eine Lieblingsfigur

der Deutschen gewesen. Schon Goethe klagt im „Wilhelm Meister“ über die gutmütig polternden Alten, von denen unser Theater nicht leer wird, — eine Klage, die wohl auch hundert Jahre später noch ein Echo finden würde. Goethe hat einen solchen „Alten“ in der Tat nie erfunden. Ein wahres Prototyp dieser Gattung aber schuf Schiller in seiner lebensvollsten Figur, dem unvergleichlichen „Musikus Miller“. Und doch ist gerade dieser nie genug zu bewundernde Charakter nichts weniger als „originell“ im volkstümlichen Sinne. In einer langen Überlieferung, in den Werken von Lessing, Lenz, Wagner u. a., hatten sich seine wesentlichen Züge bereits ausgebildet, die dann Schiller mit genialer Kraft und der höchsten Lebendigkeit zusammenfaßte. Da ich die Figuren von Lenz und Wagner nicht als allgemein bekannt ansehen darf, so erinnere ich nur daran, wie in Lessings „Odoardo“ entscheidende Charaktereigenschaften des Miller bereits angelegt waren: die rauhe Derbheit der Außenseite, die ein liebevolles Innere nur schlecht verbirgt, das Pathos gegen Hof und Fürsten, die Polemik gegen die modische Erziehung, die leidenschaftliche Zuneigung für die einzige Tochter und ähnliches mehr. Nach Schiller haben u. a. Otto Ludwig im „Erbförster“, Hebbel in „Maria Magdalena“ den Charakter weitergebildet, in neuester Zeit etwa L'Arronge in „Doktor Klaus“ und den „Wohltätigen Frauen“.

Mehr Interesse noch bieten vielleicht eine Reihe von Charakteren, die in Deutschland zuerst in Lessings „Miß Sarah Sampson“ uns entgegentritt: Sarah Mellefont, Marwood. Wie hier Lessing den weichen, leicht bestimmbaren Liebhaber zwischen ein empfindsames Mädchen stellt und eine leidenschaftliche Frau, so geschah es auch nach ihm in einer großen Anzahl von Dramen; es versteht sich, nicht in sklavischer Abhängigkeit, sondern in freier Gestaltung des Überlieferten, die aber doch immer die Grundform durchscheinen läßt. Bald treten die Liebhaberinnen in einer großen Szene voll Leidenschaft einander gegenüber, wie Luise und Lady Milford, bald macht eine versöhnliche Stimmung sich geltend, bald auch findet gar keine Berührung zwischen den Gegnerinnen statt.

Die Frage aber, inwieweit, nicht im großen, sondern im einzelnen, Verwandtschaften zwischen den Werken verschiedener Poeten stattfinden, inwieweit bestimmte Situationen und Motive, ja bestimmte sprachliche Wendungen von dem einen Dichter auf den anderen übergehen, bildet den Kernpunkt des unbewußten oder willkürlichen Plagiatproblems. „Übergehen“ — darin liegt schon der Gegensatz zu der volkstümlichen Meinung, denn hier gerade tritt das große „aut—aut“ ein, vor dem es kein Entrinnen gibt, hier lautet die Frage nur noch: Zufall oder Plagiat?

Es läßt sich in der Tat nachweisen, daß neben so und so vielen kleineren auch die größten Dichter unserer Nation, daß Lessing, Goethe und Schiller — allerdings in verschiedenen Graden — solchen Einflüssen zugänglich waren. Am häufigsten ließ sich Schiller, wie natürlich, in der Jugend von anderen anregen, von Goethe, Lessing, Shakespeare und einer Anzahl von Kleineren, wie Klinger, Lenz, Leisewitz, Wagner, Gemmingen, Müller usw. Mit diesen Göttern „minorum gentium“, die ja zum Teil heute gänzlich vergessen sind, werde ich nicht behelligen; aber für die Einwirkungen der Größeren, für die Einwirkungen von Lessing und Goethe, möchte ich im folgenden zu interessieren versuchen.

Fangen wir mit den „Räubern“ an.

Der Tod der Emilia Galotti durch die Hand des eigenen Vaters hatte auf viele Dichter der Zeit einen großen Eindruck gemacht. Die Ermordung einer teuren Person, nicht aus Feindschaft, sondern in der höchsten Steigerung der Liebe und Aufopferung, wurde als Motiv von mehr als einem Poeten aufgegriffen. Leisewitz machte es sich in seinem „Julius von Tarent“ zunutze, einem Lieblingsstück Schillers, Klinger in den „Zwillingen“; etwa zwanzig Jahre später griff Tieck es auf in „Karl von Berneck“, und aber nach fünfundzwanzig Jahren kam der Schicksalstragöde Müllner im „29. Februar“ desselben Weges gefahren. In eben diesem Zusammenhange steht die Ermordung Amaliens durch Karl Moor; genau wie Emilia erfleht

auch Amalie den Tod von der Hand des Freundes, genau wie Odoardo will auch Moor nicht durch Selbstmord untergehen, sondern vor dem Richter dem Lohne seiner Taten entgegensehen.

Wie steht es aber mit „Fiesco"?

Die Parallele Verina — Odoardo, Berta — Emilia, Bourgognino — Appiani, Gignettino — Doria — Prinz ist so augenscheinlich, daß sie keine weitere Ausführung erfordert. Auch daß die Episode des Malers Romano eine Nachbildung der Episode des Conti ist, wird ohne weiteres einleuchten, wenn man hinzufügt, daß in jener Zeit die Maler auf der Bühne noch zu den Seltenheiten gehörten, ja daß sie eigentlich erst durch Lessing aufs Theater gekommen waren. Weniger augenscheinlich und doch ganz zweifellos ist die „plagiatorische" Verwandtschaft zwischen dem konfiszierten „Mohrenkopf" Muley Hassan und dem Banditen Angelos. Besonders in der beiden eigentümlichen Spitzbubenehrlichkeit tritt die Familienähnlichkeit unverkennbar hervor. „Halunke, was denkst du von uns?" ruft Angelo dem Pirro zu. „Daß wir fähig sind, jemandem seinen Verdienst vorzuenthalten? Das mag unter den sogenannten ehrlichen Leuten Mode sein, unter uns nicht!" — Ebenso stolz ist der Mohr auf seine Gaunertugenden. „Unsereines hat auch Ehre im Leibe," meint er, „und die Ehre der Gurgelabschneider ist wohl feuerfester als die eurer ehrlichen Leute; sie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott, wir halten sie pünktlich dem Teufel!"

Der Auftraggeber des Muley, Gianettino, verkehrt mit ihm wie Marinelli mit Angelos, er wünscht einen tüchtigen Stoß, damit „der arme Graf nicht lange leide", wie Marinelli bedauerte: „daß er sich vielleicht nun martern muß, der arme Graf". Und wie der Mohr „flugs auf die Tat nach Venedig muß", so ist auch Angelos' „Weg der weiteste: er will heute noch über die Grenze". Angelos' Kamerad, der durch Appiani getötet wird, heißt Nicolo; denselben Namen führt ein Diener des Verrina.

Da es vielleicht verwunderlich erscheint, daß man diese an sich unbedeutende Gleichheit hervorhebt, füge ich hinzu, daß überall sich beobachten läßt, wie Namen von einem Dichter auf den anderen übergehen, wie in bestimmten Gattungen auch ganz bestimmte Namen festgehalten werden. So sind z. B. in dem bürgerlichen Trauerspiel der sechziger und siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, das von Lessings „Miß Sarah Sampson" ausgeht, die eigentlichen Namen beliebt, und in den Ritterdramen die dem „Götz" entnommenen Namen „Adalbert" und „Adelheid".

Zum Schlusse betrachten wir noch einige jener Übereinstimmungen, die zwischen Goethe und Schiller stattfinden. Welche Ähnlichkeit besteht wohl zwischen der Figur des „Götz" und des „Fiesco"? Nicht die geringste, sollte man meinen. Und doch zeigt uns Schiller seinen Helden in einer Stimmung und Situation, die fast auf das genaueste einer Szene des „Götz" entspricht, jener Szene zwischen Götz und den kaiserlichen Abgeordneten, in welcher des Helden derbe Tatkraft sich so prächtig erweist. Bei Goethe befehlen die Räte den Handwerkern: „Fangt ihn!" Götz (schlägt den einen zu Boden und reißt einem anderen die Wehre von der Seite; sie weichen): „Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen. Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält."

Und bei Schiller rufen die Verschworenen: „Bindet ihn!" Fiesco (reißt einem sein Schwert weg und macht sich Bahn): „Sachte doch! Wer ist der erste, der den Halfter über den Tiger wirft? Seht, ihr Herren — frei bin ich — könnte durch, wo ich Lust hätte — jetzt will ich bleiben."

Auch zufallsweise ähnlich ist die Szene des „Götz": Eine Höhle mit dem Wartturm, und der Auftritt in der „Jungfrau von Orleans": Ein Wartturm, oben eine Öffnung.

Die Vorgänge aber hinter der Bühne von der Szene aus zu beobachten und zu schildern, begegnet uns bei Goethe zum erstenmal; Goethe seinerseits hat sie aus Shakespeares „Julius Cäsar" entnommen.

Doch jetzt wäre wohl unabweisbare Pflicht, auf die Frage Rede zu stehen, auf die eine große Frage: Bewußte oder unbewußte Anlehnung? Unwillkürliches Plagiatieren oder bedachte Beeinflussung? Instinkt oder Überlegung? Darauf eine endgültige Antwort zu geben, ist vorläufig fast nicht denkbar. Denn ehe man diese definitiv entscheidet, müßte man vorher die prinzipielle Frage erledigen: Inwieweit das dichterische Ingenium von dem Fühlen gewöhnlicher Menschenkinder verschieden ist? Man müßte imstande sein, die durchaus fließende Grenze zwischen bewußtem und unbewußtem Schaffen genau zu fixieren, müßte zunächst bestimmen, wo der „Furor poeticus" aufhört und wo der reine abwägende Verstand in seine Rechte tritt, und manches andere Wissenswerte noch aus der Psychologie der Dichter u. dgl. m.

Nur das eine läßt sich deshalb sagen: Selbst in den gewiß seltenen Fällen, wo es sich um ein bewußtes Aneignen handelt, ist Schiller und sind alle anderen Dichter seiner Zeit ganz und gar unbefangen vorgegangen, sie haben nicht entfernt geglaubt, ein Unrecht zu begehen, denn sonst würden sie gewiß die zahlreichen wörtlichen Anklänge, die sich ja mit größter Leichtigkeit vermeiden lassen, auch sicherlich vermieden haben.

Dr. phil. et ing. Eugen Meller



Eine zeitgemäße Ausgrabung

Der schwäbische Erzähler Hermann Kurz ist trotz dem Ansehen, dessen sich seine beiden großen schwäbischen Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt" erfreuen, noch immer nicht genug geschätzt und vor allem nicht genug gelesen. Er ist einer der reinsten Epiker, die wir haben, und nimmt auch literaturgeschichtlich als Übergang von den Romantikern zu den Realisten bei sicherer Verbindung mit Goethe eine belangreiche Stellung ein. Immerhin wird es bei der Allgemeinheit keine große Aufregung hervorrufen, daß jetzt durch Dr. Heinz Kindermann ein Roman von Hermann Kurz aufgefunden worden ist, der so völlig verschollen war, daß er selbst in den verschiedenen Biographien mit keinem Worte erwähnt wird. Nur aus einigen Briefstellen wußte man, daß Kurz um 1836/37 einen „Lisardo" geschrieben hatte, der ihm unter den Händen aus der Novellenform in die breitere des Romans gewachsen war. Vom 1. Februar bis 6. März 1837 war das Werk ohne Namensnennung in Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände" erschienen, wie Kurz Mörike klagt, um manche bezeichnende Stellen gekürzt. Es ist aber dem Dichter nicht gelungen, den Roman als Buch bei einem Verleger unterzubringen, und so ist er ganz in Vergessenheit geraten. Jetzt wird er nach dem Zeitungsabdruck neu dargeboten (Stuttgart, Strecker & Schröder; 3,50, geb. 5,50 M).

Ein ausgiebiges Nachwort des Herausgebers stellt den Roman in Kurzens eigene Entwicklung und in die des deutschen Entwicklungsromans ein und weist die mannigfache geschichtliche Bedeutung des Werkes nach. Wichtiger ist, daß wir hier ein an sich wertvolles Buch erhalten haben, das — bei einem Roman ein seltener Fall — achtzig Jahre nach seinem Erscheinen den heutigen Leser nachhaltig zu fesseln vermag. Hermann Kurz ist ein so echter Erzähler, daß seine Darstellungsweise weit weniger veraltet wirkt, als die vieler wohlbekannter Bücher, die vor kaum dreißig Jahren erschienen sind. Nur gelegentlich stört ein etwas übertriebenes Pathos der Rede, zu dem der Verfasser wohl durch den süditalienischen Schauplatz der Handlung verleitet worden ist. Im übrigen war er bestrebt, die ihm aus Zeitungsberichten bekannt gewordenen Tagesgeschehnisse aufs engste mit einer romantischen Liebeshandlung zu verbinden, für die seltsamen Vorgänge aber die Erklärung durch eine eindringliche psychologische Entwicklung der Charaktere zu geben. Dabei kommt es ihm, wie in seinem „Sonnenwirt", zu statten, daß er sich auf die Überzeugungskraft einer mit ruhiger Sachlichkeit vor-

getragenen Erzählung verläßt und uns die tausend kleinen Hilfsmittel von Gedankenstrichen und Ausrufen erspart, durch die manche „Psychologen" die Schwäche ihrer epischen Erfindung und den Mangel an ausgesprochenem Erzählertalent zu verschleiern suchen. Daß man bei allebem in jeder Zeile den grundgescheiten und philosophisch glänzend geschulten Geist spürt, wird jeder vernünftige Leser als Gewinn buchen.

Zu allebem kommt nun eine merkwürdige Aktualität, die weniger in den äußeren Vorgängen als in der Tatsache begründet ist, daß ungewöhnliche Verhältnisse ungewöhnliche Maßnahmen, diese aber einen ungewöhnlichen Menschen erheischen. Wie sich ein solcher aber wieder in gewöhnliche Verhältnisse einzuordnen hat, ist eine Frage, die uns Heutige, ganz im Bannkreis des sozialen Denkens Stehende, um so mehr fesselt, als wir andrerseits doch alle im Innern die Sehnsucht nach dem doch naturgemäß außerhalb eines übersichtlichen sozialen Gefüges stehenden Ausnahmemenschen verspüren, der der Notlage ein Ende machen würde. —

Lisardo, ein schöner und reicher Jüngling, hat seine Studien in Neapel beendigt und kehrt auf einer Barke in seine Heimatstadt Salerno zurück. Im Augenblick der Abfahrt kommt noch ein zweiter Mitfahrer dazu, Petronio, der sich bald als ein geistiges Widerspiel Lisardos erweist. Dieser, ein Verwandter des Goetheschen Wilhelm Meister, hat sich auf der Universität mehr mit Philosophie und den schönen Künsten abgegeben und auch in seinem Berufsfach der Rechtswissenschaft seine Richtung mehr aufs allgemeine genommen. Auch Petronio ist Jurist und betont nun das Verkehrte dieser Art nicht nur für das Fachstudium. „Das Leben weist uns überall aufs einzelne. Da muß Hilfe, da muß Rat geschafft werden. Das Allgemeine ist eine Erkenntnis, die sich erst auf diesem Wege bildet." Trotz oder wegen ihrer Gegensätzlichkeit kommen sich die Reisenden auf der Fahrt rasch näher, und bald vertraut Lisardo seinem Genossen, daß er in Salerno eine Geliebte hat, mit der er sich seit langer Zeit geistig und seelisch eins weiß. Nun hofft er den Bund endgültig zu knüpfen. Auch Petronio geht aus Heiratsabsichten nach Salerno. Freilich ist es eine Konvenienzehe, die er einzugehen beabsichtigt; die Verbindung mit der Tochter des vornehmen Hauses soll ihm selbst zu einer einflußreichen Stellung im Staate Neapel verhelfen.

In Salerno trennen sich die beiden ungleichen Gefährten, doch finden sie sich über Erwarten schnell wieder. Als Lisardo gleich nach seiner Ankunft in das Haus des Gouverneurs gerufen wird, trifft er dort seinen Reisegefährten, und zu seinem Entsetzen muß er erfahren, daß die Petronio ver—handelte Braut seine eigene Geliebte ist, Oktavia, die Nichte des Gouverneurs. Das Mädchen glaubt, aus Dankbarkeit dem Wunsche ihres Oheims folgen zu müssen. Der Gouverneur beharrt auf seinem Willen.

Der verzweifelte Lisardo sucht erst in der Arbeit Trost und wünscht vom Gouverneur eine seinen Gaben entsprechende Betätigungsmöglichkeit. Da man ihn in engstes Beamtentum einspannen will, fühlt er sich von der Allgemeinheit, der er sein Bestes geben wollte, zurückgestoßen und gerät im Kreise junger Gesellen in den Strudel ausschweifender Vergnügungen. Die Verlockung, sich an die Spitze der unzufriedenen Elemente zu stellen, weist er zurück; er vermag sein Gefühl der Menschenverachtung und der Gleichgültigkeit gegen ihr Ergehen nicht zu überwinden.

Da bringt ein Schiff Oktavia zurück. Sie ist Witwe geworden, ist frei. Lisardo sucht sie auf, sie ist sein Schicksal. Aber indem sie ihm ihre unverwandelte Liebe gesteht, stößt sie ihn weit zurück, da er sich für sie durch sein lasterhaftes Leben entweiht und entwürdigt habe. Tiefer als je zuvor versinkt er jetzt in seinne wilden Lebenswandel. Und als die Cholera auf ihrem grausigen Zuge durch Europa auch nach Neapel und jetzt nach Salerno eindringt, ist es für ihn und seine wilden Genossen nur ein Ansporn, den vielleicht noch kurzen Rest der Tage in verdoppelter Lust auszukosten. Nichts wäre Lisardo lieber, als die Ausrottung dieses ganzen Geschlechtes, auf dessen Trümmern dann ein besseres erstehen könnte.



Die Seuche wütet furchtbar in der Stadt, die meisten reichen Bewohner sind geflohen, auch die mit dem Ruhm ihrer alten Heilkunst prahlenden Ärzte haben sich geflüchtet.

Bei einem tollen Streich wird Lisardo verhaftet und im Gouverneursgebäude untergebracht. Während er vor seinem Richter steht, wälzt sich das durch Hunger und das Versagen der Ärzte zur Meuterung getriebene Volk heran. Der Gouverneur ist ratlos. Lisardos Vorschlag, der Volkswut ein gerechtes Opfer zu bringen, dann aber zur energischsten Strenge zu greifen, weist er höhnisch ab. Einige Stunden später ist der Gouverneur selber ein Opfer der Seuche, und Lisardo kann sich befreien. Er kommt auf den Marktplatz, wo das erregte Volk dem Hin und Her der Redner lauscht, deren einer zur wilden Revolution auffordert. Da springt Lisardo vor. Er gibt dem Volk in seiner Empörung recht: „Ja, man hat gewissenlos gehandelt und es muß anders werden. Die Ordnung muß hergestellt werden um jeden Preis. Aber ich frage euch, Bürger, kann dies auf unordentliche Weise geschehen? Durch Morden, Plündern, Sengen und Brennen? Wenn keiner mehr dem andern trauen darf, keiner seines Lebens mehr sicher ist, das ist der kürzeste Weg, unsere arme Stadt mit einem Streiche zugrunde zu richten.... Wir haben keine Regierung mehr.... Setzen wir eine selbstgewählte Regierung ein, die dafür sorgt, daß jeder der allgemeinen Not ritterlich entgegentrete, der eine mit seinem Vermögen, der andere mit seinem Mut und seiner Klugheit. Die Reichen aber sollen verpflichtet sein, je nach dem Maßstab ihres Eigentums eine Kontribution zur Anschaffung von Lebensmitteln und zur Verpflegung der Kranken zu leisten."

Die ihm durch einen Zufall gegebene Möglichkeit, ein schwindelhaftes Verbrechen aufzudecken, verschafft Lisardo Macht über das Volk. Er wird von diesem zum Führer erkoren. „Das anwesende Militär, das sich zu schwach gegen den Sturm des Volkes fand, trat mit Freuden unter seine Befehle. Mehr um die Bürger zu beschäftigen, als eines wesentlichen Nutzens wegen bildete er aus ihnen eine Miliz ... dann schritt er zur Ernennung von Kommissionen, welche die Lebensmittel untersuchen, für die Kranken sorgen und die Gerichtsverwaltung übernehmen sollten." Der fluchtartig verlassene erzbischöfliche Palast wird als Lazarett eingerichtet.

Als schlimmster Feind der Ordnung erweist sich der Hunger. Das aufgeregte Volk beruhigt Lisardo mit folgenden Reden: „Das versteht sich von selber, daß ihr nicht hungern werdet, solange ich lebe. Eine Kommission, an deren Spitze ich mich selber stellen werde, mu[ß] von Haus zu Haus bei allen Eigentümern herumgehen und den Zustand ihres Vermögen[s] untersuchen; je nachdem wir nun einen Überschuß bei einem finden, werden wir denselbe[n] an uns nehmen und zu euerem Vorteil verwenden. Darunter sind vornehmlich Lebensmittel Speisen und Getränke zu verstehen, die euch dann augenblicklich zugute kommen sollen." .. „Nur vorwärts mit der Untersuchung! Bravo!" riefen einige der Zerlumpten. „Nur zu Herr! Wir werden euch begleiten!" „Nein, Freunde," entgegnete Lisardo mit unzerstörbare[r] Ruhe. „Das sollt ihr nicht. Seht, dazu ist die Regierung da, die ihr ja selber eingesetzt ha[bt] und die also alles, was sie tut, in eurem Sinne tut. Ihr erstes Gesetz ist, eure Not zu bedenke[n] wißt ihr aber, wie das zweite lautet? Ordnung zu erhalten, und wäre es mit der äußerste[n] Strenge. Deshalb wird jeder, der sich auch nur mit einem Wort ungehorsam zeigt, soglei[ch] ergriffen werden, und so gewiß ihr in einer Stunde zu beißen und zu brechen haben sollt .. so gewiß soll ein solcher in etwas beißen müssen, das ihm nicht gut bekommen wird, nämli[ch] in den Strick ..." Gleichzeitig wird eine Kommission ausgestattet, „mit dem Auftrage, d[ie] Landschaft zuerst im Guten, dann aber, wenn das nicht fruchten sollte, mit einer drohende[n] Erinnerung an ihre Provinzialverwaltung anzugehen". Von den Eigentümern, die di[e] Mittel liefern mußten, hatten freilich manche scheel dazu gesehen, doch waren sie teils du[rch] den Anblick der Gewalt eingeschüchtert, teils durch die Notwendigkeit zur Milde gestimm[t] worden; überdies hatte Lisardos persönliche Gegenwart verhütet, daß das Verfahren nic[ht] Gehässiges hatte....

Ich habe diese Stellen ausführlicher wiedergegeben, weil sie nicht wesentlich anders geschrieben sein könnten, wenn ein heutiger Schriftsteller im Gewande längst zurückliegender Geschehnisse seine Erlebnisse von heute verwenden wollte.

Über die weiteren Vorgänge kann ich mich nun kurz fassen. Es ist auch ein öffentlicher Krankendienst eingerichtet worden; die Frauen der Gesellschaft, an ihrer Spitze Oktavia, übernehmen die Krankenpflege. Die Beziehungen zwischen den Liebenden bleiben kühl amtliche, bis Oktavia selbst von der Seuche ergriffen wird. Da bietet Lisardo, in dem die alte Liebe mit aller Kraft wieder aufgewacht ist, sein Blut zu einer Transfusionskur, dank der Oktavia gerettet wird. Bald danach ist die Wut der Seuche gebrochen. Wie die Flüchtlinge in die Stadt zurückkehren, stellen sich auch wieder die alten Verhältnisse ein. Die von der Not herbeigeführte Verbrüderung macht der alten Gehässigkeit Platz. „Sie bleiben die Alten“, sagte Lisardo. „Von den Zypressen, die auf den Gräbern der Ihrigen wachsen, schneiden sie Ruten, um einander zu geißeln.“ Er fühlte, daß das Großartige, was sein Amt in jenen Tagen der Gefahr und Verzweiflung gehabt hatte, verschwunden war; mit bitterem Schmerze sprach er zu sich: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ein so recht normaler Aktenmensch werden könnte. Und wäre ich nur ganz normal, aber ich fühle, daß mein Ansehen wankt. Eine provisorische Regierung, eine Diktatur, taugt nur für Kriegs- und Pestzeiten; im Frieden kann sich der überlegenste Geist nicht halten, ohne Legitimität.“ Als aber seine Ernennung zum Gouverneur eintrifft, ist ihm noch weniger gedient; da jetzt doch wieder alles im Geleise sei, könne jeder Gouverneur werden. Indes hat das Volk ein Fest bereitet, bei dem Oktavia ihm den Lorbeerkranz überreicht, aber auch die Myrtenkrone für sich selbst bereithält, wenn er noch den alten Wert auf die Verbindung lege. Unglücklicherweise weist sie auf Lisardos Sturmzeit hin, als habe er in der jetzigen Feuerprobe die Schlacken seiner Vergangenheit abgewaschen. Lisardo lehnt die Huldigung ab, und von Angesicht zu Angesicht erklärt er Oktavia: „Ihr habt Euch in mir geirrt, damals wie heute. — Was ich getan habe, das habe ich getan, weil ich mich unwillkürlich dazu getrieben fühlte, und nicht um der Tugend willen, nicht, um mich von Schlacken reinzuwaschen. Es ist geschehen, und ich bin dadurch nicht besser, nicht schlimmer geworden, ich bin derselbe, der ich von jeher war.“

Und so will er die Lebenskomödie wieder an den ersten Akt anknüpfen und läßt seine Genossen von ehedem zum Gastmahl laden. Die alte Lustigkeit will sich aber nicht einstellen. Als aber eine Abordnung alter Bürger ihn zur gemeinsamen Arbeit mit ihnen bittet, weist er sie schroff zurück. Er habe nichts mit ihnen gemein, nur ihre Not habe ihn bewegt. Jetzt mögen sie die Mittelmäßigkeit wieder auf den Thron setzen, bei der ihnen allein wohl sei. Aber die furchtbare Gewalt, die sich Lisardo angetan hat, rächt sich, er bricht im Anblick der Gäste tot zusammen. In Wirklichkeit liegt er aber nur im Starrkrampf und wird, aufgebahrt, Zeuge der Trauer und Liebe des Volkes. Als aber Oktavia nach dem Bekenntnis, daß sie ihn immer mit gleicher Innigkeit geliebt habe, und in ihrem Verhalten nur ein Opfer eingelernter Lebensregeln gewesen sei, sich zu erdolchen anschickt, löst die furchtbare Erregung die Starre, und er erwacht zu neuem Leben.

Lisardo bekennt der Geliebten. „Ich hatte mich immer nach einer stummen ewigen Einsamkeit gesehnt, und nun (im Starrkrampf bei vollem Bewußtsein) sah ich sie vor mir, unabsehbar, unbesieglich! Jetzt habe ich die Menschen lieben gelernt, der geringste meiner Diener war mir ein Gott, wenn er sich an meinem Sarge zu schaffen machte und mich von der Nähe eines lebenden Wesens überzeugte. — — Ich bin nicht mehr derselbe, wie ich sonst so gern zu sagen pflegte, ich bin ein anderer geworden. Meinen Trotz, meinen Stolz habe ich im Sarge zurückgelassen, in der grauenhaftesten Einsamkeit, die ich zu meinem Heil gekostet habe. Sie war ein Bild meines Inneren: ich habe so lange in mir gelebt und dort öde Wüsteneien gefunden. Laß mich jetzt zu bevölkerten Stätten, zu blühenden Menschenauen

verwandelt wiederkehren. — — Mit schwerer Mühe habe ich die Kunst erlernt, mit der Welt zu kapitulieren und ein Mensch unter Menschen zu sein."

So mündet Hermann Kurzens Roman in das Problem der Einordnung des selbstsüchtigen Einzelmenschen in die Gemeinschaft, und begegnet auch darin einem zeitgenössischen Literaturproblem. Ist es doch der Inhalt eines großen Teils der impressionistischen Literatur — man denke nur an Kafka und Adler —, die Verheerungen darzustellen, die das Ausgelöstsein eines einzelnen aus der Gemeinschaft herbeiführt. Freilich hat der moderne Expressionismus bis jetzt entweder gar nicht versucht, diesen Einzelmenschen durch die Lebensprüfungen zur Gemeinschaft mit dem Nächsten und mit Gott zu führen, oder wo, wie in Max Brods Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott" das Problem ergriffen wird, bleibt die Lösung ganz im Worte stecken und vermag nicht zu überzeugen. K. St.



Moderne Wandmalerei

Die Frühjahrsausstellung der Berliner Sezession ist durch ein neuartiges Unternehmen ausgezeichnet, das der Vorsitzende in seiner Eröffnungsrede in folgenden Sätzen ankündigte: „Wenn auch Ben Akiba sagt: ‚Alles ist schon einmal dagewesen', so trifft das bei unserer heutigen Ausstellung nicht zu. Meines Wissens ist eine ähnliche Ausstellung noch niemals geplant und noch viel weniger ausgeführt worden. Man denke: Eine kleine Vereinigung spannt 13 Mitglieder vor ihren Wagen, um den Hauptsaal mit Dekorationen nach ihrer individuellen künstlerischen Überzeugung zu füllen. In der Renaissancezeit würden kunstsinnige Fürsten für ähnliche Unternehmungen zur Unsterblichkeit erhoben worden sein, und man möge es uns nicht verübeln, wenn wir uns einmal mit unsern Kollegen aus dem Quattrocento und Cinquecento verwandter fühlen, als es unsere Bescheidenheit zuläßt."

Herr Lovis Corinth befindet sich mit dieser seiner Meinung im Irrtum. Es ist derartiges hunderte Mal unternommen worden, man hat es bloß künstlerisch anders eingeschätzt. In der Renaissancezeit und nachher noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein ist ein ganz riesiges Maß von Künstlerkraft zur Ausstattung von Festen ausgenutzt oder, wenn man will, vergeudet worden. Es wurden dazu nicht nur Triumphbogen errichtet, Festzüge entworfen, sondern auch große Transparente gemalt und kahle Wände mit Gemälden überzogen. Künstler ersten Ranges haben dabei oft mitgewirkt, und die begeisterten Berichte der Zeitgenossen bezeugen, daß auf diese Weise sehr viel Schönes zustande gekommen, aber auch sehr rasch verfallen ist. Ich glaube aber nicht, daß auch nur ein Künstler jener Tage ein solches dekoratives Schaffen mit monumentaler Wandmalerei verwechselt hat. Gerade ein so genialer Festeschmücker wie Leonardo da Vinci, der bei diesen Gelegenheiten seine zaudernde Art überwinden und rasch arbeiten mußte, hat überall dort, wo es ihm auf dauernde Wirkung ankam, zu peinlichsten und ausgiebigsten Studien ausgeholt und erst in der höchsten Vollendung eine Gewähr für die monumentale Dauerwirkung erblickt. Ich nenne von vielen gerade Leonardo, weil dieser unvergleichlich tiefsinnige und geniale Künstler durch dieses gegensätzliche Verhalten den wesentlichen Unterschied zwischen dekorativer und monumentaler Kunst bekräftigt, den unsere Heutigen nicht erfassen. Erst wenige Wochen vor der Eröffnung ihrer Ausstellung hat die Sezession bekanntgegeben, daß sie diese Ausmalung des Hauptsaales mit dreizehn Wandgemälden beabsichtige. Es zwingt nichts in den Bildern zur Annahme, daß die Künstler ihren Auftrag früher erhalten haben. Denn der wesentliche Eindruck aller Bilder ist der des Schnellfertigen. Selbst bei jenen Werken, bei denen wir ohne weiteres glauben, daß der Künstler den Vorwurf schon länger in sich getragen habe, haftet der Ausführung etwas Improvisatorisches an. Das ist nicht bis zu Ende durchlebt, es ist nicht um die höchste Gestaltung



gerungen, deren der Künstler fähig ist. Und so haftet auch jenen Bildern, deren Gesamterfassung einen starken Eindruck macht, eine gewisse seelische Armut an, ganz abgesehen von der mangelnden geistigen Durchdringung und unzulänglichen Ausführung.

Bruno Krauskopfs „Abendmahl“ bringt in der Zusammendrängung der Gestalten um den kleinen Tisch, in der ekstatischen Haltung aller Beteiligten tief eindringlich zum Ausdruck, daß es sich hier nicht um ein Festmahl körperlicher Art, sondern um eine seelische Abschiedsfeier handelt. Das ist tief empfunden und leidenschaftlich erfaßt. Nun wohl! Diese beiden Eigenschaften wird auch niemand dem Abendmahl Leonardo da Vincis absprechen. Auch dieses Bild ist in der wunderbaren Einheitlichkeit seines inneren Denkens und Wollens die Augenblicksschöpfung einer leidenschaftlich erregten Seele. Auf dieser Tatsache beruht, daß jeder Beschauer nun schon seit vierhundert Jahren den großen Einheitseindruck von dem Bilde mitnimmt und schier unwillkürlich den geschichtlichen Vorgang sich in dieser Form vorstellt. Daß das Werk aber bei eindringlicher Betrachtung immer tiefer wirkt, daß es zu einer Offenbarung menschlichen Seelenlebens wird, daß jede einzelne der Gestalten für sich eine Bekundung stärksten menschlichen Erlebens und unbedingter Hingabe an dasselbe vermittelt, wäre nimmer erreicht worden, wenn nicht der Schöpfer selber aus der glücklichen Eingebung einer Stunde die Verpflichtung für sich herleitete, seine gesamten Kräfte zum höchsten Ausdruck und zur eindringlichsten Vermittlung des Vorgangs aufzubieten. Erst das aber ist Expressionismus, Ausdruckskunst im höchsten Sinne. Alles Technische ist ja vollständig gleichgültig. Der moderne Expressionismus leidet daran, daß er gerade im seelischen Erleben impressionistisch ist, Augenblicksempfindung. Er gibt einen (seelischen) Einfall, nicht aber ein Erleben, und glaubt, diesen seelischen Einfall genau so rasch verzeichnen zu müssen, wie der Impressionist den Eindruck der Außenwelt auf sein Auge. Gewiß ist auf diese Weise zuweilen höchste Unmittelbarkeit zu erreichen, nur — das wolle man nicht vergessen — das Ausdrucksmittel dafür ist die in der Erregung zitternde Zeichnung, nicht aber ein Monumentalgemälde. In aller Natur vollzieht sich die Befruchtung in einer Sekunde, aber nur in langer Zeit reift die bleibende Frucht. Der Eindruck des Krauskopfschen Bildes schwächt sich mit der genaueren Betrachtung dauernd ab. Die starke Wirkung des ekstatischen Vorgangs, den der erste Gesamtblick vermittelt, wird gestört, ja zerstört, wenn wir im Drang, das Erlebnis zu vertiefen, uns in jede einzelne Gestalt einzuleben trachten, mit ihr leben wollen. Das Bild ist nicht mehr, als die ins riesige Format vergrößerte Augenblicksskizze und gibt uns auf die Dauer nicht einmal so viel wie eine solche in der höchsten Erregtheit des schöpferischen Ausdrucks hingewühlte Zeichnung, die die schmerzliche Wollust des Zeugungsaktes zwischen Phantasie und Gestalterkraft ausatmet.

Ebenso liegt der Fall bei Wilhelm Kohlhoffs „Christus auf dem Meere“. Die Raumgestaltung ist ausgezeichnet. Der quer in das Bild gestellte Kahn reißt den Blick des Beschauers in den aufgeregten Strudel hinein. Die gepeitschten Wogen verwachsen zur Einheit mit der aufgewühlten Angst der Jünger. Wir werden mit in das Entsetzen hineingerissen vor dem jeden Augenblick drohenden Tod, und mit denen der Jünger flüchten unsere Augen zu dem in der Mitte des Kahnes ruhig schlafenden Christus, und im nächsten Augenblick wird die Scheu uns nicht mehr hindern, unser „Herr, hilf uns!“ hinauszuschreien. Aber auch hier tut man gut, mit diesem ersten tiefen Eindruck sich zu begnügen, man wird beim Verweilen und Wiederkehren keine Steigerung erfahren. Darin liegt ein Urteil, ich glaube, für den Begriff der Monumentalkunst eine Verurteilung. Auch hier wieder sage ich mir, daß eine Zeichnung des Künstlers, die mich in erregter Schnelligkeit zum Miterleber seines Gesichtes machen möchte, künstlerisch reiner, „sachlicher“ wäre, als das große Gemälde.

Selbst Willy Jaeckels „Gethsemane“ leidet unter einer gewissen seelischen Leere, obwohl niemand verkennen wird, daß in diesem Künstler die Kraft zur Monumentalität steckt. Aber um seinen Christus hat er nicht geistig gerungen. Man weiß, daß Leonardo, dem der

Körper gewissermaßen die zur Materie gewordene Seele war, auf seinem Abendmahlsbilde mit dem Antlitz Christi nicht zu Rande kam, weil ihm nichts für den Gottmenschen hehr und schön genug schien. Von dem Christusgesicht Jaeckels nimmt man nichts mit, so sprechend die Gesamthaltung des Körpers ist. Unsere neuere Kunst hat in steigendem Maße eine Scheu vor dem „schönen" Gesicht bekommen. Die flache Süße, der die an der italienischen Renaissance genährte Schönheitsdarstellung allmählich verfallen war, hat unsere Künstler unfrei gemacht. Sie sind in ihrer bildlichen Darstellung des Menschengesichts ihrer Natur nicht treu, also nicht wahr. Die Jüngsten in ihrem „gotischen" Fühlen — so heißt jetzt das Modewort — glauben den Gefühlsreichtum in einer Verzerrung des Gesichtes, dem Überbetonen der Augen oder einzelner Linien geben zu können. Sie verwechseln die Ekstase des Fakirs mit der des Heiligen. In der inbrünstigen Hingabe, in der Verklärtheit des Gesichtsausdrucks, ist der „Schönmaler" Murillo nie übertroffen worden. Und Leonardo hat seine nun schon durch Jahrhunderte als unübertroffene Darstellung der weiblichen Schönheitsseele wirkende Haltung des Kopfes und den lächelnden Mund nicht durch eine Grimasse erkauft. Und die Ausdrucksgesichter unserer alten Deutschen, auch die Mathias Grünewalds, sind auf dem Wege nach höchstem körperlichen Schönheitsverlangen erreicht. Das Schönheitsideal am lebenden Menschen und im Bilde deckten sich. Dieses naiv-gesunde Verhältnis fehlt unserer jüngeren Kunst. Es ist sehr bezeichnend, daß wenn uns einmal ein Gesicht auftaucht, das uns auch im wirklichen Leben gefallen würde, es einen dem Künstler nahestehenden oder ihm lieben Menschen darstellt. Unter den ausgestellten Zeichnungen Jaeckels ist ein solches. Ich schaue im Katalog nach: „Porträt meiner Frau". Unter diesen Zeichnungen ist noch ein „Heiliger Sebastian" von eindringlicher Ausdruckskraft in der Gesamthaltung.

Die Werke der anderen zehn Künstler, die zu den Wandbildern herangezogen sind, können mit den drei geschilderten nicht Schritt halten. Zwei derselben zeigen besonders deutlich die Verwechslung von monumental und dekorativ. Franz Heckendorfs „Löwenjagd" versöhnt durch die Betonung dieses Dekorativen. Er bezeichnet sein Bild als „Entwurf zu einem Gobelin". Ich glaube, als solcher könnte es auch gut wirken. Die jetzt klatschigen Leiber der roten Pferde werden durch das Nebeneinander der Fäden lebendigen Glanz bekommen. Den Mangel an Einzelbelebtheit des Ausdrucks würde man auch dem Material zuschreiben. So freilich empfinden wir das Ausmalen der großen Fläche als Kraftvergeudung. Es ist immer unbegreiflich, wenn ein Künstler weniger gibt, als ihm sein Material erlaubt. Wie schmerzhaft ist es vor einem solchen Bild, an die Löwenjagden eines Rubens oder Delacroix zu denken! Ich glaube übrigens nicht, daß auf Heckendorf der Satz des Katalogvorwortes zutrifft: „Die Sehnsucht der heutigen Malergeneration geht wieder nach dem Wandbild." Jedenfalls wirken seine kleinen Pastelle viel überzeugender; vor allem die „Gebirgslandschaft" weiß farbige Reize mit Großräumigkeit zu verbinden.

Auch Paul Scheurigs „Narciß" gewinnt nicht durch das große Format, auch dieses Bild könnte eine Vorlage für einen Gobelin sein. Im übrigen hat er für die Haltung seiner Gestalt, wie in noch viel höherem Maße Erich Büttner für den schreitenden Jüngling in seinem Gemälde „Freiheit" Hans Thoma Dank zu zollen. Scheurig ist uns wertvoll geworden durch seine am Rokoko genährten Buchillustrationen; auch Erich Büttner zieht es im Grunde zur Kleinkunst. Seine Zeichnungen zur Bibel sind durchaus und nur Illustration, und voll zierlicher Reize sind die Bildstickereien, die er gemeinsam mit Elsa Hoffmann ausstellt. Ein Kupferstich (Arno Nadel) und eine Lithographie (Karl Hauptmann) sind beachtenswerte Bildnisse. — Des Ritters Gino von Finetti „Erlösung" ist auch nur durch das riesige Format Wandbild, sonst eine gute Historie „akademischer" Artung. Auch er wirkt viel echter in seinen Radierungen vom Rennsport.

Die „modernsten" unter den Wandbildern sind Magnus Zellers „Zusammenbruch" und Georg Walter Rößners „Wiedersehen mit Amerika". Zeller stellt die Tragödie dar,



wie einem Jungen seine aus Baukastensteinen und Schachtelfiguren aufgestellte Welt zusammenfällt. Einen stärkeren Eindruck vermochte wenigstens ich nicht davonzutragen. Und es wirkt nicht verstärkend, wenn man in dem Aquarell „Fahrendes Volk" einer der Figuren wiederbegegnet. Das erinnert tatsächlich an ein Herausstellen fertiger Figuren aus einem Bilderkasten. Dagegen ist eine Zeichnung Zellers zu sehen, die die begeisterte Raserei der durch einen Redner entfesselten Zuhörerschaft eindrucksvoll herausarbeitet. Auch bei Georg Walter Rößners „Wiedersehen mit Amerika" scheint mir nur bemerkenswert, mit wie wenig Aufwand an Farbe und noch geringerem an Geist sich eine solche Riesenleinwand füllen läßt. Der nachhaltigste Eindruck ist eine Kiste, auf der groß das Wort „Brasil" geschrieben steht. Ich hoffe, es werden Zigarren darin sein. — Auch Klaus Richters „Friede" vermag nicht tiefer zu packen. Sein „Höllensturz" offenbart deutlich den Mangel an innerem Temperament. Von dem Herabrasen der Leiber auf Michelangelos oder Rubens' „Jüngstem Gericht" ist hier keine Ahnung. Sie wirken alle wie luftgefüllte Gummischläuche.

Bleibt noch als ein anderer Typus Erich Waskes „Anbetung der Ältesten vor dem Stuhle des Einen", nach dem 4. Kapitel der Offenbarung des Johannes. Es sind auch einige Steindrucke des Künstlers zur „Offenbarung" ausgestellt. Selbst für diese ist das Format, am Bildgehalt gemessen, noch reichlich groß. Wie äußerlich ist dieser Künstler an dieses wildphantastische Buch herangetreten. In dem großen Wandbild wird tatsächlich die Aufstellung der Stühle zur Hauptsache, und das Ganze erhält dadurch etwas ungemein Steifes, während in der „Offenbarung" das Gesicht durchbebt ist von der leidenschaftlichen Glut der Anbetung, die alle Wesen dem Einen erweisen. Woher nimmt nur ein Künstler den Mut, einem ein solches Riesenbild hinzustellen, wenn er auch nur einen einzigen Blick auf das dritte Blatt der Dürerschen Apokalypse geworfen hat?!

Die Sehnsucht nach dem großen Format ist, das beweist die ganze Kunstgeschichte, durchaus kein Zeichen des Zuges zur Größe, noch gar inneren Reichtums. Und zugegeben, daß auch eine dekorative Kunst großen Formates ihre Daseinsberechtigung neben der wahren Monumentalkunst hat, so müßte sich dann das Dekorative sein Recht zu diesem anspruchsvollen Auftreten aus der Fähigkeit zur Dekoration gewinnen. Es müßte also Schmuck sein, das ist Verschönerung unseres gesellschaftlichen Lebens, schwungvolle Festlichkeit, Lebensjubel. Wo ist von alledem hier eine Spur?! Die ganze innere Armseligkeit, der grobe in gehäuften Tafelgenüssen sich erschöpfende Materialismus unserer Festfeiern — es waren ja keine „Feste", es waren gesellschaftliche „Pflichten" — in den letzten Jahrzehnten offenbart sich nirgendwo erschreckender, als in dieser Unfähigkeit zur „Dekoration". Unsere Theaterräume, die Bühnenvorhänge, die Saalmalereien in Wirtshäusern und sogenannten Festräumen zeigen das überall. Unsere so stark von Wissenschaftlichkeit durchseuchte Kunst hat die Ursache dieses Tiefstandes immer im Fehlen eines Formstiles gesucht. Die Ursache liegt aber viel tiefer in der inneren Unfestlichkeit, in der Unfähigkeit zur wirklich jubelnden Freude.

Die Schwarzweiß-Ausstellung, aus der ich ja gelegentlich schon einzelne Blätter herausgegriffen habe, bietet weniger einen Überblick über die neuzeitliche Zeichenkunst, als einen Einblick in die Schaffenswelt des modernen Künstlers. Es ist schade, daß die Ausstellung „Zeichnungen und Aquarelle unserer Zeit", die bei Paul Cassirer im März und April zu sehen war, nicht mit dieser Ausstellung vereinigt ist; sie bot eine wertvolle Ergänzung zu dem hier zu Sehenden. Reichlich die Hälfte der Blätter sind von der Art, die früher nur der Freund eines Künstlers zu sehen bekam oder die aus Künstlernachlässen bekannt wurden. Diese Zeichnungen sind nämlich an sich nicht Selbstzweck, nicht ein Darstellungsmittel des Künstlers, wie ein Bild; sie sind Vorstufen von Bildern, zeigen uns den Künstler auf dem Wege zur Gestaltung, beim Versuch des Gestaltens. Diese Blätter sind von außerordentlichem psychologischem Reiz, und es ist eine nur im ersten Augenblick überraschende, im innersten Grunde aber ganz natürliche Erscheinung, daß Künstler, die in ihren fertigen Bildern als scharfe Gegen-

sätze wirken, hier dicht beisammen stehen. Impressionismus und Expressionismus, in den Anregungsquellen für das künstlerische Schaffen grundverschieden, verlangen doch vom Künstler ein gleiches, wenn er darangeht, das auf dem Wege über die Sinne oder aus dem inneren Gesicht Empfangene in Form zu bringen.

Ich glaube aber, daß das Hervorzerren dieser Art von Zeichnungen in die breiteste Öffentlichkeit eine geradezu verheerende Wirkung auf das Publikum geübt hat. Denn dieses sieht in diesen Blättern nicht die intimsten Zeugnisse des Schöpfungsaktes des Künstlers, sondern Geschöpfe. Manchmal habe ich das Gefühl, es müßte dem Künstler peinlich sein, sich in diesen Momenten belauscht zu wissen. Vielleicht noch schlimmer ist die Wirkung auf einen großen Teil der Künstlerschaft. Diese hätte doch erst den Beweis zu erbringen, ob hier tatsächlich solche Auseinandersetzungen mit dem Schaffenswillen vorliegen, ob die Fähigkeit überhaupt vorhanden ist zu dem, was frühere Zeiten unter Zeichnung verstanden, also zur wirklichen Gestaltung zu kommen. Es ist eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, von der auch die großen Wandbilder zeugen, wenn der Schaffensprozeß nicht bis zu Ende durchgerungen wird. Das heilige Ringkampfwort: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“, gilt in jenem höchsten Sinne für den Künstler, daß er erst gesegnet wird, wenn er den Kampf bis zu Ende besteht und sich nicht mit einem ersten Anlaufe zufrieden gibt. Im Wortausdruck ist es zwar falsch, aber es liegt ein richtiges Instinktgefühl zugrunde, wenn viele kunstempfängliche Laien das Gefühl haben, der moderne Künstler lasse es an der eindringlichen Arbeit fehlen. Das äußerlich Unfertige ist hier in der Tat sehr oft ein Zeichen des inneren Nichtfertigseins.

Karl Storck

Bach, der Mystiker

Die Quellen werden im großen Umlauf der Zeit immer näher aneinandergerückt. Beethoven brauchte beispielsweise nicht alles zu studieren, was Mozart —, Mozart nicht, was Händel —, Händel nicht, was Palestrina —, weil sie schon die Vorgänger in sich aufgenommen hatten. Nur aus einem wäre von allen immer von neuem zu schöpfen, — aus J. S. Bach! (Schumann.)

Die Erscheinung Johann Sebastian Bachs ist so neu und überraschend in ihrer Zeit und Umgebung, daß es selbst den beflissensten Musikhistorikern schwer ankommen würde, ihn als das natürliche Ergebnis aus der Summe seiner Vorläufer Scheidt, Schein, Schütz, Pachelbel oder Buxtehude zu begreifen. Sie alle bilden vielmehr nur ein bergiges Vorland, aus welchem jäh und plötzlich ein machtvoller, umstrahlter Gipfel in die Wolken strebt. Die Wucht und Größe seiner Masse umspannt mit weit hinausgerecktem Schatten auch die folgenden Generationen, und wohin sich auch die Pfade wenden — immerdar wird der prüfende Blick in die hellen Firnen aufleuchten und in klarem Scheine herniederdämmern sehen. Man fühlt seine Gegenwart, man weiß sich nicht allein, aber man empfindet auch, daß diese Nähe eine übermäßige, eine unerwartete ist, für die man nur allmählich Vergleich und Verständnis findet. Es ist wenig damit geleistet, daß man durch musiktheoretische Ausdeutungen und hermeneutische Versuche diesem Unfaßlichen menschliche Beziehungen abringen möchte; niemals versagt alles äußere Begreifen so völlig wie diesem „großen Übergeistigen“ gegenüber, zu dem Bettinas Wort noch deutlicher stimmen würde als zu Beethoven, für den es gemeint war. Und eben darum wäre es ein schlimmes Mißverständnis, die Architektur gleichsam loszulösen von dem Sinn und Wesen dessen, dem sie dienstbar ist. Denn bei keinem Komponisten ist die Form so tief zum Wesen vergeistigt, so entblößt aller vulgären Bedeutung, so völlig nur ewiges Werden. Auch Beethoven suchte ja nach dem Absoluten, nach der geläuterten Fülle. Aber immer empfindet man das Ringen, den Schweiß, die geballten Fäuste, das „Titanische“. Als er die große Fuge der Missa solemnis schrieb, fanden ihn die Besucher

schreiend, stampfend, tobend, so daß ihm die Wohnung gekündigt werden mußte. Es ist unmöglich, sich Bach in einem solchen Zustande auch nur vorzustellen. In klarer Selbstverständlichkeit schuf er seine Fugen, eine nach der andern; er brauchte nicht zu grübeln, sich zu verlieren in Übermaß und Erhitzung; was er gab, war einfach der unbewußte, sichere Ausdruck seines völlig unproblematischen, reinen Wesens. Er würde sich gewiß nicht wenig erstaunt gezeigt haben, wenn man ihm nachdrücklich den Tiefsinn, die Ideenmacht seiner Werke gepriesen hätte. Seine Antwort hätte gelautet: „Ich habe sie geschrieben, weil ich es mußte; weil ich danach trachtete, mich mitzuteilen, — weil ich eben Musiker bin.“ Wenn die Bezeichnung „absolute Musik“ zu Recht bestehen soll, — hier hat sie ihre wolkenlose Erfüllung gefunden.

Dies ist das Wunderbare bei Bach: daß man niemals die Qualen und mitteilsamen Ereignisse eines Kampfes empfindet. Diese Kunst ist Überwindung ohne Rest und Mißklang. Und dennoch bleibt sie keine selbstgenügsame Einschränkung und dogmatische Befangenheit; das Letzte und Höchste ist auch bei Bach das stolze Erlebnis, die seelische Erfüllung. Wir wissen, daß Bach niemals mit den Problemen der Religion schmerzhaft gerungen hat; als überzeugter Protestant und Thomaskantor nahm er die Lehren seiner Kirche als selbstverständliche Überlieferung auf; es ist ihm wohl niemals der leiseste Zweifel an der Berechtigung seiner Konfession aufgetaucht. Und hier tut sich der offensichtlich schroffe Gegensatz zu einem Beethoven kund, der niemals Genüge fand, der immer forschte, immer bestrebt war, sich wissenschaftlich zu bereichern, soweit es seinem Bildungsgrade möglich war. Aber er hat auch niemals den reinen Frieden gefunden; immer blieb etwas Unerfülltes, Klaffendes, Gespanntes zurück. Wer in seiner Missa solemnis wahrhafte Überzeugung, innerlichste Vollendung sucht, der wird immer eine Enttäuschung erleben. Ist es nicht, als ob er am Schluß, nachdem er selbst den bösen Feind mit kriegerischer Musik heranrücken ließ, nachdem er den wunderlichen Presto-Satz, dieses ratlose Umherirren, durch den angstvoll gellen Aufschrei „Agnus Dei!“ beantwortete, keinen Rat, keinen Trost mehr wüßte? Er versucht es noch eine Weile, die „Bitte um innern und äußern Frieden“ aufrechtzuerhalten; dann aber, in einem jähen Laufe schlägt er gleichsam ärgerlich die Kirchenpforte hinter sich zu: man erblickt ihn, wie er vorgebeugten, eigensinnigen Hauptes, die Hände auf dem Rücken geballt, sich wieder in dem Urwalde seiner Einsamkeit verliert, fern von Gegenwart und Erdennähe eine bessere Welt erhoffend, denn — „in den Höhen ist Ruhe, — Ruhe, ihm zu dienen“! Und auch wo er, wie in dem wundervollen Benediktus, sich völlig abwendet von aller Befangenheit, wo er sich im leisen Wandel der Gestirne Trost und Seligkeit erfleht, flüstert vielmehr eine ängstliche Sehnsucht, ein inständiges Verlangen, — keine unerschütterlich innige Überzeugung, keine Verklärung, kein Jenseits. Und die Fugen bäumen sich empor, ruhelos, leidenschaftlich, trotzig — um dennoch nicht zur Erlösung und Erleuchtung zu finden.

Wie anders Bach! Er hat schon auf Erden Ruhe, — Ruhe, ihm zu dienen! Alles menschlich Bedingte ist abgefallen; seine Musik weiß nichts von Fesseln und irdischer Befangenheit. Über Wechsel und Vergehen, sternenhoch und sternenklar, tönt sie nicht zur Ewigkeit hinan, sondern von der Ewigkeit hernieder. Sie ist die Ewigkeit selbst, die klingend geworden ist. So, wie es Goethe empfand, als er an Zelter schrieb, es sei ihm beim Anhören zumute gewesen, „als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen, kurz vor der Weltenschöpfung möchte zugetragen haben“. Sein Werk geht über die Dinge hinaus, auch in der Erregung immer befreit und erhoben. Auch er ist Mensch wie Beethoven, auch er schreitet mit festen Tritten über eine sichere Erde —, aber in sich selbst getrost und dankesvoll, gleichsam aus sich selber leuchtend. Im Irdischen ergriff er das Göttliche; was er in diesem Leben erblickte, galt ihm als Symbol, als Abglanz des Ewigen. Er ruhte in sich selbst, war sich bewußt der letzten Urtatsachen. Und daher findet man niemals eine Predigt, eine Überredung, sondern Gewißheit, die Erfassung des Absoluten. Er sagt niemals: es bedeutet, — immer nur: es ist.

Wenn Bülow einmal Bachs wohltemperiertes Klavier als das Alte Testament der Musik, Beethovens Sonaten aber als das Neue bezeichnet hat, so ließe sich dieses Verhältnis vielmehr wenden. Denn bei Beethoven ist noch Dualismus, Gegensatz von Gott und Mensch, Kampf und Verlangen; bei Bach jedoch die schrankenlose Identität alles Irdischen mit dem Ungemeinen. So wie es Fichte meint: „Die Einsicht in die absolute Einheit der menschlichen Daseins mit dem Göttlichen ist die tiefste Erkenntnis, welche der Mensch erschwingen kann." Und was bedeutet das anders, als die hohe, starke deutsche Mystik, wie sie in Meister Eckehart sich erschlossen und offenbart hat? Beide — Bach und Eckehart — beseelt die unerschütterliche Gewißheit: Ich und der Vater sind eins; gelassen und frei, im Bewußtsein ihrer hohen menschlichen Berufung gehen sie durchs Leben, denn sie wissen, daß sie den wahren Gott in ihrer Seele tragen, daß er sich nur dort erfüllen und vollenden kann. Darum ist so viel schlichte Festigkeit in ihnen; ohne daß sie sich dessen rühmend bewußt sind, schreiten sie über Grenzen, in deutlicher Selbstverständlichkeit. Sie sind sich selbst „entworden", sind zur Vergottung durchgedrungen. Gleichwie die Mystiker in ihrer kirchlichen Gemeinschaft verharrten, weil ihnen alles Revolutionäre fernblieb, weil sie Satzungen und Dogmen nur als Mittel für die Schwankenden, Vielen anerkannten, selbst aber in ein höheres Sein eingegangen waren, so hat auch Bach die unwertigen Texte seiner Choräle und Motetten — wenn er auch die gröbsten Geschmacklosigkeiten zu bekämpfen bestrebt war — freundlich aufgenommen und durch seine Musik erhöht und ihrer zufälligen Bedeutung entkleidet. Er singt seine Melodien über die Worte hinweg, indem er sogar vermöge der Nichtigkeiten dieser Verse erst seine reiche Gläubigkeit entwickeln konnte, ohne Zwang und formelle Gebundenheit. Und darum ist seine Kunst ewig und ohne irdischen Bezug, denn er kündet nur von dem unzerstörbaren Wesen. Angelus Silesius hat es ausgesprochen:

> Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
> So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Oder:

> Ein wesentlicher Mensch ist wie die Ewigkeit,
> Die unverändert bleibt von aller Äußerheit.

Das sind die Gedanken, die Meister Eckehart verkündet hat, Eckehart, der vielleicht als einziger das Christentum begriffen und seiner Vollendung entgegengeführt hat. Auch in Bach ist Zeit zur Ewigkeit geworden; im Geringsten blüht der Abglanz des Göttlichen, des Unmittelbaren, des Überseienden. Wie sehr die trübe Überlieferung, das Christentum verlange die Vernichtung aller Persönlichkeit, hinfällig und tückisch ist, — in Bach und Eckehart ward der überwindende Beweis gegeben. Ihr menschlicher Wert scheint nicht nur nicht zerstört, sondern erhoben, vollendet, am Ziele.

Es ist kein Zufall, daß sich Bach vornehmlich der Fuge bediente, daß sie zum reinen, gesammelten Ausdruck seines Wesens wurde. In dieser Kunstübung kreist gleichsam die Ewigkeit in sich selbst; die einzelnen Stimmen schlingen sich in planetensicherem Reigen, jede gleich wertvoll und wichtig, bewußt und von eigener Kraft getragen. Da gibt es kein Ungefähr, keine eitle Absonderung; diese Fugen sind in Wahrheit gefügt, unlösbar ineinander verschlungen. Das Einzelne ist aufgegangen in dem großen Zusammenhange. Der Eigenwille, der den Mystikern als der rechte Zustand der Hölle erscheint, ist genommen und hat sich dem weisen Plane des Schöpfers „gefügig" eingeordnet. Jede Stimme erhebt sich nur im Hinblick auf das Allgemeine; ohne Sonderung gibt sie sich dem Dienste vollkommenen Strebens. Man könnte sagen: Die kosmische Idee hat ihr lauterstes, kostbarstes Abbild gefunden. Und wenn Schopenhauer von der Musik behauptet, daß sie im Gegensatz zu allen anderen Künsten, welche nur vom Schatten reden, das Wesen selber offenbare — wo hat sich diese These herrlicher bestätigt als in der Musik Johann Sebastian Bachs? Darum gilt für ihn das hochgemute Wort

Meister Eckeharts: „Wer da schafft im Lichte, der dringt empor in Gott, von aller Vermittelung frei und bloß: das Licht wird bei ihm zum Schaffen, und sein Schaffen wird ihm sein Licht."

Und eben, weil Bach in sich selber ruhte, weil er sich selbst verklärt hatte, darum ward es ihm möglich, das Menschliche dankbar zu überschauen und ganz in Tönen zu umfassen. Er tanzt mit derselben Bedeutsamkeit, als wenn er ein verzücktes Adagio anhebt. Seine Suiten kennen Töne des Übermuts und der weichen Besinnlichkeit, zierlichen Scherzes und herbstlicher Wehmut. Ob er seine Tabakspfeife ansingt oder dem Tode entgegenträumt — immer erfüllt ihn die gleiche Wichtigkeit. Mag er in den Kantaten „Phöbus und Pan" oder „Mer hahn en neue Oberkeet" oder in der sogenannten Kaffee-Kantate bis zur Ausgelassenheit spaßen — er bleibt sich immer bewußt und seinem Wesen getreu. Und die Postillion-Fuge ist mit nicht minderer Treue behandelt als etwa ein so unbegreiflich hohes Orgelwerk wie Toccata, Adagio und Fuge in C-Dur. Er kennt keine Umwege, keine Nebenabsichten, keine treulosen Beschränkungen. Seine Innigkeit verirrt sich niemals zu ärgerlicher Sentimentalität, weil sie niemals den Aufblick verliert; und seine Trauer, die vielleicht am erhabensten und heiligsten in dem Cruzifixus und Incarnatus der h-Moll-Messe aufklingt, bleibt nicht gedrückt und hoffnungslos gedämpft; auch sie kennt immer das Verlangen nach dem Letzten, nach Befreiung von allem erdisch Verhafteten. Sein Jauchzen ist nicht der Taumel des kettenbefreiten Knechtes, sondern das Glück des Schauenden, des Erkennenden, die umspannende, alles vereinigende Liebe. Es ist wundervoll, wie im Schlußsatz der hohen Messe gegen Ende die Trompeten aufleuchten, gleichsam wie der sieghafte Friede selbst, der schon morgenglühend des Geläuterten wartet.

Wenn Wagners schönes Wort: „Deutsch ist, die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben", Wahrheit ist, so gibt gerade Bach das hehrste Zeugnis. Und eben darum ist er durchaus gotisch geartet. Die Romantiker, die in ihrem Streben nach dem Unbewußten, Transzendenten so schöne Deutungen des Wesens der Musik gefunden, haben für Bach, war er damals auch nur noch ein seltenes Besitztum geblieben, eine erkenntnisvolle Würdigung gehabt. E. T. A. Hoffmann drückt es aus: „Sebastian Bachs Musik verhält sich zu der Musik der alten Italiener ebenso, wie der Münster in Straßburg zu der Peterskirche in Rom." Und: „Es gibt Augenblicke — vorzüglich wenn ich viel in des großen Sebastian Bachs Werken gelesen — in denen mir die musikalischen Zahlenverhältnisse, ja die mystischen Regeln des Kontrapunkts ein inneres Grauen erwecken. — Musik! — mit geheimnisvollem Schauer nenne ich dich, ja mit Grausen nenne ich dich! — Dich! in Tönen ausgesprochene Sanskrita der Natur! . . ." Und Wackenroder weiß über Bachs Kirchenmusik (wenn er auch den Namen des Komponisten selbst verschweigt) besonders eindringliche Worte: „Eine andere, erhabene Art ist nur wenigen auserwählten Geistern eigen. Sie sehen ihre Kunst nicht (wie die meisten tun) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherlei verschiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zusammenzusetzen, und nicht dies Gebäude ist ihr höchster Zweck; sie gebrauchen vielmehr große Massen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu malen... Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher und versetzt dadurch unsere Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge einher. — Die Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz vergessen und dreist genug sind, mit lauter, stolzer Trompetenstimme die Größe des Höchsten der Erde zu verkündigen. Im freien Taumel des Entzückens glauben sie das Wesen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerste begriffen zu haben; sie lehren ihn allen Völkern kennen und loben ihn dadurch, daß sie mit aller Macht zu ihm hinaufstreben und sich anstrengen, ihm ähnlich zu werden."

Nicht mit Beethoven, ebensowenig wie mit Luther hat die „Neue Zeit“ ihren Anfang genommen, sondern mit Eckehart und Bach. Aber man hat sie nicht gehört. Daß man sie auch heute noch übersieht und verkennt, beweist lediglich die schmerzliche Veräußerlichung in Kunst und Leben, welche den Garten der Verklärung mit ihrem geilen Unkraute durchwuchert. Erst dann, wenn die Deutschen wieder der Innerlichkeit, der Beseelung entgegenkommen, erst dann wird das Heil ihnen zuteil werden. Erst wenn sie wissend geworden, wenn sie erkannt haben, was Meister Eckehart sagt: „Ein Geschäft treibt man von außen, aber ein Schaffen ist nur da, wo man von der Vernunft beschieden sich betätigt von innen her. Und nur das sind die Leute, die mitten unter den Dingen stehen und doch nicht in sie aufgehen. Sie stehen dicht dabei: und halten's doch nicht anders, als ob sie dort oben stünden am äußersten Himmelskreis, der Ewigkeit ganz nahe. Denn alles Endliche ist nur ein Mittel“ — — dann wird auch in Johann Sebastian Bach ihnen neue Zuversicht, neue Kraft und Gläubigkeit entgegenblühen. Denn „Vollendung, das ist Gnade am Ziel“.

Ernst Ludwig Schellenberg



Aus dem Kunstleben des Tages

Bilderstürmerei. In der Zeitschrift „Wieland“, der niemand eine reaktionär-monarchische Gesinnung unterschieben wird, ist folgender Notruf von Bruno Paul zu lesen:

„Es gibt Besitztümer des Volkes, deren Wert über die Spanne Zeit ihres Entstehens hinausreicht. Sie stehen am Wege der Entwicklung, ragen aus dem Dämmer der Vergangenheit und zeichnen den Geist ihrer Zeit klarer als alles Reden und Schreiben. Für den, der Augen hat zu sehen! Die Zeichnungen des Höhlenmenschen, die Pyramiden, die Bildwerke Mykenäs, die gotischen Dome, die zauberhaften Gärten des Barocks sind solche Erbteile, die wir in Ehrfurcht zu erhalten haben, und ein Teil von ihnen ist Potsdam. Nicht das Potsdam der Kasernen. Es handelt sich um die Stadt der Schlösser und Gärten und prächtigen Kirchen an den brandenburgischen Seen. Es handelt sich um Sanssouci, um Schinkels „Charlottenhof“, um die „Römischen Bäder“, um alles! Die Orangerie sollte landwirtschaftliche Hochschule werden. Man baut sie einfach um! Aber — wie bringt man die Schüler, die Lehrer aus der Stadt hinaus zur Orangerie? Lächerliche Frage! Trambahnlinie bis zum Terrassenplatz, mitten in den Park hinein! Triumph der modernen Verkehrstechnik über Unvollkommenheiten der Vergangenheit! Perspektiven eröffnen sich: der Park dem Verkehr erschlossen, Villenkolonie am Belvedere, Lunapark unterhalb der Terrassen ... Die Entwicklungsmöglichkeiten sind nicht abzusehen!

Als Napoleon I. Berlin besetzte, erließ er zum Schutze Sanssoucis folgende Verfügung: Im Namen des Kaisers. Das Königl. Schloß von Groß-Sanssouci ist unter den besonderen Schutz der Befehlshaber der französischen und verbündeten Truppen gestellt und ist wie ein Kaiserl. Schloß S. Majestät anzusehen. Es ist ausdrücklich verboten, daran irgendwelchen Schaden anzurichten und das Geringste seiner Einrichtung zu entfernen. Der Schloßvogt ist beauftragt, über seine Erhaltung zu wachen und wird Verwahrer der gegenwärtigen Verfügung sein, um ihr Achtung zu verschaffen. Berlin, 22. November 1806.

Ist es notwendig, an die Fürsorge eines Eroberers zu erinnern, um Kulturbesitz gegen Absichten, die heute selbstbewußt und breit in der Öffentlichkeit propagiert werden, zu verteidigen? Das Stadtschloß soll Rathaus werden. Den herrlichen Räumen des preußischen Friedrich hat ein hoher Vertreter der Stadtverwaltung allerdings einen gewissen „Entree-Wert“ nicht abgesprochen. „Entree-Wert“ ist gut. Wir wollen nicht ruhig abwarten, was

da geschieht! Die Kunststätten Potsdams sind Eigentum der Nation, nicht der Stadt, nicht einzelner Behörden. Es erhebt sich die Frage: Soll das Nutzrecht an einem Teil des Schlosses der Stadtgemeinde eingeräumt werden? Hier müssen Sicherheiten gefordert werden. Potsdam darf nicht der Ausbeutung augenblicklichen Nutzwertes zum Opfer fallen, wir müssen seine unvergänglichen Werte schützen und fortfahren, es als eine Stätte der Kunst und Schönheit zu erhalten und zu fördern.

Der Bilderstürmergeist regt sich. Wir werden ja nachträglich auch gewahr, daß es in den Revolutionstagen nicht so zahm und gesittet zugegangen ist, wie man vielfach gerühmt hat. Der Wert der aus dem königlichen Schlosse geraubten Gegenstände geht in die Millionen, und jetzt erfährt man, daß auch die Beschädigungen im Reichstag nicht unbeträchtlich sind. An anderen Orten ist es vielleicht noch schlimmer zugegangen, als in Berlin. Auch der verbrecherische Raubtrieb scheint sich immer eifriger der Kunst zuzuwenden. Die Räubereien im Magdeburger Museum lassen auf eine kunstsachverständige Leitung schließen, die offenbar auch von dem unschätzbaren Werte des Domschatzes in Quedlinburg eine genauere Kenntnis hat, als die Allgemeinheit des deutschen Volkes. Nun, in diesem Falle ist der Anschlag ja glücklicherweise mißlungen. Schlimmer ist, daß wir offenbar auch mit einer offiziellen Bilderstürmerei zu rechnen haben. Der Antrag der sozialdemokratischen Parteien in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung auf Entfernung der Hohenzollernbilder aus den Schulen darf doch nicht ganz so akademisch aufgefaßt werden, wie es der Oberbürgermeister Wermuth getan hat. Es ist ja ganz richtig, daß, soweit solche Bilder in den Schulen nur als Symbole der zurzeit regierenden Macht hängen, diese Hohenzollernbilder zur Zeit der republikanischen Herrschaft kein Recht auf diesen Standort haben, und das Versprechen, daß künstlerische Werte in jedem Falle geschont werden sollen, hört sich ganz gut an. Es wird allerdings einer übelgewillten Behörde nicht schwer fallen, „moderne" Kunstsachverständige zu berufen, vor deren Augen kein einziges Hohenzollernbild künstlerisch stichhält.

Aber auch davon abgesehen, hier kommt neben dem Künstlerischen doch auch noch der geschichtliche Wert in Betracht. Wir haben gerade im Türmer uns jederzeit so scharf gegen alle Äußerungen des Byzantinismus gewendet, daß wir schon darum das Recht haben, auch einem Byzantinismus nach unten schroff entgegenzutreten. Diese Byzantinerei gegen das sogenannte Volksempfinden — als solches bezeichnet man gern diese Proletarierinstinkte — ist in gewissen Schriftsteller- und Künstlerkreisen sehr in Schwang gekommen. Den tiefer Zusehenden kann es nicht überraschen, daß sich dabei jene Gruppen besonders hervortun, die auch beim Kunstsnobismus, beim verstiegensten Ästhetentum und im krankhaft-subjektivistischen Expressionismus besonders lärmend hervortraten. Sie sind immer volksfremd gewesen und sind jederzeit bereit, mit derwischartiger Begeisterung das als allein Gültiges zu verkünden, was ihren immer sensationshungrigen Geist gerade „interessiert" und ihre der Aufpeitschung bedürftigen Nerven in Schwung bringt. Die jetzige Gelegenheit zur Befriedigung ihrer verkappten Machtgier ist ja auch besonders günstig, und ihre Erfolge sind schon jetzt so groß, daß sie den Vorsichtigen unter ihnen bedenklich werden. Der deutsche Michel könnte ja schließlich doch etwas merken.

Also es ist ganz unsere Meinung, daß in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße mit der Aufstellung von Kaiserdenkmälern und dem Aufhängen von Bildnissen von Angehörigen der kaiserlichen Familie in Schul- und Amtsräumen ein grober Mißbrauch getrieben worden ist. Der darin betätigte Patriotismus stand sehr oft auf derselben Stufe, wie der der Wirte, deren Gaststuben nun heute auch überall helle verräterische Wandflecken zeigen, da die Industrie vermutlich aus Rohstoffmangel nicht rasch genug arbeitet, um die Verdeckung dieser Blößen durch Bildnisse der Herren Ebert und Scheidemann zu ermöglichen. Vielleicht erfindet ein spekulativer Kopf Drehbildnisse, wo auf der Rückseite dann gleich für alle Fälle die Herren Haase und Adolf Hoffmann prangen, oder wirft sich, was das sicherste wäre, auf die Herstellung

von Wechselrahmen. War ja doch ohnehin bei dieser ganzen Kunst der Rahmen immer das Wertvollste.

Leider ist die Zeit nicht dazu angetan, den Humor aller dieser Erscheinungen auszukosten. Auch dieses Kapitel der Monarchenbilder ist ein bitterer Beitrag zur Verflachung des deutschen Geistes und Empfindens in den letzten Jahrzehnten, zur üblen Vermaterialisierung der bei jeder öffentlichen Gelegenheit gewohnheitsmäßig als „heilig" bezeichneten Gefühle. In diesen Dingen offenbart sich, wenn wir uns denn durchaus schuldig bekennen wollen, die Schuld an dem, was wir heute erleiden. Und, wenn auf dem Wege weitergegangen wird, den zu beschreiten nach den oben erwähnten Anzeichen die jetzt Mächtigen willens sind, so mehren wir diese Schuld für die Zukunft. Denn in dieser Bilderstürmerei offenbart sich kein geringerer Mangel an Selbstachtung, als im früheren Byzantinismus. Das ist ein ganz gewöhnlicher Parvenügeist. Im „Vorwärts" vom 11. Mai steht unter dem Stichwort „Um so besser" folgende Notiz: „Die ‚Post' äußert große Sorgen, daß bei dem Großreinemachen im Reichstagsgebäude nicht nur die Läuse, sondern auch die Hohenzollernbilder entfernt werden sollen. — Warum nicht? Im Reichstag der Republik haben weder Hohenzollern noch Läuse etwas zu suchen." Das ist die Tonart von — wir wollen im Bilde bleiben — ungezogenen Lausbuben. Die Herrschaften von der Republik würden ohne die Hohenzollern ihrerseits kaum die Gelegenheit gefunden haben, sich in den Reichstag zu setzen. Das dürfte auch heute schon dem „Vorwärts" klar geworden sein, daß der Umsturz leichter ist, als der Aufbau.

Politische Bilderstürmerei ist dumm und ohnmächtig gegenüber der geschichtlichen Vergangenheit. Es ist gewiß nicht schön, aber vielleicht begreiflich, wenn Emporkömmlinge sich ihrer Vorfahren schämen. Man wird von einem gewöhnlichen Kriegsgewinnler nicht verlangen, daß er in seiner Kurfürstendammwohnung die Bilder seiner Eltern und Großeltern aufhängt, sofern er von denen überhaupt etwas weiß. Das deutsche Volk ist älter als alle uns historisch bekannten seiner Regierungsformen und wird wohl noch manche Veränderungen dieser Regierungsformen überleben. Ich glaube, die Herrschaften von heute dürfen dann vollauf zufrieden sein, wenn die Zukunft keinen Anlaß hat, sich ihrer mehr zu schämen, als die Gegenwart dazu im Hinblick auf die Vergangenheit gerade des Hohenzollernhauses genötigt ist. Denn das muß doch jede geschichtlich gerechte Betrachtung zugeben, daß das Hohenzollernhaus dem von ihm regierten Lande „eine Reihe persönlich höchst achtungswerter, politisch bedeutender und wirtschaftlich erfolgreichster Regenten geliefert hat, und daß es der herben und strengen politischen Erziehungsarbeit dieser Regenten schließlich zu danken ist, wenn sich die deutschen Stämme wieder in einem gemeinsamen Reiche zusammenfinden konnten".

Wir wollen hoffen, daß in der Nationalversammlung Verwahrung gegen diese bilderstürmerischen Gelüste von Leuten eingelegt wird, die vielleicht allen Grund haben, nicht gern an die geschichtliche Vergangenheit erinnert zu werden. Die Kunstkreise ihrerseits sollten Einspruch dagegen erheben, daß der Kunststandpunkt in einer Frage eingenommen wird, die im wesentlichen aus anderen Gesichtspunkten zu beurteilen ist.

* * *

Kunstraub. Der Entwurf des sogenannten Friedensvertrages der Entente enthält in Abschnitt 8 „Wiederherstellung und Schadenersatz" unter den „besonderen Bestimmungen" folgende Sätze: „Als Wiedergutmachung für die Zerstörung der Bibliothek in Löwen hat Deutschland Handschriften, alte Bücher, Drucke usw. nach Maßgabe der zerstörten auszuliefern. Ferner hat Deutschland an Belgien die jetzt in Berlin befindlichen Flügel des Altarbildes der Anbetung des Lammes von Hubert und Jan van Eyck auszuliefern, dessen Mittelstück sich jetzt in Gent befindet, und die jetzt in Berlin und München befindlichen Flügel des Abendmahls des Dirk Bouts, dessen Mittelstück der Kirche von St. Petrus in Löwen gehört."

Der Fall Löwen ist noch nicht aufgeklärt. Es ist nicht widerlegt und wäre wahrscheinlich unwiderleglich zu beweisen, daß die Zerstörung Löwens mit dem meuchlerischen, allem Völkerrecht widersprechenden Überfall auf unsere dortige Besatzung untrennbar zusammenhängt. Aber daran sind wir ja nun schon gewöhnt, daß Völkerrechtsverletzungen gegen Deutsche nicht zählen. Es wäre also darüber zu reden, daß eine Wiedergutmachung des durch den Brand der Löwener Bibliothek entstandenen Schadens durch die Lieferung von Büchern und Handschriften stattfände, obwohl damit einerseits das in Löwen Zugrundegegangene nicht ersetzt wird und andererseits die Schädigung, die wir erfahren, auch in allgemein künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht den Nutzen, den die Lieferung dort in Löwen schafft, weit überwiegt. Immerhin, hier ist wenigstens der Anschein eines rechtlichen Verlangens gewahrt. Die Forderung der Bilder aber entspringt einem schamlosen Raubgelüste. Die Flügel des Genter Altares sind 1821 mit der Sammlung Solly vom preußischen Staate gekauft und, seitdem es ein Berliner Museum gibt, in diesem wie Heiligtümer aufbewahrt worden; der Altarflügel von Dirk Bouts kam 1834 aus der Aachener Sammlung Battendorf durch Kauf nach Berlin. In diesen beiden Fällen wird noch nicht einmal von unseren Feinden eine Begründung ihrer Forderung versucht. Hier offenbart sich schamlos, daß die Entente auch einen Krieg gegen die deutsche Kultur führt, daß sie unser Volk, dem sie die Möglichkeiten des politischen und materiellen Lebens nimmt, auch kulturell erdrosseln möchte. Ob sich auch in diesem Fall die Protestbewegung auf Künstler- und Museumskreise beschränken wird? Ob nicht endlich das deutsche Volk als Ganzes aufschreit und dadurch beweist, daß es an seinen Kulturgütern hängt?

Es ist eine sehr schmerzliche Seite in der Schrift Dr. Hans Tietzes, des Vorstandes des kunsthistorischen Instituts in Wien, die den österreichischen Rechtsstandpunkt gegenüber den italienischen Ansprüchen an österreichische Kunstwerke darlegt. Die Schrift, die im übrigen ein Zeugnis der beinah schon berüchtigten Objektivität in der Beurteilung der Feinde ist, sieht sich zur Feststellung genötigt, daß die öffentliche Empörung in Österreich nicht auf den Verlust am geistigen Besitz der Kunstwerke zurückzuführen gewesen sei, sondern nur weil der ungehinderte Raub die Machtlosigkeit des Besiegten so erschreckend geoffenbart habe. Die Italiener hätten auch ganz genau gewußt, daß sie keinen tatkräftigen Widerstand zu befürchten hatten, da es sich ja nur um Kunst handelte. Umgekehrt habe die italienische Kommission den Hinweis auf die Konvention von 1868, in der die Bildersendungen Österreich überlassen wurden, damit beantworten können, daß die Abtretung im Volke einen Unwillen erregt habe, dessen Sturm die damalige Regierung hinwegfegte.

An einem so lebendigen Besitzgefühl der Kunst gegenüber fehlt es leider offenbar auch noch unserem Volke. Nur ein solches aber kann in einer derart verzweifelten Lage noch helfen, Berufungen auf formale Rechte sind wirkungslos.

* * *

Festtag, Trauerwoche und sozialisierte Künstler. Die Wahrheit des Goetheschen Satzes: „Vor der Revolution war alles Bestreben; nachher verwandelte sich alles in Forderung" hat sich nirgendwo so auffällig betätigt, wie in der Kunst. Seit Jahren begegnete man allerwärts dem Verlangen: „Kunst dem Volke", Anteil des Volkes an der Kunst, Durchdringung unseres ganzen Lebens mit künstlerischer Kultur und dergleichen mehr. Auch heute sind diese Rufe nicht verklungen. In gar vielen Fällen dienen sie aber nur dazu, Forderungen zu verkleiden, und es mehren sich die Fälle, in denen diese Forderungen so unverhüllt und maßlos auftreten, daß ihre Schädigung der Kunst nur dem absichtlich Blinden verborgen bleiben kann. Wie überall in dieser ganzen Bewegung entscheidet die Kraft der Masse, und es sind bezeichnenderweise auch jene Künstlergruppen, die sich in Massenorganisationen zusammenfinden können, die zuerst die Maske fallen lassen. Vieles spielt sich dabei so hinter den Kulissen

und in abgeschlossenen Räumen ab, daß die Allgemeinheit vorerst nichts davon gewahr wird. Und auch nicht davon hören will. Sachkundige aber sehen diese Dinge mit großer Sorge; sie wissen, daß überall dort, wo eine Mehrzahl von Mitwirkenden zur Erstellung eines Kunstwerks nötig ist, also vor allem im Theater, Oper, Orchester- und Chorkonzerte, jede Minderung der disziplinierten Unterordnung unter einen Willen ebenso eine Gefährdung des Kunstganzen ist. In einem halben Jahre ist da mehr zugrunde gerichtet, als zehn Jahre aufzubauen vermögen. Doch ich will heute nicht davon sprechen, nicht die Dinge, die sich in unserer ehedem königlichen Oper abspielen, vor die Kulissen zerren. Heute sei nur auf zwei Fälle hingewiesen, die vor der breitesten Öffentlichkeit dargetan haben, wohin es führt, wenn die Begriffe eines wirtschaftlichen Wertes und der ihn erzeugenden Wertarbeit im sonst üblichen Sinne auf die Kunst angewendet werden. Der erste Fall ist die Kunstberaubung des so stolz verkündeten Nationalfeiertages des 1. Mai durch die Künstler.

Das Rundschreiben, das der radikale Präsident der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", Rickelt, an die Theaterleiter gerichtet hat, muß als ein tiefdeutiges Dokument festgehalten werden: „Der 1. Mai ist von den Arbeitern und Angestellten aller großen Kulturstaaten als Weltfeiertag für die arbeitenden Klassen festgesetzt worden. Deswegen haben an diesem Tage alle Arbeitsbetriebe zu ruhen. Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger als eine Organisation der Arbeitnehmer stellt sich im Prinzip auf den gleichen Standpunkt, obwohl sie der Auffassung ist, daß, um diesen Weltfeiertag festlich zu machen, gerade die Kunst des Theaters berufen ist, den Tag durch ihre Darbietungen zu einem wirklichen Feiertag zu gestalten. In Verfolg dieser Anschauung sollten sämtliche Theater am 1. Mai geöffnet sein, um die feiernden Arbeiter und Angestellten aufzunehmen. Da aber ein die Bühnenarbeiter bindender Beschluß vorliegt, an diesem Tage nicht zu arbeiten, ist die Durchführung des Gedankens der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger in diesem Maße nicht zu ermöglichen. Die Obmänner der Berliner Ortsverbände haben daher den Präsidenten der Genossenschaft ermächtigt, den Bühnenleitern Berlins hiervon Mitteilung zu machen."

Man sieht, Herr Rickelt ist doch nicht ganz gefeit gegen gelegentliche Rückfälle in die Erkenntnis, daß für den schauspielenden Arbeitnehmer im Grunde andere Leistungsforderungen bestehen, als für einen Straßenkehrer oder Müllkutscher. Auch die Erkenntnis, daß die Arbeitserzeugnisse dieser verschiedenen Gruppen im Gesamtleben des Staates verschiedene Aufgaben zu erfüllen haben, hat er noch nicht ganz überwunden. Aber so weit hat er es denn doch schon im „sozialen" Denken gebracht, daß er nicht die Folgerung zieht, es müßten darum auch für die Arbeits**leistung** andere Gesetze gelten. Da, was für die Schauspieler recht ist, den Orchestermusikern und Museumsdienern billig ist, waren am 1. Mai alle edlen Kunststätten dem Volke verschlossen. Und wenn nun auch alle Verkehrsarbeiter „feiern", ist dem Großstädter der Weg in die freie Natur verlegt und damit auch die andere Quelle edler Freude am Nationalfeiertag verstopft.

Doch gräme dich darüber nicht weiter, mein deutsches Volk, die Herren Künstler sind bereit, dich zu entschädigen. Wenn du am 1. Mai auch nicht in Kunst fröhlich sein konntest, du **mußt** es jetzt in der Trauerwoche, die angesichts des uns aufgedrungenen Gewaltfriedens für das Reich angeordnet worden ist, wenigstens die „Künstler" wollen es so. Die gerade zu einer großen Verbandstagung vereinigten Zivilmusiker traten zuerst kühn auf den Plan. Die „Internationale Artistenloge" hat sich ihnen eiligst angeschlossen. In der von ihnen verschickten Mitteilung heißt es kurz und klar: „Die Artistenloge und der Zentralverband der Musiker haben dem Polizeipräsidenten eröffnet, daß, wenn nicht eine anders abgefaßte Verordnung später noch im ‚Reichsanzeiger' erscheinen sollte, die Artisten und Musiker nicht auf ihren Erwerb verzichten würden, auch würden die Unternehmer ihnen für die Gage haften, wenn sie auf Grund einer rechtsungültigen Verordnung die Vorstellung einstellen."



Ich schlage in einem Fremdwörterbuche nach. Da steht für Sozialismus: Gemeinschaftsgeist, Gemeingefühl, Gemeinstreben usw. Darin haben wir es nun herrlich weit gebracht. Es soll mich gar nicht wundern, wenn demnächst die Totengräber bei öffentlichen Gesundheitsmaßnahmen streiken, weil dann nicht genug Leute sterben und sie in ihren heiligsten Rechten verkürzt werden. R. St.

Zu den Kunstbeilagen

Nun wird es wieder ganz so traurig klingen, wie es unsere Großväter gesungen haben, das Lied von Straßburg, der wunderschönen Stadt. Um seinetwillen ist begraben so mannicher Soldat, und es ist uns verloren. Gewiß, es wühlt in unserm Herzen, es bäumt sich das letzte Restchen Stolz knirschend empor, — aber wir wissen, es hilft nichts: Straßburg ist verloren. Und wenn dem Menschen in teuflisch tückischer Weise ein Verlust erleichtert werden soll, so droht man ihm mit einem zweiten. Dann schreit das gequälte Herz auf: Nimm schon das andere, ich habe es geliebt, aber es hat die Liebe nicht voll erwidert; es weiß es nicht, daß es ein Stück ist von mir und daß ihm die Wunde klaffen wird, wie sie mir ewig blutet. Wenn ich also bluten soll, so nimm es hin, doch dieses andere mußt du mir lassen. Das ist mir so verwachsen, ist so eins mit mir, daß die Trennung beide tötet.

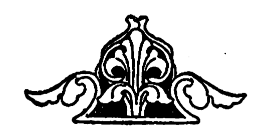
Diesen Schrei aus wahnwitziger Peinigung gellt unsere gequälte Mutter Deutschland in die taube Welt hinaus. Wie blutrünstige Henkersknechte in Zeiten kalter Grausamkeit dem Leibe eines Gemarterten Fleischfetzen entrissen, abgefeimt berechnend, daß keine der Wunden gleich tödlich sei, so verrichtet die Entente jetzt am Leibe Deutschlands Henkersdienst. Und nachdem sie mit raschem Griffe die Südwestmark, für die der Name Straßburg das leuchtende Schild ist, losgerissen hat, schneidet sie im Nordosten kalt wie der Anatom aus der Leiche aus dem zuckenden Körper Danzig heraus.

Wie brennt mich die Erinnerung an jene Pfingstwoche 1912, in der das Jahresfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins uns hierher geführt hat. Wer, wie ich, in der Südwestmark herangewachsen ist, wurde überwältigt von der inneren Verwandtschaft, die der gleiche deutsche Geist in lebendigem Bauwillen den so weit voneinander entfernten Städten in umstrittener Grenzmark aufgeprägt hat. Das heißt, wer hätte damals an eine Gefährdung Danzigs in dem Sinne gedacht, wie er heute Wahrheit zu werden droht. Damals war es eine Gefahr „nur" des inneren Deutschseins. Wer, wie unsereins, auf einem Boden gelebt hat, der von den Maulwürfen eines feindlichen Volkstums unterwühlt ist, wird feinempfindlich für ähnliche Verhältnisse. Und mir bedrückte damals die polnische Umbrandung der deutschen Burg Danzig das Herz so schwer, daß mich die Feststimmung nicht hinderte, diesem Gedanken öffentlich Ausdruck zu geben. Aber daß jemals einer wagen könnte, Danzig eine andere nationale Zugehörigkeit als mit Deutschland zuzumuten, wäre einem nicht einmal im Angsttraume eingefallen. Es gibt ja gar keine deutschere Stadt als Danzig. So deutlich und unverfälscht wie hier ist Fühlen und Denken, Wollen und Können des norddeutschen Bürgertums nirgendwo zu baulichem Ausdruck gelangt. Und kein fremder Ton stört. Es ist dem polnischen Königtum, das in nationalpolitisch gleichgültigeren Zeitaltern hier eine nicht lästig empfundene Schutzherrschaft übte, nicht gelungen, sich irgendwie baulichen Ausdruck zu verschaffen. Alles in dieser Stadt, die sinnvolle Anlage des Straßennetzes, die Ringmauer, die Wucht und der Ernst der Gotteshäuser, der aufrechte Bürgersinn des Rathauses, die fröhliche Festlichkeit der Geselligkeitsräume, die wohlerzogene Vornehmheit, die sachliche Gemessenheit und maßvolle Zurückhaltung der Bürgerhäuser, die Gemütlichkeit der Beischläge, die trauliche Innigkeit der gemütlichen Winkel, aber auch die kraftvolle Trutzigkeit der Torbauten, die kühne Großzügigkeit der Arbeitsstätten — das alles ist Deutschtum, bestes Deutschtum.

Zwei Bilder aus der unerschöpflichen Fülle schöner und charakteristischer Ansichten Danzigs greifen wir heraus und zeigen sie in den das Wesen dieser Stadt tief erfühlenden Radierungen Berthold Hellingraths. Um das auch in seinen Maßen gewaltige Bauwerk so übersehen zu können, wie es die Radierung zeigt, muß man auf den Dachboden eines Hauses oder noch besser auf einen Turm steigen. Unten ducken sich die Häuser immer wieder heran, wie Küken an die Henne, daß man in stetem Wechsel die Teile bekommt. Das Bild zeigt aber auch, daß das im Gegensatz zum mächtigen Hauptturm doppelt wirksame leichte Spiel der Giebel und Giebeltürmchen erst am Dachansatz beginnt. Alle Danziger Kirchen haben eine glatte Wandung, die nur von den großen Fenstern unterbrochen wird. Sonst könnte es sich ebensogut um Festungsbauten handeln. Erst beim Dach, das überall niedrig ist, setzt die Zierbauweise ein, die ihr Schönstes in den Giebeln bietet. Unvergeßlich für jeden, der ihn einmal gesehen, ist der Turm. Er wuchtet, man möchte fast sagen, lastet empor. Diese Gotik hat das Hochstrebige der westlichen so aufgegeben, daß die scharfe Betonung der Wagerechten in den Stockwerken das Empfinden für die Senkrechte ganz aufhebt. O, du schwerer niederdeutscher Bürger! In gewaltiger Massigkeit steht er fest auf der „wohlgegründeten Erde"; hier fühlt er sich sicher, er kennt den Boden und kann sich auf die eigene Solidität verlassen. Der Sehnsucht nach oben, die auch in ihm lebt, gibt er nur ungern und mißtrauisch nach. Langsam erhebt er sich und macht von Stock zu Stock erst die Probe, ob es auch noch hält. Nichts von übermütiger Spielerei, von seligem Leichtigkeitsgefühl wie bei den gotischen Türmen im Westen. Immer ist er bereit, Schluß zu machen. Es mag wohl sein, daß die flache Eindachung äußeren Gründen und nicht dem Bauplan zu danken ist; jedenfalls entspricht sie durchaus dem Charakter.

In eine ganz andere Welt führt uns das Bild der Mottlau mit der „Langen Brücke". Wie Straßburg nicht dicht am Rhein, sondern an der Ill, liegt Danzig nicht an der großen Weichsel, sondern etwa ein Kilometer von ihr abgerückt an der Mottlau, die von Südwest nach Nordost das Weichbild durchströmt. Mit ihren beiden Armen umschließt sie die „Speicherinsel". Auf ihr, die an der breitesten Stelle 200 Meter nicht überschreitet, liegen die großen Speicherräume. Sie ist gewissermaßen die Schatzkammer dieser Kaufmannsstadt, der wohlgeborgene, ganz für sich abgeschlossene Hort ihrer Wohlhabenheit. Vielleicht aus Scheu vor Bränden, die ja früher viel verheerender wirkten als heute, ist diese Insel nicht in die alte Stadtbefestigung hineingezogen. Die Mauer folgt vielmehr getreu dem Laufe der Mottlau, und alle Hauptstraßen der Stadt sind senkrecht auf ihren Lauf geführt. Die Wassertore gewähren den Durchlaß nach der Speicherinsel, das heißt zunächst auf die Lange Brücke, die als Uferstraße der Mottlau folgt. Hellingraths Radierung zeigt, welch reizvolle Blicke dieser Weg bei jedem Schritte bietet. Wuchtige Größe und verwinkelte Heimlichkeit stehen dicht beisammen, und wenn man hier in dunkelnder Nacht geht — nie darf man bei einer Stadtbesichtigung sich diese Nachtgänge versagen —, so fangen die starren Giebel an sich zu bewegen, und es geistert um die nüchternsten Kontore von Poesie.

Daß uns diese Stätte echt deutscher Romantik — romantisch gerade in der Verbindung von weltflüchtiger Träumerei und erdhafter Tüchtigkeit — jemals entrissen werden könnte, ist nicht auszudenken. St.



Türmers Tagebuch

Nationale Kleinarbeit · Politische Jugendpflege · Geschichte auf der Volksschule · Die Schicksalsfrage

Lösen wir den bekannten, in der Stunde der Entscheidung ohne Erbarmen verröchelten Parteiruf an die „Proletarier“ mit dem Gegenrufe ab: „Deutsche aller Länder, vereinigt euch!“ Wird er ebenso kläglich verhallen? Wenn alles kommt, wie es zu kommen scheint, schätzt Erich Brock in den „Süddeutschen Monatsheften“, so werden wir 1. wenigstens 6—7 Millionen Volksgenossen als Irredenta in geschlossener, unmittelbar ans Reich anschließender Siedelung unter die Fremdherrschaft hingeben müssen, 2. aber eine stattliche Reihe weiterer Millionen als nationale Diaspora über die ganze Erde hin unter größtenteils feindlich gesonnenen, fremden Völkern ausstehend wissen. Da müßten wir uns doch die Frage vorlegen, ob wir trotz des eben erlittenen fürchterlichen Fehlschlages, dessen Verdammungsurteil: „Zu leicht befunden!“ uns noch in den Ohren gellt, innerlich zum Weltvolk berufen sind, oder ob wir nicht das Zeug haben, jemals über die Jämmerlichkeit mitteleuropäischer Kleinstaaterei unter fremder politischer Vormundschaft, verbrämt mit etwas Dichten und Denken und einigen politischen Sehnsüchten einsamer Schwärmer, hinauszukommen. „Wenn Deutschland, wie es jetzt zu wollen scheint, endgültig wieder in die weltpolitische Apathie des Wahlgezänks und der Verwaltungsquisquilien, in die Alleinherrschaft der inneren Politik zurückfällt, so wird diese Frage endgültig im zweiten Sinne entschieden sein. Bilden wir jedoch mit allen Volksgenossen einen einheitlichen Organismus, so wird es schwer sein, ihrer eine erhebliche Menge einem fremden Kulturkreise wirklich einzugliedern. Diese Frage darf man aber nicht sich selbst überlassen, von selbst kommt da nichts. Es bedarf hier zunächst einer grundsätzlichen seelischen Einstellung, dann aber einer hingebungsvollen praktischen Kleinarbeit. Zur ersten wird erfordert, daß wir innerlich den Zusammenhalt mit allen deutschen Brüdern als eine tiefe Herzenssache halten und hegen — gründlich anders wie bisher. Wir müssen in unserem Empfinden wirklich national werden, es muß das verliebte und unwürdige Schielen und Äugeln und Winken nach Westen und Süden und Osten aufhören, welches mit wahrhafter Menschheitsbildung nichts zu tun hat, sie vielmehr verhindert. Wir müssen mit den Volksgenossen als solchen grundsätzlich zusammenstehen, vor dem Ausländer; und jeder Standesunterschied muß für den Adeligen wie für den Arbeiter dahinter zurücktreten. Wenn wir innerlich ein Volk von Brüdern werden, dann können wir auch äußerlich darauf hoffen, sonst nie. Ausgerottet muß der Geist des Opportunismus und der Gleichgültigkeit werden, welcher auf ein Stirnrunzeln des Auslandes hin das Interesse an den

Stammesgenossen fahren läßt. Keine Macht darf und kann uns verhindern, stärkend und helfend in ihrer Not bei ihnen zu sein. Warum entglitt uns das Elsaß geistig in den Jahrhunderten der Fremdherrschaft? Weil in Deutschland kein Interesse, kein Gemeinsamkeitsgefühl und kein Wille zum auch nur kulturellen Festhalten lebendig war. Und jetzt scheint hier wieder alles im alten Geleise. Was haben wir in den letzten zwei Monaten an Teilnahme und, wenn auch noch so platonischer, Unterstützung für die deutschgesinnten Elsässer aufgebracht — was Wunder, wenn sie sich nicht zu regen wagen? Wo war unsere lodernde Entrüstung, als man Deutsch-Böhmen und Deutsch-Südtirol von uns riß? Die Ausrottung der Deutsch-Balten, des zähesten und ragendsten Außenwerkes am deutschen Bau, wurde mit eisiger Gleichgültigkeit hingenommen — war es doch kaum möglich, selbst für die Ostmark etwelches Mitgefühl herauszupressen. Das ist der richtige Weg zur endgültigen Entdeutschung aller Grenzmarken und zum Schlachtfelde Europas. Das ist, wohin man uns haben will — und vom ersten Tage des Krieges haben wollte —, man hat es uns ja immer aufs ehrlichste gesagt, wir konnten es aber in unserer Mattherzigkeit nicht glauben. Man brach unser Selbstgefühl und Rechtsbewußtsein; damit fiel unsere äußere Wehr zusammen. Nun will man unserer nationalen Kraft durch Wiederholung des selben Verfahrens den Todesstoß geben. Man will den erreichten Zustand durch den ‚Völkerbund' sanktionieren, damit wir bei jeder Freiheitsregung ohne weiteres isoliert und geächtet sind. Man will uns durch dies Organ des ‚Weltgewissens' dauernd bei jeder nationalen Bestrebung ins Unrecht setzen und uns immer wieder unter der Last der Verurteilung der Welt schon innerlich zusammenknicken machen. Der Strom von deutschen Volksgenossen, welche die Not hinaustreiben wird, wie das unsere Feinde zur Schwächung unserer heimischen Kraft von Anbeginn vorhatten, wird überall, wo er nicht hermetisch verschlossene Pforten trifft, in ein Meer von Feindseligkeit, Verachtung und Herablassung hineinströmen. Es wird, so rechnet man, ihnen also nichts übrig bleiben, als ihr Deutschtum zu verstecken und im geheimen von sich zu werfen, wie ein Stück schmutzige Wäsche; dazu werden sie sich doppelt beruflich anstrengen, um ihre Abkunft vergessen zu machen und Gnade zu finden. So werden wir, denkt England, die deutsche Tüchtigkeit in unseren Dienst stellen und gründlich ausbeuten, und nicht ein Lot davon wird anderen zugute kommen als Englands Größe und Gedeihen. Schon wirbt es um deutsches Blut, seine Kolonialkriege damit zu führen, schon ruft Kanada nach weiterem deutschen Kulturdünger, ihn als Bindemittel in seinen Brei von Slowaken und Italienern einzustampfen. Um dieses grauenvolle Geschick zu wenden, soweit es noch geht, müssen wir innerlich unermüdlich mit kraftvollem Beistand bei unseren Brüdern sein, jeder muß helfen, daß jedem der Rücken gestärkt werde und er sich seines Wertes, seines Rechtes und seiner Pflicht als Deutscher bewußt werde, auch wo er als solcher von einer Welt verketzert wird. Wir müssen also, kurz gesagt, das Problem lösen, an welchem wir in diesem Krieg scheiterten. Und das Mittel und das zweite dazu ist: Eine emsige nationale Kleinarbeit. Wir brauchen machtvolle Organisationen, wie sie z. B. Italien und Rumänien

(und die Tschechen und Polen! D. T.) in ihren Kulturvereinen besitzen, welche das Blut des nationalen Kulturlebens in die kleinsten und abgelegensten Adern pumpen. Wir müssen durch eine intensive und weitgreifende Kulturbewegung auch die äußerste Peripherie, auch die abgesprengten Bruchstücke der Nation in deren Bann und Gravitationsbereich festhalten. Sind wir innerlich an Wert, Kraft und Selbstbewußtsein der nationalen Kultur den fremden Impulsen überlegen, so wird niemand unsere Stammesgenossen mit allem Zwang ihr entfremden. Dabei bedarf es wohl kaum der Erläuterung, daß es sich selbstverständlich nicht um lärmende Deutschtümelei im Kriegervereinsstil handeln kann, das würde dem Deutschen bei der herrschenden Stimmung nicht nur jeden Aufstieg in der Welt verbauen, sondern auch leere Worte für Taten unterschieben."

Auch die letzte Warnung ist sehr angebracht. Es ist leider an dem: Auch in sonst verdienstlichen nationalen Verbänden und Blättern wird immer noch auf Worte zu viel, auf Taten zu wenig Gewicht gelegt. Auch für sie muß entscheidend sein:

Wenn Cicero von der Tribüne stieg,
Rief alles Volk: Kein Sterblicher spricht schöner.
Entstieg ihr Demosthen, dann riefen die Athener:
Krieg gegen Philipp! Krieg!

Krieg gegen die durch und durch verlogene, kernfaule internationale Phrase! Krieg gegen das perverse, jedem Menschen mit nur ästhetischem, nur wirklich freiheitlichem Empfinden Übelkeit erregende deutsche Lakaientum und Unterwürfigkeitsbedürfnis! Krieg gegen die entarteten Scharlatane und Volksvergifter, die sich dieses traurige, nicht aus freier, kühner, stolzer Germanenart überkommene, sondern durch eine unglückselige Geschichte und geographische Lage angezüchtete Erbe zunutze machen, um für ihre dunklen Zwecke dem armen wehr- und hilflosen, aber nur um so leichtgläubigeren Volke immer weitere und immer stärkere Spritzen ihres internationalen Giftes einzutreiben, bis zur Bewußtlosigkeit, bis zum Delirium! Rast es nicht sichtbar seit November 1918 durch seine Adern? Zum Verrecken wird es unser Volk bringen, wenn nicht ehrliche, tüchtige und entschlossene Ärzte und Helfer sich des Schwerkranken annehmen. Aber es ist hoch an der Zeit, die Seuche ist ins Blut getreten, der Körper leistet nur noch geringen oder keinen Widerstand, — fast könnte man den Eindruck gewinnen, als ob er sich bereits darin ergeben habe, den Prozeß der Auflösung in den so sehr geschätzten und begehrten Kulturdünger — made in Germany — über sich ergehen zu lassen. Dann ist aber auch das ganze Gerede über „Freiheit", „Sozialisierung" usw. gegenstandslos. Der Bauer, der den Mist auf seine Felder ausstürzt, fragt viel nach dem „Selbstbestimmungsrecht" des Mistes! Wo die Forke ihn hinwirft, an der Stelle hat er seine Schuldigkeit zu tun, da gehört er hin. Basta.

* * *

Professor Bergsträßer machte vor einiger Zeit den Vorschlag, unserem Mangel an politischer Bildung dadurch abzuhelfen, daß in den Hochschulen durch Vorträge und Vorlesungen die Grundlagen für politische Anschauung

und Denkensart gelegt werden sollen. „Wollen wir“, bemerkt hierzu die „Deutsche Politik“, „jemals wieder aus unserer schmachvollen Erniedrigung herauskommen, so müssen wir ein Geschlecht heranbilden, das politisch denkt, das die großen Zusammenhänge begreift und nicht an Kleinkram klebt, das uns den Weg nach oben führen kann.

Bisher war unserer Jugend nichts ferner als Politik, die jungen Leute aus den ‚besseren Klassen‘, welche die Hochschulen besuchten, verbrachten ihre Zeit damit, sich möglichst viel Bier in den Magen zu gießen und die Zeit mit Grazie totzuschlagen. Woher soll später Interesse und Verständnis für Politik, zumal für auswärtige, kommen, wenn man in seiner Jugend nicht wenigstens die Grundbegriffe vorgesetzt erhält? Denn auf auswärtige Politik kommt es an! Wo findet man heute klare, große Gedanken über äußere Politik? Gerade jetzt, wo in Paris die Würfel über die Verteilung der Welt fallen, wo England sein großes Spiel spielt, wo der orbis mundi den Atem anhält — da gibt es bei uns zwar massenhaft Papier für Flugblätter und Resolutionen, aber für eine gute, fortlaufende Kritik dieser weltbewegenden Ereignisse in Paris ist kein Papier da. Selbst die nüchternen Auszüge aus fremden Blättern findet man erst auf der vierten Seite! Dieser beschämende Mangel ist bei einem Volke von 70 Millionen, das bis zum 9. November sogar Weltvolk war, nur möglich dank seiner hoffnungslos unpolitischen Erziehung.

Mit Vorlesungen allein wird man dies kaum ändern können; die meisten Zuhörer dürften schlafen. Außerdem ist Politik eine aktive Kunst. Man muß die Hörer zur tätigen, praktischen Mitarbeit bringen. Ich empfehle das Beispiel desjenigen Volkes, dessen politische Begabung über jeden Zweifel erhaben ist, und das jetzt der Herr der Welt wird dank der Pflege dieser Begabung: England.

Wie erzieht England seine Jugend politisch? In dem bekannten Cambridge-College ist ein debating club (Debattierklub) eingerichtet, dem die älteren Zöglinge angehören; der Klub wählt sein Präsidium, der Betrieb ist parlamentarisch gestaltet, und die regelmäßigen Debattier-Abende sind ein kleines Abbild des Parlaments in London. Jedes Mitglied hält Vortrag über ein gegebenes oder gewähltes politisches Thema, vorzüglich Kolonial- und Außenpolitik, zu dessen Bearbeitung auch die Parlamentsbibliothek in London zur Verfügung steht. An jeden Vortrag schließt sich eine Debatte auf parlamentarischer Grundlage. Zu diesen Debatten entsenden die großen Parteien Englands ihre Vertreter, welche selbst vortragen und in die Diskussion eingreifen, ebenso wie auch Vertreter der Regierung und andere Männer der Praxis; hierdurch ist der geistige Gehalt der Debatten naturgemäß sehr hoch und lehrreich.

So erhalten die Studenten parlamentarischen Schliff, sie werden rednerisch geschult und spornen sich gegenseitig an. Vor allem aber erhalten sie durch die Beschäftigung mit bestimmten Fragen und durch die Debatten aus bester Quelle Einblick in das politische Getriebe, lernen die großen Probleme und Zusammenhänge beurteilen, und verlassen Cambridge mit einer soliden politischen Grundkenntnis und Urteilskraft.

Diese jungen Leute können natürlich ihrem Lande später ganz andere politische Dienste leisten als unsere Studenten, die es in demselben Stadium ihrer Entwicklung höchstens zu einem perfekten Bierjungen bringen.

Dank dieser politischen Jugenderziehung ist das politische Leben in England ganz anders orientiert als bei uns; der Sinn für Außenpolitik überwiegt das Parteiinteresse — im Gegensatz zu uns. Ich erinnere an folgenden typischen Fall während des Krieges: die Stellung der englischen Regierung war durch Rückschläge stark erschüttert (Sommer 1918), besonders die Arbeiterpartei war nahe daran, Lloyd George zu Fall zu bringen. Um jedoch die außenpolitische Stellung der Regierung nicht durch innere Treibereien zu erschweren, ließ die Partei schließlich erklären, daß sie mit Rücksicht auf die augenblickliche kritische Lage des Reiches von einer parteipolitischen Tätigkeit vorläufig Abstand nehmen werde!"

Schreibt's an alle Schul- und Hochschulwände, laßt dreist die Jungens in alle Schultische schnitzen: „Dank der Pflege seiner nationalpolitischen Begabung hat England sich zum Herrn, uns zum Sklaven der Welt gemacht!"

* * *

Mit einer gewissen Genugtuung begrüße ich einen Aufsatz von Rektor H. Brenne, „Der Geschichtsunterricht der Volksschule", in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke". Zwar nicht in allen Stücken, wenigstens lassen einzelne wichtige Formungen Mißverständnisse zu, aber darüber zu rechten, wäre kleinlich, zumal sich bei näherer Aussprache wahrscheinlich auch in jenen Stücken grundsätzliche Übereinstimmung ergeben würde. „Die politische Geschichte", schreibt Rektor Brenne, „trat bisher stets in engster Verbindung mit der Kriegsgeschichte auf, ja, wo nicht ein fortschrittlicher und den Plänen gegenüber etwas selbständiger Lehrer den Unterricht erteilte, da waren die Geschichtsstunden nicht viel mehr als eine breite Darstellung kriegerischer Ereignsse. Dagegen wendet man sich mit Recht, doch es besteht die Gefahr, daß die Abneigung gegen die Kriegsgeschichte auch die mit ihr bisher eng verbundene politische Geschichte mit über Bord wirft und dann die Kulturgeschichte als führender Stoff auftritt. Das darf unter keinen Umständen geschehen; denn staatsbürgerliche Bildung besteht zum Teil gerade in der Einsicht in politische Zustände und Vorgänge. Ich weiß nicht, wie man die vermitteln soll, wenn nicht durch Darstellung politischer Geschichte. Der Bildungsertrag, den man sich von der Kulturgeschichte verspricht, ist gewiß an sich wünschenswert, aber ich glaube, wir werden auf vieles Schöne und Angenehme verzichten müssen zugunsten des Notwendigen. Auch was die Behandlung kriegerischer Ereignisse angeht, wird man sich übrigens hüten müssen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Macht ist sicher nicht das letzte Wort der Geschichte, und wir wollen nicht mehr in Kriegs- und Siegesgeschrei den Hauptstoff unseres Geschichtsunterrichts sehen. Aber Epochen, in denen Völker sich aufreckten, um ihre nationale Selbständigkeit gegen Welteroberungspläne zu verteidigen, in denen nicht für dynastische Hausmachtinteressen und nicht um kapitalistische Weltfutterplätze gekämpft und geblutet wurde, wo es wirklich um

der ‚Menschheit große Gegenstände' ging, um das Recht eines Volkes, sein Schicksal selbst zu bestimmen und die ihm eigentümlichen Anlagen in einem freien staatlichen Sein zur Entfaltung zu bringen, die sollen auch in unserm künftigen Geschichtsunterricht nicht fehlen...

Führen soll die politische Geschichte und die Wirtschaftsgeschichte. Gerade die letztere ist bisher in einem Maße vernachlässigt worden, daß darauf noch etwas näher eingegangen werden muß. Ich sehe einmal ab von der Bedeutung der ökonomischen Geschichtsauffassung für unseren künftigen Geschichtsunterricht. Ihre Verwertung zu fordern, würde zwecklos sein, denn sie wird immer nur in dem Maße den Unterricht beherrschen, in dem sie die wissenschaftliche Überzeugung der Lehrenden wird. Was aber gefordert werden muß, ist, daß der steigenden Notwendigkeit wirtschaftlicher Kenntnisse und des Verständnisses für wirtschaftliche Vorgänge in größtmöglichstem Umfang Rechnung getragen wird. Wir sind in der Übergangsepoche von der kapitalistischen zur sozialistischen Wirtschaftsweise. Daraus sind die Folgerungen zu ziehen, selbstverständlich nicht im Sinne parteipolitischer Gestaltung des Unterrichts, wohl aber in dem Sinne, daß er zur Vermittelung wirtschaftlicher Kenntnisse benutzt wird, soweit es die Fassungskraft der Kinder irgend zuläßt. So werden wir z. B. den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit in Zukunft viel mehr unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten sehen und darstellen müssen. Wir werden uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfen, den Kindern zu zeigen, daß Wirtschaftsweisen nichts Ewiges, aber auch nicht das Ergebnis von Barrikadenkämpfen sind. Die Anwendung des Entwicklungsgedankens auf das Wirtschaftsleben ist ein wesentlicher Bestandteil des neuen Geschichtsbewußtseins, das wir brauchen. Selbstverständlich kann dies Geschichtsbewußtsein nicht das Ergebnis unserer Volksschularbeit sein. Aber wir haben dafür den Grundstein zu legen und für den Weiterbau das Material bereitzustellen.

So sehr uns auf allen Gebieten staatsbürgerliche Bildung nottut, am schlimmsten sieht es um das Verständnis für außenpolitische Vorgänge, für weltpolitische Zusammenhänge aus. Die Schule hat erst in den letzten Jahren begonnen, sich der hier ihrer harrenden Aufgabe bewußt zu werden. Die jetzige Generation ist außenpolitisch nur durch die politischen Parteien erzogen, oder richtiger, nicht erzogen. Das gilt auch für die sozialdemokratischen Massen; denn so viel die Partei im allgemeinen für die politische Bildung ihrer Anhänger getan hat, so wenig ist für das Verständnis der auswärtigen Politik geschehen. Das konnte ja auch nicht anders sein, da selbst die Führer auf diesem Gebiet oft abschreckend arm waren an schöpferischen Gedanken. Sie haben sich jahrelang auf Kritik der Rüstungspolitik, Protest gegen offenen und versteckten Imperialismus und ähnliche rein negative Tätigkeit beschränkt, immer in der Erwartung, daß die Sozialdemokratie der übrigen Mächte genau so handeln und es deshalb zu keinem kriegerischen Konflikt kommen würde. Diese Hoffnung hat getrogen und mußte trügen. Denn die außenpolitische Wirkung des Hochkapitalismus, ein Imperialismus der allerschärfsten Spielart, konnte nur durch positive Gegenmaßnahmen und nicht durch bloßes Neinsagen überwunden werden. Was

auf diesem Gebiet versäumt worden ist, hat sich an der ganzen Kulturmenschheit bitter gerächt. Verständnis für die Probleme der äußeren Politik zu erzielen, muß ein wesentliches Ziel unseres gesamten Erziehungswesens werden, und auch die Volksschule muß dabei nach Kräften mitwirken. So früh wie möglich sind unsere Kinder an europäisches, an planetarisches Denken zu gewöhnen. Was die Stoffauswahl angeht, so folgt daraus, daß wir von dem Augenblick an, in dem die ganze Welt in den Gesichtskreis der europäischen Völker trat, in dem also die Weltgeschichte im Sinne Diederich Schäfers begann, auch Weltgeschichte treiben müssen. Nicht systematisch; denn die Geschichte des eigenen Volkes soll durchaus im Mittelpunkt unseres Geschichtsunterrichts bleiben. Aber das darf uns nicht hindern, etwa aufzuzeigen, wie, während wir uns nach dem furchtbaren Aderlaß des Dreißigjährigen Krieges langsam wieder emporhungerten, die Westmächte den Grund zu ihrer heutigen Stellung in der Welt legten. Wir müssen uns auch in der Volksschule solche lächerliche Abgeschmacktheiten abgewöhnen, Stoffe wie die Französische Revolution gleichsam nur als kurze Einleitung für die Darstellung des preußischen Zusammenbruchs und der folgenden Erhebung zu benutzen. Die Französische Revolution ist eins von den Ereignissen, die eine Epoche einleiteten. Folglich ist sie auch in der Volksschule in epischer Breite und Gründlichkeit zu geben, und dann sind die betreffenden Tatsachen der preußisch-deutschen Geschichte als Folge- und Auswirkungen zu betrachten. Wer etwa die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung behandelt ohne ständige Bezugnahme auf den Zusammenbruch des französischen Feudalstaates, der fälscht bewußt oder unbewußt die Geschichte und läßt die Gelegenheit, die sich ihm bietet, den Zusammenhang zwischen innerpolitischen und außenpolitischen Ereignissen aufzudecken, ungenutzt vorübergehen. Wir verurteilen unseren Geschichtsunterricht in bezug auf außenpolitische Bildung zur absoluten Unfruchtbarkeit, wenn wir so tun, als ob sich die Geschichte unseres Volkes hinter chinesischen Mauern abgespielt hätte. Das darf um so weniger geschehen, als wir nicht das Leben eines geschlossenen Handelsstaates führen können, vielmehr trotz unserer Zurückdrängung auf dem Weltmarkt die internationale Bedingtheit unseres wirtschaftlichen und politischen Lebens bestehen bleibt ...

Alle staatsbürgerliche Einsicht, alle soziale Hingabe bedarf des beherrschenden Mittelpunktes, der belebenden und tragenden Kraft, die wir in einem neuen Nationalgefühl erstreben müssen. Wie der alte Staat kein Nationalstaat war, so kannte er auch kein echtes Nationalgefühl. Aus dynastischen oder kapitalistischen Gründen griff er über die völkischen Grenzen hinaus, und das so geschaffene künstliche Gebilde wurde mit militärischen Machtmitteln zusammengehalten. Deshalb hatte die Staatsgesinnung, die der alte Staat brauchte, stets einen stark machtpolitischen und militärischen Unterton. Wir hatten kein wirkliches Nationalgefühl, wohl aber Nationalismus und offenen und versteckten Chauvinismus (?? D. T.). Wir brauchen ein neues Nationalgefühl im Sinne des völkischen Zusammengehörigkeitsbewußtseins. Wir brauchen eine Staatsgesinnung, die in der gemeinsamen Kultur wurzelt. Deshalb sind in

dem neuen Geschichtsunterricht auch die Stoffe zu betonen, die unser Volk als eine besondere Erscheinung der Menschheit begreifen und empfinden lassen und die geeignet sind, das, was in unserem Volkstum wesentlich und wertvoll ist, zu stärken und zu entfalten. In diesem Zusammenhang muß nun noch einmal auf die kulturgeschichtlichen Stoffe zurückgegriffen werden. Wir haben im Geschichtsunterricht der Volksschule schwerlich viel Zeit für ‚Steinbeil und Urne', für Zollhaus, Schlagbaum und Postkutsche, aber wir müssen Zeit haben für die Epochen, in denen unsere Dome getürmt und unsere Volkslieder gesungen wurden. Allerdings nicht in dem Sinne, als ob das Wertvolle nur in der Vergangenheit gesucht werden solle. Es war einer der schlimmsten Fehler des alten Geschichtsunterrichts, daß er so satt und selbstzufrieden war. Wie wir's so herrlich weit gebracht, und daß es das, was die Väter erstritten, zu bewahren gelte, das war nicht nur das Leitmotiv der Kriegervereinsreden, sondern auch der beherrschende Gedanke der meisten Geschichtsstunden. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Unterricht nicht zünden konnte im jungen Herzen, daß er keine vorwärtsdrängenden Kräfte auslöste. Der Geschichtsunterricht hat vorwärts zu schauen, rückwärts nur, um das Wertvolle aus der Vergangenheit fruchtbar zu machen für die Gegenwart und für die Zukunft. Anstatt uns so selbstgenügsam zu gebärden, müssen wir über unseren Geschichtsstunden ein Ideal von werbender Kraft leuchten lassen. Unsere Kinder müssen wissen, daß sie am Bau eines schöneren, freieren und glücklicheren Vaterlandes mitarbeiten sollen. Echtes Nationalgefühl kann nicht allein genährt werden mit dem Kulturerbe vergangener Zeiten, sondern es muß sich immer von neuem entzünden können an einer großen Zukunftsaufgabe. Nur so weit sind wir eine Nation, als wir uns eins wissen in gemeinsamer Arbeit an der Verwirklichung eines wahren Rechts- und Kulturstaates."

Das war es ja, was unsere emporquellende volkliche Kraft darniederhielt oder in abwegige Bahnen lenkte, daß wir selbstgefällig uns an der Väter unerworbenem Erbe genügen ließen, im Festefeiern und Denkmalsetzen uns erschöpften. Und darum mußte auch das Feuer nationalen Idealismus' verqualmen, weil es sich nicht „immer von neuem an einer großen Zukunftsaufgabe entzünden" konnte. Wie oft habe ich das hier so bitter beklagen müssen!

* * *

Auch das ist richtig: dynastische und großkapitalistische Sonderinteressen haben den nationalen Gedanken nicht gefördert, sondern gehemmt und um das Vertrauen gebracht. Sie wurden von den maßgebenden Stellen in Staat und Gesellschaft nicht nur in aufdringlicher und ausschließender Weise vorgeschoben, sondern auch untergeschoben, und zwar eben als Ersatz für den nationalen Gedanken. Statt der echten Münze wurde eine falsche ausgegeben und in Umlauf gesetzt, — was Wunder, wenn ihr Kurs dann einen Tiefstand erreichte? Denn die falsche Etikettierung jenes von Interessenten als „Patriotismus" aufgedrungenen Ersatzes blieb so wenig unerkannt, daß die breiten Massen alles, was nur unter diesem Namen ging, unbesehen und mit offenem Hohne, ja mit

verbissener Wut ablehnten, aber auch bewußt und ausgesprochen Nationalgesinnte das Wort meist nur noch in sarkastischen Anführungsstrichen oder mit diesem Untertone in die Feder oder den Mund nahmen. Leichter konnte den sehr klar denkenden, sehr zielbewußten Vergiftern und Aushöhlern des nationalen Gefühls und Gedankens die Arbeit nicht gemacht werden!

Welche unendlich dankbare Aufgabe eröffnet sich hier, welches leuchtende Ziel aber auch! Wie würden unsere regierenden Mehrheitssozialisten dastehen vor allem deutschen Volke, wenn sie einmal sagen dürften: Wir haben nicht nur niedergerissen, wir haben auch aufgebaut. Ein im Vollbewußtsein seines Wertes und seiner Würde in sich einiges, großes deutsches Volk, das, was früheren Geschlechtern und Regierungen nicht beschieden war, was euer aller Trachten und Dichten war, das haben wir euch gebaut: ein nach innen wie nach außen, ein wahrhaft und wehrhaft freies Großdeutschland!

Ist es nicht ein abwegiger Gedanke, in Tagen, wo unser Himmel von eitel schwarzen Wolken verhängt, wo das liebe warme Himmelslicht nur mehr eine Erinnerung aus vergangenen, glücklicheren Tagen ist, die Sonne der Freiheit und Größe unserem Volke für immer untergegangen scheint, — ist es nicht ein verwegener Gedanke, solchen Träumereien in solcher Stunde nachzuhängen? Aber die Sonne geht keinem unter und der düsterste Himmel entwölkt sich jedem, der seine Zeit abwartet, sich tüchtig macht und bereit hält, sobald die siegende Sonne wieder am Horizonte aufsteigt, die eitel schwarzen Wolken sich lichten, den jungen Tag zu begrüßen, nicht müßig, nein: mit der im Warten, Erwarten aufgespeicherten, in schwerer Not, in harter, zäher Arbeit nur erprobten, nur gestrafften, stahlgewordenen Kraft! Ein Geschlecht solchen Sinnes und solcher Kraft heranzuziehen für den Tag der Möglichkeit, der einmal kommt, weil er kommen muß, das ist jetzt unsere höchste Aufgabe, unser heiliges Ziel. Und das, nichts anderes, keine Macht der Welt, auch keine Welt voll feindlicher Mächte wird über unser Schicksal als Volk entscheiden. Die Welt ist rund und wird sich drehn, wer — lebt, wird sehn. Ob unser Volk dann noch lebt als Volk, als waches und wehrhaftes, seines Wertes und seiner Würde bewußtes Volk lebt —: das, nur das ist in Wahrheit unsere Schicksalsfrage. Denn nicht ein blindes, blödes Fatum richtet an uns die Frage, sondern Gott, der Geist und Wille ist.



Auf der Warte

Erkennen, nicht verzweifeln!

Haben wir eine richtige Vorstellung von dem, was sich auf der großen Weltbühne wirklich jetzt nicht nur abspielt, sondern auch anbahnt? Wir dürfen, wenn wir über unser eigenes Schicksal hinauskommen wollen — und gerade dann! — nicht nur an dieses denken, nicht uns aus dem großen Zusammenhange loslösen. Daß wir uns einbildeten, wir könnten für uns allein ein Idyll leben, brauchten uns um die Händel der Welt nicht viel zu kümmern, — dieser satte, dumme Philisterwahn hat uns ja ins Verderben taumeln lassen. — Ist die Rechnung unserer Feinde am Ende nicht doch eine falsche Rechnung? Hat sie nicht falsche Voranschläge, die wir uns zunutze machen können?

In der „Deutschen Ztg." versucht Dr. Ulrich Kahrstedt den Nachweis, daß Lloyd George zwar verstanden habe, in genialer Verknüpfung von Kriegführung und Politik den Krieg an sein Ziel zu bringen, nicht aber sein Werk zu krönen, wie es der jüngere Pitt Napoleon gegenüber vermocht hat. „Der Walliser Bergwerkssohn hat nicht den Weitblick, der auch an die Enkel denkt, bewiesen, wie er den englischen Staatsmännern seit zwei Jahrhunderten sonst eigen ist: er hat als Erster die bewährte und gerade heute mit Naturnotwendigkeit vorgezeichnete Politik verlassen, zwar erst den jeweilig stärksten Festlandsstaat niederzuwerfen, dann aber, wenn er genügend geschwächt ist, die Meute der hungrigen Kleinen von ihm wegzujagen, um ihn als Gegengewicht gegen die übermütig gewordenen eigenen Verbündeten zu erhalten. Lloyd George hat am 7. Mai 1919 den schwersten Fehler gemacht, den die englische Politik seit Jahrhunderten begangen hat...

Die deutschen Zeitungen reden von der Bankerottmasse Wilsons, die französischen jubeln darüber, daß sie den lästigen Lehrmeister abgefertigt und übertrumpft haben. Die Vereinigten Staaten standen einer großen Gefahr gegenüber: daß die eine Machtgruppe in Europa so vollkommen siegen sollte, daß sie sich der amerikanischen Vormundschaft entwinden und dabei doch einen Dauer versprechenden Zustand in Europa herstellen konnte. Dann war der große Aufwand vertan: dann hatte man für Fremde die Kastanien aus dem Feuer geholt, um nach erfochtenem Siege aus Europa hinausmanövriert zu werden. Die amerikanische Politik hatte zwei Wege, dies zu verhindern: entweder der wirkliche Versöhnungsfrieden, der in Europa ein Gleichgewicht von Mächten übrig ließ, deren jede auch fernerhin nach Washington zu schielen gezwungen war, oder ein so unsinniger Gewaltfriede, daß auf Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte die Wiederkehr ruhiger Verhältnisse in Europa ausgeschlossen und der jederzeitigen amerikanischen Intervention Tür und Tor geöffnet war. Wilson hat erst den ersten Weg versucht, er ist dabei festgelaufen und die amerikanische Politik hat das Steuer herumgerissen und den entgegengesetzten Weg beschritten. Seit Wochen weicht sie allen Forderungen ihrer europäischen Verbündeten nach dem Prinzip, je absurder, desto besser. Sie hat jetzt die Klippe umschifft, daß ein haltbarer Triumph der Westmächte zustande kam: sie hat es zu Wege gebracht, daß ein Vertrag entworfen wurde, der eigentlich nur vom pathologischen Standpunkt aus Interesse hat, der durch sein eigenes Schwergewicht stürzen und in das Trümmerfeld immer wieder die amerikanische Hilfe hineinrufen wird. Im Staatsdepartement zu Washington reibt sich jemand die Hände, und wenn man ihm

die deutschen und französischen Zeitungen bringt, die mit Wehmut oder Triumph das hinausmanövrierte Amerika besprechen, wird er lächeln."

Das ist — politisch gedacht und hat darum eine große Wahrscheinlichkeit. Daß ein „Friede", der auch nur in seinen Grundzügen so aussieht, wie der uns zugemutete, kein Friede sein kann und sein wird, — die Vereinigten Staaten, ihr Präsident, dann erst recht von den verschiedenen Parteien benötigt werden und umworben sein wird, liegt auf der flachen Hand. Den Franzosen wird nach dem „Triumph" über Deutschland und nachdem sie von dem kastrierten Deutschland keine Männlichkeit mehr zu fürchten haben, der Kamm derart schwellen, daß sie auch englische Hühneraugen nicht immer schonen werden. Die Slaven werden sich mit den Italienern und mit anderen, aber auch den eigenen Rassegenossen in den Haaren liegen und so fort bis zu den kleinsten Republiken jüngster Herstellung. Rußland aber wird ohne Zweifel, unter welchem Regierungssystem immer, zu einer Großmacht größter Wucht wieder erstarken. Dazu wird ihm sein durch keine Revolution beirrbares Nationalgefühl verhelfen, das selbst ein solcher Deutschenfreund und „Europäer", schärfster Kritiker der Schwächen seines Volkes, wie Turgenieff, niemals verleugnet hat, noch verleugnen konnte, weil er eben Russe war, wie der Engländer Engländer, der Franzose Franzose. Der deutsche überwiegende Mehrheitstyp will „international", „Kosmopolit" sein, das wird aber so aufgefaßt, als ob er „sich drücken", Mimikry machen, Geschäfte machen wolle, daß er moralisch feige, eigentlich ein charakterloser Lump sei. Wenn dieser Typ dem ähnlich geworden sein sollte, dann sollte niemals vergessen werden, wieviel am deutschen Volke gesündigt worden ist und zu welchem Schicksal es schon durch seine geographische Lage verurteilt war. Auch die hätte es überwinden können, der fränkisch-niedersächsische Vordrang nach Norden und Osten wies den Weg, — wenn nicht die Züge nach Welschland, Rom und sein Erbe gewesen wären. — Heute sind wir, wie die Christen in Rom, neronischen Lüsten preisgegeben. Haben wir auch ihren Bekennermut? ...

Es werden nicht Jahrzehnte verstreichen, bis wieder politische Wandlungen, neue Möglichkeiten eintreten. Nur leider in damit noch nicht gesagt, ob sie uns zum Heile ausschlagen werden. Wären die Deutschen ein politisch mündiges, ein national natürlich empfindendes, sich selbst bejahendes Volk, dann freilich brauchten wir auch heute noch lange nicht zu verzweifeln, dann würde uns die Glocke der Freiheit früher schlagen, als wir es heute ahnen. Die Glocke wird schlagen, aber ob wir auf ihren Ruf hören werden, ob wir ihm folgen werden, — das ist die bange, die schüttelnde Frage. Wer dürfte sie nach allem, was wir Lebenden nur erlebt haben, bejahen, — wenn nicht nach der äußerlichen, nur äußerlichen materialistischen Revolution eine innerliche Revolution eintritt? Die Revolution zum deutschen Weltgedanken, zur deutschen Freiheit und Gleichberechtigung! Was geschehen ist, war das Gegenteil, war ein Bekenntnis zum — Objekt.

Die Deutschen — ich verstehe darunter die bekannte triumphierende „überwiegende Mehrheit" — haben noch in günstiger Kriegslage sich den Feinden als Objekt angeboten, den Feinden, deren Wille ihnen jetzt wohl zum Bewußtsein durchgedrungen sein wird. Die Feinde haben daraus die Folgerungen gezogen, und die Deutschen haben die Folgen zu tragen. C'est tout, sagt der Franzose — unser Freund Clemenceau ...

J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Neue Kriegserklärung, neue Hungerblockade!

Nichts anderes bedeutet der uns ins Gesicht geschleuderte „Friedensvertrag". Allein im Osten sollen über zwei Millionen Deutsche der Fremdherrschaft preisgegeben werden, in ganz Deutschland etwa fünf Millionen! Der Gesamtverlust an Menschen würde sich natürlich noch erheblich höher beziffern, so daß wir nach dem

Frieden nicht mehr ein Volk von 70 Millionen wären, sondern nur noch eines von 60 Millionen.

Wenn man — diese Feststellung der „D. Z." verdient Beachtung — das Friedensinstrument genau durchliest, so merkt man sofort deutlich, welche Artikel von Frankreich und welche von England diktiert worden sind. Alle diejenigen Bedingungen, die Deutschland zerstückeln, sind von französischer Rachsucht eingegeben, die Bedingungen aber, die uns wirtschaftlich erdrosseln, hat englische Habgier ersonnen. Für die geradezu teuflische Rachsucht, die die Franzosen bei der Formulierung der Bedingungen geleitet hat, ist es unter anderem kennzeichnend, daß in einem der vielen Paragraphen des Vertrages die Ablieferung einer großen Anzahl von Milchkühen von Deutschland verlangt wird. Man will also die Hungerblockade gegen Deutschlands Kinder auch jetzt noch nicht nur aufrechterhalten, sondern verschärfen.

Dabei kann es keinem Zweifel unterliegen, daß selbst diese „Friedensbedingungen" genau so „gewissenhaft" von unseren Feinden ausgelegt und gehandhabt werden würden, wie die sogenannten Waffenstillstandsbedingungen und die berühmten „14 Punkte Wilsons". Nur Idioten oder schurkische Vaterlandsverräter können an die Unterzeichnung eines auch nur ähnlichen „Friedens" denken.

•

Bolschewismus so oder so

Jetzt fangen sie an zu begreifen — jetzt! Reichsminister Giesberts bekannte in Versailles über die sogenannten Friedensbedingungen: der Tag ihrer Überreichung sei „die größte Enttäuschung seines Lebens". Er habe bekanntlich ehrlich an Wilson und Amerika geglaubt. Daß Wilson diesen Pakt unterschreibe, beweise, daß er ebenso ein Höriger des amerikanischen Großkapitals sei wie der Arbeiterführer Gompers. Dieser sei ein gekaufter Lump. Das Verlangen des Vertrages, daß die deutsche Regierung sich den Sklavenhaltern des deutschen Volkes für die Rentenintereſſen internationaler Kapitalisten versklave und Deutschland bis aufs Blut aussauge, sei irrsinnig. Wenn das deutsche Volk so und so ausgeplündert werde, dann sei nur ein Weg: sofortige Verständigung mit Rußland, Umgestaltung auf bolschewistischer Grundlage, aber nach deutschen Ideen, dann Kampf, bis die Gerechtigkeit siegt. Alle innerpolitischen Folgerungen seien furchtlos zu ziehen.

Wollen wir denn Bolschewisten werden? So ist die Frage falsch gestellt. Es handelt sich ja gar nicht mehr darum, was wir wollen, sondern, was wir müssen. Wir haben, seitdem das deutsche Volk seine Waffe selbst zerbrochen, sich damit wehrlos jeder Beraubung, jeder Schändung an Leib und Seele und Ehre ausgeliefert, zum allgemeinen und öffentlichen Gebrauch preisgegeben hat (es gibt dafür ein Fremdwort!), keine Wahl, außer der zwischen schwersten Übeln. Die „überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes" war es ja doch — nicht wahr? — die das stürmisch begehrt und auch erreicht hat. Also müssen wir uns alle, auch die solchen Lüsten nicht nachgingen, damit abfinden. Da können wir uns doch nur für das von den Übeln entscheiden, welches wir immerhin noch leichter als das andere ertragen würden, uns die Aussicht auf eine frühere Überwindung oder Abschüttelung verspricht und nicht geradezu die eigenhändige Brandmarkung mit dem Sklaven- und Sträflingsstempel bedeutet. Wenn wir den unseren internierten Friedensgefangenen in Versailles überreichten „Friedensvertrag" unterzeichnen, dann brauchen wir uns um den Bolschewismus in Deutschland keine grauen Haare wachsen zu lassen. Der kommt dann ganz von selbst, totsicher, und ohne daß wir in der Lage wären, auf seinen inneren Aufbau „nach deutschen Ideen", wie Giesberts im Sinne hat, oder seine äußeren Erscheinungsformen einzuwirken. Er kommt als Katastrophe, ein Dieb in der Nacht, über uns. Wir sind dann nach außen und innen fertig. Von außen auch jeder weiteren Willkür unterworfen — denn es

gibt dann nur einen Willen für uns: den Willen unserer Besitzer — im Innern haben wir bald Millionen und Millionen von Arbeitslosen und nicht nur Lohnarbeitern. Die ganze Mittelklasse, der größte Teil der gebildeten Schichten wird durch Elend und Hunger, moralische Verzweiflung dem Bolschewismus in die Arme getrieben.

Wenn es denn schließlich doch, so oder so, auf den Bolschewismus hinauslaufen soll, dann ist der Bolschewismus immer noch vorzuziehen, den wir „nach deutschen Ideen" gestalten können und der nicht nur uns, sondern auch den unerschütterlichen Vampyren, die jeden Begriff von Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit schänden, wenn sie die Worte nur in den Mund nehmen, fürchterlich wird! Wir drohen nicht, aus unseren Knochen erst, die sie mit ihrer triefenden „Menschlichkeit" lebendig verscharren wollen, wird uns der Rächer erstehen! Gr.

*

Parteien

Wir müssen den Rätegedanken mit in die Verfassung hineinarbeiten, er kann und wird, wenn er richtig durchgeführt wird, einen heilsamen Einfluß auf die Entwicklung unseres Staatslebens ausüben." Auf diesen Standpunkt stellte sich Prof. Dr. Otto Hoetzsch in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage.

Prof. Dr. Hoetzsch ist eine der leitenden Kräfte der „Kreuzzeitung". Unter dem „Rätegedanken" läßt sich vieles denken, zumal „wenn er richtig durchgeführt wird". Aber jeder, der es hört, denkt bei dem Worte „Räte" an die russischen Räte und die ihnen nachgeäfften deutschen „Arbeiter- und Soldatenräte", und von diesen will ja auch wohl der Herr Vortragende ausgehen.

Dann ist aber das Entgegenkommen eines leitenden Mannes der „Kreuzzeitung" nach der genau entgegengesetzten Richtung für mein Empfinden — mein sachlicher Standpunkt zu dieser Frage bleibt hier unberührt — ein sehr weitgehendes, eigentlich alles Mögliche, denn mehr dürften von einem Vertreter des erzkonservativen Gedankens auch die Anhänger des für Deutschland zur Zeit angestrebten Rätegedankens billigerweise nicht verlangen.

Es gibt auch einen „Rätegedanken", an den schon deshalb anzuknüpfen wäre, weil er ein deutscher Gedanke ist, weil er schon von den alten Deutschen „hineingearbeitet" und „verankert" war. Herr Professor Hoetzsch ist Geschichtsprofessor und wird daher mit Recht eine Belehrung darüber nicht erwarten. Was ich sagen wollte, ist nur dies: Unabweisbaren Forderungen der Entwicklung, eines heraufsteigenden neuen Tages — „Zeit" wäre im geschichtsphilosophischen Sinne zu viel gesagt — Rechnung tragen, ja ihnen vorbeugend zuvorkommen, ist gut und weise. Aber als wahr erkannte und bis zuletzt gehegte Grundanschauungen durch Kompromisselei trüben und verwässern, ist unklug und nicht einmal schön.

Kompromisse sind eine unabänderliche Notwendigkeit, das ganze menschliche Leben ist ja nur ein fortgesetztes Kompromiß, und wohl dem, der es auch mit Freund Hein beizeiten schließt. Aber Kompromisselei ist etwas anderes, und der andere sieht darin auch anderes, nämlich: im trüben fischen. Er merkt die Absicht und er wird verstimmt.

Viele Jahre vor dem Kriege stand ich den Herren von der Kreuzzeitungspartei, und nicht nur diesen, viel zu weit links, war in diesen Kreisen auf mich das Wort geprägt: „christlicher Sozialdemokrat", sogar „schlimmer als Sozialdemokrat". Heute wieder stehe ich vielen viel zu rechts. In Geduld und Ergebenheit harre ich nun des Tages, der mich wieder nach links befördert. Und so fort, wie sich gerade das politische Glücksrad der Parteien dreht.

Ich kann dazu nichts tun, kann's nicht ändern, wenn andere Leute so oder so über meine „politische Richtung" urteilen — meist urteilen sie entgegengesetzt. Es allen recht zu machen, brauche ich nicht erst aufzugeben, denn ich habe mich nie darum bemüht. Nur um eines habe ich mich in meinem öffentlichen Wirken bemüht: mir selbst treu zu bleiben, das zu sagen, was ich nach meinem

besten Wissen und Gewissen für richtig hielt. Von Fall zu Fall, nicht nach Rücksichten auf die eine oder andere Partei. Für das deutsche Parteiwesen und seinen leidenschaftlichen Betrieb fehlt mir, das gestehe ich offen, das Organ. Vielleicht ist das bei dem geborenen Balten ein Geburtsfehler. Vielleicht hat aber eine gütige Natur diesen Mangel dadurch in einigermaßen ausgeglichen, daß sie mir ein um so leidenschaftlicheres Fühlen für mein deutsches Volk in die Wiege gelegt hat. Dem diene ich, nicht Fürsten, nicht Parteien. Außer Gott — keinem andern.

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Zoologisches

Zu ihrer Belehrung und Unterhaltung auf zoologischem Gebiete haben sich die Franzosen aus Deutschland eine Menagerie kommen lassen. „Seit heute," berichtet W. Scheuermann unter dem 4. Mai des Heils- und Revolutionsjahres 1919 aus Versailles, „sind die anderthalb den Deutschen überlassenen Straßenzüge durch Palisaden eingezäunt. Die Deutschen müssen wie Tiere hinter Pferchen auf dem Straßendamm gehen, während die Bürgersteige für die Franzosen vorbehalten sind. Das Vorhandensein dieser Palisaden wirkt aufreizend auf die bisher leidlich ruhige Einwohnerschaft, zumal massenhaft Pariser Neugierige herausströmen zur Besichtigung des Käfigs der Boches."

Ein Insasse des Käfigs hat dagegen gemurrt, Graf Brockdorff-Rantzau. „Was sagen Sie dazu?" fragte ihn der Berichterstatter des „B. T.". „Ich habe dagegen protestiert", erwiderte mannhaft der Graf malgré lui. Er hat „protestiert". Sonst noch was gefällig?

Gr.

*

Alte Ladenhüter

Wird es nicht endlich einmal, fragt Otto Graf Moltke im „Tag", einen „veredelten", geisterzeugten Sozialismus geben statt der haarspaltenden und doch mit Haut und Haar der gröbsten utilitarischen Mechanik, der längst überwundenen materialisierenden Atomistik ergebenen Marxismus? . . . Jene Lehre von der alles bestimmenden Gewalt der ökonomischen Zustände in Staat und Gesellschaft; von dem materiellen Sein, das angeblich das seelische Bewußtsein bestimmen soll, statt umgekehrt; von dem Menschen als einem reinen Produkt seiner Umgebung und der auf ihn einwirkenden wirtschaftlichen Einflüsse; von den für die Arbeiter unproduktiven, weil überschießenden „Mehrwerten"; von der „industriellen Reservearmee" und der „Verelendung" des Proletariats. Das sind Weisheiten von vorgestern, wenn es überhaupt je Weisheiten und Wahrheiten waren. Heute, wo die Arbeiterschaft festgeordnet und -gegliedert dasteht, wo sie eine Organisation in allen Kulturländern besitzt, wie neben ihr nur noch die von der Societas Jesu geleitete oder doch inspirierte Universal-Kirche, wo in dem einst blühendsten Staatswesen neben Herrn Erzberger Herr Scheidemann die Geschicke des Landes und Volkes bestimmt — beide ihrerseits wiederum Marionetten in geschickteren Händen —, wo ist da etwas von der Marxschen „Akkumulation des Elends" in den „Hütten der Proletarier" zu merken? Gehungert haben alle Angehörigen des Staates, der verschiedensten Stände. Und der Mittelstand — der Kleinbürger und Handwerker — weit mehr als der Arbeiter. Die viel beschriene Lohndrückerei ist zwar stärker und fühlbarer denn je zuvor, aber die lastet auf dem Arbeitgeber, nicht auf dem Arbeitnehmer.

Also mit den alten theoretischen Ladenhütern und Dogmen des klassenbewußten Volkes soll man uns nicht mehr kommen, um der Revolution ein wissenschaftliches, auf Prinzipien gegründetes Gewand innerer Berechtigung umzuhängen. Damit lockt man keinen Hund mehr vom Ofen. Viel ehrlicher jener, der gestand: „Der Magen hat bei uns das Herz und den Verstand besiegt." . . .

*

Für was wir Steuern zahlen

Die Schäden, die durch die Tumulte der Spartakisten, Kommunisten und Genossen in Groß-Berlin entstanden sind, hatte man auf rund 250 Millionen Mark berechnet. Jetzt stellt sich unter Zugrundelegung der neuesten Forderungen der Bauarbeiter heraus, daß sie viel zu gering eingeschätzt worden sind und mindestens 360 Millionen Mark betragen sollen.

Das ist der Schaden in Berlin allein, — auf wie viele Milliarden wird er wohl für das ganze Reich geschätzt werden müssen? — Aber der Bürger weiß doch wenigstens, für was er Steuern zahlt.

*

Liebesgaben

Wie ist in der kaiserlichen Zeit — mit Recht oder Unrecht, sei hier dahingestellt — über die „Liebesgaben“ an die „Agrarier“, die „Junker“ geklagt und gehöhnt worden! Nun haben wir die kaiserlose, die herrliche Zeit — ich für mein Teil halte es immer noch mit Schiller —, aber sind darum die Liebesgaben eingestellt oder werden sie für das Gemeinwohl zweckmäßiger verteilt?

In der kaiserlichen Zeit dienten sie der Förderung der Landwirtschaft, also der Gütererzeugung, und zwar der allerunentbehrlichsten. Sie wurden also produktiv angelegt. Nun darf aber wohl, bei aller gebührenden Hochachtung, die bescheidene Frage aufgeworfen werden, welche Güter eigentlich von den Arbeiter- und Soldatenräten erzeugt, oder welche produktiven Leistungen sonst von ihnen erfüllt werden? Denn heute sind ja diese Räte die Empfänger der Liebesgaben.

Der preußische Finanzminister, Herr Dr. Südekum, hat zwar behauptet, im allgemeinen würde den Räten nur der entgangene Arbeitsverdienst vergütet. Demgegenüber ist aber festgestellt worden, daß jedenfalls sehr zahlreiche Räte ein Grund-„Gehalt“ von 25 ℳ für den Tag, also 9000 ℳ für das Jahr, außerdem aber noch besondere Entschädigungen für „Aufwand“ irgendwelcher Art erhalten, und es herrscht die nicht ganz unbegründete Meinung, daß eine derartige „Entschädigung“ nicht eben zu den Ausnahmen zählt.

Nun, das wäre immerhin eine klare, wenn auch eine Rechnung, die zwar den Neid der besitzlosen Klasse, nicht aber die Begeisterung der dafür herangenommenen Steuerzahler erwecken könnte. Diese sind und bleiben nun einmal gerade die Klassen, die schon im Frieden es schwerer als alle anderen hatten, sich in ihrer bescheiden-anständigen, redlichen Lebenshaltung zu behaupten; die im Kriege von dem Wenigen noch viel, wenn nicht alles, verloren haben, und die auch keine Revolutionsgewinnler sind. Ein Kinderglaube, daß sich das Großkapital fassen ließe, solange nicht die deutsche sozialistische Republik die ganze kapitalistische Welt sich unterworfen und annektiert hat!

Aber das dürfte man wohl von einer demokratischen, sozialistischen Regierung erwarten, daß wenn sie schon Liebesgaben auf anderer Kosten zu verteilen den dunklen Drang verspürt, dann doch ihre Geschäftsbücher offenlegt und nicht dem Verdachte Vorschub leistet, daß sie etwa geheimnisvolle Privatkonten führe, die man in der kaiserlichen Zeit als „Reptilienfond“ oder „Konto Korruption“ bezeichnet hat und ohne Scheu bezeichnen durfte. Nun ist uns aber vom Regierungstische erklärt worden, die Ausgaben für die Arbeiterräte würden außerhalb des Etats verrechnet!

Was heißt das? Was gibt es für die Verwalter einer Staatswirtschaft „außerhalb des Etats“ dieser Wirtschaft zu verrechnen? — Das ist eine sehr trübe Rede, die bedenklich an die Ausflucht des Tintenfisches erinnert, der sie auch nur durch die ihm eigene Gabe findet, das Gewässer um sich herum zu trüben und unter dieser Schutzvorrichtung unliebsamen Auseinandersetzungen zu entschlüpfen. Wir bringen ja der peinlichen Lage, in der sich die sozialistische Regierung den Räten gegenüber befindet, alles nur menschliche Verständnis entgegen, wir wollen auch schon ein Auge zudrücken, aber — erst

sehen! Also — nur Mut! — was kostet die Schoose? Gr.

*

Nationaltrauer, nicht Nationalfeier

Mit ihrem Beschluß, den 1. Mai zu einem Nationalfeiertag zu erheben, hat die Nationalversammlung einen bedenklichen Beweis ihrer politischen Befähigung erbracht, und es nimmt einen baß wunder, daß Männer wie Payer dabei Gevatter gestanden sind. Im Ausland wird man anfangen, sich zu fragen, ob denn die Deutschen noch richtig im Kopf sind oder ob es ihnen noch so wohl zumute ist, daß sie nichts Gescheiteres tun können, als erst einen Nationalfeiertag unter Dach zu bringen. Im Inland wird man den Antrag und den Beschluß als blutigen Hohn, wenn nicht als Schlag ins Gesicht empfinden.

Denn der 1. Mai war nun einmal zugestandenermaßen Kampffeiertag und ist somit jetzt in erster Linie Siegesfeiertag der Revolution. Daran läßt sich nichts deuteln. Man braucht aber kein Gegner der Sozialdemokratie zu sein und wird doch angesichts der bisherigen Segnungen der Revolution es als ungeheuerliche Zumutung ansehen dürfen, diese feiern zu müssen, ehe festgestellt werden kann, daß sie wirklich zum Heil des Volkes ausgeschlagen hat. Die Botschaft hört man wohl, allein es fehlt der Glaube. Bewußten Gegnern der Revolution, und das sind nicht bloß viele einzelne, sondern ganze Parteien, wird zumute sein, wie den gefangenen Juden zu Babylon: „Unsre Harfen hingen wir an die Weiden, die dort waren; denn dort begehrten, die uns gefangen führten, Lieder von uns und in unsrer Trauer Fröhlichkeit.“ G. R.

*

Ekel

Aus einer längeren Folge, „Zimmer- und Freilichtaufnahmen der Revolution in Hessen“, von Dr. Wolfhardt in der „Deutschen Zeitung“:

Das Gefangenenlager. Einst war darin straffe Zucht, und unsere Wachleute hielten auf Ordnung, wenn sie auch oft ihren Wachbefohlenen gegenüber unrecht bekamen. Sehr zu Unrecht, in jedem Betracht. [

Doch wie schaut es jetzt aus? Es ist ein Bienenhaus geworden. Belgier, Franzosen, Italiener, Russen ziehen ein und ziehen aus. Und **Weiber** ziehen mit. **Deutsche Weiber.** Schamlose Szenen geschahen in Stadt und Straßen. Für eine Tafel Schokolade verkauft manch Schandweib seine „Ehre“, aber auch die Achtung vor unserm Volke. Wie sie höhnisch grinsen, die fremden Männer! Wie wohlgenährt und wie gut sie gepflegt sind! Unsere Volksgenossen aber fronen draußen in Feindesland, sterben wie die Mücken an Hunger und Heimweh ... Ein Trupp Franzosen rückt mit der Trikolore ab. Ein deutsches Weibsmensch stürzt sich in ihre Schar hinein, umhalst und drückt ihren „Bräutigam“. Eine andere verschwindet mit einem Engländer in einem Hofraum. Sie wird aber von empörten Leuten herausgeholt und furchtbar verprügelt. Die Zeitung stellt die entarteten Menscher an den Pranger. Bürde ohne Würde. Brrr! der Ekel steigt einem zum Halse herauf, schuckert vom Scheitel bis zum Zeh. — —

In Rheinhessen soll in einem Dorfe das mit Recht so beliebte, zeitgemäße Maskenkränzchen stattfinden. „Das närrische und bestußte Komitee“ möchte „männiglich“ und „weibiglich“ dazu einladen. Der französische Befehlshaber verbietet es, und mit welcher Geste!

„**Frankreich trauert um seine Söhne.** Da ist keine Zeit zum Mummenschanz. Deutschland hätte allen Grund, ein gleiches zu tun.“ Wie zischte die Peitsche — wie saß der Hieb, Schmach über Schmach!

*

Wie man die Gefallenen ehrt

In einem Badestädtchen des Taunus, in dem die Vereinsfestlichkeiten einen Umfang genommen haben, wie kaum anderwärts, hielt der Präsident eine Ansprache, deren Schluß lautete: „Und nun, meine verehrten Damen und Herren, möchte ich Sie auffordern,

zu Ehren unserer Vereinsmitglieder, die Blut und Leben auf fremder Erde für uns gelassen haben, sich von den Sitzen zu erheben." Es geschieht. „Ich danke Ihnen. Und nun treten wir in den gemütlichen Teil des Abends über. Ich möchte Sie bitten, die närrischen Kopfbedeckungen aufzusetzen und für einige Augenblicke den humoristischen Vorträgen unserer bewährten Vereinsgenossen Meier und Müller Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Daran wird sich, was unsern Damen besonders willkommen sein dürfte, ein fideles Tänzchen anschließen." Bl.

*

Kriegsgesellschaften

Aus diesem längst übergelaufenen Fasse sendet der Direktor einer landwirtschaftlichen Brauerei der „Köln. Ztg." folgende Stichprobe:

„Die zuständigen Kriegsgesellschaften erlauben den landwirtschaftlichen Brauereien nicht, das ihnen gesetzlich zugewiesene, durch Steuerbeamte genauestens kontrollierte Quantum Braugerste ihrer eigenen Landwirtschaft zu entnehmen. Die Brauerei muß ihre Gerste vom Boden auf den Wagen, vom Hof zur Bahn, von ihrem Wagen auf den Eisenbahnwagen bringen, der sie dann spazieren fährt. Dann muß die Brauerei Mahnbriefe schreiben, um ihr Geld zu bekommen, muß aber die ihr zu liefernde Gerste monatelang im voraus bezahlen, muß zahllose Bittbriefe um Lieferung der Gerste schreiben, der Chef muß schließlich persönlich nach Berlin fahren. Endlich kommt die Gerste, muß wieder aus dem Eisenbahnwagen geladen, auf den Hof gefahren und auf den Boden gebracht werden. Die günstige Winterzeit für die Mälzerei ist vielleicht inzwischen verstrichen, der Darrbetrieb muß mehrmals unterbrochen werden, und schließlich ist es nicht die in jahrelanger Mühe gezüchtete Spezialgerste, sondern irgendeine vielleicht weit weniger geeignete Sorte. Wer unnötige Transporte verursacht, versündigt sich am Vaterland. Inzwischen haben aber die Kriegsgesellschaften und ihre Agenten an Zinsen und Provisionen verdient!"

Kleine Anfrage: Was hat eigentlich die Revolution und die Revolutionsregierung in den sechs Monaten ihrer Wirksamkeit an diesen Zuständen geändert? Insoweit sie nicht sie verschlechtert und „verankert" hat?

*

Besteuerung des Glücksspiels?

In Berlin schießen die Spielklubs wie Pilze hervor. Der tägliche, oder besser nächtliche Umsatz geht ins Märchenhafte. So hat einer dieser Klubs, für dessen Inneneinrichtung 70 000 Mark ausgegeben worden sind, eine durchschnittliche Tageseinnahme allein aus Kartengeldern in Höhe von mindestens 6000 Mark erzielt.

Die Behörden sind gegen dieses Treiben machtlos. Der Charlottenburger Polizeipräsident, ein Sozialdemokrat, sieht die einzige Möglichkeit, das Übel einzuschränken, darin, daß der Staat sich entschließt, Vereinen, in denen Glücksspiele getrieben werden, Konzessionszwang aufzuerlegen. Bei Erteilung derartiger Konzessionen müßte streng darauf geachtet werden, daß nur vollkommen einwandfreie Vereine die Spielerlaubnis erhalten. Gleichzeitig mit der Konzessionierung sei unbedingt eine scharfe Besteuerung vorzunehmen.

Sachverständige schätzen, daß eine solche Besteuerung jährlich mindestens 300 Millionen Mark einbringen würde. Erhebend ist es gewiß nicht, wenn auf diese Art dem Glücksspiel offizielle Daseinsberechtigung zuerkannt wird. Aber da nun einmal keine Möglichkeit besteht, das Laster auszurotten, sollte man nicht zögern, ihm wenigstens das Gewicht einer tüchtigen Steuer anzuhängen.

*

Kehre zurück!

Fürst Bülow, der frühere Reichskanzler, hat durch Vermittlung römischer Freunde die italienische Regierung um die Erlaubnis gebeten, sofort nach Friedensschluß seine römische Villa Malta bewohnen zu dürfen.

On revient toujours à ses premiers amours.

Dämmert's?

Im „Berliner Tageblatt" stand — in recht unauffälliger Form — eine recht auffällige Bekanntmachung: es wurde gebeten, demokratische Parteizuschriften nicht mehr an Herrn Theodor Wolff zu richten, sondern an das demokratische Bureau, da Herr Theodor Wolff dem Vorstande der demokratischen Partei nicht mehr angehöre. Mit anderen Worten: der Chefredakteur des „Berliner Tageblattes" ist aus dem Vorstande der Demokratischen Partei ausgeschieden.

*

Die Frage nach dem Religionsbekenntnis

Nach der neuen Reichsverfassung soll in Zukunft niemand mehr über seine Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft befragt, das Religionsbekenntnis überhaupt nicht mehr festgestellt und unter keinen Umständen berücksichtigt werden. Von demokratischer Seite wurde gefordert, daß schon jetzt im Verordnungswege aus den Beamten- und Soldatenlisten die Spalte Religionsbekenntnis beseitigt wird.

Auf die Dauer wird es unmöglich sein, die Gegensätze des Bekenntnisses in Deutschland ganz außer Betracht zu lassen. Bedenkliche Folgen würden entstehen, wenn man in eine rein katholische Gegend vorwiegend protestantische Beamte schicken wollte oder umgekehrt. Noch bedenklicher wäre es, jüdische Richter in größerer Zahl da einzusetzen, wo erhebliche Teile der Bevölkerung dem jüdischen Stamme angehören. Friedrich Althoff, der frühere Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium, erzählte einmal, daß er bemerkte, wie der Professor Senator von der medizinischen Fakultät der Berliner Universität, der Jude war, acht jüdische Assistenten und keinen einzigen nichtjüdischen berufen hatte. Althoff machte ihm klar, daß eine derartige Einseitigkeit Anstoß erregen müsse, und Senator sah sich veranlaßt, auch einige nichtjüdische Assistenten anzustellen. Sollte in Zukunft die Frage nach dem Religionsbekenntnis wirklich unzulässig sein oder gar verboten werden, so würden bald bedenkliche Mißstände nach Abhilfe schreien. Ob den Beteiligten damit gedient wäre? D.

*

„Zuckerzigarren"

Einen geistreichen Vergleich hat sich der Herr Ernährungsminister geleistet. Darüber zur Rede gestellt, daß die Lieferung des Verbrauchszuckers allenthalben zu stocken beginne, während hingegen die Bonbonfabriken unverkürzt beliefert würden, stellte er als Entgegnung die Frage, ob denn wohl jemand wünsche, daß die Zigarreneinfuhr verboten würde. Nun, die Bonbons seien die Zigarren der Frauen! Der Herr Ernährungsminister übersieht anscheinend die einfache Tatsache, daß es sich bei der Zigarreneinfuhr um eine reine Annehmlichkeit handelt, während beim Zucker diese Annehmlichkeit nur auf Kosten der Volksernährung erworben werden kann. Und im übrigen dürfte es wohl für manch einen erstaunlich sein, daß auch das neue Regiment sich zum Beschützer von Luxusbedürfnissen hergibt. Denn das Pfund Bonbon zu 12—20 M ist doch wohl Luxus? Oder meint man, daß das bei den heutigen Einkommensverhältnissen der handarbeitenden Schichten kein Geld mehr ist?

Aber der Minister übersieht auch, daß nichtrauchende Frauen heute schon fast zu den Seltenheiten zählen, und daß gerade die passioniertesten Zigarettenraucherinnen meist die besten Kundinnen der Bonbonswucherer sind. K.

Wegen der bekannten Unruhen und dadurch bedingten Verkehrsstörungen mußte das Maiheft verspätet ausgegeben werden.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



A. König



XXI. Jahrg. Juli 1919 Heft 13

Wer ist Wilson?

Von Dr. E. Voigtländer

Die Welt ist wieder einmal um eine Illusion ärmer geworden. Die Völker haben in dieser an Idealen armen Zeit wieder einmal einen Glauben verloren. Welcher Name ist auf tausend blutigen Schlachtfeldern, in tausend Schützengräben, in verwaisten Familien, bei Verzweifelten und Verlassenen während der letzten blutigen Jahre andächtiger und gläubiger genannt worden als der Name Wilson! Heute verbleicht das Bild des Friedensbringers — wie die Welt ihn sah und hoffte — hinter der finsteren Gestalt des Kerkermeisters" ... So ertönt die Klage der sich betrogen Wähnenden, weil sie geglaubt hatten, an einen Menschen geglaubt hatten, einen Menschen als Friedensbringer fast vergotteten, als möglichen Welterlöser priesen, und nun ihre Hoffnungen, ihre Illusionen jäh zerschellt sehen, weil sie sich das nicht unter dem Frieden der Gerechtigkeit vorgestellt hatten. — Dennoch ist der, den die Enttäuschten nun Heuchler, Betrüger, Scharlatan nennen, während andere heimlich immer noch hoffen, das alles nicht. Der ist weder ein Betrüger, noch ein Scharlatan, noch ein Heuchler, der ein Prinzip, sein Prinzip, so restlos durchsetzt und weiter verfolgt, wie er. Der Friedensvertrag von Versailles ist durchaus das Werk Wilsonschen Geistes, von seiner Zustimmung getragen, und er ist keine Abweichung seines Prinzips, sondern seine Vollstreckung. Nein, Herr Wilson steht jetzt am Ziel, er verwirklicht das Prinzip der absoluten Gerechtigkeit, die Lehre,

daß dieser Völkerbund den dauernden Frieden gewährleiste, er hat sein Volk zum Kreuzzug gegen jeden Widerstand gegen dieses Prinzip und diese Lehre aufgerufen, um dieses Prinzips willen hat er den Krieg immer wieder verlängert, immer neue Opfer gefordert, an seinem Willen hängen die 10 Millionen Todesopfer, und nun krönt er sein Werk mit diesem Vertrag der Gerechtigkeit seines Geistes. Warum klagt ihr nun, ihr deutschen Pazifisten und Idealisten, die ihr die Todesopfer des Krieges selbst nicht für zuviel erklärt habt, in Hinblick auf das hohe Ziel? Ihr habt es euch anders vorgestellt? Ihr nennt diesen Frieden einen imperialistischen Machtfrieden? Seht ihr denn nicht, daß Wilson an dem Ziel angelangt ist, das er unbeirrt im Auge hatte, ohne den Todesschrei der Menschenseelen und Völker zu hören? Denn was hören die „Geistiggerichteten" auf die Seelen, was ist dem Geist das Leben? Über Länder, über Menschen, über Völker hinweg bläst der eiskalte Hauch des Geistes und seines Prinzips der Gerechtigkeit in gereinigter Klarheit, ungetrübt von dem, was atmet, fühlt und liebt. Auch der Haß ist erstorben in ihm, wohl aber weiß er den Haß sich zum Diener zu machen. Aus Haß und kalter Gerechtigkeit ist der Friedensvertrag zusammengesetzt, warum schreckt ihr nun davor zurück, warum glaubt ihr sogar, Wilson tragische Züge dessen, der sein Werk nicht vollenden konnte, zuzuschreiben? Er hat ja sein Werk vollendet, er vernichtet seinen Feind, Deutschland war sein Feind, Deutschland war der Widerstand gegen sein Prinzip. Warum sucht ihr nun nach der Erklärung, daß der Imperialismus Wilson überwältigt habe, nein, er ist nicht überwältigt, er glaubt doch in Deutschland jeden Keim künftiger Kriege zu vernichten, und nun — er folgt nur dem Prinzip der reinen Gerechtigkeit, das alles Menschliche, alles Lebendige dahinten läßt. Und nun schreit ihr auf in eurer getroffenen Menschlichkeit, und dabei handelt Wilson doch nur logisch und seinem Prinzip gemäß. Ihr deutschen Pazifisten und Idealisten, die ihr ihm zustimmtet, ihr habt doch selbst oft genug behauptet, daß Deutschland schuld am Kriege sei, daß sein unmenschliches System die Welt bedrohe, daß die Welt sich mit Recht bedroht fühle, warum glaubt ihr nun einen Widerspruch zu sehen zwischen dem, was ihr von Wilson erwartet habt, und dem, was er tut? Da ist kein Widerspruch, da ist lückenlose Logik. Und dennoch, das habt ihr natürlich nicht gewollt, daß Menschen, daß deutsche Menschen so gequält und gemartert werden, Deutschlands Vernichtung habt ihr nicht gewollt, ihr wolltet nur Deutschlands Reinigung. Das habt ihr gemeint. Alles, was euch an Deutschland störte, was ihr als falsch, schlecht und ideenlos an Deutschland empfandet, das nanntet ihr den Militarismus und das unmenschliche Gewaltprinzip, und davon wolltet ihr Deutschland reinigen. Ihr suchtet die Idee, ihr saht sie nicht, ihr littet unter der scheinbaren Ideenlosigkeit Deutschlands, und darum begrüßtet ihr die Zuchtrute der Niederlage für Deutschland und glaubtet, nun sei es genug, nun würde die Idee, die „herrliche" Idee Wilsons verwirklicht, unter der auch für Deutschland unter den Völkern Europas ein neues Leben erstehen könnte. Und nun, fällt nun die Binde von den Augen, seht ihr nun, geht euch nun nicht an dem furchtbaren Widerspruch der Wirklichkeit und dessen, was ihr von Wilson erhofft hattet, die Wahrheit auf? Wie wenn nun Wilson gar nicht die Idee gemeint hat,

die ihr ihm unterschobt, wenn nun hier eine Verwechslung vorliegt, eine furchtbare Verwechslung, die Verwechslung von Prinzip, Theorie und Idee? Was ist die Idee? Sie ist ein ewiges Ziel, sie ruft zur Verwirklichung auf, sie ist immer da, sie wird mit jedem Menschen neu geboren, als sein Ziel, als seine Aufgabe, sein Ruf, sein Beruf, sie ist ewige Aufgabe, aber nie verwirklicht, ewige Lockung der Aktivität, aber nie erreicht und nie erreichbar, aber darum gerade immer lebendig, immer bewegend, immer neu. Aber die ewige lebendige Idee wird zum kalten, toten, mörderischen Prinzip, das abstrakt und gleichgültig über alles Menschliche hinweggeht, wenn sie mit Gewalt verwirklicht, verendlicht, erzielt werden soll. Dann schlägt sie um und wird aus der Quelle des Lebens, aus dem ständigen Quell aller schöpferischen Erneuerung die Ursache des Chaos, der Vernichtung, des kalten, grausamen Mordes. Und nun, fallen nun die letzten Schleier von den Augen, das ist in den letzten vier Jahren geschehen. 10 Millionen Männer sind gefallen, haben sich geopfert, der Wohlstand aller Länder Europas ist vernichtet, die Menschlichkeit zerrüttet, Wahnsinn und Verbrechen herrschen, und das, weil die Menschen glaubten, einer Idee sich zu opfern, von einer Idee gelockt in den Kampf zu ziehen, und es war doch nur das kalte Prinzip, das sie verwechselt hatten. Und weiter, Deutsche, seht auf Deutschland, und seht nun den Sinn dessen, was es getan hat, und was ihr getan habt! Deutschland hat einmal der Welt die ewige Idee des Friedens geschenkt, und Deutschland hat sich in diesem Kriege dieser Idee geopfert. Es hat sich gereinigt. Deutschland hat im Laufe des Krieges das Machtprinzip in sich vollständig überwunden, es hat allein jedem nationalen Egoismus entsagt, während ringsumher der nationale Egoismus Orgien feierte, Deutsche haben in den Deutschen, die das Machtprinzip vertraten, ihren schlimmsten Feind gesehen und im Laufe des Krieges ihren Einfluß immer mehr zurückgedrängt. Deutsche haben jeden Vorteil materieller Art für Deutschland bekämpft und leidenschaftlich abgelehnt. Deutschland sah hinweg über die ehrlose Art, mit der es bekämpft wurde, es vertraute dem Feind, es hörte nicht auf die, die wußten und warnten, Deutsche haben mit ehrlichem und leidenschaftlichem Schmerz alles das als unerhörte Schmach empfunden, was scheinbar von Deutschland an Rechtsverletzungen begangen wurde, sie vergrößerten den Splitter im eigenen Auge zum Balken und sahen nicht das an, was der Feind ihnen an hundertfachem Unrecht tat. Deutsche beschuldigten Deutschland der Schuld am Kriege. Und jetzt wird es klar, in Deutschland hat unbewußt die Idee gelebt, und es ist ihr geopfert worden. Jetzt wird der metaphysische Sinn des Krieges offenbar, der Gott zeigt sich, der uns geführt hat, der in uns allen lebte in unserer Blindheit. Jetzt müssen wir ihn erkennen und der Welt klarmachen, allen denen klar machen, die auch unter dem Gesetz des Gottes standen und ihm opferten. Die Welt hat gekämpft um das Glücksziel des ewigen Friedens, sie hat ihn herabzwingen wollen, und was hat sie erreicht? Zerstörung, Wahnsinn, Chaos überall. Das ist die furchtbare Lehre des Krieges, daß der Mensch das Ewige nicht zwingen kann, daß das Phantom absoluter irdischer Glückseligkeit die Völker Europas genarrt hat, und daß das Erwachen aus diesem Traum die Menschen wieder dahin führen muß, was sie unbewußt gesucht hatten, zu Gott. Es muß jetzt endlich die Ursache

des Elends darin erkannt werden, daß, weil die Menschen die Welt verbessern, endgültig ordnen wollten, weil sie das immer ewige Ziel, das Ideal, herabzwingen wollten ins Diesseits, weil sie die Verwirklichung dieses Zieles als materielle Glückseligkeit verstanden, darum verkehrt es sich so furchtbar, darum zerfleischen sich die Menschen und fügen sich alles nur denkbare Unglück zu. Darum wird der Sinn zum Unsinn, das Glück zum Unglück, das Ideal zur Fratze, der ewige Friede zum ewigen Krieg.

Und nun müssen alle die umkehren und müssen die ewige Idee hinter der Wirklichkeit erkennen und verkünden, die sie immer gemeint, aber mit falschen Mitteln gesucht haben. Sie müssen erkennen, daß schöpferische Erneuerung des Lebens nur aus seinen ewigen Quellen kommt, und die liegen im Jenseits und strömen ins Diesseits. Das Diesseits kann nur erbaut werden auf dem ewigen Grund des Jenseits. Das ist die Lehre des Krieges, und wir als Deutsche müssen sie ergreifen, wir haben das meiste darum gelitten und sind das Opfer geworden. Man haßt in uns diese ewige lebendige Idee, aber die können sie nicht totschlagen, und darum haben sie immer noch Angst vor uns. Soll ein Volk die Schuld der Welt zu Ende tragen? Alle die Deutschen, die aus schmerzlichem Irrtum die deutsche Schuld am Krieg behauptet haben, sie haben die Ehrenpflicht vor ihrem gemarterten Volk, vor der Menschlichkeit überhaupt, dies zu widerrufen. Nur dann kann auch die andere Welt von ihrem Haßwahnsinn erlöst werden. Geschieht das nicht, vollzieht sich nicht jetzt die Umkehr in den Seelen, dann sind die Gedanken, die Theorien von der vollendeten menschlichen Glückseligkeit nur die Flammen, an denen und in denen Europa zu Ende brennt, verbrennt. Sie können aber zur Flamme der Läuterung werden, wenn sie nun endlich in ihrem richtigen Sinn erkannt werden.

Und nun zuletzt noch einmal: Was ist Herr Wilson? Er ist der Träger des zerstörenden Prinzips, das er verfolgt und bis zu Ende verfolgen wird, so lange, bis Europa im Dauerkrieg in Schutt und Asche liegt, wenn ihm nicht Einhalt geboten wird. Sein Prinzip hat die Gier, die Raubsucht entfesselt und tötet alle Menschlichkeit. Und dann — dies sei denen gesagt, die ihn als möglichen Welterlöser fast zu einer Christusfigur vergotteten —: Hat er sich denn geopfert? Hat er nicht zugesehen, wie andere sich opferten? Hat er nicht vier Jahre lang mit dem Todeswahn der Völker gespielt, vier Jahre lang die Völker sich zerfleischen lassen, die Ermatteten immer neu aufgepeitscht mit dem Ruf: Ihr kämpft für den ewigen Frieden, und damit den ewigen Krieg genährt? Und die Völker glaubten das, und immer neue Scharen strömten zum Opfer herbei. Und Herr Wilson sah zu, wie Europa ein Trümmerhaufen wurde, wie die Blüte der Völker dahinsank, und über dem Chaos, der Zerstörung nur eines triumphierte, sich nicht stören ließ und läßt: das Geld. Der Priester des Mammonismus sieht zu, wie ein Volk ans Kreuz geschlagen wird und die Schuld der Welt allein tragen soll in ewiger Knechtschaft dem Mammonismus dienstbar. Ist es noch nicht klar, was Wilson ist, er ist — der Diener des Antichrist.



Das Mohn-Wunder
Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Der Windischleuber Abend kommt von Knau
Die Birkenhohle her am Gottesacker,
Ein alter Mann, — und kennt den Weg genau, —
Und saugt am Pfeifenrohr — und schreitet wacker,
Im Weidenkorb für jeden Bauernhof
Bringt er ein Päckchen Schlaf herausgetragen,
Und einen Tod auch, für den alten Jof,
Trägt er im Korbe, sorglich eingeschlagen. — —

Der greise Knecht kennt seines Zeigers Stand,
Und kann doch nicht den rechten Frieden finden,
Im Leeren tastet rastlos seine Hand,
Als ob dort Sterzen eines Pfluges stünden, —
Er sucht noch Arbeit, denn es quält ihn sehr,
Ob er in siebzig Jahren Sä'n und Mähen
Genug getan an Mühen und Beschwer,
Um vor dem Bauerngotte zu bestehen.

Da knarrt das Straßentor, da fragt's im Hof ...
Da tappt's die Heiste her mit fremden Schritten ...
Ein alter Mann tritt ein: „Gu'n Abend, Jof,
Hier hab' ich ein paar Mohne abgeschnitten,
Denn: Jedem Tropfen Schweiß, der niederfloß
Von deiner Stirn auf deines Bauern Erde,
Heut' abend dunkelrot ein Mohn entsproß,
Damit dir jetzt der Heimweg leichter werde!"

Den Heimweg kennt der alte Knecht genau!
Mühselig wankt er an des andern Seite,
Und wo die Birkenhohle führt nach Knau,
Steigt er zum Friedhof jenem im Geleite,
Der alte Jof hält manchmal keuchend an,
Doch trotz der Müdigkeit in Kreuz und Lende
Trägt er den Achtelkorb dem fremden Mann,
Denn was ein Knecht ist, braucht was in die Hände.

Nun schaut er um — da ist sein Tagewerk,
Das ärmliche, in Wundern aufgesprossen!
Tiefrot blüht hin der Weg nach Gerstenberg,
Auf alle Felder ist's wie Blut gegossen,
Und rot die Wiesen bis zum Pleißenlauf, —
Da ist sein Herz von Sorgenqual genesen,
Hoch hebt der alte Knecht die Hände auf:
„Es sind der Tropfen Schweiß genug gewesen!"



Junker Ottos Romfahrt

Roman von Rudolf Huch

(Fortsetzung)

Nach Mittag bekam ich an diesem Tage den zweiten Frauenbrief. Das Papier hatte zwischen feinen Tüchern gelegen, die waren mit wohlriechenden Essenzen gesprengt. Duftet noch heute gar stark und seltsam. Soll hier aber nicht angeheftet sein, denn es ist mir nie kein Heil in ihm gewesen. Das Blatt vor allem sollt' ich ins Feuer werfen. Gott wolle mir die Kraft dazu verleihen.

Es stand aber das Folgende darin:

Der edle Herr Odo möge verzeihen, daß ich ihn an sein ritterlich Wort gemahne. Ihr verspracht mir, mich bei der Maria Adorna einzuführen. Ich bin wahrhaftig neugierig auf dies Wunderwerk des Schöpfers. Mir ist, als hättet Ihr sie so genannt, oder sollte ich das verwechseln? Ich bin so vergeßlich wie neugierig, das ist gewiß auch der Grund, weshalb ein so christlicher und dem Heiligen Vater nahestehender Ritter wie Ihr die Gesellschaft der frommen Adorna vorzieht.

Wollt Ihr mich heute um die sechste Stunde abholen, so will ich Euch dankbar sein bis an mein Ende. Es ist nicht meine Schuld, wenn meine Dankbarkeit von kurzer Dauer sein sollte.

Für den Augenblick müßt Ihr mit meiner Ergebenheit vorlieb nehmen, woran Euch so viel und so wenig liegen mag wie an meinem Danke.

Franzesca Marcellini.

War nicht mehr Zeit, Maria Nachricht zu geben, doch wußt' ich, daß sie um diese Stunde oft Besuch hatte, das war mir lieb. Wir trafen sie aber im Garten allein, denn so stand es in den Sternen.

Da die beiden Frauen einander sahen, war ihr Blick, wie ich deutlich wahrnahm, kalt. Das wurde aber gleich anders. Ich sagte: „Maria, diese Dame wünscht Euch kennen zu lernen, man hat ihr von Euch berichtet."

Neigten sich die Frauen gar zierlich und lächelten einander holdselig an.

Hielt sich nun auch weiter ganz wie eine Dame von Welt, führte uns in die Laube und wollte uns mit Speise und Trank erfrischen. Sagte Franzesca mit Lächeln: „Fräulein, wir wollen Euch nicht in Versuchung führen. Man hat mir berichtet, daß Ihr nach Eurem strengen Gesetze nur grünen Salat und Rosenblätter genießen dürft."

Maria sagte ebenso heiter: „Fräulein, darüber macht Euch keine Gedanken, ich habe kein Gesetz. Mir schmeckt kein Essen außer ungekochten Blättern, das ist alles."

Franzesca meinte: „So schmecken Euch wohl auch die Freuden der Welt nicht? Ich will Euch nicht beleidigen, aber dabei sehe ich kein Verdienst."

Da ich von Anbeginn besorgt war, es könnte aus dieser Begegnung eine Feindschaft erwachsen, sprach ich dazwischen: „Maria nimmt kein Verdienst in Anspruch, sie tut, was ihr heilsam erscheint."

Franzesca wandte sich rasch um, wie ihre Art war, und sagte mit Lachen: „Herr Odo, Ihr müßt in Wahrheit ausnehmend gut mit dieser Dame bekannt sein."

Maria schien beleidigt, ich sah, daß ich nur zu dem Unheil beitrüge, wie ich es auch anstellte und schwieg. Franzesca wandte sich wieder zu Maria und sprach: „Ich täte auch gern, was mir heilsam ist, wenn ich es nur wüßte."

Antwortete Maria: „Was ich dafür halte, würde Euch nicht anstehen."

Franzesca drängte sie, da gab sie nach und sprach: „Fräulein, Ihr seid eine Dame der großen Welt. Wenn ich daran denke, was Ihr an Gastmahlen, Komödien, Festlichkeiten jeder Art besuchen mögt, wird mir bange. Ist nicht meine Seele Gottes und Gottes Seele mein? Da nun Gott nicht den Prunk liebt noch das laute Gelächter, sondern die Stille, müßt' ich fürchten zu jubilieren, wo Gott leidet und am Ende fast in mir zunichte wird."

Sagte Franzesca: „Fräulein, das sind gefährliche Reden, ich glaube nicht, daß die Kirche diese Lehre dulden könnte."

Antwortete Maria: „Wenn Ihr Euch im Schoße der Kirche befriedigt fühlt, warum fragt Ihr mich, was Euch heilsam ist?"

Franzesca entgegnete: „Ich sagte das, um Euch zu warnen. Ihr solltet Euch mit solchen Predigten vorsehen, wenn Ihr auch von mir und diesem Ritter keine Anzeige zu fürchten habt."

Maria erwiderte mit Stolz: „Weder predige ich, noch bin ich gewillt, mich vorzusehen. Wer mich dem Ketzergericht überantwortet, der täte mir nichts Böses an, sondern meines Herzens Verlangen."

Franzesca sagte mit nicht minderem Stolz: „So gering achte ich mein Leben nicht, daß ich mich wollte lassen zu Asche brennen. Ich müßte Dinge verlassen, die wertvoller sind als Festlichkeiten, meine Bücher und meine Laute."

Gedacht' ich abermals es besser zu machen und machte es abermals übler. Sagte, die beiden Damen ständen einander wohl näher als sie glaubten, denn auch Maria wären diese Dinge teuer.

Die zeigte sich eigensinnig, was sie sonst nicht war und sagte: „Ich wollte meine Laute und meine Bücher noch heute in die Tiber werfen, wenn ich glaubte, sie würden mir dereinst den Abschied von dieser Erde schwer machen. Die Weisheit der Weisesten und die Künste der Kunstreichsten sind nichts, die Liebe ist alles."

Sagte Franzesca: „Fräulein, wie sollten wir einander verstehen, bevor ich weiß, was Ihr unter Liebe versteht?" Maria blickte zum Himmel und sprach: „Noch glüht die Sonne. Wenn der Abendstern leuchtet, will ich antworten."

Franzesca rief mit Lachen: „Wie gut wir uns nun verstehen! Welches Mädchen wüßte nicht, daß die Nacht die Zeit der Liebe ist?"

Maria blickte mich scheu an, errötete und schwieg.

Franzesca stand auf und sagte: „Herr Odo, geleitet mich heim, ich bin befriedigt."

Da der Weg eng war, gingen die beiden Frauen nebeneinander, ich folgte.

Hörte, wie Franzesca leise sagte: „Fräulein, ich bin ein Weltkind, Ihr seid eine Heilige. Dennoch mögt Ihr gewiß sein, Franzesca Marcellini kennt Euch."

Zog Maria ihr Kleid dichter an sich, sah fast aus, als wollte sie mit der Marcellini nicht in Berührung sein.

Ich rief: „Seht euch vor, eine Viper!“ Denn ich hörte ihr Zischen. Suchte das Gebüsch und den Rasen ab, fand aber nichts.

Da wir Abschied nahmen, neigten sich die Frauen so zierlich wie vorhin und lächelten einander holdselig an. Wurde mir nicht wohl dabei.

Franzesca wollte keine Sänfte, so gingen wir zu Fuße, sprachen dies und das. Franzesca sagte zuweilen: „Ich habe diese Person gewarnt, sie solle sich vorsehen.“ —

Dies und alles schreibe ich nach Aufzeichnungen, die ich an dem jeweils folgenden Morgen gemacht habe. So und nicht anders hat es sich zugetragen.

Nun weiß ich nicht, was es war, ich mochte in der nächsten Zeit keine von den beiden sehen. Der Papst hatte nicht wieder von meiner Dichtkunst angefangen, der Valentini meinte, er wäre über alle Maßen von Dichtern überlaufen, man sollte ihm das Gute bringen, so wüßte er es zu würdigen.

Die Kunst der Versmaße und des Wohllautes hatte ich gelernt. Da das Italienisch nicht meine Muttersprache war und das Deutsche von dem Papst für barbarisch erachtet wurde, sollte das Gedicht lateinisch sein. Das Blatt mit den Versen Solitudini pulchritas hat der Wind verweht. Will nichts von ihm wissen.

Kam der Valentini von einem Ausgange heim und sagte: „Wollt Ihr die neueste Zeitung wissen? Die heilige Maria ist vom Ketzergerichte belangt, liegt im Kerker, ihre Sache steht übel.“ —

Ihr, für die ich dies schreibe, mögt wohl sagen: er hätte sollen wissen, von wem dieser Streich fiel! Doch bedenkt ihr nicht, daß inzwischen eine Zeit vergangen war und daß der Liebestrank in meinen Adern lief, desgleichen, daß ... kein Mensch weiß, wessen der andere fähig ist, ehe der seine letzte Tat begangen hat. Ist mancher schändlicher Dinge überführt, den jedermann hatte für einen Rechtschaffenen gehalten.

Ich wollte stehenden Fußes zum Papste. Der Valentini sagte, so ginge das nicht, wir müßten es politisch anfangen. Ich sollte dem Papste das Poem übergeben, er würde mir, wie gesagt, einen Beutel Gold anbieten, den sollte ich ausschlagen, statt dessen um die Begnadigung bitten. Der Medici würfe zwar mit dem Golde um sich, wäre und blieb aber einer aus dem Hause Medici, das wären heraufgekommene Geldwechsler, er würde sich freuen, wenn er das Geld ersparte. —

Ist ein eigen Ding, ein langes Gedicht vorzutragen, wenn die Gedanken bei einer zarten Jungfrau sind, der ein greulicher Martertod bevorsteht.

Die Poeten wußten gleichwohl ihres Beifalles keine Grenzen, denn ich war des Papstes Günstling. Waren aber vorschnell gewesen, der Papst sagte: „Mein Sohn, du hast deklamiert, als agiertest du den geblendeten Ödipus. So geht es auch deinen Versen, der Hexameter ist zu stark für den zarten Inhalt. Überhaupt scheint sich der Gedanke nicht wohl für die lateinische Sprache zu eignen, wie denn der Titel erwarten läßt, die Schönheit wollte der Einsamkeit Lob spenden, da sie doch viel mehr unter ihr leidet. Indessen ist Roma nicht so entartet, daß sie die Gabe des Apoll vom Hercynenwalde ohne Dichtersold empfinge.“

Da fiel ich ihm zu Füßen, was ich noch nie getan hatte und sagte, ich wollte keinen Lohn, als daß er die Maria Adorna begnadigte.

Wurde sein Angesicht, das sonst immer hell war, finster und er antwortete: „Du hast bis heute nie versucht, dich in Staatsgeschäfte einzumischen."

Entgegnete ich, das hielte ich nicht dafür, daß ich eine Bitte für eine fromme Jungfrau täte.

Er sagte: „Du sprichst unbesonnen. Unser Gericht verfolgt nicht fromme Menschen, sondern verworfene. Die Untersuchung muß ihren Gang haben, danach wollen wir's weiter bedenken. Für jetzt sei die Sache abgetan und völlig in unseren Gedanken ausgelöscht. Diese Stunde, die unter dem Zeichen der Musen steht, ist schon zu sehr durch so häßliche Dinge wie Tod und Scheiterhaufen entweiht."

Ich mußte, wie er das liebte, zu seinen Füßen sitzen. Hätt' es wahrhaftig nicht getan, wenn ich nicht gedacht hätte, ich könnte Maria helfen. Weiß auch nicht zu sagen, wie es kommt, daß ich das Folgende verstanden und im Gedächtnis bewahrt habe, da ich doch keinen Sinn hatte, als Maria zu erretten.

Der Papst fuhr aber fort: „Wir wollen einen kurzen Ausflug von dem Parnassus in das Gebiet der Minerva unternehmen. Wer von euch weiß eine Antwort auf die Frage, ob es ein Schönes gibt, das niemand sieht?"

Entstand ein Schweigen. Die Poeten gaben sich den Anschein des Nachdenkens. Der Kardinal Libbiena, der wirklich nachgedacht hatte, sagte darauf: „Nein, denn Schönheit und Häßlichkeit sind nicht in Dingen, sondern in unserm Fühlen. Darum nenne ich Philosophie ein unvergänglicheres Besitztum als aufgeschlossene Sinne und Wissen, was schön und häßlich ist. Was hätte dem Boëthius dieses Wissen geholfen, da ihn jener rohe und gewalttätige Gote Theoderich zu einer selbst unter Barbaren unerhörten Todesart verurteilt hatte? Da er aber Philosophie besaß, hat er uns aus dem fürchterlichen Kerker, wo ungebildete Geister die Tage mit Angstschauern ausgefüllt hätten, seine herrliche Schrift über den Trost der Philosophie hinterlassen."

Ich dachte, daß es nie eine unerhörtere Todesart gegeben hat, als daß man einen Menschen lebendig verbrenne, verstand aber alles.

Der Papst lächelte und fragte: „Will sich unter so vielen Lieblingen der Muse keine Stimme für die Schönheit erheben?"

Die Poeten taten wiederum, als ob sie nachdächten, und schwiegen.

Fuhr der Papst fort: „Ihr legt also diese Pflicht mir auf, dem sie als einen nicht vom Kusse der Musen Geweihten schwerer fällt als irgend einem von euch.

Abseits von allem Erdenstaube liegt das Reich der Vollkommenheit. Es heißt Idee. Was hier auf Erden wandelt und blüht, alles Lebendige, alle Edelsteine, jede Blume ist nur ein nie ganz geglücktes Abbild seiner Idee. So lehrt der Weiseste aller Zeiten, der göttliche Platon. Einige haben gemeint, diese Ideen wären keine bloßen Begriffe. Dem kann ich nicht beipflichten. Gewisse Stellen lassen sich nicht anders deuten, als daß Plato unter den Ideen etwas Wirkliches versteht, das freilich weder unsern Sinnen noch unserm Denken zugänglich ist. So lebt denn auch das ungesehene Schöne in seiner Idee. Ein Bild meines viel zu früh gestorbenen Raffaelo, ein Lied meines Accolti kommt aber der Idee so nahe,

daß, wer einmal das eine gesehen, das andere gehört hat, ein Besitztum davonträgt, das ich für mein Teil der Philosophie vorziehe."

Damit winkte uns der Papst auf das freundlichste zu und ging rasch hinaus. Ich bin gewiß, daß er mich verhindern wollte, zu ihm zu sprechen. Nachdem er kaum hinaus war, brachte mir sein Kämmerer einen Beutel Dukaten. Wollte das Geld unter die Poeten werfen, daß sie sich darum balgten, aber der Valentini merkte es, hielt meine Hand fest und sagte mir ins Ohr: „Seid Ihr toll? Wenn Ihr der Fortuna überdrüssig seid, solltet Ihr doch an Maria denken!"

Das war richtig, die Poeten hätten dies dem Popst hinterbracht und es hätte ihn beleidigt.

Draußen sagte ich voll Ingrimm: „Philosophie ist nicht Glaube, und Platon war ein Heide. Diese Menschen wollen Maria Adorna wegen Ketzerei verbrennen!"

Der Valentini antwortete: „Was hilft das, so rettet Ihr sie nicht. Sie muß Feinde haben, die viel bei dem Medici vermögen, wahrscheinlich solche, denen er Geld schuldet. Der Medici ist kein Herrscher, aber auch kein Tyrann, das Ketzerbraten ist nicht seine Liebhaberei. Man muß forschen, wer ihre Feinde sein mögen."

Da ich im Hause eine Stiege hinaufging, die in mein Zimmer führte, schoß die alte Bianca wie eine Katze aus dem Dunkeln und sagte: „Was habt Ihr in dem Beutel? Rom ist unsicher, ich will ihn aufheben." Ich antwortete: „Die Hälfte dieses Goldes gehört Euerm Herrn, er wird es bewahren." Die Alte wandte sich um und ging hinunter, ich hörte sie vor sich sagen: „Die Hälfte gehört dem Valentini, die Hälfte gehört dem Valentini."

Wir hatten verabredet, ich sollte zu den Romanos gehen, ob ich da etwa erführe, der Valentini wollte anderwärts forschen. Als ich vor dem Hause stand, war oben ein Fenster offen, ich hörte, daß jemand die Laute spielte. War eine wilde Musik, zu hoch und zu tief, ganz ohne Zeitmaß und Wohlklang. Dacht' ich, das könnte Franzesca nicht sein. Kamen aber Töne wie die, zu denen sie Spottverse auf mich gesungen hatte, nur schärfer und lauter. War also dennoch Franzesca.

Als ich den Türklopfer heben wollte, drückte ein Unsichtbares auf meinen Arm, daß ich ihn sinken ließ. Wußte diesmal in meines Herzens Angst nicht, ob das mein böser Geist oder mein Engel war, flehte zu Gott, er sollte mir ein Zeichen geben. Da ich den Arm wieder hob und den Klopfer schon in der Hand hielt, ergriff mich ein Schauder, als sollt' ich ein Totenhaus betreten. Den nahm ich als Gottes Stimme.

Der Valentini kehrte eine Zeit nach mir zurück, hatte auch nichts erfahren, niemand wollte etwas wissen. Er grübelte in seiner Art, ob dies schon die erste Botschaft sei von dem, was kommen müßte, von der Herrschaft der Bußprediger und Ketzerrichter. Blieb zuletzt dabei, hier wären Mächtige am Werke, Maria wäre beliebt beim Volke, an solche machte sich der Medici nicht ohne Zwang. Morgen müßten wir weiter forschen.

Ehe wir schlafen gingen, gab ich ihm den Beutel des Papstes, sagte, die Hälfte käme ihm zu, die andere sollte er mir bewahren. Er dankte und nahm ihn an sich, dabei zitterten seine Hände.

Des andern Tages machte er sich wieder auf die Suche, ich blieb im Hause. Hatte mir vorgesetzt, um die Mittagsstunde, wo sich der Papst anreden ließ, im Vatikan zu sein. Wenn ich aber nichts erreichte, wollt' ich ihn in Gottes Namen versuchen, Maria auf ihrem letzten Gang loszumachen. Der Valentini hatte mir erzählt, daß solches schon einmal geschehen und nichts weiter danach gekommen war. Hoffte, dieser Welschen Herr zu werden, wenn ich mit Mathias wie ein Wetter über sie fuhr. Daß ich in die Strafgewalt des Hauptes der Kirche eingriff, machte mir keine Angst, derlei Skrupel waren mir vergangen.

Kam der Valentini zurück und sagte: „Seht zu, was Ihr vermögt, ich weiß nichts, als daß sie zum Scheiterhaufen verdammt ist."

Setzte ich mein Barett auf und lief in den Vatikan.

Der Papst wollte sich noch von keinem sprechen lassen, ich wußt' ihn doch zu finden. Er sagte, diese Dreistigkeit wollte er mir verzeihen, das wäre viel. An dem Schicksal der Adorna könnte er nichts ändern, fromme und gerechte Männer hätten diese Sache gerichtet.

Ließ ich dennoch nicht ab, sagte, er solle ein einziges Mal den Arm, in dem doch wenig Gefühl wäre, an ein Feuer halten, wie weh das täte, und sie wäre eine zarte Jungfrau.

Er antwortete: „Ei was, so schlimm ist es nicht, sie sollen trocken Holz nehmen, da erstickt sie ohne lange Pein. Ich weiß nicht, was du willst, du kehrst dich an mein Wünschen auch nicht."

Da glaubte ich, daß ich tun müßte, was wider meinen Stolz ging. Fiel ihm zu Füßen und sagte, ich sähe ein, daß ich undankbar wäre, wollte um seiner Gnade willen diese Nacht den Apoll darstellen. Denn es sollte die Nacht, wie es geschah, ein Maskenzug durch die Gärten stattfinden.

Er lachte, hob mich auf und sagte: „Du bist ein Schelm, glaubst du, ich triebe mit dergleichen Handel? Dein Gehorsam soll aber seinen Lohn haben, ich will die Adorna begnadigen. Sie ist mir bekannt, ich weiß, daß sie mehr eine Närrin, denn eine Verruchte ist."

Wollte ich gleich zu dem Kerker der Inquisition, Maria die Begnadigung verkünden. Er sagte mit Lächeln: „Willst du dir den Lohn für deine Fürbitte holen?" Da ließ ich ab. Er war ein großer Menschenkenner.

Mußte nun den Tag im Vatikan bleiben. Der Papst war voll Eifers, ordnete selbst mit seinen Künstlern alles an. Ich hätte in Deutschland nie gedacht, daß ein Mann und gar das Haupt der Christenheit solchen Ernst an solche Narretei setzen könnte. Ob ich den Bogen oder die Leier führen sollte, darüber hat er wohl eine Stunde mit dem Kardinal Libbiena beraten, und ich weiß nicht, wie oft ich das erproben mußte. Zuletzt entschied der Papst für den Bogen, weil der besser zu dem Wagen und allem andern paßte. Ich hatte einen Wagen wie die Alten, wenn sie in die Schlacht fuhren, den zogen bärtige Männer in Bärenfellen. Sollten wilde Riesen vom Hercynenwald sein, die Apollo gebändigt hatte.

Als es so weit war und ich sollte mich der Menge zeigen in meinem Flattergewand, Weinlaub im Haar, überwältigte mich die Scham dermaßen, daß ich sagte, ich brächte es nicht über mich. Sie meldeten es dem Papst, der schon draußen

war. Er kam nicht, ließ mir sagen, er hätte nicht gedacht, daß ein Wolfsteiner sein Wort bräche. Da fügte ich mich.

Allenthalben waren Leuchtkäfer in den Büschen angebracht, warfen ein rotes Licht. Das machte mir Pein, ich glaubte Blut zu riechen. Wohin mein Wagen kam, jauchzten sie, der Papst gebärdete sich, als wäre er von der Erde entrückt. Erschienen mir in dem roten Lichte wie Trabanten Satans.

Da es zu Ende war, kam der Valentini, das wäre mein großer Tag, der Papst verlangte, daß ich, wie ich war, an seiner Tafel säße, ich könnte von ihm erreichen, was ich wollte. Ich antwortete, meinen Lohn hätt' ich dahin, mir wäre übel, er sollt' mich bei dem Papst entschuldigen und mir helfen, daß ich nach Hause käme. Er wollte nicht, da er mich aber ansah, war er bereit.

Weiß nicht, was mir die Nacht geträumt hat. Als ich erwachte, stand die Sonne hoch. Der Valentini saß neben mir und sagte: Das ist gut, ich hätte sonst zu einem Arzt gesandt. Ihr habt um die sechste Stunde geschrien, daß es mich und die Alte geweckt hat. Seitdem habt Ihr gelegen wie ein Toter. Wollt Ihr klug sein, so gehen wir gleich in den Vatikan und betreiben Eure Erbsache, dieser Stern kommt nicht zweimal. Macht Euch bereit, ich schlendere solange in den Straßen."

Da er wiederkehrte, war er bleich. Er sagte: „Was hilft es, Ihr müßt die Wahrheit wissen. Um die sechste Stunde ist die Adorna enthauptet worden."

Ich mußte mir Luft machen, gürtete mein Schwert um. Er hinderte mich, sagte: „Ich weiß, was Ihr vorhabt." Ich stieß ihn von mir, antwortete: „Das wird die Welt wissen." Er sagte: „Hört mich, Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin! Eure Tat ist Wahnsinn, mag sie gelingen oder nicht, man wird Euch richten mit einer Marter, wie sie unerhört ist in der ganzen Welt."

Da ich ihn wirklich für meinen Freund ansah, gab ich ihm Antwort und sprach: „Valentini, es nutzt nicht, wider einander zu streiten, Ihr seid ein Welscher, darum nennt Ihr dies Wahnsinn."

Erhob er seine Stimme und rief: „So beschwör' ich das Andenken der Maria! Wenn sie ein Engel ist und sieht Eure Tat, muß sie um Euch weinen."

Das traf mich, daß ich mein Schwert abnahm und ging in meine Kammer. Da blieb ich.

Später pochte der Valentini an, der Papst hätte nach mir gesandt, ob er sagen sollte, mir wäre nicht wohl. Ich antwortete: „Sagt ihm das nicht, sagt ihm, ich will nicht kommen, sagt ihm auch, daß ich ihn als meineidig und infam verrufen will, soweit meine Stimme reicht!" Der Valentini antwortete: er wollte sehen, wie er's einrichtete.

Gegen Abend ging ich in den Garten der Adorna. Da ich zu der Laube kam, wo ich oft mit Maria gesessen hatte, verweilte ich mich und war still. Als ich ins Haus ging, bangte mir vor dem Jammern der Alten. Sie war aber nicht so gebrochen, wie ich dachte, klagte mehr über sich als über ihr Kind, daß sie nun in ihrem Alter verlassen wäre. Auch berichtete sie mir dienstwillig, wie alles verlaufen ist.

Man hat Maria angeklagt, daß sie gesagt hätte, wenn ihre Seele zunichte würde, könnte Gott nicht eine Stunde leben. Dergleichen Reden hätte sie mehr

geführt. Es sollten Zeugen vor sie gestellt werden, sie hat geantwortet, die wären nicht nötig, sie hätte das gesagt.

Da man sie gefragt hat, ob sie ihre Ketzerei widerrufen wollte, hat sie geantwortet: „Der Wahrheit würde es nicht schaden, wenn ich sie verriete, Gott aber, der in meiner Seele lebt, würde unter meiner Schwachheit leiden." Das haben die Richter für Halsstarrigkeit genommen und sie zu der schärfsten Strafe verurteilt.

Sie ist blaß geworden und ein Schauder hat sie ergriffen. Im Kerker hat sie sich zusammengenommen und der Mutter Trost zugesprochen, ihr geschehe nur, was sie sich längst gewünscht hätte, die Qual würde nicht lange dauern, so barmherzig würde man gegen ein schwaches Mädchen sein, daß man trocken Holz nehme.

Danach hat sie eine Unruhe ergriffen, sie hat gesagt: „Mutter, sie werden doch trocken Holz nehmen?" Das hat sie oft gesagt und jedesmal angstvoller. Hat sich auch erinnert, wie sie in ihrem dritten Jahre die Hand an ein Feuer gehalten hat, wie die Mutter Salbe daran getan hat und wie es doch ein Schmerz gewesen ist, daß sie ihn nie vergessen hat. Danach hat sie geschrien: „Mutter, sie werden doch trocken Holz nehmen?"

Hat es die Alte nicht mehr können tragen, hat gesagt, sie wüßte einen alten Apotheker, der hätte von ihrem Manne, Marias Vater, vielen Vorteil gehabt, er würde ihr Gift geben. Maria hat abgewehrt, auf den Knien gelegen, Gott um Standhaftigkeit angefleht. Die Alte hat sie in den Arm genommen, da hat sie den Kopf angeduckt und geflüstert: „Mutter, das Gift!"

Wie die Alte hat hinaus wollen, ist der Kerkermeister gekommen und hat verkündet, der Papst hätte Maria zum Beile begnadigt, um die sechste Stunde sollte sie gerichtet werden, nicht auf dem Richtplatze, sondern im Hofe des Kerkers. Die Mutter hat gejammert: „Das nennt Ihr begnadigen, daß er meinem Engelchen den Kopf abschlagen läßt!"

Maria ist aber voll Glückes gewesen, hat gesagt, sie fühlte das blanke Eisen schon wie eine Kühlung im Halse. Dann ist sie betrübt geworden, daß sie in Schwachheit gefallen ist, grade da Gott ihr Gnade erwiesen hat.

So ist das gegangen, bis die Stunde herangekommen ist. Des Henkers Frau hat ihr Haar abschneiden wollen, sie hat gebeten, daß es die Mutter täte. Die hat dabei geweint, jeden Morgen hätte sie dies Haar gekämmt und das Herz an seiner Pracht gelabt. Maria hat mit Lächeln gesagt: „So spricht eine Mutter!" Sie hat im Eifer geantwortet: „So sprechen viele, so sprach Herr Odo, der hat mir gesagt, wenn er des Nachts aus einem schreckhaften Traume erwachte, sehe er im Geiste deine sanften Augen und dein goldbraunes Haar, so schwände das Grauen wie ein Dämon vor einem lichten Engel."

Das hatt' ich gesagt, denn es war so.

Da hat sie die Augen groß aufgeschlagen und nichts mehr geantwortet. Als es soweit gewesen ist, daß man sie hat hinausführen wollen, ist sie aufgefahren, hat geschrien, sie wollte nicht, hätte sich's überlegt, wollte alles widerrufen, nur am Leben sollte man sie lassen. Hat sich an die Mutter geklammert, des Henkers Knechte haben sie losgerissen und ist gleich alles vorbei gewesen. —



Des anderen Tages ging der Valentini in den Vatikan. Am Nachmittag war er wieder da und sagte: „Es ist aus. Die Poeten sagen, Ihr wärt ein Stümper, sie hätten sich von Eurem glatten Äußern blenden lassen. Der Medici ist auf der Jagd. Der Romanos gilt als der nächste Kardinal, kann den Hut ja auch bezahlen. Gäbe er Euer Erbteil heraus, so müßte der Medici ablassen. Er hätte Euch vielleicht dennoch geholfen. Da er weiß, daß Ihr ihm verloren seid, rechnet er als Kaufmann, er ist und bleibt ein Medici. Er selbst wird nichts wider Euch tun, der Romanos aber hat freie Hand. Ich will sehen, ob ich Euch einen Teil Eueres Erbes retten kann, bleibt nachts im Hause und seht Euch am Tage vor, die Bravi mordeten Satanas inmitten seiner Teufel."

Packte mich eine Wut und ich rief: „Ihr seid wohl selbst ein Teufel! Ihr sollt mich nicht glauben machen, mein Oheim könnte Mörder wider mich aussenden! Lebt wohl, ich gehe zum Romanos!"

Er war außer sich, schrie: „Wollt Ihr sehend in Eure Grube springen?" Ich tat aber, was ich mir vorgesetzt hatte.

Der Oheim war mit dem Papste auf der Jagd. Franzesca spielte die Laute, das klang wie ein Abschied vom Paradiese. Ich ging hinein, sie sah mich an und sagte: „Kommst du, mein Falke?"

Der Liebestrank hatte seit Marias Anklage still gelegen, nun wallte er auf und rollte durch meine Adern, daß ich der Welt und Gottes vergaß.

Wir waren beisammen bis es dunkelte, da rief sie plötzlich: „Auf, mein Falke, wir fliegen zu Horst!"

Sie befahl, Pferde zu satteln. Inzwischen öffnete sie einen Schrein, nahm eine Tasche von Samt heraus, wie sie Frauen am Gürtel tragen und sagte: „Perlen und Edelsteine! Schau', wie sie funkeln! Blut funkelt noch herrlicher."

Ihre Laute nahm sie mit sich aufs Pferd. Ich mußte die Tasche nehmen, mit der Laute wüßt' ich nicht umzugehen.

Da wir aus der Stadt waren, ritten wir wie damals Schritt. Franzesca hatte ihr wildes Wesen abgelegt, sagte still: „Dein Oheim ist seit Jahren tot für mich. Schade um ihn, unter Julius war er etwas, weil der selbst etwas war. Unter Leo ist er ein Schlemmer geworden."

Ich antwortete: „Wollte Gott, der Papst wäre nichts Übleres als ein Schlemmer. Des Meineids hat sich der schuldig gemacht, der das Gewissen der Welt sein soll. Die sind freilich noch tiefer verrucht, die ihn gehetzt haben, daß er diese Heilige dem Henker überantwortet hat."

Sie fragte heftig: „Sprichst du von der Adorna? Ich habe sie gewarnt."

Antwortete ich: „Von der und von ihren Mördern, denn das sind sie vor Gott."

Fragte sie weiter: „Würdest du sie ohne Gnade zur Hölle verdammen, wenn du befinden solltest?"

Ich antwortete: „Ja, bei Gott, in ihre tiefsten Schlünde!"

Da trieb sie ihr Pferd an, daß wir kein Gespräch führen konnten. Es war dunkel, so fand ich nichts dabei.

Nach einer Weile, da ich über ihr seltsam Wesen gesonnen hatte, wandte

ich mich um und sah sie an. Sie war ein Weib und ein über die Maßen schönes, ich mußte aber eines Blattes gedenken, darauf ein Maler aus Nüremberg, heißt Albrechtus Dürer, die Reiter aus der Offenbarung Johannis gezeichnet hat, Krieg, Hunger und Pest.

Kam mir wieder der Gedanke, sie wäre gewiß doch ein Dämon.

Ich sah, wie ihre Laute zu Boden flog. Wollte halten, sie rief mir zu: „Laß, die ist entzwei für immer!" Das tat mir weh.

So ritten wir schweigend zum Kastell.

Der Haushofmeister war noch wach, sie sagte: „Margano, wir wollen tafeln, tut Euer Bestes, Ihr wißt wohl, daß der Ritter von der Mutter her ein Romanos ist."

Er sagte, er könnte zu dieser Stunde nichts beschaffen außer gebratenen Tauben und Früchten, doch wüßte er noch etwas für mich. Da er ging, hörte ich, wie er sagte, indem er nach der Art alter Leute vor sich hinsprach: „Er soll das Bild sehen, das ist das Köstlichste, er soll das Bild sehen."

Franzesca ordnete an, daß unser Tisch oben auf der höchsten Galerie gedeckt wurde. Man sah so weit hinaus in die Ebene. Der Himmel war voller Sterne, doch war eine schwüle Luft, wir aßen wenig. Danach setzte der Haushofmeister eine Kanne Weines und zwei Becher auf den Tisch. Franzesca wies ihn an, daß er einen dritten Becher holte und sich zu uns setzte. Da war er froh. Ihre Diener waren ihr ergeben, obwohl sie sonst eine herrische Art gegen sie hatte.

Sie schwang sich auf die Brüstung, saß da stolz und frei. Mir wurde schwindlich, denn der Burghof lag brunnentief unter uns. Das sagte ich ihr, sie antwortete mit Lachen: „Wie mag einem Falken schwindeln?" Setzte sich noch kühner, daß mir und dem Alten graute. Sie sagte aber trotzig: „Wenn ich hinabfiele! Was sollte man sich Besseres wünschen als ein rasches Ende? Margano, Ihr habt lange gelebt, erachtet Ihr das als ein Glück?"

Der Alte antwortete: „Herrin, ich habe darüber nie gesonnen, doch ist mir nichts so Trauriges wie das begegnet, daß die Mutter dieses edlen Herrn hat sterben müssen, ehe sie zwanzig Sommer gesehen hat."

Franzesca neigte das Haupt und sagte: „So spricht ein treuer Diener. Wie spricht mein Falke?"

Gedacht' ich, wie ich mir vor sechs Monden gewünscht hatte, in einer Klause bei den Feuersteinen ein beschauliches Leben zu führen und wie nun alles gekommen war. Ergriff auch mich ein Trotz und ich sagte: „Das Beste ist ein früher Tod in ehrlicher Fehde."

Franzesca sagte spöttisch: „Die Herzliebste aber mag die Spindel drehen! Nun sollt Ihr hören, was ich mir wünsche, mir und allen, die Falken sind und keine Tauben. Schade, daß meine Laute zerbrochen am Wege liegt, zu ihrem Klange hätt' es lieblicher getönt. Zwei Becher sind es, die Freude gewähren, Himmel und Hölle haben sie gefüllt. Der Trank des Himmels ist Liebe, Rache heißt der Trank der Hölle. Wer diese Becher geleert hat, erwarte nichts mehr vom Leben. Den preise ich glücklich, der sterbend Rache nimmt, und den, der aus Liebesrausch nicht erwacht!"

Ich war betroffen, daß sie das in Gegenwart eines Dieners sagte. Sie sprang von der Brüstung herab und rief mit Lachen: „Margano, unserm Gaste schmeckt meine Gabe nicht. Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet noch etwas für ihn?"

Der Alte nahm voll Eifers einen silbernen Armleuchter, der auf dem Tische stand. Franzesca ordnete an, der Wein sollte stehen bleiben, sie wollte mir einen Schlaftrunk bereiten.

Margano führte uns in einen Saal. Er ging auf den Zehen, das taten wir auch. Die Fenster waren verhangen, es war eine Luft wie in einem Grabgewölbe. Er setzte den Leuchter auf einen Schrank und zeigte auf ein Bild, das an der Wand hing.

War ein holdselig Mägdlein und ein Bild, wie die Maler bei uns es nicht vermögen. Ihre Lippen zogen sich um ein weniges, daß sie zu lächeln schien, doch waren ihre Augen groß und ernsthaft.

Franzesca und Margano hielten sich still. Mir schwoll das Herz, als hätten das Bild und ich einander etwas zu sagen und vermöchten es doch nicht.

Sprach die Stimme eines Engels in meinem Herzen: „Das ist deine Mutter!" Da jammerte mich der Wirrsal meines Lebens. Wollte ihr alles sagen und brachte nichts heraus als: „Liebe Mutter."

Das mag ich oft gesprochen haben. Danach blickt ich umher und verwunderte mich, daß ich an einem fremden Orte war. Franzesca faßte mich bei der Hand und sagte mit einer dunkleren Stimme, als ihr sonst eigen war: „Komm, Odo!"

Wir gingen hinab. Margano folgte uns. Franzesca hieß ihn das Tor öffnen, ging mit mir hinaus und sandte ihn wieder nach oben. Ich war wie ein Schlafender. Sie ließ mich los und sagte: „Lebe wohl, du hast von dieser Burg und von Franzesca Marcellini geträumt!"

Da erwacht' ich aus meiner Betäubung und rief: „Gedenkst du dich von mir zu scheiden? Das ist mein Wille nicht!"

Sie sagte: „Danke deinem Engel, er hat dich gerettet aus Todeshänden."

Ich antwortete: „Droht eine Gefahr, wie magst du denken, ich entflöhe? Das tut kein Wolfsteiner, so lange er sein Schwert führt."

Sie sagte mit schwerer Stimme: „Fliehe, du Narr! Über dir ist ein Geier, dem Falken und Adler gleich Tauben erliegen."

Rauschte der Liebestrank noch einmal auf, daß ich sie an mich zog und rief: „Und sollt' ich tausend Tode sterben, ich lasse dich nicht, du Bild aller Schönheit!"

Sie riß sich los und rief höhnend: „Schöner Ritter, ich mag Euch nicht, Ihr seht Eurer Mutter zu ähnlich! Soll mich ein Frauenbild küssen?" Sprang hinein und warf das Tor zu. Ich hörte sie drinnen lachen, wie ein Mensch nicht lacht, danach war alles still.

Mir graute, ich machte mich auf den Weg. War eine schlimme Nacht.

Ein Gewitter brach los, wie ich es in den Bergen nicht erlebt habe. Kann sein, daß da oben ein Engel und ein Dämon, beide von großer Stärke, widereinander gekämpft haben. Ich habe gebetet, aber mein Gebet hatte keine Kraft.

(Schluß folgt)



Die deutsche Mystik

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Der Aufblick nach dem Ewigen, Ungemeinen, das Verlangen, einzugehen in den Weltgeist, unterzutauchen in den Fluten des göttlichen Geschehens — das ist Wesen und Inhalt aller religiösen Mystik. Sie ist das Zeitlose, das Überpersönliche und währt ungestört, sternenklar über dem Wechsel der Dogmen und Sekten, über Zank und Zweifel befangener und geschäftiger Forscher. Sie will nicht grübeln und fragen; denn fragen heißt trennen und teilen; sie möchte Gipfel und Gründe umfassen, von überschauender Höhe das Getrennte innigst vereinen. Sie wendet sich an das Gefühl; Gefühl aber ist das schlechthin Unmittelbare. — Mystik hat es zu allen Zeiten, bei allen religiös hochentwickelten Völkern gegeben: bei der uns gemäßesten, reinsten außerchristlichen Denkart, in den Büchern der Inder; aber sie ist auch rege bei dem chinesischen Weisen Laotse, bei Plato und besonders bei dem inständig suchenden, von den Kirchenvätern so häufig ausgeschriebenen Spätgriechen Plotinos. Als den ersten christlichen Mystiker könnte man wohl Johannes den Evangelisten betrachten, und so ist es denn auch seine Schrift, die vor den übrigen ausgedeutet und gelesen wurde und die noch Fichte als die unverfälschteste, tiefste Lehre dargelegt und gepriesen hat.

Es soll hier lediglich über die deutsche Mystik geredet werden, und sie allein ist es ja auch, der wahrhaft schöpferische Bedeutung zukommt. Sie beginnt bei Meister Eckehart, dem eigenwüchsigsten, kraftvollsten spekulativen Denker, bei Tauler und Suso, bei dem Niederdeutschen Ruysbroeck und seinem Schüler Thomas a Kempis (um auch diese stammverwandten Männer einzubegreifen), blüht dann wieder im Zeitalter der Reformation bei dem Frankfurter Deutschherrn, bei Schwenckfeld, Jakob Böhme, Sebastian Franck, Valentin Weigel, Angelus Silesius und erfährt ein Erwachen zur Zeit der Romantik, als man von neuem den Sieg der Seele über die Materie forderte, bei dem jungen Schleiermacher, bei Novalis, Baader, Görres und vor allem in den letzten Büchern des wurzelstarken, hochgemuten Johann Gottlieb Fichte. — —

Die mittelalterlichen Mystiker sind Mönche gewesen, hagere Gestalten mit Augen, in denen sich die Seele gesammelt, in denen sich der Wille zu unirdischen Gluten entfacht hatte. Sie berauschen sich an ihrer Predigt; sie umschließen sich gleichsam mit einem Kreise von Einsamkeit und Gelöstheit, und ihre makellosen Worte entfalten Blütenblätter und verströmen einen geheimnisreichen Duft wie aus bläulicher Nacht her; sie liegen gleich den weißen Wasserrosen lockend und fern auf dem Teiche menschenscheuer Abgeschiedenheit ... Aber indem sie es versuchen, das Entschwebende zu bannen, verleihen sie notwendigerweise der Sprache neue Werte, ungeahnte Klänge und Tiefen. Sie schaffen das, was Johannes vom Kreuze „substantielle Worte“ nennt, die so von Gott erfüllt sind, daß sie unmittelbar in der Seele des Hörers das Gute wirken, das sie aussagen. So geschieht es, daß in der Seele der Mystiker eine hohe Künstlerschaft rege ist; ihre Worte gleichen

mehr als einmal hymnisch berauschten Gedichten; sie scheinen sich gleich schimmernd reinen Wolken im Blau der Ewigkeit beseligt aufzulösen...

Wie nun stellt sich das Gotterlebnis des Mystikers dar? Es bedarf einer Vorübung, einer würdigen Sammlung, für welche sie alle diese eine Weisung haben: sich alles Äußeren zu begeben und sich nur auf die Innerlichkeit zu verlassen. Nicht genug können die Mystiker diesen Weg empfehlen und verlangen. Eckehart sagt: „Du kannst Gott nichts Liebers bieten als Ruhe. All dein Wachen, Fasten und Gebet sieht Gott nicht an gegen diese Ruhe." In seiner wundervollen Spruchsammlung „Ein vernünftiges Einleiten des äußeren Menschen zu seiner Innerkeit" — wie bezeichnend schon diese Überschrift! — steht ein sehr tiefes, nachdenkliches Wort: „Mag ein Mensch die Sache nicht begreifen — er sei müßig, so begreifet ihn die Sache." Diese bereite, herbstlich hohe Stille ist es nun, wo die leisesten Laute vernehmbar werden. Dieses Versinken in sich selbst, dieses Aufgeben aller Vielheit ist so recht geeignet, die geheime Stimme göttlicher Offenbarung zu empfangen. Um sich nun aller Dinge zu entladen, haben die Mönche wohl Kasteiung und Geißelung auf sich genommen. Suso erzählt in seiner Lebensbeschreibung, wie hart er seinen Leib gemartert habe, um ihn abzutöten und zu vergessen. Aber es ist ebenso bezeichnend, daß dieser selbe Suso solche Übungen später geradezu widerrät und in Zweifel zieht. „Der liebe Jesus sprach nicht: nehmt mein Kreuz auf euch; er sprach: jeder Mensch nehme sein Kreuz auf sich." Und Meister Eckehart, der aufrechte, eifernde, freie Mann findet die herben Worte: „Gott ist in aller leiblichen Übung so wenig zu finden, als er zu finden ist in der Sünde! Dennoch sind solche Leute, die dieser äußerlichen Übungen recht viele auf sich nehmen, sehr geachtet in den Augen der Welt. Und das kommt her von der Ähnlichkeit. Denn die Leute, die nichts anderes verstehen als sinnfällige Dinge, die achten das Leben groß, das sie mit den Sinnen begreifen können. Es weiß immer ein Esel den andern zu schätzen!" —

Die Bedeutung der Mystik — und dies ist nicht klar genug zu betonen — offenbart sich darin, daß sie unmittelbar bei Jesus von Nazareth, nicht bei dem paulinisch-kirchlichen Christentume beginnt, daß sie alle folgenden Stufen, welche lediglich dem Abstiege dienten, übersieht und als Nichtgewesenes beiseite läßt. Und wenn mit Bibelworten gesagt werden soll, wo die Mystiker anknüpften, was ihnen als die wahre, erlösende Heilsbotschaft erschien, so mag vor allem an zwei Aussprüche erinnert werden: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier und da ist es. Denn sehet: das Reich Gottes ist inwendig in euch." Und der andere Spruch: „Ich und der Vater sind eins." Alle Mystiker fühlen sich als Deuter und Verkünder dieser Botschaft. Sie verlangen engste Nachfolge, keine Umschweife und bequemen Ausflüchte. Ihre Lehre lautet einfach und groß: Gott und Seele sind nicht etwas Getrenntes; es gibt keinen Dualismus. Im Gegenteil: sie bedeuten dasselbe, sind untrennbar verbunden, sind Eines. Gerade bei Eckehart findet sich über diese Identität der Seele mit Gott eine Fülle eindeutiger, freudig bejahender Sätze. „Gott muß Ich werden und ich Gott." — „Die Seele ist viel enger mit Gott vereint als Leib und Seele! In allen Kreaturen ist etwas von Gott; aber erst in der Seele

ist Gott göttlich. Sie ist seine Ruhestatt." — „Gott liebt in der Seele sich selber." Und auch Fichte betont es nachdrücklich, mit immer stolz bewegtem Herzen: „Die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit der göttlichen ist die tiefste Erkenntnis, welche der Mensch erschwingen kann." Diese Einsicht nun ist es, welche uns eine neue, gereinigte, freie Religion geschaffen hat. Damit war die starre, unwürdige Anschauung des Judentums endgültig überwunden und abgetan. Der außerweltliche Gott, der sich dieser Erde als Fußschemel bediente, der die Sünden der Väter bis ins tausendste Glied zu rächen verhieß — er zerfloß wie ein Truggebild fröstelnder Herbstnacht vor der flammenden Morgenröte echt arischer, deutschester Erkenntnis. Wie ein Fluch lastete und lastet noch heute diese semitische Lehre auf allen, denen Religion mehr bedeutet als gefrorene Abstraktion, als grimmige Drohung oder allgemeinste Gnadenbezeigung. Gott und Mensch waren ehedem ein Widerstreit, ja geradezu eine Feindschaft. Nun aber vollzog sich eine wahrhaft schöpferische Erweckung: es wurde jetzt erst die Möglichkeit eines wahrhaft innigen, wachsenden Lebens gewährt. Jetzt erst konnte die Seele sich ausblühen und entfalten. Nicht mehr galt das alte Wort: Gott ist; es gab nur eine Gewißheit: Gott wird. Immer und ewig webt er im Herzen, immer nach Vollendung strebend, immer als Ziel, niemals als schlaffes Genügen. Seit Anbeginn ist er in uns tätig, und schenkt einem jeden das stolze Recht, mit Jesus zu bekennen: „Ehe denn Abraham ward, bin Ich." Diese unmittelbare Gewißheit, daß einem jeden Menschensohne, nicht nur dem einen, gegeben ward zu sagen: „Ich und der Vater sind eins", nimmt alle Furcht und knechtische Unterwürfigkeit, verleiht dagegen ein freudiges, selbstgewisses Bejahen aller Dinge, heiligt die Seele zum Wachstum und zur gläubigen Hoffnung. Wie klingt nun Eckeharts Verheißung so jubelnd und gewiß: „Alles, was der Sohn hat, sein Wesen und seine Natur, das hat er darum von seinem Vater, damit wir eben dieser eingeborene Sohn seien."

Wenn Gott nur eine gestaltlose Wesenheit zukommt, wie ist es dann zu deuten, zu fassen? Hier, wo das Unaussprechliche in Worte geprägt werden soll, erreicht die abstrakte Ausdrucksform der Mystiker ihren wolkenlosen Gipfel. Sie wissen nur dies: Gott ist überhaupt als solcher nicht zu schildern und zu erklären. Das allein darf man behaupten: daß er nicht vorzustellen, nicht auszudenken ist. Er läßt sich also nur negativ umschreiben. Wir müssen, wie Ruysbroeck redet, „mit Jesus auf den Berg unserer Bilderlosigkeit steigen". In steten Klagen bekennen die Mystiker die irdische Gebundenheit des Blickes und die Ohnmacht des zeugenden Wortes. Bei Meister Eckehart finden wir Ausdrücke wie diese: „Gott ist ein überseiendes Nichtsein" oder „Gott ist in sich selber: Sein; für das Begreifen der Kreatur nur ist er ein Nichts". Es wird hier von dem gesprochen, was Eckehart auch die Gottheit nennt — das Überwesentliche, die Idee, die „ungenaturte Natur". Das aber, was in unserer Seele uns nahe und verbunden ist, das heißt Gott, und von diesem können wir wohl soviel aussagen als Einsamkeit und Friede uns an Erkenntnis und seelischer Fülle verleihen mögen. In diesem Sinne erklärt sich Eckeharts Ausspruch: „Gott hat sich von der Seele; daß er Gottheit ist, hat er von sich selber." Die Gottheit ist das ewig unberührte Abgeschiedene, das

durch nichts gestört und gehindert werden kann, und Eckehart sucht auch für die Schilderung dieses Zustandes in der ungelenken Sprache seiner Zeit neue schöpferische Werte. „In dieser unbeweglichen Abgeschiedenheit ist Gott ewiglich gestanden und steht er noch. Selbst da er Himmel und Erde schuf und alle Kreatur, das ging seine Abgeschiedenheit so wenig an, als ob er nie etwas geschaffen hätte. Ja, ich behaupte: alle Gebete und alle guten Werke, die der Mensch hier in der Zeit verrichten kann, von denen wird Gottes Abgeschiedenheit so wenig bewegt, als ob es so etwas gar nicht gäbe, und Gott wird gegen den Menschen deshalb um nichts milder und geneigter, als wenn er das Gebet und das gute Werk nie verrichtet hätte.“ Angelus Silesius hat diese selben Gedanken in den Versen ausgeprägt:

Wer Gott um Gaben bitt't, der ist gar übel dran:
Er betet das Geschöpf und nicht den Schöpfer an.

Oder:

Gott ist so über all's, daß man nicht sprechen kann;
Drum betest du ihn auch mit Schweigen besser an.

Angesichts des hohen mystischen Gotterlebnisses ist nun alles historisch Bedingte, alle „Tradition“ gleichgültig und hinfällig geworden; und alle an sich vielleicht anerkennenswerten philologischen Leistungen der Bibelexegeten und Hermeneuten berühren das Christentum selbst nur am äußersten Umkreise. Ja, die Mystiker haben sogar eine uneingeschränkte Verachtung vor solcher Tätigkeit, wie denn Sebastian Francks Abwehr an Deutlichkeit gewiß nicht mißzuverstehen ist: „Das ist aller Welt Theologie: nichts als eitel Vorwitz und Zank um Mosis Grab, von des Esels Schatten, der Geiß Wolle, den Zeremonien und Elementen.“ Jakob Böhme, der Philosophus teutonicus, entlädt seinen Zorn immer wieder auf jene Gelehrten, die in der Bibel lediglich einen Vorwand für eigene Vermutungen und Konjekturen erblicken. „O das Dornenstechen, daß man den heiligen Geist mit Gesetzen bindet! Was sind Gesetze im Reiche Jesu, der uns frei gemacht, daß wir wandeln sollen im heiligen Geiste? Wozu sind sie anders erdichtet als zur Wollust des Antichristen, damit er mächtig und prächtig einhergehen kann und ein Gott auf Erden sei!“

Das war ja die Tragik des Christentums, daß die Worte eines Mannes, der friedsam wandernd, arm und verkannt durch die Lande zog, zu einem staatlichen und kirchlichen Systeme ausgebaut und herabgewürdigt wurden. Man hat die sogenannte Erlösungslehre als einmaliges historisches Faktum in den Mittelpunkt geschoben, hat ein Dogma dort errichtet, wo doch nur die schlichte, vorbildliche Mahnung an einen jeden einzelnen gesprochen war, etwas Gelegentliches, der Niederschlag einer heiligen Überzeugung, die so rein und voll aus göttlicher Erfahrung entquollen war, daß sie keinen Anspruch darauf erhob, als umgrenzte, regelhafte Lehre aufzutreten, sondern ein Beispiel und Berater zu sein bemüht war. Diesem Versehen, dieser Veräußerlichung, die bei Paulus begonnen hat und noch heute beschützt und ungeschwächt weiterdauert, gilt der zürnende Einwurf der Mystiker. Und wie Eckehart einmal ausruft: „Sankt Pauls Wort ist ein Wort nur des Paulus; daß er es im Zustande der Gnade gesprochen hätte, das ist nicht der Fall“, so entscheidet er sich, der Dominikanermönch, sogar zu dieser Erkenntnis:

„Unsern Herrn sollen wir billig nachfolgen. Aber doch in allen Stücken nicht! Christus hat vierzig Tage gefastet: es wird sich wohl niemand übernehmen, ihm darin nachzufolgen. Er hat viele Werke getan, bei denen ihm an geistiger, nicht an buchstäblicher Nachfolge lag. Man muß sich also Mühe geben, wie man ihm vernünftig könne nachfolgen!" Diese geistige Fortwirkung, welche die Mystiker heischen, findet auch bei Fichte die erlösende Bestätigung: „Nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig; das letztere macht nur verständig ... Falls Jesus in die Welt zurückkehren könnte, so ist zu erwarten, daß er vollkommen zufrieden sein würde, wenn er nur wirklich das Christentum in den Gemütern der Menschenherzen herrschend fände, ob man nun sein Verdienst dabei preisete oder es überginge; und dies ist in der Tat das allergeringste, was von so einem Manne, der schon damals, als er lebte, nicht seine Ehre suchte, sondern die Ehre des, der ihn gesandt hatte, sich erwarten ließe." Und bei Schleiermacher lesen wir die hochgemuten, ketzerischen Sätze: „Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum, der Religion ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein flacher Abdruck von ihm sein kann? Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern der, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte." Die Mystiker sehen also in den biblischen Büchern nicht mehr von vornherein Ursprung und Quelle, sondern sie schließen gewissermaßen rückwärts —: weil unser Gotterlebnis, das wir so unmittelbar an uns erkannt, sich bereits an dem Manne erfüllt hat, dessen Erdenwallen uns als vorbildlich und vollkommen gilt, darum dürfen wir die evangelischen Schriften als Bestätigung für die Treue unsrer Gotterfahrung aufnehmen und schätzen. Was Augustin einmal in seltner, vielleicht ihm selber unbewußter Offenbarung gesprochen hatte: „Non Christiani, sed Christi sumus" — Wir sind nicht Christen, sondern Christusse —, erlebt hier seine förderlichste und wirksamste Bestätigung. Das Heilserlebnis ist nicht mehr einmaliges, geschichtliches Ereignis — es offenbart sich vielmehr täglich und stündlich an jedem Menschen und hebt ihn über Raum und Zeit empor zur „Vergottung", zu einem absoluten Beisichselbstsein. Wahrlich, das Gefühl, Gott in sich selber zu tragen, ihm näher zu reifen, ja zuletzt sogar Er selbst werden zu dürfen — auch das ist ein „Übermenschentum", um dessen willen es sich wohl zu leben lohnt! Der ererbte Vorwurf, es sei lediglich auf eine Vernichtung aller Persönlichkeit abgezielt, erweist sich als tückisch und leer; nicht Niederbruch wird gefordert, sondern der Aufgang eines neuen, geläuterten, zuchtvollen Willens zu göttlicher Erfüllung.

Damit wird auch die frevelhaft überlieferte Anschauung eines Himmels als außerweltlicher Lokalität endlich völlig zunichte. Immer wieder betont es Valentin Weigel und kann sich schier damit nicht genugtun: „Wäre der Himmel nicht in uns, nimmer könnten wir nicht in den Himmel kommen." Nicht minder nachdrücklich bekundet es auch Fichte: „Durch das bloße Sichbegrabenlassen kommt man nicht in die Seligkeit." — Und auch die furchtbare Lehre von der Hölle und dem Fegefeuer fällt zusammen, weil ihre Grundfesten untergraben sind. Der Frankfurter Deutschherr, der anonyme Verfasser der „Teutschen Theologie",

jenes tiefen, echt germanischen Trostbüchleins, erteilt die rechte Weisung. Der in sich selbst bewußte Christ, der sich in Scham und Reue fühlt, weiß sich, eben weil er von Schuld und Trostlosigkeit gepeinigt wird, in dem Zustande der Hölle, d. h. des Ungenügens, der Erniedrigung. Diese Hölle aber, die überhaupt nur in Eigenwillen besteht, ist gleich dem Himmelreich „ein guter, sicherer Weg dem Menschen in dieser Zeitlichkeit, und wohl ihm, wenn er sie recht und gründlich kennen lernt! Denn die Hölle vergeht, das Himmelreich aber besteht." — —

Es gilt nun, ein trübes Vorurteil zu zerstreuen, das von allen jenen aufgenommen und weitergegeben wird, die ihre eigene unberatene Meinung als unbestechliche Wahrheit aufzurichten bestrebt sind. Man hat namentlich gegen die mittelalterliche Mystik immer wieder den Vorwurf erhoben, sie wäre ausschließlich auf Verzückung und Ekstase aus und vernachlässige oder verwerfe gar die Werktätigkeit. Diesen trägen Irrtum abzuwehren, ist kein Wort kräftig und hallend genug. Allerdings war es den Mystikern vornehmlich darum zu tun, die Beseelung zu fördern, weil sie erkannten, daß einem getrübten Brunnen kein reines Wasser zu entfließen vermag. Und so kann Eckehart es auch betonen: „Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht... Die Werke heiligen uns nicht, sondern wir müssen die Werke heiligen." Wie anerkennend er aber der Werktätigkeit geneigt ist, das ersieht man aus der bedeutenden Predigt über Maria und Martha, wo er der hilfsbereiten, in sich gefestigten Martha über der in schönen Gefühlen hinschmelzenden Schwester den Vorzug erteilt. Dort finden sich auch diese Sätze: „Nun aber wollen gewisse Leute es gar so weit bringen, daß sie der Werke ledig seien. Ich sage, das geht nicht an! Nach der Zeit, da die Jünger den heiligen Geist empfangen hatten, da fingen die überhaupt erst an, was Tüchtiges zu schaffen... Die Heiligen, grade nachdem sie's so weit gebracht haben, dann allererst fangen sie an, was Rechtes zu schaffen." Und die überlegene, befreiende Mahnung, die sich fast wörtlich auch bei Tauler wiederfindet: „Wäre der Mensch selbst in einer Verzückung wie dort einmal St. Paulus und wüßte einen siechen Menschen, der eines Süppleins von ihm bedürfe, so erachte ich es weit besser, du ließest aus Minne von der Verzückung und dientest dem Dürftigen aus größerer Minne." Hart abweisend schilt er einmal: „Ob sie sich's bewußt sind oder nicht, die immer nur auf ‚Stimmung' und große ‚Erlebnisse' aus sind und nur diese angenehme Seite haben wollen: Eigenwille ist das, weiter nichts." —

Freilich gab es auch damals nur wenige, die einem Eckehart bis in seine letzten Tiefen zu folgen vermochten, ebenso wie ja auch Fichte sich über Unverständnis bitter zu beklagen hatte. Denn der Ruf der Zeit, der in ihren Propheten und Erfüllern laut wird, erreicht die Mitlebenden, die nur nach Vergangenem zurückschauen, immer wie ein gebrochenes Echo. Aber sie mußten reden, denn die innerste Berufung trieb sie dazu, und so beschließt Eckehart eine seiner Ansprachen mit den Worten: „Wer diese Predigt verstanden hat, dem gönn' ich's wohl! Wäre aber niemand dagewesen, ich hätte sie diesem Opferstocke predigen müssen." Welch ungehemmte, unhemmbare Gewalt des Geistes! Für die Mystiker alle gilt Fichtes edles Wort, daß sie gesiegt haben, „weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert

ist.“ Diese Denkweise muß man unbedingt als gotisch bezeichnen; sie findet ihr hehres Gegenstück in der klingenden Ewigkeit eines Johann Sebastian Bach, in dem einsamen Ringen Albrecht Dürers. Gleich der edelkrausen Harmonie eines spitzbogigen Domes strebt ihr Werk dem Himmel entgegen, aufragend mitten unter der gleichgültig hastenden Menge. Manchmal aber ruht dennoch ein Auge an seinen erhabenen Türmen und Portalen und gewinnt neue Ausblicke und neue Maße.

Gewiß — man wird in den Schriften dieser Männer so manches Veraltetes, Wunderliche entdecken, vor allem manches störende scholastische Beiwerk. Aber allerorten wärmt und quillt lebendigster Frühling, und sicherlich wird ein jeder, der sich würdigen und geneigten Herzens naht, die Ströme des Lebens rauschen hören. Denn das ist ja Wesen und Segen wahrhaft bedeutender Männer, daß ihre Worte nicht etwas Abschließendes, Vollendetes bilden, sondern daß ihnen eine zeugende Kraft eigen ist, daß sie in die Zukunft wirken, daß sie Wege weisen, aber keine Grenzen, daß sie für jeden einzelnen die Aufforderung zu selbsttätiger Entwickelung bedeuten. Nicht wie sie gedacht, ist das Bleibende, sondern was sie gedacht. Die Kirche hat auf den Worten des Nazareners ihren steinernen Babelturm errichtet, wie Jakob Böhme sagt, und anderseits erweckten die Mystiker aus ihnen neue schöpferische Werte, weil Eigenkraft und Ewigkeitsausblick ihr Denken beseelte. Das als endgültig ausgerufene Dogma dagegen, das immer von Beschränkung, niemals von echter Produktivität Zeugnis gibt, bleibt nur allzu bald hinter dem Leben zurück, denn das Denken schreitet darüber hinweg, wie der Fuß über moderndes Herbstlaub, in ständigem Wandel und Werden. Darum mahnt uns Goethe:

> ... Alles muß zu nichts zerfallen,
> Wenn es im Sein verharren soll.

Der Geist aber, der immer fordernde, wirkende, ist erhaben über Zeit und Raum! Er beginnt erst, wo Gesetze endeten; er bezeugt das Recht und den Willen der Individualität. — —

Es ist jetzt so häufig von kirchlich gesinnten Leuten die vorwurfsvolle Klage erhoben worden: „Warum hat uns Gott verlassen in unserer gerechten Sache; warum schuf er uns all das herbe Elend und Leiden?“ Ein Mystiker würde, wehmütig lächelnd, den Frager also bedeuten: „Mein Freund, wie gering ist noch dein Glaube, wie matt und blöde dein Wissen! Ist Gott über dir? Siehst du in ihm nur den übermenschlichen Ingenieur einer gewaltigen Weltmaschine? Nicht dort oben thront er voll fremder Majestät; nicht von dort wirft er Verderben oder Sieg auf die verblendeten Völker. Du gedenkst vielleicht des vernichtenden Psalmverses: ‚Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahinmüssen.‘ Laß ab von diesem alttestamentarischen Irrwahne! Was gilt dem Wesenlosen der Menschheit betörtes Wesen? Suchtest du das Unbedingte in so bedingtem Tun? Vor ihm wiegt beides gleich: Sieg oder Niederlage, denn beides ist wider den Willen dessen, der nur sich selbst vollenden will. Nicht Gott will Sieg oder Niederlage, sondern du hast sie berufen; ihr alle habt versäumt, ihr alle habt geirrt! Wagst du es, deine Abwege bei dem zu suchen,

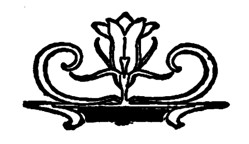
der in wechsselloser Einsamkeit seiner menschlichen Erfüllung harrt? Lärme nicht: lausche auf die Stille deiner Seele; dort flüstert er in der Nacht der Hingenommenheit. Wenn du dir völlig entworden bist, vernimmst du die Stimme des Namenlosen, Bilderlosen, des Überseienden. Entweiche dir, daß Gott eingehe! Stirb ab dem taumelnden Eigenwillen, der Schlachten sucht und eigenmächtig beschränktes Handeln! Wenn du so durch emsiges Trachten und würdige Übung hinangestiegen bist, wenn du deine Gottähnlichkeit als unverlierbaren Wesensbesitz begriffen hast, wenn dir zur unmittelbaren Erfahrung geworden ist, daß auch du sein Sohn bist — dann verlasse deine Hütte und suche den Nachbar und rede mit ihm, schlicht und innig wie Jesus mit seinen Gefährten sprach, wie er nächtlich verschwiegene Zwiesprache mit Nikodemus führte oder am Brunnenrande mit der Samariterin plauderte. Und so wandere ein jeder zum andern und erwecke in ihm die schlummernde Gottheit; ein jeder helfe dem andern am Werke der Innerlichkeit! Dann wird Friede sein auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"



Der Berg · Von Ina Seidel

Sein Haupt ist starr und ganz zerklüftet.
Er atmet silbern Dunst um sich.
Oh, er ist alt!
Regenzerweint und eiszerschlüftet. —
Er hat die Brust voll Wald,
Und seine Füße stehen
Tief in der Flut.
Durch seine Felsenzehen
Schwänzelt der Fische bunte Brut.

Es birst sein Herz im Wasserfall.
Und um sein strömend Herz herum
Gehn klangbeladen seine Tiere,
Die heil'gen Kühe samt dem Stiere.
Und ist er selbst gleich ernst und stumm:
Sie füllen wandelnd mit Getön
Ihm auf und ab sein Echo schön
Wie eine Glocke aus Kristall.



Legende vom Bruder Konrad

Von Karl Röttger

Gott hatte dem heiligen Franz statt eines Herzens eine hohe und reine Flamme in den Leib gelegt, die brannte in der Nacht der Zeiten wie ein Wunder. Das Licht, das der brennende Mann ausschien, wiederholte immer wieder, in immer andern Worten und Taten nur Eins: nämlich die Liebe. Und da er so durch die Reihen der Menschen ging, konnte es nicht anders sein, als daß er manchen mit seinem Licht auch in Brand steckte.

Und so steht geschrieben, daß besonders in der Provinz Arkona viele brennende Brüder vom Orden des heiligen Franziskus waren, und daß diese Brüder die Landschaft zierten, wie die Sterne den Himmel. Bei diesen Brüdern war auch der heilige Bruder Konrad von Offida.

Der ging eines Tages aus dem Kloster Forano heraus in den Wald, um dort allein zu sein und zu denken in die Geheimnisse Gottes und des Christ. Indem er so dahin ging, und das Rauschen des Waldes, durchschienen vom Licht und Grün, ihn umgab wie eine große Fülle, kam ihm ein Gedanke und ein Wunsch, eine Lust und eine ungesprochene Bitte: er möchte einmal die Freude haben, die Simeon und Vater Joseph von Maria gehabt haben mußten, als sie das Kind auf dem Arm trugen. Er konnte sich das Gefühl nicht deuten, aber es müßte ungeheuer und schön und groß sein, das Kind der Kinder eine Weile auf dem Arm zu fühlen. Danach aber dachte er: wie sollte mir das geschehen? Denn ich bin ein Bruder vom heiligen Franz und berufen, allen Armen und Hilflosen zu dienen, in lauterer, reiner Liebe. Dennoch blieb das Sehnen, — nur wußte er nicht, wie ihm Erfüllung werden könne, es sei denn, daß die himmlische Jungfrau — — Aber da stand ihm der freudige Schreck bis in den Hals hinauf, und sein Herz schlug laut und sein Gesicht wurde rot, als er nun an einer Wegbiegung vor sich stehen sah die Mutter mit dem Kind, es war ein lächelndes, wunderliebliches Kind ...

Da neigte er sich tief und sprach aus seiner Verneigung heraus:

„Erfüllst du Hohe so bald mein Sehnen?“ Und breitete die Arme aus, daß er auf ihnen das Kind empfange. So sah er nicht, wie das Gesicht der Mutter schmerzlich und blaß und bewegt war, als sie antwortete: „Erscheint das Kind dir schön, und möchtest du es einmal tragen? Mich dünkt, ich kenne dich und habe dich schon einmal gesehen. Du bist der Bruder Konrad aus dem Kloster dort.“

Bruder Konrad sprach: „Hohe Frau, es ist lieb von dir, daß du dich meiner erinnerst; ich hatte wahrhaftig den Wunsch, dein Kind eine Weile auf dem Arm zu tragen.“

Die Frau sprach sanft und mit halber Traurigkeit: „Verkenne mich nicht, Bruder Konrad. Verkenne mich nicht! Wisse, Mutter und Kind — beide mit ihrer Glückseligkeit und ihrer Liebe — irren immer unerkannt in der Welt. Man hat die Jungfrau mit dem heiligen Kind in die Wolken erhöht und der Jungfrau

ein himmelblaues seidenes Gewand gegeben und Sterne ins Haar, — aber diese Liebe ist den Menschen damit ein wenig entrückt, — und einer Jungfrau auf Erden mit einem Kind würden nicht alle Menschen so freundlich begegnen, wie du es tust." Aber der Bruder Konrad merkte immer noch nichts. Er sprach: „Die Menschen sind noch nicht alle gut, Hohe, darum müssen einige in Liebe brennen, daß sie es lernen. Und hielt noch immer die Arme, um das Kind zu empfangen. Da legte die Jungfrau es hinein.

Und da hob Konrad sein Gesicht auf und sah: die Mutter lächelte und hatte ein Gesicht, wie er's auf den Bildern der frommen Maler gesehen hatte. Des Kindes Schönheit aber war wie ein Hauch und Glanz um es, wie ein Leuchten aus Seele und Blut. So glänzten seine Augen, und so lächelte sein Mund. Und seine schönen rotweißen Hände griffen an die Stirne und in das Haar des Bruders Konrad. Und er wiegte das Kind auf seinen Armen, sprach leise Worte zu ihm und lächelte auf es hernieder.

Nachdem er dies eine Weile getan hatte, sprach die Mutter zu ihm: „Heiliger Bruder, wollen wir noch ein wenig gehn? Ich suche nämlich für den Abend und die Nacht, wo ich mit meinem Kinde bleibe." Darüber verwunderte sich der Bruder Konrad, aber er dachte gleich darauf: es ist die heilige Jungfrau, sie wird wissen, welche Wege sie wandelt. Und so gingen sie zusammen den Waldweg. Kamen auch danach an eine einsame Waldhütte, und die Jungfrau sprach: „Hier will ich bleiben." Sie gingen hinein, fanden einen Haufen Stroh, eine Bank und eine Feuerstelle, und die Jungfrau sprach: „Hier will ich bleiben und meinem Kind zu essen geben. Danach fehlt mir nur eines: daß ich selber etwas esse." Bruder Konrad sagte, dem könne man schnell abhelfen, er wolle ins Kloster laufen und etwas holen. „Tu das," sprach die Jungfrau, „so gebe ich in der Weile meinem Kinde zu trinken . . ."

Bruder Konrad brannte, und das Brennen war Seligkeit und Freude. Er lief ins Kloster und holte Essen und kam zurück zu der Jungfrau. Die hatte dem Kinde zu trinken gegeben und es eben ins Stroh gelegt zum Schlafen. Da lag es und lächelte im Schlaf . . .

Die Jungfrau aber sprach so: „Es ist nicht zuviel gesagt, was man von euch Brüdern sagt: daß ihr denen helft und in Liebe helft, die in der Welt verlassen und einsam sind. Gott wird dir's lohnen . . ." Und entließ den Bruder Konrad mit freundlichem Lächeln.

In der Nacht konnte Bruder Konrad lange nicht einschlafen, so war sein Herz voll eines großen Gefühls, so war er voll der Schönheit des Kindes. Vor Morgen aber schlief er zuletzt ein, und da kam ihm im Schlaf ein Traumgesicht, das war dies: Er trug das Kind auf dem Arme. Das fing an zu sprechen: „Bruder Konrad, wie lange willst du mich tragen? Ich werde dir zu schwer werden. Setze mich nieder." Bruder Konrad sprach im Traum: „O, meine Arme sind stark, ich kann dich immerdar tragen."

„Aber dein Herz?" sprach das Kind. „Dein Herz auch?" Da wurde der Bruder traurig im Traum und sagte nichts. Das Kind sprach: „Ich will dich nicht betrüben. Aber liebst du meine Mutter?" Und da sah Konrad, daß die Mutter auf der morschen

Bank im Wald saß und weinte. „Ich sagte dir ja,“ sprach das Kind, „setze mich nieder. Ich werde dir zu schwer, setze mich nieder!“ Da setzte Konrad das Kind auf die Erde. Und siehe, es wuchs zusehends, ward größer und größer, ein stattlicher Knabe, ein Jüngling, nahm seine Mutter an der Hand und sprach: „Komm, wir müssen gehn.“ Und sie dankten beide dem Bruder Konrad für seine Freundlichkeit und gingen hinaus in die Nacht. (Denn es war Nacht in Bruder Konrads Traum.)

An dieser Stelle aber wachte der Bruder auf und sah, daß Morgensonne in seine Zelle schien.

Als er alles verrichtet hatte, was der Orden vorschrieb: Beten, Singen, Arbeit, ging er eilends hinaus in den Wald. Nahm auch, des gestrigen Tages vorsorglich gedenkend, noch Brot und Früchte mit hinaus, fand die Jungfrau und trug abermals eine Weile das Kind auf den Armen. Und es schien ihm das nicht eine kleinere, sondern eine noch größere Freude als am gestrigen Tage zu sein.

Als er heimging, dachte er: Dies ist ein großes Wunder, das mir widerfahren ist. Ich muß es den Brüdern sagen und es ihnen nicht verheimlichen. Obschon ein Gefühl in ihm war, daß dies etwas sei, das vieler Augen nicht ertrage. So war noch der Zweifel in ihm, und da fiel ihm ein: er könne ja die Jungfrau selber darum fragen, kehrte um und sprach so: „Heilige Jungfrau, es ist eine große Ehre, die mir durch deine Gegenwart widerfährt, darum sage mir, soll ich den Brüdern sagen im Kloster, daß sie auch kommen und dich ehren?“

Die Jungfrau sprach: „Bruder Konrad, verkenne mich nicht! Das sagte ich dir schon gestern. Was nennst du mich heilig? Ich bin eine Mutter mit dem Kinde und wir irren in der Welt.“

„So soll ich den Brüdern nichts sagen?“

„Nein!“

Hier sah Bruder Konrad zum ersten Male, daß die Jungfrau, wie sehr sie auch den Bildern der frommen Maler glich, ein dürftiges Gewand anhatte. Es kam ihm ein Schreck und eine Traurigkeit; doch war er fromm genug zu denken: die Jungfrau wird wissen, was sie vorhat. Und so wendete er sich und ging.

Am dritten Tage ging er abermals und brachte der Jungfrau zu essen. Ein Bruder aber ging ihm nach, denn er dachte: Was macht Bruder Konrad jetzt jeden Tag im Wald? Und sah aus einem Versteck hinter den Büschen, wie Konrad der Jungfrau Brot und Früchte brachte und eine Weile das Kind auf seinen Armen wiegte. Er kam heim und sprach zu den anderen Brüdern: „Ist Bruder Konrad ein frommer Mann?“

Sie sprachen: „Das ist er.“

„Wohlan,“ sprach der, „er geht jetzt jeden Tag in den Wald und füttert dort eine Magd mit ihrem Kinde. Sollte Bruder Konrad unheilig leben?“

Das konnten sie nicht denken. Also was war es, das ihn zu der Jungfrau mit dem Kinde trieb? Dann war es wohl nur Mitleid mit der Kreatur!

Hier kam Bruder Konrad selber herein und fragte: „Was redet ihr?“ Da sagten sie es ihm. Er aber stand groß unter ihnen und sprach: „Lästert nicht! Es ist die Mutter mit dem Kinde. Aber sie erlaubte mir nicht, es euch zu sagen, sonst hätte ich es euch gesagt.“

Sie aber lachten und sprachen: „Geh und frage, von wannen sie ist, so wird sie es dir sagen.“

Da ging Bruder Konrad hinaus in Scham, Traurigkeit und bitterem Gefühl, kam zu der Jungfrau in den Wald und sprach: „Bist du es oder bist du es nicht? Von wannen bist du?“

Sie sprach: „Ich habe dir gesagt, Bruder Konrad, verkenne mich nicht. Du aber wolltest mich nicht hören. Auch warst du lieb zu meinem Kinde. Sieh, es lächelt dich an. Bruder Konrad sprach leise: „Wer bist du denn?“ Sie sprach: „Ich komme dort aus der Stadt, eines angesehenen Bürgers Kind, aber mein Vater hat mich verstoßen, weil ich das Kind habe. So irren wir in der Welt. Nun geh, frommer Mann. Du darfst wohl nicht wieder kommen; aber du warst doch freundlich zu meinem Kinde. Das danke ich dir. Nun wird die himmlische Mutter und Jungfrau mir weiter helfen.“

Bruder Konrad wendete sich; er hatte ein schluchzendes Gefühl in sich, nicht nur im Hals, sondern schmerzlicher noch: in der Seele.

Er kam heim mit einer Trauer, daß das Lachen der anderen verging. Er sprach: „Ich sah die himmlische Jungfrau, und sie verwandelte sich in ein verstoßenes Mädchen.“ Aß nicht und trank nicht, ging in seine Zelle: zu beten und seiner Trauer Herr zu werden.

Des anderen Tages aber ging das Bild der zwei mit ihm durch den Tag. Er dachte: wie hat dies Bild tief in meine Seele geschaut! Sie werden im Wald sitzen und trauern, weil kein guter Mensch zu ihnen kommt.

So wandelnd, fand er sich schon auf dem Wege. Aber anders denn früher. Je näher er der Hütte kam, um so langsamer und leiser ging er. Dann aber blieb er auf einmal erschreckt und staunend stehen, hinter einem dicken Baum, als er nun sah: die Jungfrau saß vor der Hütte und auf einer Matte von Stroh spielte ihr Kind. Aber nicht allein, ein zweites saß bei dem ersten und spielte mit ihm. Und das zweite hatte einen Heiligenschein um den Kopf, und da trat aus der Hütte eine hohe, stolze Frau hervor, lächelnd, und bei aller Hoheit lieblich und gütig im Angesicht, die trug auch den Heiligenschein um den Kopf.

Bruder Konrad legte die Hand auf das Herz und dachte: diesmal ist es wahrlich die himmlische Frau. Ich will zurück und ganz leise und heimlich die Brüder rufen, daß sie das Wunder schauen. Ehe er aber sich wendete, rief ihn die „richtige“ Jungfrau: „Bruder Konrad, bleib noch einen Augenblick. Komm hervor hinter dem Baum und sieh die Kinder an. Denn ich sehe wohl, dein Herz ist in der rechten Liebe. Ich kam, da ich die zwei hier weinen hörte. Und da du nun auch gekommen bist, so sollst du nun auch mein Kind einen Augenblick auf dem Arm tragen dürfen, wie du ursprünglich gebeten hast.“ Und sie legte ihm das Jesuskind auf die Arme . . .

„Vor dem Abend aber“, sprach Maria weiter, „geleite diese da in die Stadt und sprich zu dem Vater, daß ich sie im Walde gefunden hätte und sie dem Vater zurücksende . . .“

Bruder Konrad sprach: „Ach, hohe Frau, die Brüder haben mich schon ausgelacht, daß ich die zwei mit dir und deinem Kinde verwechselt habe, . . . soll ich

mich nun von einem zornigen Vater auch noch auslachen lassen? Denn er wird mir nicht glauben, daß ich einen Befehl von dir bringe."

Maria sprach: „Wir im Himmel lachen dich nicht aus. Weder um das eine noch um das andere. Gehe du nur hin. Er wird dir schon glauben."

Und nach einer Weile fuhr sie fort: „Du magst ja den Bruder Martin mit dir nehmen. Sieh, er ist dir nachgefolgt und stehet nun hinter dem Baum, da du standest. Er kann bezeugen, daß ich es euch gesagt habe . . . Komm hervor, Bruder Martin." Der kam hervor, beschämt und demütig.

Ehe Maria sie aber entließ, sprach sie: „Also, bis gegen den Abend, — vergeßt die Sache nicht. So lange bleibt mein Kind hier und spielt mit dem Kind. Siehe es an, Bruder Martin! Darf man den Bruder Konrad auslachen, daß er dies Kind dort für meines hielt?"

Und Bruder Martin sprach: „Nein, es hätte mir selber so ergehen können."

Da mußte die Mutter, die verstoßene, ihr Gesicht in die Hände legen, so sehr beschämte sie die Güte der Himmlischen und das Gefühl des Glücks, daß ihr Kind auch schön sei.

„Denn", sprach Maria zum Schluß, „Liebe ist not in der Welt. Und Kinder sind immer von Gott. Die sollen fernerhin nicht mehr verstoßen werden."



Altes Schloß · Von Ludwig Bäte

Der Teich träumt tief im Mittagslicht,
schwer wuchten draus die altersharten Mauern;
ein Schwan zieht stille seine Bahn,
und in den Linden bebt ein Blütenschauern.

Zwei Falter taumeln müde durch das Gras,
und die Kastanienkerzen knistern leise,
der Wind wacht auf, von den Rabatten her
weht eine zarte, ziere Flötenweise.
Durch die Boskette perlt ein Silberlachen:
„Ah bravo, magnifique!" — — —
Gewänderrauschen, Puderstaub.
„O Corydon, geliebte Amaryll!"
Das Wasser gluckst, fern kreischt ein Pfau,
und Taxushecken wachen.



Die Sünde wider den politischen Takt

Von Dr. Fritz Westerfeld

Es gilt das Walten der geschichtlichen Gesetze, auch dessen, daß sich alle Schuld auf Erden rächt, zu erkennen, wenn man die politische Vernunft wieder aufrichten will, was nicht möglich ist im Widerspruch zu jenen Gesetzen. Der Gebildetste wird immer die Monarchie am höchsten würdigen, was außer den Florentiner großen Republikanern Dante und Machiavelli auch berühmte Schweizer, Franzosen und Nordamerikaner bezeugen. Die Deutschen hatten einst die Monarchie am vollkommensten ausgebildet, indem sie bei ihnen, den Germanen, organisch aus der Demokratie erwuchs, nicht in Asiatenweise als Despotie aufkam, nicht aus dem Verfall, wie in Spätrom. In jenem Erben der Hohenzollern aber, der die Schöpfung seiner Ahnen in sein persönliches Schicksal reißen mußte, lebte ein Geist der Verflachung, Entwertung, der vor nichts haltmachte, wie vor dem Eisernen Kreuz nicht und den Herzogstiteln, so auch nicht vor der wahren Hoheit des Monarchen, nicht vor der inneren Deutschheit und Würde des Deutschtums, dessen höchster Träger er sein sollte. In Lienhards „Spielmann" lese man den von Selbstbezwingung durchbebten Reflex der Unterhaltung, die der elsässische Deutschkämpfer, zum Empfang befohlen, bei dem deutschen Kaiser fand! Wie viele vergessene Erinnerungen, oft kleine, doch sinnbildlich bezeichnend, tauchten uns zwischen den gequälten Gedanken dieser Monate wieder auf, — der Hausmeister im Straßburger Kaiserpalast, der die Besucher auf französisch herumführte und die einfachen Altelsässer wie die Deutschen diese Mindereigenschaft ganz deutlich fühlen ließ. Bis in die Kaiserräume half man ein Recht der Franzosen wachhalten; nicht ihretwegen, aus einer allgemeineren Art von Fremdenführergesinnung, die nicht nur am Rockkragen den Kaiseradler trug. Als Cecil Rhodes in der Joppe ins Berliner Kaiserschloß ging, mußte der Offiziosus den Deutschen klarmachen, es sei das ein Recht der englischen Gewohnheit. Man denke sich in England deutsche Nachlässigkeiten als Recht in Anspruch genommen! Bald im Übereifer gegen das Ausland, bald im Schielen nach dem großartigen Eindruck, den dieses empfange, ward die deutsche Achtung und die deutsche Überlegung folgenschwer gefährdet. Alle die rednerischen Bedachtlosigkeiten, hinter denen kein ernstlicher Plan war, vom „Zerschmettern" und den Rekrutenansprachen an, werden eher begreiflich als Effekte, die mit unbeteiligten, minder kritischen auswärtigen Hörern rechneten, und dorthin zielten Selbstgefälligkeiten in der Art des „Deutschland in der Welt voran". Sachliche Ernstlichkeit gibt auch das stetige, ruhige Steuern; solche an vorbildlich hoher Stelle hätte so vieler Unbedachtsamkeit erzieherisch entgegenwirken können.

Es ist wie eine Verkettung mit ihm, daß auf der monarchisch-rechtsnationalen Seite die Notwendigkeit des Überlegten und des Taktischen in der politischen Aussprache nicht durchgängig zum Bewußtwerden kommen wollte. Ganze Geschichtsbücher ließen sich damit füllen, wie richtig die vaterländischen Parteien

oder Verbände so vieles vorausgesehen, wieviel sie in ihren Warnungen und ihren Forderungen recht gehabt haben. Aber recht zu bekommen, selbst dem Törichten und Verderblichen die Meinungen zuzuwenden, wußten so oftmals besser die, die sich auf die öffentliche Gefechtskunst einstellten, Gefahr und Vorrteil im Gelände in Betracht zogen. In den vielfältigsten Formen begegnet der publizistische Kurzschluß der Gedanken bei unseren Nationalen. Als die elsässische Autonomistengruppe Anfang 1919 ihre Tätigkeit entfaltete für eine, uns auf jeden Fall günstigere einheimische Bewegung und sich gegen die Erdichtung der rechtmäßigen Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich wandte, wußten deutsche Schriftleitungen nichts Klügeres zu tun, als über sie mit Entrüstung herzufallen. Die Herzlichkeit der Reichseinheit wird wenig bedacht bei der ebenso fahrlässigen wie durchaus unberechtigten Überhebung so vieler Norddeutschen über die süddeutschen Bevölkerungen. Wenn diese aber jenen nicht nach Wunsch zu Willen sind, so tadelt man wieder die mangelnde Reichsgesinnung, um die es sich häufig gar nicht dabei handelt.

Als Erscheinung der inneren Politik nimmt die Gedankenlässigkeit so oft die Form einer ärmlichen Bequemlichkeit an. Nicht immer ist es kapitalistische Eigensucht, wenn nicht schlankweg alle sozialpolitischen Gedanken gutgeheißen werden; Widerstand gegen die Ausdehnung sogenannter Volksrechte galt vornehmlich der Machtausdehnung der Agitation und der streberischen Tribunen. Aber in den Erörterungen muß es dann auch reichen zur gedankentüchtigen, beweisfähigen Begründung der sachlichen Einwände, es darf nicht nur eine bloße Verweigerung zum öffentlichen Eindruck kommen. Verkrustete Formeln, als konservativer Schild gebraucht, zerspellen unter der Angriffskraft der jüngeren Schlagwörter. So die „Rechte der Krone", zumal wenn die Gegnerschaft im Parlament überzeugt oder dahin gedrillt war, doch nur die Vorrechtsansprüche der Kreise herauszuhören, die hinter dem starrmechanisch ausgespielten Worte standen. Wiederholt schien ein machtvolles Hinüberneigen der öffentlichen Erkenntnis der rechtsnationalen Seite zureifen zu wollen. Aber die gleichen Köpfe, die so klar die allgemeinen Übel sahen, übersahen die Gunst der Lage, oder eine Art von exklusiver Unlust hinderte, aus dem konservativen „Standpunkt" hinauszutreten in die großdenkende, Vernunft mit Entwicklung vereinende Führung einer volkslebendigen Bewegung.

Was Hänschen nicht lernen wollte, muß jetzt, zum Wohle des Ganzen, nicht nur zum eigenen, Hans lernen. Es ist ehrenvoll für die preußischen Konservativen, daß eine kürzlich, Mitte April, von ihnen erlassene Kundgebung eine derartige Versicherung geständnisvoll einflicht. Das wird denn auch besagen, auf dem Geständnis, gelernt zu haben, nicht etwa wieder stehen zu bleiben. Kein Lernen erwirbt man durch eine Erklärung. Es heißt nun auch wirklich in die Schule gehen, die Partei bis in die kleinsten Organe ihrer Tätigkeit durchdringen mit einer zieltaktischen Erziehung, die mit einem sachlich schwungvollen Gemeinsinn auch das politische Feingefühl zu ihrem Gegenstande macht. Mittels der Kleinarbeit der Erziehung und von ihr aus ist die sozialdemokratische Organisation zu ihrer heutigen Machtstellung emporgewachsen. Auf die Rechnung der

Versäumnisse kommt es dagegen meistens, wenn das Konservative durch eine verdichtete Fülle von Anklagen, die weit ins Widersinnige hineingehen, vom Schauplatz gedrängt werden konnte und wenn jene kräftig nationale Denkart, die anderen Nationen selbstverständlich ist, bei uns in Deutschland schließlich, unter dem Hetznamen „alldeutsch", zu einer Art von Volksverbrechen gestempelt werden konnte.

Eine Sozialdemokratie, die in Verfolg des taktisch Erreichten sich von nun an sachlichen Reformen widmet, und ein national kräftiger, in der Schulung ebenbürtiger Überlieferungssinn, das sind Feder und Anker, die die volkliche Zeitenuhr wieder in richtig gestellten Gang bringen können. Die Monarchie aber gehört keiner Partei, und vollends keiner Einflußgruppe. Tendenzen, das kaiserliche Ansehen in Beschlag zu nehmen, großkapitalistische, finanzoligarchische, junkerliche, militaristische, gaben der Sozialdemokratie die beste Berechtigung für die geschichtswidrige Vorspiegelung, als ob „grundsätzlich" die Republik die geeignetere Hüterin von Wohlfahrt, Fürsorge, Rechtsgleichheit und gesundem ständischem Ausgleich sei, anstatt der Monarchie, die sich selbst richtig versteht und von ihrem Träger rechenschaftsvoll vertreten wird.



Dämmernde Nacht! · Von Julius Koch

Die blauen Schatten dämmern um die Berge
Wie weiche Trauermäntel ernst und schwer.
Im dunklen Nachen rudert Gottes Ferge
Geheimnisvoll das tiefe Schweigen her.

Ein lichtes Wölkchen, wie mit Gold beladen,
Schwebt schimmernd an dem stillen Himmel hin,
Als trüg's des reichen Tages Kron' und Gnaden
In seinem Schoß als seligen Gewinn.

Vom Walde klingt, im Abendhauch getragen,
Noch eines späten Vögleins Sang herbei,
Als wollt' es bang dem fliehnden Lichte sagen,
Wie voll sein Herz noch seiner Wunder sei.

Mein Auge träumt, wie leis die Wolke gleitet,
Bis sie die Nacht in düstre Arme zieht.
Es ist uns allen einmal ja bereitet
Ein letztes Leuchten und ein letztes Lied. —



Kleines Allerlei über den Teufel

Von Askan Schmitt

Ich weiß ja, daß es über den Teufel bereits eine erhebliche einschlägige Literatur gibt, und über Dinge, über die es bereits eine erhebliche einschlägige Literatur gibt, zu schreiben, ist eigentlich ein undankbares Unterfangen. Wie schon jener Bauernbündler sagte: „Bleibt mir nur mit Büchern vom Leib, die schreibt doch immer nur ein Jud' vom andern ab."

Indessen: wenn man über nichts schreiben wollte, über das es bereits eine erhebliche einschlägige Literatur gibt, müßte man das Schreiben ganz lassen. Schreiben wir also in Gottes Namen auch einmal über den Teufel. Natürlich nur ganz fragmentarisch, wie es einer solchen fragmentarisch-unorganischen Erscheinung gegenüber am Platze ist.

* * *

Es hat einmal ein alter Kirchenpatron einen Pfarrer nicht bestätigen wollen, weil er zu wenig vom Teufel wüßte, und der Teufel wäre doch nun einmal eines der wichtigsten Mittel im göttlichen Heilsplan.

Das ist keine orthodoxe, pietistische oder sonstwie schreckliche Meinung, sondern sie ist „nur mit ein bißchen anderen Worten" schon im Faust ausgedrückt, wo der Herr im Prolog im Himmel sagt:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

* * *

Das Tragische beim Teufel: er ist dümmer, als es der liebe Gott erlaubt, glaubt aber immer, *noch* Dümmere finden zu können.

* * *

Doktor Faust sagt nicht wie die Aufgeklärten unserer Tage: „*Glaube* weder an Hölle noch Teufel", sondern: „*Fürchte* mich weder vor Hölle noch Teufel." Sich nicht vorm Teufel zu fürchten, ist auch viel verdienstvoller, als nicht an ihn zu glauben.

* * *

Dürers „Ritter, Tod und Teufel". Das Gesicht des Ritters sagt: Ich fürchte Gott und fürchte mich nicht vorm Teufel.

* * *

Alte Hausinschrift:

Das ist das Beste auf der Welt:
Gott und der Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher arme Gesell
Für einen Reichen in die Höll'.

* * *

Da wir gerade vom Geld redeten: mit Geld ist der Teufel kein Knauser. Er hat's ja auch. Die Frage: „Was kannst du armer Teufel geben?“ hat ihn kapitalistisch noch nie in Verlegenheit gebracht, obgleich seine Mittel stets stark in Anspruch genommen wurden. Denn er holt mit Vorliebe Menschen, die für Geld zu haben sind.

Sein Geschmack ist nun einmal so.

* * *

Die Menschen zerbrechen sich über den „Faust“ nach allen Richtungen den Kopf, auch über die juristische Frage, ob dem Teufel bei seinem Vertrag mit Faust nicht doch vielleicht unrecht geschehen ist.

Ein tüchtiger Rechtsanwalt Fausts würde, als die Sache schief zu gehen drohte, die Frage viel einfacher angefaßt und den Vertrag für nichtig zu erklären beantragt haben, weil es den guten Sitten widerspreche, mit dem Teufel einen Vertrag zu schließen.

* * *

Allgegenwärtig ist der Teufel zwar nicht, aber man trifft ihn manchmal, wo man ihn am wenigsten vermutete. Nach Hauff geht er sogar in die Kirche.

* * *

Es gibt Menschen, die so objektiv sind, daß sie im Kampf zwischen liebem Gott und Teufel stets die strikteste Neutralität bewahren.

* * *

Gedanken beim historischen Tintenfleck in der Wartburg: Was einer tut, soll er gründlich tun. Die Theologen aller Zeiten haben viel Tinte gegen den Teufel verschrieben. D. Martin Luther warf ihm gleich das ganze Tintenfaß an den Kopf.

* * *

Stellungnahme großer Deutscher zum Teufel: Der Theologe Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Der Literat Goethe verwertete ihn literarisch als Dummen in der Fausttragödie. Der Politiker Bismarck nationalisierte ihn, indem er sagte: wenn er sich dem Teufel verschriebe, müßte es ein deutscher Teufel sein.

* * *

In Verträgen mit dem Teufel finden wir manchmal eine Klausel, die dem Vertragschließenden das Heiraten verbietet. Warum wohl? Fürchtet der Teufel von den Frauen einen ihm schädlichen Einfluß? Gewiß nicht von allen; und um einen solchen fernzuhalten, genügte ja die Vertragsbestimmung, daß vor einer Heirat erst seine Konzession einzuholen wäre.

Der Grund, seinem Kontrahenten die Verpflichtung aufs Zölibat überhaupt aufzuerlegen, liegt tiefer. Der Teufel gönnt auch keinem andern, was er selbst nicht haben kann, und zum Ehemann ist er völlig ungeeignet.

* * *

Der Teufel will so vieles und kann eigentlich gar nichts. Er ist die Impotenz schlechthin. Bei all dem vielen Unheil, das er stiftet, kommt er nur als intellektueller Urheber in Frage. Zur Tat braucht er stets Menschenhilfe.

Der Intellektualismus des Teufels, wird man vielleicht einwenden, widerspreche aber doch seiner sprichwörtlichen Dummheit. Der Widerspruch ist aber nur ein scheinbarer. Denn: Gibt es nicht auch unter den menschlichen Intellektuellen dumme Teufel?



Zur deutschen Schicksalswende · Von Walter Schlurick

Wir haben die Waffen zur Erde geschmissen,
Weil uns der Schaft in den Fäusten zerbrach.
Wir haben die funkelnden Fahnen zerrissen,
Wir haben die Zähne zusammengebissen
Und haben geknirscht: O Schmach! O Schmach!

Wir standen verschränkt zu lebendigem Ringe
Und schützten die Heimat und schirmten das Reich.
Zusammengeschmiedet zu federnder Klinge,
Wie schnellten wir vor und zerhieben die Schlinge,
Die eng uns umgriff, mit gewaltigem Streich.

Da wankten plötzlich die schwächeren Glieder —
Da riß die Kette — da brach der Ring!
Das schlug uns zu Boden! Das warf uns nieder!
Auf zuckenden Lippen erstarben die Lieder
Im Stöhnen, das durch unsre Reihen ging.

Nun sind wir am Ende und beugen den Nacken
Und bitten um Brot und betteln um Recht.
Wir schmelzen das Erz, und uns bleiben die Schlacken.
In bitterster Fron ein Schinden und Placken,
Das drückt nun als Fluch auf das nächste Geschlecht.

Doch was uns verhängt ward, wir wollen es tragen.
Noch haben wir Fäuste, noch haben wir Kraft.
Verdammt sei das Greinen uud Grübeln und Klagen!
Was in Scherben liegt, haben wir selber zerschlagen.
Nun wollen wir zeigen, was Volksnot schafft!

Und spannen sich Sehnen und Muskeln zum Reißen,
Und schwellen die Adern wie Stränge von Draht,
Wir schwingen den Hammer, den rotglutheißen,
Die Schwellen der Zukunft zusammenzuschweißen,
Ein Volk ohne Waffen — ein Volk der Tat!



Rundschau

Preußen und die Rheinlande

Mit zu den schmerzlichsten Erscheinungen der an schmerzlichen Erscheinungen so überreichen Zeit nach dem Umsturz werden immer die Loslösungsbestrebungen in den Rheinlanden gehören.

Handelt es sich im Osten, in Posen, immerhin um Fremdvölkische, um Polen — hier im Westen handelt es sich um Eigenvölkische, um Deutsche. Trifft uns die Undankbarkeit der preußischen Polen, die wir erst zu Menschen gemacht, denen wir erst Kultur und Wohlstand gebracht, schwer — die Undankbarkeit, die Treulosigkeit der Rheinländer, die jene Loslösungsbestrebungen ins Werk gesetzt — sogar im Zusammenwirken mit dem Feind! — und sich für sie gewinnen ließen, trifft uns noch weit schwerer. Gewiß, es ist nicht mehr das alte Reich, das alte Preußen, von dem sie sich abwenden, es ist in den Monaten nach dem Zusammenbruch vieles in Berlin, in Preußen und im Reich geschehen, was gerade auch in den Rheinlanden Zorn und Bitterkeit erregen kann. Und doch, nun, da die Not des Preußenstaates und des Deutschen Reiches am größten, dem Staat, dem sie soviel verdanken, den Rücken kehren, sich der gemeinsamen Not um etwaiger äußerer Vorteile willen entziehen wollen, mit dem Feinde gemeinsame Sache machen — das ist so schmerzlich und schmählich für jedes deutsche Herz, daß man es nicht fassen kann, nicht fassen kann, wie Rheinländer in großer Zahl, Bewohner des „deutschen Stromes", alten deutschen Kulturlandes, sich dazu bereit finden konnten. Wir kennen die treibenden Kräfte und die Kreise in diesem erschütternden Trauerspiel: es sind die alten, immer mehr oder weniger antipreußisch gesinnt gewesenen ultramontanen Kräfte und Kreise. Sie haben eine schwere Schuld auf sich geladen, die Schuld des Landesverrats, der Treulosigkeit, und auch die Schuld schwerster Undankbarkeit. Gerade hierauf muß man bei der Betrachtung der Dinge im Rheinland das Gewicht legen — denn was danken die Rheinlande Preußen nicht alles, vom ersten Tage ihrer Vereinigung vor hundert Jahren an und gerade in jenen ersten grundlegenden Jahrzehnten! Es ist ein Ruhmesblatt des alten monarchischen Preußen, des alten Herrscherhauses des Preußenstaats: die Geschichte der preußischen Herrschaft im Rheinland, des Aufbaus der Rheinprovinz im vorigen Jahrhundert, an der man zugleich auch einmal wieder sehen mag, wie rückständig und kulturfeindlich und volksunfreundlich das alte Preußen unter seiner „fluchbeladenen" Hohenzollerndynastie gewesen ist!

Seit die Rheinlande 1815 an Preußen gekommen, waren sie vor allen anderen Provinzen das Schoßkind der preußischen Krone, wie einst Schlesien unter Friedrich dem Großen. Mit aller Milde und Schonung suchte die neue Regierung die neuerworbene, schwierige Provinz zu gewinnen. Während der ersten Jahre erfreute sie sich offenbarer Begünstigung im Steuerwesen. Die gesamte wirtschaftliche Gesetzgebung der französischen Zeit blieb unverändert, ebenso die französische Gemeindeverfassung, der rheinischen „Eigenart" machte man überall weitgehende Zugeständnisse, so besonders auch im Gerichtswesen.

Bald schon mußte jeder das wirtschaftliche Aufblühen des Landes bemerken. Im Rheintal wurden sofort mächtige Strombauten ausgeführt. Das Strombett war unter der französischen Herrschaft arg vernachlässigt, der Leinpfad fast zerstört. Eine der ersten Maßnahmen der neuen Regierung war die von den Rheinschiffern so dankbar aufgenommene langwierige und schwierige zehnfache Erweiterung der berüchtigten Durchfahrt durch das Binger Loch, woran

weder die Krummstabs- noch die Franzosenherrschaft je gedacht hatte. Auf dem Hafendamm am Baienturm zu Köln verschwand das Gras zwischen den Steinritzen unter dem immer reger werdenden Verkehr. Für den Wegebau hatten die Präfekten schon etwas mehr getan, doch Preußen erst baute die wichtigste Landstraße der Provinz, die Köln mit Koblenz verband. Überall blühte Handel und Wandel auf. Das verarmte, zur Kleinstadt gewordene Köln schickte sich an, das reiche Straßburg zu überflügeln. In dem einst so schmutzigen Koblenz entstanden lange Zeilen stattlicher Häuser. Und alle Städte in den Rheinlanden nahmen auffallend zu. Der niederrheinische Gewerbefleiß erholte sich so schnell, daß das Wuppertal schon im Jahre 1821 seine rheinisch-westindische Kompagnie gründen konnte. Das Kohlenbecken von Saarbrücken wurde erschlossen, in kurzer Zeit die Förderung auf das Doppelte, auf zwei Millionen Zentner Kohlen gesteigert. Den rheinischen Weinbauern, die gegen das rebenreiche Frankreich nicht hatten aufkommen können, erschloß sich der große norddeutsche Markt, neue Reben wurden angebaut, neue Weinberge angelegt, bis zum doppelten Ertrag. Die greuliche Waldverwüstung der Franzosen, besonders auf den rauhen Höhen des Hunsrücks und der Eifel, mit all ihren schlimmen Folgen für Klima und Boden wurde, soweit das noch möglich war, gutzumachen versucht, unter der persönlichen Leitung des ersten preußischen Forstmanns jener Tage. Auch die Massen von Raubzeug (noch 1817 wurden 159 Wölfe im Bezirk Trier erlegt) wurden nun erst gründlich ausgerottet.

Und dann das Unterrichts- und Bildungswesen der Provinz! Als die Preußen einzogen, stellte die Denkschrift eines ersten Schulmannes fest, daß die Schule „ruchlos vernachlässigt" sei. Die französische Herrschaft hatte sich um die Volksschule nie bekümmert, so wenig wie die vorhergehende Krummstabsherrschaft. Mehr als ein Drittel der Gemeinden besaß überhaupt keine Schule, drei Fünftel der Kinder wuchsen ohne jeden Unterricht auf. Welch eine Arbeit, bis hier der preußische Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht durchdrang! Und die Wohltat kam vor allem den Katholiken zugut, bei denen es am schlimmsten aussah, während die evangelischen Gemeinden schon von sich aus das nötigste getan hatten. Die Preußen sorgten auch sofort für ein katholisches Schullehrerseminar, im alten Trier. Bei vielfachem Widerstreben der katholischen Geistlichkeit und Bevölkerung konnte das Schulwesen nur sehr allmählich einen Aufschwung nehmen.

Tief lag auch das kirchliche Leben darnieder hier im alten Kernland des Krummstabs, der unbeschränkten Herrschaft der katholischen Kirche und Klerisei. Die Geistlichen des Rheinlandes waren zu Anfang der Friedensjahre an Bildung weit ärmer als die des benachbarten Westfalens oder auch Bayerns; viele waren Mönche gewesen und den Anschauungen des Klosters nicht entwachsen. Auch auf diesem für das protestantische Preußen doppelt schwierigem Gebiet wurde es, dank den Bemühungen der preußischen Regierung, allmählich besser.

Und der Strom der Bildung flutete von Preußen her immer weiter über das verwahrloste, befreite Grenzland herein. Für den deutschen Buchhandel war im ganzen Rheinland bisher noch kein fester Platz gewesen, jetzt entstand ein solcher durch Perthes in Bonn, der neuen Musenstadt, und andere folgten. Auch das rheinische Zeitungswesen blühte auf. Das spätere Weltblatt, die Kölnische Zeitung, zählte damals kaum 2000 Bezieher. Das wurde bald anders; neue Zeitungen wurden immer mehr gegründet. Die preußische Regierung ließ der rheinischen Presse — in der Zeit der Zensur! — eine bemerkenswerte, weitgehende politische Freiheit.

Im schönen Bonn fand dann auch die neue, paritätische Hochschule, die Friedrich-Wilhelms-Universität, eine rein staatliche, preußische Schöpfung, ihre Stätte; sie wurde nicht nur für das geistige Leben der Provinz von großer Bedeutung, aber für dieses doch zunächst, und als eine der wichtigsten und besuchtesten Hochschulen Preußens und Deutschlands trug sie auch sonst zum Gedeihen und zum Blühen der Rheinlande bei.

Und es war doch auch nichts kleines, daß mit der preußischen Herrschaft, der Befreiung vom fremden Joch, auch die bürgerliche Freiheit und die alten heimatlichen Bräuche zurück-

kehrten. Die Städte schmückten sich wieder mit ihren Wappen und Farben, die unter der französischen Herrschaft hatten verschwinden müssen. Auch die alten, von den Franzosen verbotenen Kirmessen und Schützenfeste lebten wieder auf. Der Kölner Karneval durfte sich wieder auf den Straßen zeigen und austoben, seit 1822 unter der Leitung eines Karnevalvereins, der in glänzenden Maskenzügen den wachsenden Reichtum und das zunehmende Behagen der neu aufblühenden rheinischen Hauptstadt mit jedem Jahre deutlicher bekundete.

Um den Rheinländern ihre Duldsamkeit zu zeigen, gestattete die preußische Regierung auch — was die Napoleonischen Gesetze verboten — den öffentlichen Umzug kirchlicher Prozessionen, und besonders das Fronleichnamsfest wurde wieder mit allem Pomp auf den Straßen und Plätzen der Städte begangen.

Auch ihrer großen Geschichte erinnerten sich nun die Rheinländer wieder. Die Preußen brachten die von den Franzosen aus Köln und Aachen entführten Kunstwerke zurück, und der Kanonikus Wallraf konnte den Grund zu dem Kölnischen Museum legen. Mit Eifer nahm sich die Regierung der alten Bauwerke des Landes an, die „Porta Nigra“ in Trier wurde freigelegt. Ihr Beispiel wirkte anfeuernd auf die Geistlichkeit, und der bisher so übel berufene rheinische Klerus zeichnete sich bald durch Kunstsinn und historische Bildung vor allen seinen deutschen Standesgenossen aus — auch eine Folge der protestantischen preußischen Herrschaft, gegen die dieser Klerus doch so oft eine wenig freundliche Haltung eingenommen.

Auch durch die Malerakademie in Düsseldorf sorgte Preußen für die Pflege der Kunst, sie half, rheinische Kunst wieder zu Ehren zu bringen und auch über die Grenzen der Provinz hinaus bekannt zu machen. Mancher in der Kunstwelt bekannte gute Name hängt mit jener Akademie zusammen.

Dadurch, daß die Rheinlande zu Preußen gekommen waren, wurde auch der Rhein für das weitere Deutschland erst eigentlich entdeckt. Die Studenten, die immer mehr aus allen Teilen Preußens nach der schönen Universitätsstadt am Rheine zogen, trugen die Begeisterung für den herrlichen Strom wieder ins Land zurück. Auch die Maler, die nach Düsseldorf kamen, verkündeten den Ruhm des Rheintales. Reisende aus dem ganzen Preußenland besuchten das neue gelobte Land, und eine Rheinreise, seit die schmucken Rheindampfer an allen schönen Tagen allerlei rhein- und wein- und sangesfrohes Volk rheinauf, rheinab führten, gehörte lange Zeit mit zu dem Schönsten, was sich deutsche Herzen träumen konnten. Die alten, sagenumwobenen Burgruinen auf den Höhen des Rheintals wurden immer mehr besucht und gepriesen, die Lieder vom Rhein immer mehr bekannt und gesungen. Hochgestellte Preußen, Prinzen aus dem königlichen Hause, kauften sich am Rheine an, trugen durch den Aufbau alter Schlösser, Rheinstein, Rheineck, Stolzenfels, zur Verschönerung des schönen Landschaftsbildes bei. Der französische Kriegslärm 1840 zeigte, wie ganz Preußen, ja ganz Deutschland, mit seinem Herzen am Rhein war, aus allen Kehlen erklang es: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“

Nur als Glied des großen Preußenstaates, nur mit Hilfe Preußens, konnte man nun auch an den Ausbau des Kölner Domes denken. Der König von Preußen übernahm die Protektion des Dombauvereins, aus ganz Preußen flossen diesem Gelder zu; bei der feierlichen Grundsteinlegung zum Domausbau 1842 hielt der König die Festrede. Und dieses Fest nicht nur des Rheinlandes, sondern des ganzen Preußenlandes, zeigte auch, wie sich die Gesinnungen der Rheinländer unter dem preußischen Regiment geändert hatten. Einst in den Napoleonischen Zeiten hatte man es gar nicht befremdlich gefunden, daß die Franzosen die alte gotische Steinmasse ganz abzutragen dachten, jetzt meinten alle, es sei eine Ehrenpflicht der Provinz, den unvergleichlichen Bau wiederherzustellen. Und daß es so war, daß die Rheinländer ihrer großen Vergangenheit wieder froh und stolz geworden, das verdankten sie der Krone Preußens, die dies Land seinem halbwelschen Sonderdasein entrissen und dem deutschen nationalen Leben zurückgegeben hatte. Alles war anders geworden unter der preußischen Herrschaft, nicht nur

die wieder aufgeblühten alten Städte und der mächtige Verkehr auf dem befreiten Strom, auch die Gesinnungen des Volkes zeigten es.

Es würde zu weit führen, noch fernerhin zu verfolgen, was Preußen für die Rheinlande in all den folgenden Jahrzehnten getan, z. B. auch für die Entwicklung der Industrie, wobei wir nur an Krupp zu erinnern brauchen — ohne die Hilfe des preußischen Staates wäre Krupp wohl nie geworden, was er geworden war. Wohl hat auch Preußen von den Rheinlanden viel empfangen, schon allein durch ihr wirtschaftliches Aufblühen reichen Nutzen gehabt. Aber der größte Vorteil ist aus der Verbindung von 1815 doch dem Rheinland erwachsen. Dem erregbaren und bildsamen, für alles Fremde empfänglichen Volk der Rheinfranken gereichte die Berührung mit dem straffen altpreußischen Wesen nur zum Heil, nur ein starker Staat wie Preußen konnte es emporheben und das schönste und älteste aller deutschen Lande wieder mit der starken Kraft nationalen Lebens befruchten. Die stille, mühevolle Arbeit der preußischen Verwaltung, welche die rheinische Provinz dem deutschen Leben zurückgewann, ward für die ganze deutsche Nation so fruchtbar wie kaum an einer anderen Stelle — vor allem aber doch für das Rheinland selbst!

Nur schnödeste Undankbarkeit kann vergessen, was die Rheinlande Preußen danken und schulden, nur schnödeste Undankbarkeit kann sich von Preußen trennen wollen!

Albert Klein



Französische Revolutionsbriefe

Eine umfassende, zwei Bände füllende Sammlung von „Briefen aus der französischen Revolution" ist bei Rütten und Loening (Frankfurt a. M.) erschienen. Sie hat den Kommunistenführer Gustav Landauer zum Verfasser, der bekanntlich bei den Münchener Kämpfen sein Ende fand. Durch diese, mit beherrschender Sachkenntnis und feinem Geschmack zusammengestellten Auslese von persönlichen Zeugnissen zur französischen Revolutionsgeschichte hat Landauer der Gegenwart einen besseren Dienst geleistet als durch seine aktive revolutionäre Betätigung, die auch bei ihm den vom jüdischen Blut nun einmal nicht zu trennenden Fanatismus zu unheilvollem Durchbruch gebracht hat. Anders als mit der besonderen psycho-physiologischen Artung wird man sonst den Widerspruch kaum erklären können, der zwischen der praktischen Handlungsweise und der im vorliegenden Werke vertretenen Anschauung klafft. Hier wird aufs eindringlichste dargelegt, daß die französische Revolution um ihre eigentlichen Früchte gebracht wurde, weil sie den Weg der Gewalt einschlug, weil der Kampf um die Idee ausartete in ein Ringen politischer Parteien um die Macht, wobei kein Mittel ungenutzt blieb. Was der Literarhistoriker Landauer somit klaren Blicks als verhängnisvolle Klippe erkannte, hat er als Revolutionär nicht zu vermeiden gewußt. Er verlor wie viele seiner Stammesgenossen die geistige Balance, sobald der Machtrausch ihn in seinen Bann schlug.

Gerade für die Kreise, die nicht in der Lage sind, Quellenstudium zu treiben, ist die Sammlung deswegen von Wert, weil sie „nicht von einem nachträglichen Standpunkt aus über die Revolution sprechen", sondern Zeitdokumente geben will, „in denen die Revolution selbst aus sich spricht". Daher auch ist die Auslese mit dankenswerter Unparteilichkeit getroffen. Den weitaus breitesten Raum nehmen die eigentlichen Repräsentanten der Revolution ein — Mirabeau, Camille Desmoulins, Ludwig XVI., Charlotte Corday, Saint Just, Madame Roland. Danton, Robespierre, Marat mußten ausscheiden, weil von ihnen Briefe von Mensch zu Mensch fehlen. Neben den Hauptakteuren sind Männer und Frauen aller Berufe und Stände vertreten: Minister, Heerführer, Künstler, Gelehrte, Geistliche, Berichterstatter, Bauern, Sol-

daten, Kokotten. Ihnen allen, den Anhängern wie den Gegnern der Revolution sehen wir ins Herz und gelangen zu der Erkenntnis, „daß die Menschen und Parteien der Revolution einander nicht kannten, daß sie also auch von sich und dem Zusammenhang, mit dem sie sich bewegten, indem sie ihn bewegen wollten, das Ganze und Wesen, das Wesentliche nicht wußten."

Einen Abgrund der Ideenlosigkeit hat man die deutsche Revolution genannt; die französische ist ein brodelndes Meer von Geist, Leidenschaft, Seelenfeuer. Der große Gedanke der Freiheit zieht alle in seinen Bann, nur daß ihn sich jeder in seiner Art auslegt. Das ganze öffentliche Leben ist durchtränkt mit Politik, und Madame Roland leiht dem allgemeinen Empfinden Ausdruck, wenn sie nur eine von allen geistigen Fähigkeiten gelten lassen will, nämlich „den öffentlichen Geist zu propagieren". Als Verräter gilt dieser romantisch-heroischen Frau, wer andere Angelegenheiten als die der Nation hat. „Nichts tun und träumen als Politik", ist ihre Losung, von der mehr oder minder sich alle beherrschen lassen. Fast alle dieser in ihren Briefen zu uns redenden Politiker endeten auf dem Schafott, die meisten im blühenden Alter zwischen 30 und 40 Jahren, und die würdige Art, wie sie den Tod durch Henkersbeil gleichsam als revolutionäres Schicksal auf sich nahmen, verleiht ihnen einen Schimmer von Größe, den wir im Blutrausch des heutigen Geschehens selten genug finden werden.

Wie sich die Revolution in den Geistern und Gemütern vorbereitete, geht aus den Briefen Mirabeaus hervor, mit denen die Sammlung beginnt und den Aufruhr eines großen Einzeldaseins stufenweise in den Aufruhr und Aufschwung der Nation hinüberleitet. Der Typus des Franzosen seiner Zeit, mit einem sicheren Instinkt, mit ungewöhnlichen Verstandes- und Willenskräften ausgerüstet, erkannte er deutlich die Gefahr, die am Horizont auftauchte. „Es hieße unser Zeitalter barbarisch zurückschrauben, wenn man zu gewalttätigen Revolutionen seine Zuflucht nähme", — schreibt er voll düsterer Ahnungen. Das gewaltige Ringen um die Erhaltung der Monarchie bei gleichzeitiger Wahrung des nationalen Willens findet seinen leidenschaftlichen Niederschlag in den brieflichen Äußerungen, die durch eine Mischung von Pathos und Welterfahrenheit, von Idealismus und praktischer Klugheit aufs höchste fesseln.

Das Gegenstück zu ihm, den Carlyle „Das Wunderzeichen des staunenden Europa" nennt, bildet Camille Desmoulins, dieser verschlagene, geistsprühende, liebenswürdige, dabei ein wenig eitle Junge, der in allen Stadien der Revolution bis zu seinem Ende dabei war, so daß seine Briefe einen raschen Überblick über äußere Ereignisse und innere Wandlungen von der Eröffnung der Generalstaaten bis zum Sturz der Dantonisten gewähren. In lebhaft sprudelnden Zeilen schildert der ewig in Geldnöten steckende junge Rechtsanwalt seinem Vater die berühmte Szene im lärmerfüllten Palais-Royal, wo er in einer glücklichen poetischen Eingebung die grünen Blätter von Gartenbäumen anstatt der fehlenden Kokarden verteilt und wo es ihm zum erstenmal gelingt, den Instinkt, den Beifall der Pariser zu erwecken, durch geniale Theatercoups, durch spottende Frechheit und scharfe Redewendungen die Menge mit fortzureißen. „... Denkt euch, ein großer Teil der Hauptstadt nennt mich unter den hauptsächlichsten Urhebern der Revolution. Viele gehen sogar so weit, zu sagen, ich wäre ihr Urheber —" schreibt er in einer Art naiver Selbstbewunderung nach Hause. Mit seiner unnachsichtigen Ironie, seinem eleganten Stil, der Unbekümmertheit des Gassenjungen wirft er alles durcheinander, zerstört und verfolgt, ohne sich der schrecklichen Verantwortung bewußt zu sein, die er sich dadurch auflädt. „Es ist mir leichter gefallen, eine Revolution hervorzurufen, Frankreich aufzuwühlen, als von meinem Vater ein für allemal eine Summe von fünfzig Louis zu erhalten." Das Glück trägt ihn empor, verschafft ihm in Lucile Duplessis eine reiche und liebenswürdige Frau, aber die Geister, die er mit heraufbeschworen, reißen ihn ins Verderben. Er starb am 5. April 1794 unter den jubelnden Zurufen desselben Volkes, das ihn so sehr verehrt hatte. „Ich sehe das Ufer des Lebens vor mir fliehen," heißt es in seinem letzten Brief an Lucile, „meine gebundenen Hände umarmen Dich, und mein Kopf läßt noch, wenn er vom Rumpf getrennt ist, seine sterbenden Augen auf Dir ruhen." —

Das Charakterbild Ludwigs XVI. ist uns in den bekannten Erinnerungen seines ersten Kammerdieners Hue erhalten. Aus den eigenen Aufzeichnungen des Königs, die somit eine wertvolle Ergänzung bilden, gewinnt man den Eindruck, daß das Unsichere und Schwankende, das seine im Grunde ganz unpolitische Natur zu falschen und verhängnisvollen Entschlüssen bestimmte, mit jedem Schritt, mit dem er sich dem Schafott nähert, abfällt, so daß der edle, von tiefer Religiosität erfüllte Kern seines Wesens sich immer klarer herausschält. Namentlich offenbart sich dieser Geist einer ruhigen Würde in dem Testament, das er ohne jede Hilfe verfaßt hat und das, als es nach der Hinrichtung veröffentlicht wurde, reißenden Absatz fand. Seine ruhige Haltung angesichts des Todes nötigte selbst dem Henker Sauson Achtung ab. „Er hat", berichtet dieser einem Redakteur der Zeitung Le Thermomètre, „all das mit einer Kaltblütigkeit und Festigkeit mitgemacht, die uns alle erstaunt hat. Ich bin überzeugt, daß er diese Festigkeit in den Prinzipien der Religion geschöpft hatte, von welcher niemand mehr als er durchdrungen oder überzeugt schien."

In den Briefen der Charlotte Corday lebt der mannhafte Sinn dieses unverbildeten Provinzmädchens mit erstaunlicher Frische auf. Aus dem Gefängnis L'Abbaye heraus schildert sie unmittelbar nach der Tat den Hergang der Ermordung Marats und was sie dazu trieb. „Ich habe nur einen einzigen Menschen gehaßt und ich habe gezeigt, mit welcher Heftigkeit; aber es sind ihrer tausend, die ich noch mehr liebe, als ich ihn haßte. Eine lebhafte Phantasie, ein gefühlvolles Herz stellen ein gar stürmisches Leben in Aussicht, ich bitte die, die um mich trauern werden, es zu bedenken und sie werden froh sein, daß ich in den elysäischen Gefilden mit Brutus und einigen Alten der Ruhe genieße." Eine Energie sondergleichen beseelt dieses anmutige Wesen, das aus Liebe zum Vaterland zur Mörderin wird, und aus den Zeilen, die sie noch in der kurzen Frist bis zur Aburteilung auf das Papier wirft, weht etwas vom klassischen Geist des alten Römertums. „Wahrhaft kalten Blutes" verübte sie ihre Tat und man glaubt ihr, daß es keine Pose ist, wenn sie schreibt: „Ich brauche keinerlei Unempfindlichkeit über mein Schicksal zu affektieren — —"

Neben den großen Mitwirkenden der Riesentragödie kommen viele Nebenpersonen zu Worte, deren Zeugnis geeignet erscheint, über die dunkle Wirrnis der aufgeregten Zeit Licht zu verbreiten. Von diesen mehr an der Peripherie der Ereignisse stehenden Personen sei Madame Jullien hervorgehoben, eine feingebildete Dame aus der Dauphiné, die ihren Angehörigen über die Vorgänge in der Hauptstadt berichtet. Sie vergleicht die Leute in der Provinz mit den Zuschauern in der Oper, die in den Logen der Bühne gegenübersitzen und die vollkommene Illusion genießen. „Wir Pariser aber nehmen einen Platz ein, der uns gewahren läßt, was hinter den Kulissen vorgeht. Wir sehen, wie die Schauspieler Kostüme und Rollen wechseln; wir sehen die Fäden, an denen die Gottheit in den Olymp gezogen wird — —"

Unser besonderes Interesse erregen die zahlreichen Briefe von Deutschen und Schweizern. Mit Pathos wendet sich Lavater gegen die Schreckensherrschaft: „Seitdem ihr im Geschmack der lissabonischen Inquisition handeltet; seitdem ihr, den Dolch in der Hand, zur Freiheit zwanget; seitdem ihr die bewegliche Köpfmaschine an die Stelle der zerstörten Bastille setztet; seitdem man nichts mehr sagen oder schreiben darf, was man unter den despotischen Königen sagen oder schreiben durfte; seitdem zittre ich, wenn ich euch von Freiheit reden höre..." Die größte Objektivität unter diesen Nichtfranzosen, die in die Revolution verstrickt werden, beweist vor andern der Deutsche Georg Forster, der sich mit deutscher Gründlichkeit und ohne jede Theatralik der großen Idee hingibt: „Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit dieser Revolution im großen Kreise menschlicher Schicksale, glaube, daß sie nicht nur sich ereignen mußte, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwickelung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird." In seinen durchweg an die Gattin, Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne, gerichteten Briefen, begegnet man dem nach der absoluten

Wahrheit ringenden Sucher, dem kühlen Beobachter, der, ganz der Sache hingegeben, mit Trauer erleben muß, wie sie in den Schmutz gezerrt wird. Sein sittliches Empfinden, sein durchdringender Verstand fühlen sich am Ende zurückgestoßen von dem niedrigen Instinkt, der die Masse beherrscht. „Der ruhigen Köpfe hier sind wenige, oder sie verstecken sich; die Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung.“ Aber obwohl er nur Egoismus antrifft, wo er reine Aufopferung zu finden hoffte, hält er mit zäher Verbissenheit an seiner einmal gewonnenen Überzeugung fest. „Siehst du“, belehrt er seine Frau, „die Revolution nur für das an, was ein zum Bessern Veranlassung und Vorbereitung gewesen sein wird, so wird dich auch nicht irren, was sie Greuliches hat.“ Am 10. Januar 1794 starb er, verlassen und im Elend.

Der Stoff, den die Briefsammlung bietet, ist schier unerschöpflich Nicht nur in das Herz einzelner Akteure und Zeitgenossen gewährt sie einen Einblick, sie trägt auch dazu bei, die große Linie des Dramas festzuhalten.

Konstantin Schmelzer

Was haben unsere Frauenrechtlerinnen dem Volke zu sagen?

Es ist notwendig, der Allgemeinheit einmal eine kleine Zusammenstellung derjenigen Aussprüche zu geben, mit denen sich die Frauenrechtlerinnen (gleichgültig, ob sie in der Frauenbewegung ausdrücklich arbeiten oder nur in ihren Ideen leben) zu der Gegenwart äußern.

Ein seltsames Bild wird sich dabei vor uns aufrollen. Es wird sich bestätigen, was ich an anderer Stelle hier schon ausführte, daß die Frauenrechtlerinnen bei allem Eifer und aller Betriebsamkeit, die sie auf dem Felde der weiblichen Berufe und der sozialen Arbeit geleistet haben, bei aller Schulung für öffentliches Auftreten, einen merkwürdigen Mangel an großpolitischem Denken zeigen, eine auffallende Unfähigkeit, über die engen Grenzen der rein frauenrechtlerischen und parteipolitischen Fragen, also der Kleinpolitik, hinüberzusehen. Vor den großen Lebensfragen des eigenen Volkes stehen sie mit einer seltsamen Mattigkeit, Verlegenheit, Verschwommenheit (z. B. in betreff der Wehrmacht), die zur Gehässigkeit wird, sobald ein starker nationaler Ton irgendwo aufklingt.

Dies braucht keineswegs mit der Betonung der Frauenrechte verbunden zu sein. Ausländische Frauenrechtlerinnen (siehe z. B. die Suffragetten) sind stramm national. Es ist nicht einmal durchweg bei uns damit verbunden. Aus der Masse der verschwommenen Geister heben sich klar und rein in glühendem Patriotismus die Frauenrechtlerinnen Käthe Schirmacher, Maria Lischnewska heraus. Aber die erdrückende Mehrheit zeigt, ihren eigenen Aussprüchen nach, ein anderes Gesicht.

Stellen wir uns die verzweifelte Lage unseres verratenen, verirrten Volkes nach dem Umsturz vor und hören wir dazu Annemarie von Nathusius. Ihr Jubel gilt dem erlangten Frauenstimmrecht.

„Durch unsere Herzen geht ein Rausch! Jahrtausend alte Sklavenketten sanken uns von den geschundenen (!) Gelenken. Wir sind frei! Aus der Nacht eines furchtbaren (!) Kerkers (!) treten wir hinein in strahlendes Licht. (!) Wir taumeln, noch begreifen wir nicht ganz unser Glück. Wir waren gewöhnt, den Gesetzen unserer Sklavenhalter (!) zu folgen, den Manneswillen zu erfüllen, der lieblos an allen Wänden stand.“

Hedwig Dohm, die jüngst verstorbene Vorkämpferin der Frauenrechte, wagt das Heldentum unserer besten Männer und Söhne in folgender schamloser Weise zu verhöhnen:

„Fallen sie, so fallen sie auf dem Felde der Ehre. Der Ehre, ha! Ehre, jawohl! Je mehr Köpfe schuldloser Menschen die Soldateska zerschmettert . . . je höher steigt ihre Ehre. In Blutströmen baden sie ihre Ehre, und mit dem Orden Pour le mérite auf den toten Brüsten öffnet ihnen Petrus sperrangelweit die Himmelstore."

Wir kommen zu sanfteren Stimmen. — Aber wie fern der Wirklichkeit, in welchen rosa Wolken schwimmend, treffen wir Gabriele Reuter, die Dichterin der Frauenbewegung. Sie sieht das Weltbild der Jetztzeit in dieser Form:

„Die Möglichkeit des Mitwirkens im Staats- und Gemeindeleben verdanken wir Frauen der Sozialdemokratie, und wir wollen die Verpflichtung ihr gegenüber nie vergessen."

Die Sozialdemokratie hat das weibliche Stimmrecht aber nicht den Frauen zuliebe eingeführt, wie Gabriele Reuter glaubt, sondern in der Hoffnung, damit die eigene Partei zu stärken. Im übrigen kümmert sie sich den Kuckuck um Frauenwünsche, und der heiße Dank war etwas verfrüht.

Gerade in dieser Beziehung habe ich eine sehr verständige, der Wirklichkeit fest ins Auge blickende Abhandlung von Paula Schlodtmann in der „Frauenfrage" getroffen. Es heißt da:

„Wer etwa gedacht hat, daß die neue Zeit mit ihrem demokratischen Geist für die Frauen in allen Dingen Recht und Gerechtigkeit, die Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche und Hoffnungen bringen würde, sieht sich jetzt schon vielfach bitter enttäuscht. Zwar das Stimmrecht haben wir erhalten, daß wir es aber nicht lediglich einem Gefühl der Billigkeit verdanken, das tritt immer klarer zutage. Die alte Anschauung, daß zuerst der Mann zufriedengestellt werden müsse, bleibt in alter Kraft bestehen. Darin unterscheidet sich der Proletarier nicht vom Spießbürger, dieser nicht vom Geistesarbeiter und vom Aristokraten. Das sozialdemokratische Ministerium in Sachsen bestimmt, daß alle frei gewordenen Schulstellen zuerst mit männlichen Kandidaten zu besetzen sind. So sieht die gerühmte Frauenfreundlichkeit der Sozialdemokratie aus. Die kaufmännischen Angestellten eröffnen einen Krieg gegen ihre weiblichen Kollegen, der allem bisher auch schon in diesem Lager Dagewesenen spottet ... Auch die Geistesarbeiter denken nicht anders. Dafür legen jetzt die Universitäten Zeugnis ab." (Die bekanntlich ihre Pforten vor den weiblichen Studierenden jetzt zu schließen beginnen.)

Angesichts dieser Tatsachen, die den Führerinnen der Frauenbewegung doch leidlich bekannt sein müßten, wirkt es geradezu verblüffend, die naiv geäußerte Wonne einer sonst wenig naiven Rechtlerin, des Fräuleins Gertrud Bäumer zu lesen in demselben Heft, in dem Paula Schlodtmann ihre ernste Erwägung anstellt. Gertrud Bäumer jubelt:

„Ein großes Reich herrlicher Möglichkeiten erschließt sich uns: Wirkung auf öffentliche Sittlichkeit, Kultur, soziale Entwicklung — früher mit ohnmächtiger Beschwörung versucht — ist uns heute greifbar geworden."

Die Nummer der Frauenfrage, in der den harmlosen Leserinnen diese beiden sich widersprechenden Abhandlungen vorgesetzt werden, ist vom — 1. April 1919.

Gertrud Bäumer war es, die in der Nationalversammlung den wunderbaren Satz sprach: „Die Revolution war der elementare Ausbruch eines seelisch geknechteten (!) Volkes."

Gertrud Bäumer ist es, die in Naumanns „Hilfe" die Vaterlandspartei mit ganz besonderem Haß verfolgte, und sie ist es, die in Hamburg eine Frauenschule hat, um deutsche Mädchen zu deutschen Frauen zu erziehen.

Alice Salomon unternimmt es, über „die deutsche Frau und ihre Aufgaben im neuen Volksstaat" zu schreiben. Sie bekennt sich darin zur demokratischen Partei, glaubt aber, Richtlinien geben zu können, die über den Parteien stehen. Sie erhofft auf S. 26 die Reinigung des Parteikampfes von den Mitteln der Unwahrhaftigkeit und Verhetzung. Ich bitte, beide Bezeichnungen im Sinne zu behalten, beim Lesen ihrer Worte, die auch auf S. 26 stehen: „Man braucht den Glauben nicht aufzugeben, daß die Frauen dazu beitragen werden, jene Kreise schließlich im politischen Kampf zu isolieren, die mit ihrer ‚völkischen' Propaganda das

deutsche Volkstum schädigen und ein fressendes und zersetzendes Gift durch seine Adern treiben." Fräulein Salomon, Fräulein Salomon, lesen Sie Ihre eigene Mahnung ein paar Zeilen tiefer.

Auf S. 25 sagt sie: „Einige haben anscheinend nicht das Vertrauen gehabt, ihre Sache erfolgreich führen zu können, ohne mit der ekeln Waffe des Antisemitismus ihren Kampf zu unterstützen." Kennt Alice Salomon gar keine anderen ekeln Waffen, oder gilt ihr nur der Antisemitismus als solche?

Mit einem glänzenden Schlußeffekt schließt das Heft.

„Es war die große Schuld des alten Regierungssystems, zu glauben, daß man mit Gewalt und Macht eine Ordnung erhalten kann."

Ja, Fräulein Salomon, vorläufig hat dies System jahrhundertelang Preußen erhalten und groß gemacht und das Reich gefügt. Zeigen Sie erst einmal, daß Sie mit Ihrem dasselbe können. Eine „innere Umwandlung" soll kommen. Das ist sehr leicht am sicheren Schreibtisch hingeschrieben. Von S. 26 jedenfalls geht diese innere Umwandlung kaum aus.

Zu einem Aufsatz von Alice Salomon: Der Völkerbundgedanke, in dem sie sich als begeisterte Pazifistin bekennt, kann man nur den Kopf schütteln über so viel verschwendete Zeit und Tinte. Sie erträumt ein friedereiches Menschengeschlecht und fordert die Frauen (natürlich nur die deutschen Frauen) auf, es zu schaffen, vertritt eine unbegrenzte Lämmerhaftigkeit (natürlich nur gegen die Feinde des Landes). Gegen die eigenen Volksgenossen behält sie sich alle Waffen (sogar „ekle"?) vor, siehe die Seiten 25 und 26 in obiger Schrift.

Der Völkerbund wird jetzt zwar nicht kommen, meint sie, aber wir müssen den Glauben an seine Idee im deutschen Volk befestigen (damit es seine Gimpelhaftigkeit nur nie ablege!). Und ist es zu dieser Idee „unfähig", dann „schaltet es aus" von allem höheren Leben, nach Alice Salomon.

Ist wirklich dies Bauen in eine völlige Ungewißheit hinein, dies Schwärmen ins Blaue, während das Vaterland in seiner höchsten, letzten Not steht, dies Sättigen an haltlosen Idealen und — diese Verständnislosigkeit vor unseren großen Männern und großen Zielen — die ganze Weisheit, die uns auf dem Felde der großen Politik die Frauenrechtlerinnen zu geben haben?

Sie unternehmen es häufig, als Unverheiratete im Namen der Frauen und Mütter zu sprechen. Fräulein Salomon sagt: „Die Frauen haben ihrer Natur nach ein besonderes Interesse an der Verwirklichung der Völkerbundsidee." Und sie begründet diesen diktatorischen Satz mit der Erklärung: „Der Frau ist der Schutz des Lebens wichtiger als der Kampf um Macht, der Friede heiliger als die wirtschaftliche Ausdehnung. Vom Standpunkt der Frau gesehen, bedeutet Krieg Sünde an der schaffenden, fruchtbaren Mütterlichkeit."

Fräulein Salomon befindet sich da in einem tiefen Irrtum über „die" deutsche Frau. Erstens hat diese noch so viel natürlichen Verstand, um sofort zu wissen, daß der Schutz des Lebens nur gedeiht, wenn er durch Macht gestützt ist. Und dann — kennt denn diese Schreiberin überhaupt den „Standpunkt" der Mütter, die ihre blühenden Söhne, ihre lieben frischen Jungen, ihr alles, dem heiligen Vaterlande geopfert haben? Weiß sie etwas davon, daß es auch für Mütter etwas Höheres gibt, als die Erhaltung des leiblichen Lebens um jeden Preis, und sei es Knechtschaft und Schande? Daß im Wörterbuch der deutschen Mütter, die die dunkelsten Stunden kennen, das Wörtlein Ehre noch hell leuchtet, auch über Gräbern?

Nein, nein, ihr internationalen Schwärmerinnen, es liegt in unseren deutschen Frauen mehr als ihr ahnt, und etwas Stärkeres und Stolzeres als dieser schwächliche, unklare und verlogene Pazifismus. Darum sind sie auch nicht zerbrochen. Darum wissen sie, was der kommenden Jugend die Herzen und Arme einst stärken wird. —

Marie Diers



Thüringer Grenzen und ihre Launen

Thüringen ist für viele seiner Bewohner, besonders aber für den Fremden, ein Land der Probleme. Der wird die eigenartigen Schönheiten des Landes wohl verstehen und sie mit Entzücken genießen, wem aber kein Thüringer Lied an der Wiege gesungen, dem wird die Staatenkarte Thüringens wohl die farbenprächtigste von Deutschlands Gauen dünken, zurechtfinden wird er sich aber nie in diesem Wust von Farbenklecksen.

Man möchte fast meinen, dem Thüringer Land sei es bei der Herstellung seiner Karte gegangen wie dem vielfarbenen Stieglitz bei der Erschaffung der Welt. Auch dem Kartographen Deutschlands scheinen, als er das Gebiet Thüringens hat übermalen wollen, die Farbnäpfe bis auf winzige Überbleibsel leer gewesen zu sein. Und so hat er mit neun Grundfarben in vierundneunzig Farbflecken eine Landkarte geschaffen, die einer Palette gleicht. Der Stieglitz hat nicht halb so viel Farben auf seinem Gefieder!

Neun Länder — Preußen, Weimar, Meiningen, Koburg-Gotha, Altenburg, die beiden Schwarzburg und die beiden Reuß — sind an der Staatenbildung Thüringens beteiligt. In ihren meist schon an sich getrennten Gebieten liegen wie Fremdkörper — Staaten in Staaten — oft gleich ein Dutzend Inselchen der anderen Staaten eingekapselt. Meiningen z. B. besteht aus vierzehn getrennten Gebietsteilen. Ja, es gibt sogar eine kleinste Parzelle, die wiederum ein allerkleinstes, kaum zweihundert Meter im Geviert umfassendes Parzellchen umschließt. In Thüringen lassen sich im Durchqueren von Staaten Höchstleistungen erreichen, die anderwärts undenkbar sind. Kann man doch in einer Stunde durch fünf deutsche Staaten gelangen. Wer Lust hat, nachzuprüfen, der unternehme einmal einen dreistündigen Spaziergang, etwa von dem noch bayerischen Steinbach aus über Burglamnitz nach Weißbach, und er wird in diesen drei Stunden siebenmal die Grenze überschreiten und das Gebiet von fünf Staaten betreten; und ist er gut zu Fuß, marschiere er drei Stunden weiter ins Sächsische. Dann wird er in diesen sechs Stunden zwölfmal eine Grenze überschreiten und acht Staaten betreten: Preußen, Bayern, Sachsen, Weimar, Meiningen, Rudolstadt und die beiden Reuß. Fragt sich bloß, ob dieser Weg die politische Zerrissenheit Thüringens am besten zum Ausdruck bringt oder jener nicht ganz einstündige Spaziergang südlich von Ronneburg, auf dem man durch fünf Staaten kommt. Also alle zehn Minuten ein Staat!

An solchen und ähnlichen Seltsamkeiten ist Thüringen reich. Seine Grenzlinien sind oft lächerlich launisch; in den wunderlichsten Schnörkeln winden sie sich, da einem Flüßchen oder einem alten Grenzweg folgend, dort ein Dorf in zwei Teile trennend, und wenn die vielbelachte Behauptung, die koburgisch-meiningische Grenze laufe bei Neustadt im Zickzack durch ein Wirtshaus — ein lustiger Vergleich liegt ja hier nahe genug —, auch übertrieben ist, sie charakterisiert die Zustände, die in dieser Beziehung in Thüringen herrschen, aufs deutlichste. Thüringens Landkarte ist eine Satire auf die Kleinstaaterei, die über Deutschland schon so heilloses Unheil hat hereinbrechen lassen. So lustig und sinnlos, von Willkür diktiert die Grenzen der thüringischen Länder auf den ersten Blick auch erscheinen, es war Klio, die bei der Einzeichnung der Grenzlinien dem Kartographen die Hand geführt hat: da hat jedes Teilchen seine Geschichte!

Die Geschichte Thüringens ist im großen und ganzen Ortsgeschichte, die Geschichte der Kleinstaaterei, der ewigen, vergeblichen Bruderzwiste, die das schöne Land jahrhundertelang in staatlicher Ohnmacht daniedergehalten. Der stets vererbte Zwist im Hause Wettin trieb das Land ins Verderben. Geschlechter hindurch bekämpften sich Väter und Söhne, befehdeten sich die Brüder. Diese Familienkämpfe sind ein trauriges Bild der Thüringer Geschichte. Und das ist das Tragische daran, daß die Liebe der Väter zu ihren Söhnen diese Streitigkeiten ermöglichte. Sie wollten allen ihren Kindern ein gleiches Erbe hinterlassen



und in geringer staatsmännischer Erkenntnis den Ältesten nicht bevorzugen. So gab es Teilungen über Teilungen — manches Städtchen hat zwölfmal den Herrscher gewechselt —, und je weiter die Äste des Stammbaumes der Wettiner sich verzweigten, desto bunter wurde die Staatenkarte des Landes. Wohl starb hier und da ein Zweig ab, und das verwaiste Land fiel an andere Linien zurück. Aber diese Erbschaften gaben wieder Anlaß zu neuen Streitigkeiten und neuen Teilungen. Im Ausgang des Dreißigjährigen Krieges bestanden die ernestinischen Lande aus drei Teilen: Weimar-Jena-Eisenach gehörte Wilhelm von Weimar, Gotha-Saalfeld war im Besitz Ernsts des Frommen, und über Altenburg-Koburg regierte der Altenburger Wilhelm II. Die Universität Jena und die Grafschaft Henneberg gehörten den Ernestinern gemeinsam. Schon 1660 wurde das Verhältnis durch eine Aufteilung der Grafschaft Henneberg abermals verschoben. Schleusingen z. B. kam dabei an das albertinische Fürstentum Zeitz. Charakteristisch für diese Teilung ist, daß das Gymnasium und das Archiv Schleusingen trotzdem gemeinsamer Besitz blieben. Zwölf Jahre später eine neue Teilung! Die Altenburger Linie starb aus, und in ihr Land teilten sich die beiden anderen Linien. Und wieder acht Jahre später abermals eine Teilung. Ernsts des Frommen Söhne hatten fünf Jahre gemeinschaftlich regiert, dann teilten sie das Land, und diese Teilung trägt letzten Endes die Schuld an der Thüringer Kleinstaaterei. Thüringen hatte nun insgesamt dreizehn Herzogtümer. Ein Glück war es, daß drei dieser Linien nicht über eine Generation hinauskamen. Nun hörten endlich diese Teilungen auf. Es ging eben nicht weiter; die Ländchen waren zu winzig geworden, um eine abermalige Zersplitterung vertragen zu können. Thüringen hatte mit Einschluß der beiden Schwarzburg und beiden Reuß nicht mehr und nicht weniger als 27 Hofhaltungen.

Die nächsten Jahrhunderte woben um viele dieser Residenzstädtchen, die manches prunkvolle Fest gesehen, eine Dornröschenhecke, die kein Prinz mehr durchdrang. 1825 wurde die Zerrissenheit Thüringens wenigstens etwas gemildert. Die Linie Altenburg-Gotha starb aus. Drei Herzöge machten Anspruch auf das Erbe. Schließlich kam ein merkenswerter Vergleich zustande: der Herzog von Hildburghausen gab sein Land an Meiningen und übernahm dafür Altenburg, der Meininger bekam außerdem Saalfeld und einige Exklaven, und der Koburger erhielt für Saalfeld Gotha und Königsberg in Franken. Seitdem ist Thüringen in seinem äußeren Bild kaum mehr verändert worden. Erfreulicherweise begannen aber die thüringischen Regierungen im Jahre 1912 gewisse zerstreut liegende Gebiete auszutauschen. So ist mit dem ersten Glockenschlag des Jahres 1913 das berühmte Lichtenhain bei Jena weimarisch geworden. Dann ist eine weitere Verringerung, wenn auch nicht der Staaten, so doch der Fürsten eingetreten: die beiden Schwarzburg und Reuß bekamen gemeinsame Regenten, und die Landtage waren daran, die Folgen aus diesen Tatsachen zu ziehen. Die Umwertung aller politischen Dinge im November hat mit einem Male Wasser auf die Mühlen derer getragen, die eine völlige Verschmelzung der Thüringer Lande wollten. Ob diese derbe Lösung, die für die nächsten Wochen zu erwarten ist, den Wünschen der Mehrheit entspricht, mag man bezweifeln. Ein gut Stück Poesie hat doch in diesem Thüringer Kunterbunt gelebt und der Thüringer ist nun einmal einer, der mit dem Herzen denkt.

E. Herold-München



Der Kampf zwischen Gläubiger und Schuldner

Ungeheure Schäden erleidet heute unser ganzes nationales Wirtschaftsleben infolge der Unwirtschaftlichkeit und Kostspieligkeit unserer Zivilrechtspflege, viele Millionen gehen hierdurch der Produktion und den erwerbenden Volksschichten verloren. Seit Jahren bereits weist fortgesetzt die „Deutsche Richterzeitung“ (Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover, jährlich 22 Hefte, 12 Mk.), das Organ des Deutschen Richterbundes, auf die Notwendigkeit einer organischen Erneuerung unserer gesamten Rechtspflege an Haupt und Gliedern hin, aber leider vergebens. Ihre mit dem einwandfreiesten statistischen Material belegten Angaben finden kaum Beachtung, unsere große Tagespresse schweigt sie — von wenigen rühmlichen Ausnahmen der weit rechtsstehenden Zeitungen abgesehen — fast ganz tot, auch unsere Volksvertretungen und unsere erwerbenden Stände — mit Ausnahme des deutschen Handwerks- und Gewerbekammertags — versagen sich der großen Aufgabe, Abhilfe zu schaffen, vollständig. Da ist es denn ein entschiedenes Verdienst vom Münchener Amtsrichter Dittrich, in einer kleinen, aber ungemein gehaltvollen Schrift: „Der Kampf zwischen Gläubiger und Schuldner“ (Verlag für Volksaufklärung von Alfred Metzner, Berlin, Preis 80 Pf.) in wahrhaft gemeinverständlicher und flammender Weise auf die groben Mißstände in unserer Zivilrechtspflege die weiteste Öffentlichkeit hinzuweisen. Im ersten Abschnitt schildert Dittrich sehr anschaulich die Schäden des bisherigen Vollstreckungswesens. Der Krebsschaden ist der, daß ohne jede Rücksicht auf die entstehenden Kosten der Gläubiger, hat er einmal einen vollstreckbaren Schuldtitel erlangt, bei seinem Schuldner nach Herzenslust, sooft er nur will, pfänden lassen kann. Die Gerichte haben keine Möglichkeit, einen Riegel vorzuschieben. „Ob dadurch der Schuldner zeitlebens ruiniert wird, ob durch das ewige Vollstrecken Kosten erwachsen, die zum Werte der beizutreibenden Forderung in gar keinem Verhältnis stehen, ob die Ergebnislosigkeit der Maßnahme und deshalb die überflüssige Entstehung von Kosten nahezu mit Sicherheit vorauszusehen ist, ist vollständig gleichgültig.“ Da braucht man sich denn über folgende Beispiele, die sich zu Hunderten vermehren ließen, nicht zu wundern: Nach seinem Bericht in der „D. R.-Z.“ vom 15. September 1913 nahm Gerichtsvollzieher a. D. Finhold in seinem Bezirk Bensberg bei dessen rund 8000 Familien jährlich rund 2000 Pfändungen vor, in München entfielen 1913 auf die 670000 Einwohner rund 70000 Pfändungen, in derselben Stadt kamen in einem Jahr u. a. 11 Pfändungen aus unstreitigen Sachen vor, bei denen die Kosten insgesamt 240 ℳ ausmachten, die Hauptsache dagegen 105 ℳ betrug. Unter ihnen befand sich eine Sache, deren Streitwert 50 ₰ betrug, die aber 30 ℳ Kosten verursachte! Durch die nach Belieben des Gläubigers anhaltend fortgesetzten Pfändungen entstehen Kosten auf Kosten, ihr Anwachsen hat nicht selten die Folge, daß der Schuldner, trotzdem er vielleicht aus seinem Arbeitsverdienst fortgesetzt kleine Ratenzahlungen leistet, seine Schuld immer größer und nicht kleiner werden sieht. Aber Druck erzeugt Gegendruck. „Viele Schuldner haben es längst gelernt, sich den Fangarmen der Gläubiger zu entziehen: die eigene Wohnungseinrichtung wird abgeschafft und durch eine neue, auf Abzahlung unter Eigentumsvorbehalt gekaufte ersetzt ... das Geschäft wird der Frau oder den Kindern zugeschrieben, die Außenstände werden abgetreten oder verpfändet, bezüglich des Arbeitsverdienstes wird ein sog. ‚1500 ℳ-Vertrag‘ abgeschlossen. Und dann wird lustig und flott drauflosgelebt“ (S. 10). Die vorsichtigsten Schätzungen berechnen den auf diese Weise der deutschen Volkswirtschaft erwachsenden Verlust auf 30 Millionen, andere sprechen von 50 Millionen!! Dazu der ungeheure Verlust an sittlichen Werten.

Abschnitt II bespricht die zahlreichen Abhilfemaßnahmen und Vorschläge auf Grundlage der bestehenden Gesetze. Rühmliches leisten auf dem Weg der Selbsthilfe die von der Geschäftswelt geschaffenen zahlreichen Schuldeneinziehungsstellen; ihre Träger sind teils

Innungen, teils Handwerkskammern, teils Gläubigerschutzverbände, die ganze Industriezweige in sich vereinigen. Weitere Abhilfe könnten ohne Abänderung der Gesetzgebung die Justizverwaltungen schaffen durch restlose Verstaatlichung des Gerichtsvollzieherwesens, durch Ausbau des Güteverfahrens (vgl. hierüber den demnächst erscheinenden Aufsatz des Verfassers in dieser Zeitschrift), Verbesserung der umständlichen und schwerfälligen gerichtlichen Formulare und Einrichtung amtlicher Kreditauskunfteien, die in irgendeiner Form den Vollstreckungsabteilungen der Amtsgerichte anzugliedern wären und das ungeheure Material, das täglich bei den größeren Gerichten durch die Hand der Richter und Gerichtsvollzieher läuft, der Geschäftswelt nutzbar zu machen hätten. Jedoch ist auf dem Boden des geltenden Rechts nicht auszukommen, grundlegende Änderungen unserer Justizgesetzgebung sind zur Gesundung unbedingt geboten. Ein obligatorisches Mahnverfahren, wie es für die Kriegszeit die segensreiche Bundesratsverordnung vom 9. September 1915 zur Entlastung der Gerichte geschaffen hat, tut dringend not. Allein vor den deutschen Amtsgerichten spielten sich bis zum Erlaß der Verordnung jährlich rund 2 Millionen Prozesse ab, die in Wahrheit gar keine Prozesse waren, bei denen der Schuldner gar nicht bestritt, sondern nur nicht zahlen konnte. Millionen von Kosten wurden in diesem teueren Streitverfahren von den Gläubigern ganz unnötig ihren Schuldnern gemacht. Äußerst unbillig ist es ferner, daß in allen, auch den einfachsten und kleinsten Sachen der unterliegende Teil dem obsiegenden stets alle Kosten des Verfahrens, auch die eines hinzugezogenen Anwalts, zu erstatten hat. Wie oft ist hier die Hinzuziehung eines solchen ganz überflüssig und nur Schikane gegenüber dem Schuldner, dem hierdurch nur recht viele Kosten gemacht werden sollen. Hier müßte das Gericht unbedingt in der Lage sein, nach pflichtgemäßem Ermessen dem obsiegenden Teil die Erstattung seiner Anwaltskosten zu streichen. Die sehr segensreiche Bestimmung des § 19 der erwähnten Bundesratsverordnung, die zur Dämpfung der Prozeßwut unseres Volkes in allen Privatklagesachen und in Zivilprozessen unter 50 M Wert diesen unseren Vorschlag verwirklichte, ist leider später am 21. Mai 1916 auf Betreiben des Reichstags gestrichen worden.

Dittrich verficht dann mit den gleichen Gründen wie der Verfasser (Türmer, Bd. XII, S. 715) die Beseitigung des gesetzlichen Anwaltszwangs zugunsten eines gerichtlichen. Im Prozeß selbst fordert Dittrich weiter mit allem Nachdruck die Wahrhaftigkeit für das Parteivorbringen. Es sollte selbstverständlich sein, daß eine anständige Partei sich der Wahrheit befleißigt und den Richter nicht zu belügen versucht, aber es ist seltsam: scheinbar müssen in unserer heutigen Zeit die selbstverständlichsten Wahrheiten am lautesten gepredigt werden. Von großem Nutzen wäre auch der Ausschluß der Berufung bei kleinen Sachen, etwa bis zur Grenze von 50 M, wie ihn jetzt auch — freilich nur für die Kriegsdauer — die mehrfach erwähnte Bundesratsverordnung anordnet. Solche geringfügigen Sachen vertragen nicht zwei Instanzen, die Kosten übersteigen dann gewöhnlich den Wert des Streitgegenstandes selber bedeutend. Dringend reformbedürftig ist auch unser heutiges „Armenrecht". Höchst bedauerlich war die ganz einseitige Stellungnahme des Deutschen Reichstags am 8. und 9. Mai 1916 zu der durch die Bundesratsverordnung vom 9. September 1915 herbeigeführten kleinen Justizreform. Hier kamen — darin hat Dittrich leider vollkommen recht — lediglich die Interessen der Anwaltschaft zur Sprache; man hätte das Plenum des Reichstags, das sich leider wieder einmal, wie fast stets bei Justizfragen, durch eine geradezu gähnende Leere auszeichnete, für den Vertrauensmännerausschuß des Deutschen Anwaltsvereins halten können. Fast nur Anwälte kamen bei der Debatte zur Sprache. Gewiß brauchen wir Anwälte, und zwar hochstehende, von allen Nahrungssorgen befreite Anwälte — Verfasser hat das stets mit allem Nachdruck betont —, aber ebenso selbstverständlich darf für die Gestaltung der Rechtspflege das Interesse der Anwaltschaft nicht ausschlaggebend sein, bei einem Zusammenstoß der Volks- und Anwaltsinteressen haben diese stets zu weichen! Die Anwaltschaft in der Hauptsache durch die hohen Gebühren der Mahn- und Versäumnissachen und der Zwangsvollstreckungen auf Kosten des

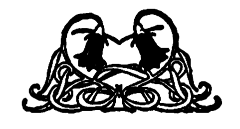
wirtschaftlich schwächsten Schichten und mittels der Bevormundung des deutschen Volkes durch den gekünstelten Anwaltszwang lebensfähig zu erhalten, ist wirklich ein Verfahren, „das lebhaft an die Kuren des Doktor Eisenbart erinnert“ (S. 27). In wirklich streitigen Sachen dagegen bedürfen die Anwaltsgebühren entsprechend der allgemeinen Verteuerung der Lebenshaltung der Erhöhung.

Im vierten Abschnitt macht Dittrich wertvolle Vorschläge zur Neuordnung unseres Vollstreckungswesens. Ebenso wie unser Prozeß überhaupt, so leidet auch unsere Zwangsvollstreckung an dem Mangel vorbeugender Maßregeln. Notwendig ist vor allem die baldige Einführung eines konkursverhütenden gerichtlichen Zwangsvergleichs, wie ihn neuestens Österreich durch seine treffliche Ausgleichsordnung vom 14. Dezember 1914 sich geschaffen hat. Auch muß der Richter — wie schon jetzt zur Kriegszeit — die Möglichkeit haben, einem unverschuldet in Zahlungsschwierigkeiten geratenen Schuldner angemessene Zahlungsfristen zu bewilligen, eine Macht, die der englische Richter seit alters her zum Segen der ärmeren Volksschichten ausübt. Käme es aber wirklich zur Zwangsvollstreckung, so müßte ihre Art und Weise durchaus dem Belieben und der Laune des einzelnen Gläubigers entzogen und dem Vollstreckungsgericht (dem Amtsgericht) zur Durchführung übertragen werden. Dieses hätte dann pflichtgemäß zwischen den Interessen des Gläubigers und des Schuldners zu vermitteln. Um sich über alle, mitunter recht verworrene Verhältnisse des Schuldners volle Klarheit zu verschaffen, würde das Gericht diesen bereits bei Beginn der Zwangsvollstreckung zur restlosen Darlegung seiner Vermögensverhältnisse vorladen und im Notfall diese durch den Offenbarungseid beschwören lassen.

Im Schlußwort seiner mit echter Herzenswärme verfaßten „Kampfschrift“ verficht Dittrich mit einleuchtenden Gründen eine „Entfesselung des Richters“ von der Fülle der ihn oft in die tiefsten Einzelheiten hinein beengenden Gesetzesvorschriften. Durch die heutigen Gesetze sind die Richter gefesselt „wie böse Kettenhunde“, das Mißtrauen des Gesetzgebers gegen den Richter ist erstaunlich groß. Die Kriegsnotverordnungen des Bundesrats haben hier zum ersten Male Bresche gelegt. „Man beginnt im Richter, der bisher vielen mehr oder weniger als seelenlose Entscheidungsmaschine galt, wieder den denkenden und fühlenden Menschen zu erkennen, der Fleisch ist vom Fleisch des Volkes und Blut von des Volkes Blut“ (S. 36).

Wir wünschen dem ausgezeichneten Heftchen eine Massenverbreitung in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren. Würden unsere erwerbstätigen Volksschichten nach den Vorschlägen Dittrichs zu handeln sich entschließen und sie, soweit sie auf dem Gebiet der Gesetzgebung liegen, zu den ihrigen machen und auf ihre Verwirklichung dringen, es würde vieles besser werden auf dem Gebiet unserer Zivilrechtspflege und Zwangsvollstreckung, gar manche nur allzu berechtigte laute Klagen über das Langsame, Schleppende und Kostspielige sowie Antisoziale unserer „Justizmühle“ würden verstummen.

Landgerichtsrat Dr. jur. et phil. Bovensiepen



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Zukunft unserer Residenzen

Es ist eine nicht neue, aber immer wieder überraschende Tatsache, daß in Zeiten politischer Erregung die Parteischlagworte eine derartige Macht über den gesunden Menschenverstand erlangen, daß selbst klar denkende Menschen der Massenpsychose unterliegen und nicht mehr imstande sind, auch nur ihre einfachsten materiellen Interessen — von den idealen ganz zu schweigen — zu erkennen.

Unter vielen Beispielen dieser Art, die die deutsche Revolution mit sich gebracht hat, bildet eins der hervorstechendsten die widerspruchslose Aufnahme, die sie in den Residenzstädten gefunden hat. Denn mögen auch die Anstifter der schlimmsten Auswüchse in den Novembertagen vielfach von auswärts, mitunter auch aus Zuchthaus und Nachtasyl erstanden sein: soviel ist sicher, daß in keiner Residenz die einheimische Bevölkerung mit Entschiedenheit für ihr Fürstenhaus eingetreten ist.

Daß sie hierzu schon in Erinnerung an die Geschichte ihrer Heimatstadt Anlaß gehabt hätte — man braucht nur, um von anderen Residenzen ganz zu schweigen, an die Verdienste der sächsisch-polnischen Herrscher um Dresden, Ludwigs I. und seiner Nachfolger um München, der Hohenzollern um Berlin wie auch Potsdam, Wiesbaden und ähnliche Nebenresidenzen zu erinnern, Verdienste, die keiner bestreiten wird, der sich ein objektives, von den „Errungenschaften der Revolution" ungetrübtes Urteil bewahrt hat —, mag ganz beiseite bleiben; denn in Zeiten persönlicher Gefahr war Dankbarkeit des Volkes wohl mehr im Märchenlande der Hort des Fürsten, und die eindringlichste Mahnung der Vergangenheit wurde noch stets von den aufgeregten Rufen der Gegenwart überschrien. Daß die Bevölkerung aber auch den klarsten Forderungen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen materiellen Interessen gegenüber dauernd blind bleiben sollte, zumal nach Rückkehr ruhiger Überlegung, ist doch kaum anzunehmen.

Was erwarten denn eigentlich unter den heutigen Verhältnissen namentlich die kleineren Residenzen wie Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart u. a., aber auch Berlin, falls es nicht alleinige Reichshauptstadt bleiben sollte, von ihrer Zukunft?

Hof, Aristokratie, Offizierkorps, die Spitzen der Großindustrie und die etwa vorhanden gewesene fremde Diplomatie wandern weg, und damit mancherlei Anregung und Befruchtung des geschäftlichen Verkehrs, die, woran man nicht genug erinnern kann, in ihren letzten Ausläufern gerade auch dem kleinen Geschäftsmann und dem Arbeiter unmittelbar durch Beschäftigung und Verdienst, mittelbar durch Steuerersparnis zugute gekommen waren. Mit ihnen wird aber auch die Bevölkerungsgruppe abnehmen, deren großzügige Lebensführung schon vor dem Kriege bei Gastwirt und Geschäftswelt geschätzt war und die heutzutage angesichts der Zerrüttung des deutschen Wirtschaftslebens und der kommenden schweren Steuern und Abgaben, dabei unterstützt vom Stande der Valuta, die zahlungsfähigste Schicht bilden wird, nämlich die ausländische Fremdenwelt.

Denn was suchten diese Fremden, abgesehen von den Geschäftsreisenden, eigentlich bei uns?

Viele kamen, um die deutsche Sprache zu lernen; andere um angenehm zu leben oder Interessen aller Art zu pflegen. Wenn aber Residenzen wie Dresden oder München eine so erhebliche Anzahl von Dauerfremden beherbergten, daß ganze Stadtviertel nach Engländern

oder Amerikanern genannt wurden, so lag der Grund zu der Wahl gerade dieses Aufenthaltsortes, wie der Verfasser in ihrem Heimatlande des öfteren gehört hat, nicht zuletzt in den Reizen der Residenz mit ihrem besonderen kulturellen und gesellschaftlichen Leben.

Mag nun auch nach Friedensschluß diese Art Fremdenverkehrs nicht so stark einsetzen wie bisher, so würde doch an sich das Erscheinen von Engländern oder wenigstens Amerikanern, die wir ja doch nicht für alle Zeit von unseren Grenzen als Feinde ausschließen können, gemäß den Erfahrungen früherer Kriege und der ganzen Denkungsart dieser Nationen nach Rückkehr normaler Verhältnisse nicht allzu lange auf sich warten lassen, und auch manch neuer exotischer Gast, der erst durch den Krieg Deutschland entdeckt hat, würde sich einstellen. In einer Provinzstadt einer zentralistischen Republik aber zu leben, wird selbst den Ausländer wenig locken, dem in der Theorie die Demokratie als allein seligmachende Staatsform erscheint.

Sollen nun die Städte zu den ohnehin unumgänglichen Kriegskosten auch noch diesen Verlust freiwillig auf sich nehmen? Oder glauben sie, den Wettbewerb mit Industrie- und Handelsplätzen aufnehmen zu können?

Gewiß könnte man, zumal wenn man nötigenfalls das Schöne und Historische in Stadt- und Landschaftsbild opfert und sich mit Ruß, Rauch, Lärm und ähnlichen nie ganz vermeidaren Begleiterscheinungen abfindet, den Versuch machen, die einheimische Industrie zu organisieren und zu vergrößern, auswärtige herbeizuziehen und neue ins Leben zu rufen sowie den Handel durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse zu begünstigen. Aber wie der Handel außerdem von geographischen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen abhängig ist, die außerhalb der Machtsphäre einzelner Städte liegen, so gedeiht die Industrie nicht dort am besten, wo es gerade gewünscht wird, sondern wo Einkaufs-, Arbeits- und Absatzbedingungen am vorteilhaftesten liegen, die Handlungsunkosten einschließlich der Steuer am niedrigsten sind und Staat wie Arbeiter am wenigsten störend eingreifen; auch wird unter den jetzigen Verhältnissen die Neigung, ja selbst die Möglichkeit, zu industriellen Neugründungen oder Vergrößerungen recht gering sein. Endlich lassen es die täglich erneuten Erfahrungen immerhin einigermaßen zweifelhaft erscheinen, ob der ruhige Bürger in einem spartakistischen Industriearbeiter einen erfreulichen Ersatz für den friedlichen Fremden erblicken kann.

Was nun? Wer soll in Zukunft die lawinenartig anwachsenden Steuern tragen? Die zurückgebliebenen Bürger allein?

Was soll weiterhin aus der Kultur der Städte werden? Kein Land der Welt hat so viele Kulturzentren wie das Deutsche Reich, keine Kultur ist so mannigfaltig wie die deutsche. Wem verdanken wir's? Dem vielgeschmähten Bundesfürstentum, das uns durch Dezentralisation der Reichsgewalt politisch manches geschadet, kulturell aber unendlich bereichert hat.

Warnt das Beispiel der kulturlosen englischen Fabrikstädte und vor allem der in jeder Beziehung, kulturell wie wirtschaftlich, dekadenten französischen Provinz nicht genug? Oder glaubt man, daß unserer Republik zuliebe die Geschichte neue Bahnen einschlagen werde?

Also: Auch wenn man das moralische Gewicht der Dankbarkeit und das historische der Lehren der Geschichte ganz außer Betracht läßt und sich nur auf materielle Interessen und die Fragen des Tages und der Zukunft beschränkt, haben die Bewohner der Residenzstädte allen Anlaß, in ernstem Nachdenken das Gestern mit dem Heute und vor allem dem Morgen zu vergleichen und sich zu fragen, wohin ihre Vaterstadt und ihre eigene Existenz treiben. Und mancher, der auch heute noch neben dem Nützlichen das Geistige und Schöne, Wissenschaft und Kunst, sucht und liebt, wird auch nach den Erfahrungen von nunmehr 6 Monaten die „Errungenschaften der Revolution" noch immer nicht so hoch einschätzen können, wie die aus dem reichen Schatz geschichtlicher Entwicklung geschöpfte Mannigfaltigkeit der deutschen Stammeskultur, die ihren Mittelpunkt in erster Linie gefunden hat in den deutschen Residenzen.

Dr. v. Schönberg

Literatur · Bildende Kunst · Musik

Kultur, Kunst, Ethos

Es hilft kein Sträuben: Unsere Kultur hat einen Zusammenbruch erlebt, wie er furchtbarer auch von dem ärgsten Schwarzseher nicht befürchtet worden ist. Aller Vernunft wird Hohn gesprochen, jede feinere Regung des Gemütslebens durch lärmende Sittenlosigkeit unterdrückt. Idealisten, Männer, die den Blick für das Leben der erdschweren Wirklichkeit verloren haben, suchen nach Entschuldigungsgründen. Sie möchten die Ursache auf die physische und seelische Überspannung durch die Entbehrungen und Überlastungen der langen Kriegsjahre abwälzen. Die zerrütteten Nerven sollen schuld sein an allen kulturellen Mißständen. Dem ist nicht so. Auch die Nerven derer, die einen Abscheu vor allen den moralischen Auswüchsen und Entartungen unserer Zeit haben, sind stark angegriffen und heruntergekommen. Oder soll ich auf die Landbevölkerung verweisen? In den Dörfern unserer Lüneburger Heide hat man am eigenen Leibe von der Schwere des Krieges kaum etwas verspürt. Von Nahrungssorgen und Lebensmittelnöten konnte dort keine Rede sein. Von Dutzenden Familien weiß ich aus eigener Beobachtung, daß man fast genau so aß und trank wie in Friedenszeiten. Den Gründen nachzuspüren fällt nicht in meine Aufgabe. Doch muß der Gerechtigkeit halber festgestellt werden, daß auch unter der neuen Regierung durchaus keine Änderung der Verhältnisse eingetreten ist. Von einer physischen oder seelischen Überlastung der Heidebewohner kann auf keinen Fall gesprochen werden. Und doch ist dort die Vergnügungssucht nicht minder groß wie in der Stadt. Ich kenne mehrere Kirchdörfer, in denen trotz aller Gegenwirkungen der jungen, sehr vernünftigen Geistlichen jeden Sonnabend und Sonntag öffentliche Tanzvergnügungen abgehalten werden. Das wirkt hier hundertmal krasser als in der Stadt. Jedes Dorf ist gewissermaßen eine große Familie. Was des einen Leid und Freude, ist auch des andern Trauer und Lust. So nahm man wenigstens an; zum mindesten aber gab man sich einen derartigen Anschein. Heute sind es nur herzlich wenige, die auf des Nachbarn Trauer um den gefallenen, zum Krüppel geschossenen oder in Gefangenschaft darbenden Sohn Rücksicht nehmen. Eine Gemütsroheit sondergleichen! War sie etwa vor dem Kriege nicht vorhanden? O doch! Wir haben es mit demselben Geschlecht, mit den gleichen Menschen zu tun. Eine Wesensänderung ist in vier Jahren ein Ding der Unmöglichkeit. Daß jetzt alle die unlauteren Triebe und Leidenschaften wild und ungebärdig hervorschießen, liegt lediglich an der „freiheitlichen" Bewegungsmöglichkeit. Zur Tanzerei, die früher höchstens drei- oder viermal im Jahre genehmigt wurde, bedarf es heute nicht einmal der polizeilichen Anzeige, und die Rücksichtnahme auf die Nachbarn gilt als überwundene Rückständigkeit. Oder ein anderes. Das Pflichtgefühl und der Arbeitseifer unsers Volkes wurden gerühmt. Und wie ungeheuer ist doch in unserer Zeit, die allein durch Arbeit zu meistern ist, gebummelt worden! Warum? Weil durch die außerordentlich hohe Unterstützung der „Arbeitslosen" der Zwang zur Arbeit beseitigt worden ist. „Ich kann die Aufwartung leider nicht annehmen, weil ich inzwischen Arbeitslosenunterstützung bekommen habe." Jetzt zeigt sich unser Volk in seiner wahren Gestalt. Wir wollen darüber nicht klagen, sondern haben alle Ursache, uns dessen zu freuen. Nur wer den Krankheitskeim kennt, ist fähig, ihn zu beseitigen und darf die Hoffnung hegen, daß eine Gesundung eintreten wird.

Kirche und Schule gelten gewiß als die Hauptkulturträger eines Volkes. Sie sind darum in erster Linie für den kulturellen Tiefstand verantwortlich zu machen. Über die Unzulänglichkeit unsers ganzen Schulbetriebes habe ich mich bereits früher ausgesprochen. Es wäre aber ungerecht, wollte man diesen beiden Anstalten die Schuld an den Mißständen allein zuschieben. Auch die Kunst ist von jeher, und das mit Recht, als kulturbeeinflussend angesehen worden. Ja, sie ist geradezu der Kulturausdruck eines Volkes, ist der in sinnfällige Form gegossene Kulturniederschlag und hat die Aufgabe, wieder kulturfördernd zu wirken. Ähnlich den Niederschlägen der Natur, die von Einzelstellen der Erde aufsteigen, um nachher die ganze Erde zu befruchten.

Nun wird sich sofort der Ästhetiker melden und etwa einwenden, daß die Kunst an sich gar keine Aufgaben habe, gar keine Zwecke und Ziele verfolge und sich lediglich so gebe, wie ihr Wesen es von ihr fordere, gleich der Blume, die sich entfaltet und gestaltet, wie die eigene Natur es will. Jede moralische Verantwortung lehne sie daher ab. Gut. Wir sind gegen jeden Terrorismus und wollen darum auch dem Künstler, der das Bild, das Musikstück, die Dichtung schafft, keinen Zwang antun. Mag er sich ausleben, wie seine innerste Natur es von ihm fordert. Das haben auch Dürer, Beethoven, Goethe getan. Und was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Indes wir andern, die wir uns mit dem einzelnen Künstler nicht identisch erklären, halten uns nicht an den Schöpfer, sondern an die Schöpfung, an das Werk. Und das Werk beurteilen wir lediglich nach der Wirkung, die es auszuüben vermag. Der Eindruck wird ja nun bei der Verschiedenheit der Kunstgenießer sehr verschieden sein. Aufgabe der Kritik ist es, die Wirkung in Rücksicht auf die seelische Veranlagung des Aufnehmenden, des Empfängers, festzustellen. Der Kritiker — nicht nur der berufsmäßige, sondern ein jeder, der das Kunstwerk auf sich wirken läßt — hat aber auch andere Interessen zu vertreten als lediglich die des Künstlers und seines Werkes. Ihm muß es daran liegen, daß eine harmonische Gesamtwirkung erzielt wird. Die ist aber z. B. nicht vorhanden, wenn das ästhetische Gefühl befriedigt und das sittliche verletzt wird. Da nun aber das Sittlichkeitsgefühl nicht das Reservatrecht eines einzelnen ist, also auch nicht des Künstlers, vielmehr jede Zeit und jede völkische Gemeinschaft ganz bestimmte Sittengesetze haben, so versteht es sich von selber, daß solche Kunsterzeugnisse abzulehnen sind, die dem derzeitigen Sittenbewußtsein eines Volkes widersprechen. Geschieht das nicht, so wirkt die Kunst kulturhindernd. Denn der höchste Maßstab aller Kultur liegt in der Ethik, nicht aber in der Ästhetik oder im Intellekt. Wer noch Zweifel hegt, sei auf die gewaltige Macht verwiesen, die das Christentum seit 1900 Jahren ausgeübt hat. Es ist völlig frei von ästhetischen und intellektuellen Zielen und geht neben dem Religiösen ganz im Sittlichen auf.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß nur solche Kunst dem Volke geboten werden darf, die im Rahmen der Gesamtkultur dieses Volkes Heimatrecht hat. Daraus erwächst für den Kritiker — das Wort im engeren Sinne aufgefaßt — die Pflicht, dem Volke, dessen Kultur er doch fördern will, solche Kunstwerke zu empfehlen, die eine harmonische Wirkung auf den ganzen Menschen auszuüben vermögen, die dem Sittlichkeitsgefühle nicht minder gerecht werden wie dem ästhetischen Empfinden und dabei auch die Vernunft, den Intellekt, nicht verletzen. An solchen Werken ist in allen Zeitabschnitten, in denen von einer Kunst die Rede sein konnte, kein Mangel gewesen. Der Einfachheit halber verweise ich wieder auf die drei Namen, die ich schon einmal nannte: auf Dürer, Beethoven, Goethe. Wenn diese drei Männer aber ganz allgemein als die drei größten deutschen Meister gelten, so haben wir in ihnen zugleich die allermaßgebendsten Kronzeugen für die Richtigkeit unserer Auffassung.

Nun wäre es im Sinne der Kulturförderung das einfachste, die Volksmassen immer wieder auf die einwandfreien Werke der Vergangenheit zu verweisen. In Musik und Literatur dürfte dem auch praktisch nichts im Wege stehen. Anders ist die Sachlage in Plastik und Malerei. Die Werke dieser Künste sind in festen Händen und könnten bestenfalls dem Volke durch Re-

produktionen zugängig gemacht werden, sofern sie nicht in öffentlichen Museen und Galerien untergebracht sind. Ist aber schon diese Kunstvermittelung nicht einwandfrei, so hat das Volk auch das Recht und die Pflicht, an dem Kunstleben seiner Zeit teilzunehmen. Wenn Shakespeare von dem Dramatiker fordert, daß er seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten habe, so gilt das gleiche auch von allen andern Künstlern, mögen sie mit Meißel, Pinsel, Noten- oder Schreibfeder arbeiten. Gerade dem Kulturförderer, der für die Kunst nicht lediglich um ihrer selbst willen eintritt, sondern sie als kulturhebendes Mittel betrachtet, muß es daran liegen, das Volk für die Kunsterzeugnisse der Gegenwart zu interessieren. In einem echten Kunstwerke, zum mindesten in jeder größeren Dichtung, wird es die Vorzüge wie die Schwächen und Entartungen seiner Zeit und die Folgen der dargestellten Verhältnisse, Zustände und Gesinnungen am besten erkennen. Hierbei möchte ich mich aber von vornherein vor dem Vorwurf verwahren, als wollte ich der sogenannten Tendenzkunst das Wort reden. Der echte Künstler kennt keine Tendenz. Das gilt auch dann, wenn seine Werke einen tendenziösen Eindruck machen sollten. Der Künstler gibt sich wie er ist, wie er's seinem Wesen nach muß. Ist er eine starke ethische Natur, so werden ihn ethische Probleme in erster Linie interessieren, ist er sinnlich veranlagt, so wird dieser Charakterzug auch in seinen Werken zum Ausdruck kommen, und pfeift er auf Sitte und Moral, so legen sicherlich auch seine Werke Zeugnis von dieser Wesensart ab. Für den Kulturförderer lautet die Frage, welche Kunstwerke sein Streben zu fördern, das Volk in der Kultur vorwärtszubringen vermögen. Und da dürfte kaum ein Besonnener in Abrede stellen, daß die von starkem, reinem Ethos durchtränkten Werke am ersten dazu imstande sind. Das soll nun aber nicht etwa heißen, daß aus dem Kunstwerke alles Unethische zu verbannen wäre. Worauf es ankommt, ist lediglich das Bekenntnis des Künstlers zum Ethos. Mit andern Worten: Dem Guten, Starken und Gesunden muß zum Siege verholfen werden. Und geht der vom sittlichen Wollen getragene Held äußerlich auch zugrunde, so muß doch die sittliche Idee zuletzt über alles Niedrige und Gemeine triumphieren.

Damit dürfte der Kulturförderer einen kritischen Maßstab für die Kunst gewonnen haben. Es bleibt nun noch die Aufgabe, die heutige Kunst an diesem Maßstabe abzumessen.

Auf Einzelheiten einzugehen, muß selbstverständlich verzichtet werden. Ein derartiges Unterfangen wäre der Anfang einer kritischen Untersuchung der gesamten Erzeugnisse unserer Gegenwartskunst. Es genügt, die Hauptcharakterzüge festzulegen.

Viel Aufsehens macht seit ein paar Jahren in Plastik, Malerei und Dichtung der Expressionismus. Nun hat diese revolutionierende, aller Natur und Logik hohnsprechende Richtung mit dem inneren Gehalte der Kunst an sich wenig zu tun; sie ist eine ganz besondere Ausdrucksform und greift mehr ins technische Gebiet. Theoretisch betrachtet, hätten wir uns an dieser Stelle kaum mit ihr auseinanderzusetzen. Die praktische Erfahrung und Beobachtung hat aber ergeben, daß doch eine Abhängigkeit von Gehalt und Form besteht. Ganz natürlich. Ein jeder weiß, daß man z. B. von dem äußeren Aussehen eines Menschen auf seinen inneren Charakter schließen kann. „Wie das Gescherr, so der Herr." Selbst für das Tierleben gilt dieses Wort. Es sei nur auf den liederlichen Nestbau und die moralische Minderwertigkeit des Gassenbuben Spatz verwiesen. Alles, was mir an expressionistischen Kunsterzeugnissen zu Gesicht gekommen ist, war dem Gehalte nach ebenso widersinnig und verschroben wie in der äußeren Aufmachung. In der erzählenden Literatur, die zweifelsohne unter allen Kunstarten den größten Einfluß auf die Volksmassen hat, gilt als einer der ersten Vertreter des Expressionismus Heinrich Mann, der Bruder von Thomas Mann, dessen im Februarhefte des Türmers so ehrend gedacht wurde. Ich las vor kurzem seinen vorletzten Roman, „Die Armen". So widersinnig die Sprache dieses Dichters ist, so widersinnig ist auch das Psychologische seiner Menschen und die Logik von Handlung und Geschehnissen. Und wo bleibt das Ethos dieses Bannerträgers von Kurt Wolffs Hofstaat und Gefolge? Glaubt Heinrich Mann heute, nachdem er sich von seinem Werke losgelöst hat, mit den „Armen" der Kultur zu dienen oder auch nur die kulturellen

Interessen des Arbeiterstandes zu fördern? Ich schätze ihn geistig viel zu hoch ein, als daß ich dieses Glaubens leben möchte. Im allgemeinen habe ich den Eindruck gewonnen, ohne das nun gerade von Heinrich Mann behaupten zu wollen, als ob die Vertreter des künstlerischen Bolschewismus sich mit den Verfechtern des politischen und wirtschaftlichen Anarchismus decken. Auch sie werden der Meinung sein, im Dienste unserer Kultur zu wirken. Ein jeder aber, der nicht der subjektiven Willkür und Gewalt das Wort redet, sondern für Gesetz und Ordnung und natürliche Entwicklung sich aufnehmen möchte, der der Überzeugung ist, daß nur Pflichtgefühl, Arbeitswille, Sitte und Gewissenhaftigkeit ein Volk zu tragen und vorwärts zu bringen vermögen, hat die Pflicht, den künstlerischen Bolschewismus abzulehnen, genau so gut und mit dem gleichen Rechte, mit dem er den politischen und wirtschaftlichen ablehnt.

Und die Künstler, die hinter diesen Werken stehen? Hat man ihnen gegenüber keine Verpflichtungen, wenn sie meinen, ihr Bestes dem Volke zu geben? Berührt nicht auch dieser Gedanke unsere ethischen Gefühle? Ich glaube nicht.

Erst vor kurzem habe ich betont, daß es immer gewagt sei, den Motiven einer Handlung nachzugehen. Aber die Frage gibt zu denken: Woher auf einmal alle die Expressionisten? Lag unsere Kunst, die in den letzten Jahrzehnten doch wahrlich Leben und Bewegung genug gezeigt hat, so arg darnieder, daß Hunderte und Tausende befreit aufatmeten, als irgend jemand den erlösenden Weg wies? Ich kann nicht daran glauben. Für mich ist der Expressionismus weiter nichts als eine Modesache. Er ist nicht Kunst, sondern Künstelei. Er ist etwas Gewolltes und trägt darum von vornherein den Krankheitskeim in sich, wie ihn jeder Terror in sich trägt. Jede Mißachtung der Natur hat noch stets den verdienten Lohn gefunden; so werden ihn auch die Expressionisten bekommen. Es fällt uns um so leichter, uns über ihr Geschick hinwegzusetzen, als wir uns von ihren Werken keine Förderung der Kultur versprechen, vielmehr der Ansicht sind, daß sie die zutage getretene Verwilderung in allen Zweigen der Sittlichkeit nur noch unterstützen.

Und wie steht's um einen großen Teil der Kunst, der eine expressionistische Beeinflussung nicht anzumerken ist? Sie ist darauf angelegt, den niederen Trieben und Leidenschaften zu schmeicheln und Sinnenkitzel zu üben. Sie wirkt sentimental oder hat einen süßlichen, lüsternen Beigeschmack. Das sind freilich Erscheinungen, die nicht speziell als ein Charakteristikum unserer Zeit gelten können. Noch in jeder Kunstperiode sind sie aufgetreten, und der Kampf gegen sie ist so alt, wie die Kunst selber und das Sittlichkeitsbewußtsein derer, die sie auf sich wirken ließen.

Neben dieser leichten und seichten Ware, wie sie in unsern Operettenhäusern, Zeitungsfeuilletons und Kunstausstellungen zutage tritt, wird eine andere Kunst bevorzugt, die das Bizarre, Groteske, Aufwühlerische, Wilde, Stiernackige bevorzugt. In der Literatur sucht man Kraftgenies wie Lenz, Klinger, Büchner, Grabbe wieder zu Ansehen zu bringen. Bei den Tagesschriftstellern findet alles Außergewöhnliche, und sei es noch so unkünstlerisch, lärmenden Beifall. Ganz besonders jubelt die „moderne" Welt, wenn sie sexuelle Orgien auf sich wirken lassen kann. Alles Gesunde, Starke und Solide wird für Kitsch erklärt. Der literarische Vorsitzende eines großen Theaterkulturverbandes stellt „Rose Bernd" über „Romeo und Julia" und bezeichnet die bezaubernde Liebeslyrik dieser Shakespeareschen Frauengestalt als ein Geplärre, bei dem man sich nichts denken könne. „Auch Shakespeare wird überwunden!" sagt derselbe Herr, der übrigens zugleich Vorsitzender eines politisch konservativen Vereins ist. Warum denn nicht? Wie man's treibt, so geht's. So braucht man sich auch kaum zu wundern, wenn ein Referent in demselben „Kultur"verbande Franz Grillparzer jede dichterische Befähigung abspricht, Friedrich Lienhard einen „Volksverführer" nennt, und dessen Werke als „Gift für die Jugend" bezeichnet. Die Kritik züchtet ja solche Urteile. Der Theaterreferent einer neuen hannoverschen Zeitschrift erklärt Wedekinds „Erdgeist", Strindbergs „Vater" und Machiavellis „Mandragola" (!) für „alles", was die vier großen Bühnen der Leinestadt

in den ersten vier Monaten der Winterspielzeit herausgebracht haben und nennt den Rest „himmelschreiende Verzweiflung". Ich glaube, ein Kommentar zu dieser Kritik ist überflüssig.

Man könnte stillschweigend über derartige Stimmen hinweggehen, wenn es sich um das Urteil eines einzelnen Menschen handelte. Leider Gottes ist die Gefolgschaft dieser Art Kunstanwälte aber groß. Und haben auch die „Modernen", die „ganz Modernen" bereits angefangen, sich zu spalten, wie die verschiedenen „Ismus"-Richtungen das ja beweisen, so einigt sie doch alle eine größere oder geringere Mißachtung des urgesunden deutschen Ethos. Und darin allein liegt die große Gefahr für unsere völkische Gesamtkultur. Die Technik muß wechseln, neue Ideen müssen zeitweilig in den Vordergrund treten, neue Wege und Ziele sind erforderlich. Sonst verödet die Kunst, erstarrt, stirbt. Welche Form sie aber auch annehmen mag, welcher Art die Probleme auch sein mögen, die sie zu lösen sucht: das Ethos muß ihr stets heilig und unantastbar sein. Der Gemüts- und Gesinnungsbolschewismus ist viel gefährlicher als der politische und wirtschaftliche. Denn er ist die Quelle aller Zucht- und Ordnungslosigkeit. Und was nützt einem Volke ein noch so feines Ästhetentum, wenn die ganzen Kulturverhältnisse es nicht gestatten, sich darum zu kümmern! Übrigens werden die Mißachter des künstlerischen Ethos selber die ersten sein, die unter einem beginnenden allgemeinen Anarchismus zusammenbrechen. Denn das Ethos ist die Grundlage, der Träger jeglicher Kultur. Und diejenigen werden den kulturfeindlichen Anstürmen am längsten standhalten, deren Wesen am meisten vom Ethos durchtränkt ist.

Daraus ergibt sich für einen jeden, der die Kunst als ein Glied der Gesamtkultur eines Volkes ansieht, die Pflicht, solchen Kunstwerken den Weg zu bahnen, die den Anforderungen einer gesunden Ethik entsprechen. Deutschland steht am Scheidewege. Sollte es die Richtung verfehlen, so dürfte es um seine Kultur geschehen sein. Gott schütze das Ethos, die Kunst, die Kultur!

Gustav Kohne

Gottfried Keller im Briefwechsel mit Paul Heyse

Wir wollen Gottfried Kellers hundertsten Geburtstag in einer Seitenkapelle feiern. Wer liebte es nicht, an Festtagen, wenn gedrängte Scharen die hohen Münsterschiffe füllen, seine Andacht in einer stillen Seitenkapelle zu begehen. Orgelklang und Gesang wehen herein, wir hören des Priesters Stimme und die Klingelzeichen aus dem Chore. Wir wissen immer, woran sie draußen sind, wo der allgemeine Gottesdienst gerade steht; aber wir haben dazu noch unser eigenes Sehen und Hören, und das Allgemeine ist uns nur ein wohliges Erinnern.

Im großen Dome von Gottfried Kellers dichterischem Schaffen verrichtet heute das ganze deutsche Volk seine Andacht. Die Zeiten sind längst vorbei, als man für seine spröde Kunst werben mußte; die Keller-Gemeinde, die früher an manchen großen Orten nur ein Fähnlein von sieben Aufrechten umfaßte, reicht heute, so weit die deutsche Zunge klingt. Seine Werke, der widerborstige „Martin Salander" miteingeschlossen, stehen in hohen Auflagen, und wenn übers Jahr die gesetzliche Schutzfrist abläuft, wird kein „Papiermangel" verhindern, daß ein Dutzend verschiedener Ausgaben dem deutschen Volke auch auf dem Buchhändlerwege versichert, daß es einen „Klassiker" mehr besitzt. — Auch für das Biographische ist reichlich und trefflich gesorgt, seitdem Emil Ermatinger die ungefüge Stoffsammlung Baechtolds zu einen wohlabgemessenen Kunstbau umgestaltet hat, neben dem die Briefe und Tagebücher in gesonderten Anbauten stehen. Im Bereich der Briefe ist zum Briefwechsel Keller-Storm nun als eine Art Festgabe „Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel" erschienen, der für uns das Seitenkapellchen sein soll, in dem wir die Hundertjahrfeier begehen.

Der stattliche Band (Braunschweig, Georg Westermann; geh. 12, geb. 15 ℳ) enthält 104 Briefe, von denen 53 Gottfried Keller zum Verfasser haben. Sie verteilen sich auf volle dreißig Jahre (3. November 1859 bis 24. November 1889), und schon darin offenbart sich, daß es mehr als bloße „Kollegenschaft“ war, was die beiden ungleichen Männer verband. Keller war ein so spröder Briefschreiber und lag dem „Teufel des Müßiggangs“ so fest in den Klauen, daß es für ihn immer erst eines besondern Anlaufs bedurfte, um zu einem Briefe zu gelangen. Aber wenn diese „Brief- und Lebensstockungen“, wie er in späteren Lebensjahren sein Beharrungsvermögen im spintisierenden Nichtstun gern umschrieb, auch im Meinungsaustausch mit Heyse lange Pausen eintreten lassen, die für uns dann noch leerer werden, wenn sie den beiden Dichtern durch eine persönliche Begegnung gefüllt waren, so bleiben wir doch in stetem Zusammenhang mit ihrem Schaffen und Erleben. Äußerlich war dieses für Keller freilich so ereignislos wie nur denkbar. Als der um elf Jahre jüngere Heyse den vierzigjährigen Keller kennen lernte, schickte sich dieser an, aus dem „grünen Heinrich“ der Sturm- und Wanderjahre einer jener ergrauenden „Seldwyler“ zu werden, die, von ihrer Weltfahrt heimgekommen, sich in engen Verhältnissen einzubauen und in ihnen eine eigene Welt auszubauen pflegten. Sein pflichtgetreu ausgefüllter Stadtschreiberposten gab ihm so viel geregelte Tätigkeit, daß seine urwüchsigen Naturtriebe etwas maschinenmäßig eingespannt wurden. Das machte ihn auf eine gewisse Art „frei“ von den Bummelmächten und Abenteuerlüsten, die auch in ihm gleich wie im Seldwyler Schmoller Pankraz gegeistert hatten. Nun aber trieb er das „Beharren“ auf den Gipfel. Er hat von allen Sonderkäuzen seiner sämtlichen Novellen keinen verwunderlicheren Zug zu berichten, als die Lebensgeschichte von ihm selber, wenn wir erfahren, daß dieser begeisterte Lobredner des Schweizerlandes von seiner schönen Heimat fast nichts gesehen hat. Das Berner Oberland hat er nur vom Seepanorama aus gekannt, in Bern selbst ist er nur einmal gewesen, die Ost- und Westschweiz hat er nie gesehen. In den dreißig Jahren dieses Briefwechsels hören wir von einer zweitägigen, im Nebel ertrunkenen Fahrt an den Vierwaldstätter See. Einige Male ist er nach München zu Heyse, ein und das andere Mal zur Familie Exner nach Wien und Mondsee, sonst war er allenfalls für einen reichlich bacchantisch anmutenden Zug zu einem vaterländischen Schützenfeste zu haben, im übrigen saß er fest in Zürich, auch hier nur für einen kleinen Kreis „aufgeknöpft“, am liebsten und tiefsten in der Gesellschaft von sich selber.

Welch ein Gegensatz zu Heyse, der auch als ihn heftige rheumatische und Nervenschmerzen quälen, seine Reisen nach dem italienischen Süden, nach der Schweiz, nach Berlin und in alle möglichen Städte zu den Aufführungen seiner Dramen unternimmt und mit derselben Beweglichkeit zu tausend Menschen Beziehungen anknüpft. Bei Keller klingt nur ein einziges Mal in diesen Briefen die tiefe Freude an einem Umgang auf, am 5. Januar 1886, wo es heißt: „Ich bin jede Woche zwei bis drei Tage in lange andauernder Gesellschaft mit dem herrlichen **Böcklin**“, der seit einem Jahre nach Zürich übergesiedelt war. Der gewandte Heyse kann das nicht recht begreifen. Ihm erscheint es so selbstverständlich, daß Keller mit seinem Züricher Dichtergenossen **Konrad Ferdinand Meyer** umgänglichen Gedankenaustausch pflegen müsse, daß er dem Freunde immer wieder Grüße an den Kilchberger Poeten aufträgt, die er sicher nur selten ausgerichtet hat; so z. B. den am 13. Dezember 76 aufgetragenen Dank Heyses für den „Jürg Jenatsch“: „Das Buch hat mich aufs tiefste ergriffen, die prächtigen Figuren, der herbe Erzklang des Stils, die wundersame Szenerie. Der Schluß allein, der Vollzug der Rache nach alledem, was inzwischen vorgegangen, trübte den Genuß.“ Hier bestätigt Keller am 26. Dezember, daß er „diese Mitteilung mit Vergnügen besorgt“ habe. „Wegen der Exekution am Schluß bin ich auch Ihres Geschmacks. Er hat sich die Gruppe nicht plastisch vorgestellt, sonst hätte er den Beilschlag vermieden und die Sache zwischen den Männern austragen lassen. Der rasende Ritt der Bluträcher durch das Land, welcher historisch ist, hätte ihm den richtigen Stil angeben sollen.“ Aber dieser Brief blieb, wie so mancher,

unvollendet liegen, und erst am 1. März 1877 kam der Schluß dazu. Inzwischen waren Heyses „Dichterprofile“ erschienen, darin das schöne Sonett auf Keller:

Wie an der Regenwand, der nüchtern grauen,
Der Bogen funkelnd steht in freud'ger Helle,
So dürfen wir an deiner Farbenquelle
Am grauen Duft des Alltags uns erbauen.

Der Schönheit Blüt' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Torenschelle
Und darfst getrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herb und Süß zu mischen dir getrauen.

Dem Höchsten ist das Albernste gesellt,
Dem schrillen Wehlaut ein phantastisch Lachen,
Um Heil'ges lodern Sinnenflammen schwüler.

So sehn wir staunend deine Wunderwelt.
Der Dichtung goldne Zeit scheint zu erwachen
Auf euren Ruf, unsterbliche Seldwyler.

Dieses Sonett hat Keller „sofort einen zierlichen Vorfall eingetragen. Obiger K. F. Meyer, welcher eine Art pedantischer Kauz ist bei aller Begabung, schrieb mir in der Befürchtung, daß ich die Charge mit dem Shakespeare der Novelle als bare Münze aufnehmen und so das Wohl meiner Seele und der Kanton Zürich Schaden leiden könnten, augenblicklich einen allerliebsten feierlichen Brief, in welchem er mir die Tragweite und insoferne Anwendbarkeit des Tropus auseinandersetzte und zwischen den Zeilen Grenzen und nötigen Vorbehalt diplomatisch säuberlich punktierte, ein wahres Meisterwerklein allseitiger Beruhigung.“ Der aus Baechtolds Sammlung bekannte Brief Meyers zeigt, daß hier die „Kauzigkeit“ mehr bei Keller lag; aber von jetzt ab steht bei diesem das Urteil über den Kilchberger fest. Auch am 25. Januar 79 heißt es: „Wie es mit Meyers Roman („Der Heilige“) steht, kann ich nicht sagen; denn ich frage ihn nie, weil der wunderliche Kauz mir nie eine klare und runde Antwort gibt. Er ist immer etwas mißtrauisch.“ Als sich Keller bei der Zusammenstellung seines Gedichtbandes nach kritischer Beratung sehnt, lehnt er Meyer wie Kinkel ab, „weil er kein Vertrauen zu ihnen hat. Warum? Weil ich nie ein mündliches oder schriftliches Wort von ihnen gehört oder gesehen habe, das in kritischen Dingen von Verstand und Herz gezeugt hätte. Solche Leute stellen sich im Verkehr auch immer halb verrückt, um den Mangel einer lebendigen Seele zu verbergen, den sie wohl fühlen“ (10. August 82).

Diese scharfe Einstellung hindert Keller aber keineswegs, dem Dichter K. F. Meyer gerecht zu werden. Am 9. November 82 mahnt er vom Schmerzenslager aus, auf das ihn ein Fall von der Leiter gestreckt hatte, den Münchener Freund: „Versäume ja nicht, die jetzt erschienenen Gedichte von K. F. Meyer zu lesen; du wirst Freude daran haben. Sie gehören gewiß zu dem Besten, was seit geraumer Zeit erschienen ist ... es ist ein schönes Gedichtbuch und wird es bleiben.“ Heyse antwortet darauf bereits am 18. November: „Die Gedichte Deines engeren Landsmannes und Nachbarn habe ich, wie Du denken kannst, mit großem Dank zu mir genommen und viele Tage lang mich daran delektiert. Ich kann mir aber nicht helfen, es will mir doch bei der Mehrzahl vorkommen, als ob es Dichtungen für Poeten wären, die mit nach- und ausdichtender Seele dergleichen hinnehmen, während der naive Leser mit vielem so übel daran ist, wie ein Hungriger mit einer Büchse voll Fleischextrakt.“ Heyse findet die Kunst des „Helldunkels des geheimnisvollen Hinschleuderns andeutender Striche und Farben zu weit getrieben“, und diese Technik erscheint ihm als Manier. Keller stimmt ihm einige

Wochen später zu; „glaubt aber, daß in seiner knapp zugeschnittenen Weise eben Meyers Schranke liegt und daß er nicht mehr zu sagen hat, als er tut, so geistvoll und poetisch er ist. Auch in seiner Prosa beginnt sich, wie ich fürchte, das geltend zu machen, und daher mag in beiden Richtungen der um sich greifende Manierismus seinen Grund haben.... Um das Härteste zu sagen, so kommt mir sogar manches wie herrlich gemachte künstliche Blumen vor; aber eben, es ist halt doch gemacht und zustande gebracht." (25. Dezember 82.)

Wie hier beweist auch in andern Fällen der knurrige Keller ein liebevolleres Eindringen in die Art anderer und ein tiefer gegründetes Wohlwollen, als der liebenswürdige Heyse. So berichtet dieser am 1. Januar 83, wie ihm ein Büchlein Spittelers einen „so dicken allegorisch-mythologischen Qualm" aufgewirbelt habe, daß er gleich geflüchtet sei. „Zu meinem großen Erstaunen höre ich, daß dieser Nebulist in eurer klaren Höhenwelt schwärmerische Anhänger gefunden hat ... Das Schlimmste ist, daß die Auflösung dieser sehr pretiös vorgetragenen — nur hie und da von wahrem Empfindungshauch durchwehten — extramundanen Rätsel noch weit sibyllinischer ist, als die Offenbarungen selbst. Und es ist so billig, den Schein des Tiefsinns zu erregen, wenn man in Sandwüsten artesische Brunnen gräbt, zu deren Grunde kein dialektisch geflochtenes Seil hinabreicht. Ich lobe mir die Mosesse, die aus dem ersten besten Felsen lebendige Quellen hervorspringen lassen." Keller gibt (8. Januar 83) zu, daß in den „Extramundana der Spaß aufhöre". Aber er sucht in Spittelers Entwicklung die Erklärung und „möchte doch unter der Hand jeden auffordern, sich in die Sachen ein wenig hineinzulesen, damit wenigstens etwas Geräusch entsteht. Denn der Weltfresser kann ohne diese schlechte Welt gar nicht leben". Dann aber verweist er auf das früher erschienene epische Gedicht „Prometheus und Epimetheus" hin: „Ich ward von einer wahren Flut seltsamer und wie aus der Urpoesie fließender Schönheiten und Einfälle überrascht, obwohl mir der brütende Geist des der Kanzel Entlaufenen [Sp. war erst Theologe gewesen] nicht verborgen blieb. Denn sie sind sich ja alle gleich. Wenn auch viel Geschmackloses unterlief, so war doch eine solche Fülle der Anschauung in all den personifizierten Eigenschaften und Gebarungen der Kreatur (ich meine hier nicht die eigentlichen mythologischen Erfindungen), daß mir nichts Ähnliches bekannt schien."

Sehr schön zeigt sich diese auf edler Menschlichkeit ruhende Art Kellers im Verhältnis zu Heinrich Leuthold. Da die Ausführungen für die richtige Beurteilung dieses noch immer wenig bekannten unglücklichen Dichters aufschlußreich sind, wollen wir hier dabei verweilen und zu ihren Gunsten nachher auf eine weitere Ausbeute an literarischen Urteilen verzichten.

Keller erkundigt sich schon am 19. Mai 63 bei Heyse nach Leutholds Adresse. Damals war aber schon die Entfremdung des Münchener Geibelkreises gegen den neidischen und boshaften und vom Größenwahn besessenen Schweizer eingetreten, und Heyse scheint Kellers Anfrage gar nicht beantwortet zu haben. Fünfzehn Jahre später (27. November 78) muß Heyse sich bei Keller für die Übersendung der Aushängebogen der von Baechtold herausgegebenen Gedichte Leutholds bedanken: „Die Blätter geben mir mancherlei Rätsel auf. Ich spüre darin herum nach Symptomen eines geistigen Leidens, wie es bei Lenau und Hölderlin so befremdlich rührend oft zwischen den lieblichsten Zeilen spukt. Hier aber finde ich nichts dergleichen, und der Rückblick auf die Zeit, wo wir mit diesem in ungenügender Selbstsucht seinen eigenen Wert aufzehrenden Gesellen ganz hoffnungsfroh verkehrten, ihn aus seiner Neid-Umstachelung herauszulocken suchten, bis wir das unfruchtbare Geschäft aufgeben mußten, stimmt mich unselig. Denn wirklich sind hier edle Kräfte kläglich zerrüttet worden, weil es am Besten gefehlt." In seinem nächsten Brief (13. Dezember 78) teilt Keller erschütternde Einzelheiten mit, wie Leuthold „seine Unarten jetzt schwer büßen muß und in einem Zustande des halben Bewußtseins wie ein Schatten der Unterwelt ist". Freilich ist der in der Irrenanstalt Burghölzli hoffnungslos Dahinsiechende noch immer boshaft. Keller hält „aber dafür, daß das Elend mehr vom Mangel einer grundlegenden Erziehung herrührt, und wäre es

nur diejenige eines stillen armen Bürgerhauses gewesen. Daß Du keine Lenauischen oder Hölderlinschen Spuren gefunden, ist wohl begreiflich; denn sein Zustand ist lediglich die Folge physischer Aufzehrung, seine psychischen oder geistigen Bedürfnisse waren, wie die Gedichte zeigen, sehr einfacher und mäßiger Natur. Für die schweizerischen Verhältnisse aber hat seine Gedichtsammlung einen formalen Wert, da wir diesfalls an Roheit und Kritiklosigkeit leiden". Am 9. November 79 gibt dann Keller Bericht über Leutholds Hinscheiden: „Er sah in seinem Sarge ruhig und kolossal aus, wie ein gefallener Häuptling ... Der arme Kerl hat übrigens in der letzten Zeit etwa Laute von sich gegeben, woran zu erkennen war, daß er innerlich brütete und an Gefühlen eines Büßenden litt. Das hatte zum Elend noch gefehlt, daß ein erziehungs- und ratloses Kind noch die paar Bocksprünge bereuen soll, die es gemacht hat, nachdem es ausgesetzt worden ist."

Der ruhig-sachliche Bericht verhehlt nur schlecht die Ergriffenheit des Dichters, der überhaupt öfter die rauhe Schale betont, um den weichen Gefühlskern nicht merken zu lassen. Es ist ihm doch im Grunde recht schlecht gegangen, und auch sein Humor hat das Lächeln mit heimlichen Tränen erkauft. Er war ein liebebedürftiges Gemüt und hat sich bis in hohe Jahre nach Frauenliebe gesehnt. Wie schwer muß es ihm gewesen sein, immer die mürrische Schwester um sich zu haben, wo er bei andern das Wesen holder Weiblichkeit so wohltuend empfand. In keinem Briefe an Heyse fehlen die launigen Grüße an das „Frauenzimmer", das von Gattin, Töchtern und der prächtigen Schwiegermutter so anmutig belebt war.

Die Schwester war ihm nur allzu ähnlich; freilich wirkt bei einer Frau die Gefühls-Verschlossenheit verhängnisvoller. Aber daß Keller das nicht gemerkt hat, ist doch überraschend; sie hätten wohl beide mehr Freude aneinander haben können. Jetzt wirkt es erschütternd, wenn der liebebedürftige Dichter am 9. Mai 82 von dem Unfall berichtet, den er beim Einpacken der Bücher in der neuen Wohnung durch Absturz von der Leiter erlitten hat: „Item, diese plötzliche Demarkierung unmittelbarer Todesnähe, an der wir laborieren, war ein etwas kitzliches Novum für mich. Die Schwester, die mir auf die Füße half, sagte auch auf meine nicht ganz unbekümmerte Bemerkung, es werde wohl fertig sein mit meinen Angelegenheiten, so neuartig herzlich ihr: Nein, nein!, daß die kurze Rumpelei auch zu einem Unikum für mich wurde."

* * *

Am ergiebigsten sind die Briefe natürlich für die Art der Schreibenden selbst. Nicht so sehr durch ihre Urteile über das beiderseitige Schaffen, als weil ihre grundverschiedene Art alle Erscheinungen des Lebens und der Kunst verschieden widerspiegelt und beide dann trotzdem an einer späteren Wegstelle sich begegnen

Es will nicht wenig bedeuten, daß Keller seine dreißig letzten Lebensjahre hindurch mit einem Manne im Briefwechsel blieb, und schon diese Tatsache sollte manchen anregen, das heute übliche, hochfahrend abgünstige Urteil über Heyse nachzuprüfen. Wir fassen leicht eine abschätzige Meinung gegen die „Glückskinder" des Lebens und übersehen bei äußerem Gelingen gern die dahinter versteckten Schmerzen. Selbst ein Goethe wird da oft zu leicht genommen, zumal er sich, wie ein wundes Wild, scheu vor der Öffentlichkeit versteckte, solange er nicht ganz in Ordnung war, und das Disharmonische in der Stille abmachte. Gerade aus diesen Briefen erfahren wir, wie Schweres auch Heyse erlitten hat. Nicht nur als Mensch, wobei wir von den vielen körperlichen Plackereien durch rheumatische und nervöse Schmerzen absehen mögen. Er hat eine sehr liebe Frau und zwei über alles geliebte Söhne begraben. Aber auch der Künstler Heyse, bei dem wir so leicht an die „Ungehemmtheit" Mendelssohns erinnert werden, war ein Kämpfer. Gewiß, er war von früh ab „frei"; aber der scharfsichtige Keller erkannte das Bedenkliche und auch für den „Freien" selbst Schmerzliche sehr wohl, das im Fehlen jeder Ablenkung und Abwechslung durch eine „profane" Tätigkeit liegt; und auch Heyse kam es in seinen Schmerzensstunden zum Bewußtsein, wie wohl es ihm täte, nicht nur

in der Kunst Hilfe suchen zu müssen. Seine geradezu unheimliche Fruchtbarkeit war der Zwang einer auf höchste Tätigkeit eingestellten Natur, die ihm keine Ruhe ließ, so daß er ganz verzweifelt war, wenn die Ärzte für seine gepeinigten Nerven Ruhe erzwingen wollten. Keller, der selber den Freund oft zum Ausspannen mahnte, erkannte das sehr wohl. „Du hast“, schreibt er am 10. August 82, „deine Ärzte und Freunde schön bemogelt, da du offenbar die ganze Zeit, wo du ruhen solltest, produziert hast, Dramen, Novellen und weiß Gott was! Nun kannst du wieder nach dem Wolfe rufen (wie der Schäfer in der Fabel), es wird niemand Mitleid mit dir fühlen als ich, der ich die Größe der Arbeitsleidenschaft aus deren Gegensatz, der Majestät der Faulheit, kennen und zu ermessen weiß, wie die Höhe eines Berges aus dem Abgrunde.“

Sonst waren freilich die beiden denkbar schroffe Gegensätze: vollkommener Weltmann der eine, unzugänglicher Eigenbrödler der andere. Was das Leben dem Menschen mitgeben kann, hatte Heyse erhalten. Der Sproß einer seit mehreren Geschlechtern zu hoher Gelehrsamkeit gelangten Familie war von frühester Kindheit in seiner erstaunlichen Begabung mit allen erdenklichen Mitteln gefördert worden. Körperliche Schönheit öffnete ihm von vornherein alle Türen; war er erst drinnen, so entwaffneten seine Geistesgaben jeden Widerstand. Kaum ein zweiter deutscher Dichter ist so von Kind an mit „Bildung“ genährt worden. Das ist seine Stärke, aber auch sein Verhängnis. — Keller ist in allem das Gegenteil. Man weiß aus der Jugendgeschichte des „grünen Heinrich“, wie eng und steinig seine Jugend war, wie er überall aneckte und in merkwürdiger Widerspenstigkeit auch dort abirrte, wo ihm das Leben den geraden Weg anbot. Seine Geistesgaben waren gewissermaßen nach innen gekehrt, und es fehlte der liebevoll suchende Blick eines Erziehers, der sie durch alles Gestrüpp hindurch gefunden hätte. Sein Äußeres vermochte ihm auch weder früh noch später Freunde oder gar Liebe zu gewinnen. Selbst das wuchtige Haupt war bei aller Bedeutung nicht schön; die Gesamtgestalt vollends mit dem schweren Rumpf auf den dünnen Beinen hätte kaum den Frauen gefallen können, wenn ihr Träger im Umgang ein liebenswürdiger Lebenskünstler gewesen wäre. Wie umständlich und schwer hat der grüne Heinrich sich seine Geistesbildung erworben, er war angegraut, bevor er nur die richtige Straße fand, auf der er sein Leben zu Ende schreiten sollte. Dafür speiste ihn die Jugend aus den tiefen Quellen des Volkstums, und wenn ihm das Leben die weiten Horizonte verstellt hatte, so gab es ihm dafür die Fähigkeit, die Nähe doppelt scharf zu sehen. Und eine Fee hatte auch an seiner Wiege gestanden, die der Schärfe des Auges den Goldton des Schönheit-Sehens beigab.

Im Hause der Kunst, das ja unser Himmel auf Erden ist, sind viele Wohnungen und darum auch viele Zugänge. Wir sprechen viel von Idealismus und Realismus als Gegensätzen der Kunst, während sie doch nur verschiedene Ausgangspunkte sind, um zur Kunst zu gelangen. Die Kunst selber ist nur eine. Nach Schiller ist sie dort, wo die beiden Fähigkeiten verbunden sind, sich über das Wirkliche zu erheben und doch innerhalb des Sinnlichen stehen zu bleiben. Ob man vom Überirdischen herkommt und sich ins Sinnliche hineinfindet, oder ob der Weg im grob Irdischen anfängt und sich allmählich emporhebt, ist gleich.

„Du hast alles, was mir fehlt, lieber Teuerster“, schreibt Heyse am 28. Mai 78 an Keller. „Niemand betrachte ich mit wärmerem, froherem Neide, der eins ist mit dem herzlichen Gönnen, da alles Gute des andern auch uns zugute kommt.“ Und Keller erwidert acht Tage später: „Übrigens, was mich betrifft, bist du ein bißchen ein Schmeichelkater mit nicht undeutlichen Krallen. Wenn ich alles habe, was dir fehlt, so braucht dir bloß nichts zu fehlen, und ich habe säuberlich gar nichts.“ Er schnurrt selber behaglich wie ein gestreichelter Kater, der blinzelnde Schweizer. Alles hat ja keiner. Wir andern Genießenden aber haben die Freude davon, daß auch die Schaffenden mit „frohem Neide“ aufeinander sehen müssen.

Karl Storck



Glocken aus Seldwyla

(Zu Gottfried Kellers 100. Geburtstag)

Von Fritz Alfred Zimmer

Fern von unsern friedelosen Sorgentagen
Schimmert wie ein Glanz von köstlichem Behagen
Und wie eine Blüteninsel aus dem dunkeln Meer
Still der erdenfrohe Wunderort Seldwyla her.

Holdet halb im Sommergrün und Herbstgoldreife —
Sternfern halb in Wunsch und Traum, in Sehnsuchtschweife.
Und als ob das liebe Stücklein Welt verzaubert wär',
Klingen windgetragen wunderhelle Glocken her:

„Baut am Leben! Laßt die alte Heimat nicht versinken,
Die uns Kraft und Süße ist! Ein selig Augentrinken
Läßt beschaulich und bedacht durchs Seelenfensterlein
Jeden Widerschein der götterschönen Erde ein.

Baut am Leben! Aber Heiterkeit des Herzens friede...
Wie ein frischer Frohtrunk lachend in der Glücksgoldschmiede,
Und bei euerm Brotfeld fehle nie ein grünes Rund
Mit viel Heckenrosen, Amselsang und Blumenbunt!

Baut am Leben! Treue Männer sollen hüten,
Was die feinen, frischen Frauen sacht begüten:
Ahnentugend, Stolz und Sitte, Brauch und heilig Recht
Für ein tüchtiges und glückhaft-herrliches Geschlecht.

Baut am Leben! An dem Einssein mit dem All und Einen!
Baut am Menschen, dem zur stillen Nacht die Sterne scheinen,
Der das Leben liebt, der schafft und den die Sonne bräunt
Und dem doch der Tod auch ist ein wohlvertrauter Freund!"



Westmark

Roman aus dem gegenwärtigen Elsaß" steht als Untertitel und es hätte sogar heißen können: aus der gegenwärtigen Stunde. Und ist doch von Friedrich Lienhard! Mancher mag zunächst verblüfft sein und es scheel ansehen, Lienhard unter den „Ausbeutern der Tagesereignisse" zu finden. Aber gemach. Dieses Buch war eine Notwendigkeit für den, der es schrieb. Lienhard ist Elsässer. Dadurch, daß er einer der großdeutschesten Dichter und Denker wurde, ist er nicht weniger Elsässer geblieben. Von seiner ersten Gedichtsammlung an bis heute hat er sich zu dem Glauben bekannt, daß aus diesem „ausgeruhten Stamme" eine gesundende Kraft des Geistes und der Seele für das im Materialismus schnell gealterte große Deutschland erwachsen würde.

Auch dieses Buch ist sicher in diesem Gedanken begonnen worden. Eine Bemerkung hinter dem Titel belehrt uns, daß es im Herbst 1916 nach einem Aufenthalt im oberen Elsaß zunächst als dramatische Skizze entworfen wurde. Sicher hat Lienhard bei diesem Aufenthalt im Oberelsaß beobachtet, daß der Entscheidungskampf zwischen Deutsch und Französisch bevorstand. Er selber entstammt jenem evangelisch gebliebenen unterelsässischen Landesteile, in dem das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der deutschen Kultur auch in der Franzosenzeit nie ganz erstorben war. Im Oberelsaß hatte er nun die vor allem vom katholischen Klerus und den Notabeln getragenen Gegenkräfte schärfer am Werke gesehen und überdies auch noch genauer beobachtet, wie hemmend einzelne Eigenschaften einer leider allzu stark in den Vordergrund tretenden altdeutschen Schicht einer Herzensverbrüderung entgegenwirkten. Anderseits mußte es ihm, der die großen geistigen Triebkräfte unseres Lebens immer so scharf betont hatte, am Herzen liegen, dem erfolgreichen Theaterstücke René Schickeles „Hans im Schnakenloch“ ein Gegengewicht zu geben. Schickele hatte alles ins persönliche Gefühl gelegt; Grundsätzliches, Allgemeingültiges war daraus nicht zu gewinnen, ganz abgesehen davon, daß die tragenden Ideen kaum berührt waren. Vermutlich war es die Einsicht, daß eine eingehendere Begründung dieser Leitgedanken den Fluß des dramatischen Geschehens hemmen mußte, die Lienhard zur Umformung in einen Roman bestimmte.

Wir sehen an vielen Stellen, vor allem in der Gestalt des Lehrers Erwin, wie Lienhard daran dachte, die deutschen Grundkräfte des elsässischen Wesens im Dienste einer Durchseelung des deutschen Reichsgedankens aufzurufen. Da brachen die Ereignisse des Spätsommers 1918 herein, es kam zum furchtbaren äußeren und zum verhängnisvollen inneren Zusammenbruche, in dem uns das Elsaß so schmählich verloren ging. Um so schmählicher, als das deutsche Volk selbst in dieser Leidensstunde nichts von jenem leidenschaftlichen Widerspruch aufbrachte, den Frankreich Jahrzehnte hindurch — und sei es auch mit theatralischer Gebärde — der Welt vorzutragen verstand.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen Lienhard den „Roman“ immer mehr aufgab und sein Werk als Bekenntnisbuch zu Ende führte. Die Geschicke der handelnden Personen sind mehr als Notbau zu Ende geführt; an ihrer Stelle treten Erörterungen politischer Art in den Vordergrund. Das schädigt das Buch als Romandichtung, gibt ihm aber erhöhten Wert als Zeugnis für die seelische Verfassung, darüber hinaus doch auch für die Lebensgestaltung jener Altelsässer, die sich zu Deutschland bekannt hatten.

Ich wünsche dem Buch auch aus politischen Gründen viele Leser. Es läßt sich in grundsätzlichen politischen Schriften die Bedeutung der Kleinigkeiten des Alltags und des Einflusses untergeordneter Personen auf die Gesamtstimmung eines ganzen Landstriches nicht so überzeugend darlegen, wie in einem Roman, der Beispiele aus dem Leben überzeugend vor uns hinstellen kann. Man darf aber dann nicht auf deutscher Seite derartige Darlegungen damit abtun wollen, daß sie „unvermeidbare Einzelfälle“ seien. Es gibt einen deutschen Typus, er ist hier in einem Hauptmann d. R. vorgeführt, der überall im Ausland, vor allem aber im Elsaß (vermutlich auch in Polen) geradezu verheerend gewirkt hat. Es ist leider auch typisch deutsch, daß, während wir auf der einen Seite das Ausland nachäffen, wir anderseits uns dort, wo wir mit Andersgearteten zusammenleben müssen, nicht in Empfindungs- und Lebensweise derselben hineinfühlen. Es ist eine traurige Tatsache, daß wir uns in den Jahrzehnten, in denen das Elsaß uns gehörte, um die elsässische Seele wenig gemüht haben. Die Liebedienerei, die von der Regierungsseite aus einzelnen Mächtegruppen im Lande gegenüber allzu eifrig zur Schau getragen wurde, hatte damit nichts zu tun; sie hat deshalb auch nur schädlich gewirkt und uns Verachtung eingetragen. Hätten wir uns um die elsässische Seele gemüht, so wären schon längst Romane, wie der vorliegende Lienhards, in deutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Wie reich ist die französische Literatur der letzten Jahrzehnte an solchen Büchern.

Es ist keineswegs unfruchtbar und überflüssig, jetzt solche Betrachtungen anzustellen. Schande über jeden Deutschen, der den Kampf um das deutsche Elsaß aufgibt, weil es uns jetzt politisch verloren geht. Wir müssen von nun an das tun, was wir leider jahrzehntelang versäumt haben: wir müssen die deutsche elsässische Seele erobern. Ich glaube trotz allem, daß die Zukunft dafür günstiger sein wird, als man jetzt im ersten Augenblicke glauben mag. Manches Gute hat die deutsche Verwaltung dem Elsaß ja doch auch gebracht, das in der Zukunft wohl dankbarer empfunden werden wird, als bisher, wo durch eine unglückliche Verkettung alles, was von deutscher Seite kam, als unbequeme Verwaltungsmaßregel empfunden wurde. Und dann wird das viele elsässische Blut, das in diesem Kriege für Deutschlands Sache geflossen ist, auch seine Wirkung tun. Mit diesen bejahenden Kräften wollen wir weiter arbeiten und eher rechnen, als mit „Fehlern" auf französischer Seite, wie sie jetzt allzu selbstgefällig von unserer Presse verzeichnet werden. K. St.

Unsere Plakatkunst als Volkserziehungsmittel

Seit Jahren versucht man auf alle erdenkliche Art die bildende Kunst dem Volke näherzubringen, und zwar durch Vorträge, durch Führungen in Ausstellungen und Museen. Doch können wir uns nicht verhehlen: viel ist nicht erreicht worden, das Volk kann man nicht durch gelegentliche Führungen und Vorträge belehren. Besucht denn das Volk, und zwar die Masse unseres Volkes, auf die es uns ankommt, überhaupt Vorträge? — Nein, — und das kann es auch nicht, es hat nicht die Zeit dazu, auch nicht die Lust, sich in einem ab und zu stattfindenden Vortrage belehren zu lassen. Dabei haben wir Kunst, gute, deutsch empfundene Kunst bitter nötig.

Worin soll unser Idealismus seinen endgültigen Ausfluß finden? Wodurch sollen wir kommenden Geschlechtern ein Bild unserer Zeit geben? Wohl nie war unser Empfinden deutscher denn jetzt. Wie sollen wir nun unserem Volke, denen, die nicht Zeit haben, Vorträge und Ausstellungen zu besuchen, gute deutsche Kunst zuführen? Der Kern liegt eben da, daß das Volk nicht zur Kunst kommen kann, sondern *die Kunst muß zum Volke kommen, muß zu ihm sprechen täglich, stündlich*, um es ganz mit sich vertraut zu machen. Unsere Architekten und Bildhauer müssen dafür sorgen, unsere *Plakatzeichner* müssen den Weg bereiten. Auf der Straße muß dem Volke Kunst vor Augen geführt werden, Kunst gepredigt werden, damit das Volk die Kunst in seiner Mitte aufwachsen sieht, wie zu Zeiten eines Dürer und Holbein.

Die Mittel dazu bietet uns nun in *erster Linie* unsere Plakatkunst. Was ist sie anders, als unsere alte Kunst der Firmenschilder und Embleme? Zur Zeit Dürers hängte ein jeder Handwerker und Handelsmann sein Schild heraus (holländisch und vlämisch: Malerei, Bild = schilderey), darauf angebracht eine Malerei, die anzeigte, welcher Art seine Tätigkeit und Leistung war, oft mit köstlichem Humor vorgetragen. Künstler wie Holbein, Hogarth, Chardin, Watteau und andere befaßten sich mit dem Malen von Firmenschildern. Wie mutet uns das Reklameschild an, das Holbein für einen Lehrer anfertigte. Wer kennt nicht das Firmenschild von Watteau für einen Bilderhändler?

So waren die Schilder (Etiketten) auf den Weinflaschen, in Hüten, an den Kleiderstoffen kleine Meisterwerke. Die Geschäftskarte (Besuchskarte) eines Juweliers zeigt als Umrahmung der Mitte, die den Namen trägt, in feinster Radierung die Gegenstände, die er anfertigt: Gürtelschnallen, Broschen und anderes. In Frankreich war die Kunst der Firmenschilder und aller verwandten Embleme in größter Blüte und hat wohl nicht wenig dazu beigetragen, den allgemeinen Kunstsinn und Geschmack zu fördern.

Unter all diesen verschiedenen Schildern ist das Laden- oder Firmenschild wohl das bedeutendste, das was uns am meisten interessiert und das was am meisten ins Auge fällt. Aber die Zeiten haben sich geändert. Große Geschäfte, Warenhäuser sind an Stelle des einzelnen Handwerkers und dessen Werkstatt getreten. Das Leben mit all seinen modernen Beförderungsmitteln bringt es mit sich, daß die Menschen, die im Verkehr, im Handelsverkehr stehen, viel unterwegs sind. Da müssen die alten Aushängeschilder eine Wanderung antreten und die Vorzüge ihrer Besitzer an fremden Orten, auf Bahnhöfen, in Gasthäusern öffentlich in Erinnerung bringen und loben. Und da tritt das Plakat ein, da tritt es an die Stelle des Firmenschildes. Vom Auslande in seiner äußeren Form übernommen, ist es ja dem Volke noch etwas Fremdes. Dabei ist unser Handel und unsere Industrie von Jahr zu Jahr gewachsen und deutscher geworden. Maler und Bildhauer haben das Lob deutscher Arbeit gesungen, nur in den Geist des Plakats ist noch keine deutsche Empfindung eingezogen. — Unser Plakat ist modern, deutsch ist es noch nicht! Und darum steht unser Volk ihm noch fremd und nicht verstehend gegenüber, darum müssen wir des Plakats als bestes Kunsterziehungsmittel noch entraten.

Wie ist es mit dem Plakat der Jetztzeit? Es fällt in der Hauptsache auf, gewiß eine Notwendigkeit bei einem guten Reklamemittel. Aber ein deutsches Plakat soll durchgeistigt sein mit Hilfe von Farbe und Linie, nicht das Äußerliche allein soll sein Endzweck sein.

Ich besuchte kürzlich eine kleine Sommerfrische, idyllisch am See gelegen, mit allen Reizen eines stillen Landaufenthalts. Und das Plakat im Eisenbahnwagen: „Laut und prahlerisch, in schreiendsten Farben!“ Es konnte irgendwo und irgendwas gewesen sein, jedenfalls ging niemand daraufhin in den Ort, der ihn nicht sowieso kannte. Der Zweck des Plakats war also verfehlt, nur der Kunstgeschmack des Publikums irregeführt.

Wird man versuchen, den Nützlichkeitswert (durch bessere Charakterisierung) und den Kunstwert des Plakats zu steigern, so wird unser deutsches Plakat an erster Stelle stehen und helfen, unserem Volke seine Ideale zu erhalten. Es wird das Volk wie einst in früheren Jahrhunderten mit der Kunst verbinden und ihm zeigen, daß der deutsche Künstler zur Förderung und Erhaltung seines sittlichen Hochstandes nötig ist. — Wir haben Vereine, die die Plakatkunst pflegen; sie müssen die ersten sein, die uns eine deutsche Plakatkunst schaffen. Nicht hohle und leere Farbenflecke darf uns ein Plakat bieten, beseelt müssen sie aufs möglichste außer der praktischen die künstlerische, die ideale Seite des Gegenstandes hervorsuchen, zum Ausdruck bringen. — Herz und Sinn des Volkes sind jetzt offen, offener denn je, bereit, alles in sich aufzunehmen. Der Künstler nehme es wahr, es ist der Augenblick, zum Volke zu sprechen.

E. Rose



„Fortschreitende Entwicklung“

Zum Tonkünstlerfest in Berlin

Zum erstenmal seit Kriegsausbruch ist die Tonkünstlerversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“ wieder im Rahmen eines Tonkünstlerfestes abgehalten worden. In den letzten Jahren hatte man sich damit begnügen müssen, in einer engeren Mitgliederversammlung die inneren Verbandsangelegenheiten dieser ältesten und bedeutendsten Tonkünstlervereinigung Deutschlands weiterzuführen, ohne nach außen hin die Aufgaben des Vereins sichtbarlich zu erfüllen.

Ich glaube, daß diese aufgezwungene Ruhezeit dem A. D. M. genützt hat. Früher erschöpfte sich für die meisten seiner Mitglieder Bedeutung und Aufgabe des Vereins in der Veranstaltung eines sogenannten Tonkünstlerfestes. Man versammelte sich alle Jahre, gewöhnlich in der Woche nach Pfingsten, an irgend einem Orte Deutschlands — einigemal auch in der Schweiz und in Österreich — und erhielt an drei aufeinanderfolgenden Tagen in täglich

zwei Konzerten eine Unmasse neuer Musik vorgesetzt; dazwischen schoben sich allerhand Festlichkeiten, Gastmähler und Ausflüge. Es war meistens „sehr schön" und ich habe manche der Versammlungen in lieber Erinnerung. Man traf sich mit Menschen, von denen man immer wieder las, mit denen man geistig zu tun hatte auf einige Tage zu fröhlichem Zusammensein; eine reizvolle Spannung, ob unter den Uraufführungen sich das ersehnte bedeutende Werk finden, ob unter den jungen Komponisten die uns dringend nötige starke Persönlichkeit sein werde, brachte eine eigentümliche Stimmung zustande, die einem auch über die vielen, bei dem Massenangebot neuer Tonwerke unvermeidlichen Enttäuschungen leicht hinweghalf.

Für die Dirigenten hatte die Zusammenkunft den Vorzug, daß sie gleich die Auswahl ihrer Neuheiten treffen konnten; Solisten und Konzertdirektoren vereinbarten Konzerte, und der Musikwissenschaftler jeder Artung hatte bequeme Gelegenheit, sich mit den Neuerscheinungen und neuen Problemen seiner Kunst vertraut zu machen. Es ist also leicht begreiflich, daß im allgemeinen die Mitglieder mit dieser Art von Festen sehr zufrieden waren, wenn natürlich auch, da die Vereinsleitung von je hundert der eingereichten Werke kaum eines zur Aufführung bringen konnte, die Urheber der neunundneunzig übrigen grollend fragten: Warum gehöre ich dem Verein an, wenn er mich nicht zur Aufführung bringt? Aber die Musiker sind auch heute noch nicht nur ein leichtes, sondern auch ein begeisterungsfähiges Völkchen, und so fanden derartige Dissonanzen im praktischen Leben rascher und leichter die Auflösung, als in der zeitgenössischen Musik.

Seit etwa einem Jahrzehnt ist diese wohlige Behaglichkeit zerstört. Das hat zwei Gründe. Der eine ist die wachsende Bedeutung aller kunstpolitischen Fragen, in deren Behandlung eine langsam wachsende Gruppe von Mitgliedern eine Hauptaufgabe des Vereins erblickte, der andere Grund ergab sich aus der musikalischen Entwicklung selbst oder vielleicht genauer aus der merkwürdigen Einstellung maßgebender Kreise zur Entwicklung der Kunst.

Unter den Zwecken des am 7. August 1861 unter Führung von Franz Liszt gegründeten Allgemeinen Deutschen Musikvereins steht an erster Stelle „die Pflege und Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung". Das klingt einfach und klar und enthält doch alle Problematik des jeweiligen Kunstlebens. Was heißt „fortschreitende Entwicklung"? Was heißt überhaupt „Fortschritt" in der Kunst?

Im innersten Wortsinn verbindet sich mit Fortschritt die Vorstellung von vor-, vorwärtsschreiten, also einem Ziele näherkommen. Es sei auf Wustmanns Unterscheidung von „fort" und „weg" hingewiesen. Ein „Wegschreiten" von dem Punkte, wo ich jetzt stehe, braucht durchaus kein „Fortschreiten" zu sein. Von einem „Fortschritt" kann man nur sprechen, wenn ein Ziel vorhanden ist, bzw. ich glaube fortzuschreiten, wenn ich dem näherkomme, was ich mir als Ziel gesetzt habe. Für die Kunst an sich ist kaum ein solches Ziel aufzustellen. Wir haben es wohl im Gefühl, aber verstandesmäßig läßt es sich nicht klar umschreiben, schon deshalb nicht, weil verschiedene Zeiten und innerhalb derselben Zeit die verschiedenen Menschen für sich ein Verschiedenes von der Kunst erwarten. Aber darüber sind wir uns doch alle klar und beweisen es alle Tage durch unser Verhalten, daß die Menschheit dem Ziele einer aufs höchste vorgestellten Kunst nicht etwa in dauernder Arbeit näherkommt. Jeder erkennt an, daß schon vor Jahrtausenden einzelne Kunstwerke geschaffen worden sind, die in sich den Stempel der Vollendung tragen, die an sich also dem Ziele der Kunst so nahe gekommen sind, daß darüber hinaus von einem Fortschritt nicht die Rede sein kann. Diese vollkommenen Kunstwerke liegen Jahrhunderte auseinander, liegen bei ganz verschiedenen Völkern, und wenn wir uns ganz eindringlich und vorurteilslos diesem Größten und Herrlichsten des menschlichen Kunstschaffens hingeben, erscheinen uns diese Meisterwerke als ganz nahe verwandte Wesen, gleichsam als Geschwister. Wir vergessen vor ihnen Altersunterschiede, es umwittert uns der Hauch des Ewigen, das ist des stets Gegenwärtigen.

Also von Fortschritt schlechthin dürfen wir in Kunstdingen nicht sprechen, und es wäre

aufgelegter Unsinn, gar einen Verein zu gründen, der diesen Fortschritt in der Kunst grundsätzlich pflegen wollte. Man wird also den Satz aus der Satzung des A. D. M. nicht voraussetzungslos verstehen dürfen. Die Voraussetzung sind die Menschen, die ihn aussprechen. Jeder einzelne Künstler trägt in sich als Leitbild eine Kunstvorstellung, die sein Ziel ist. Für ihn gibt es also einen Fortschritt. Es liegt nahe, daß zur selben Zeit in vielen Künstlern ein ähnliches Kunstleitbild lebt, und daß auch bei den Kunstempfängern ein gleichartiges Kunstverlangen lebendig ist. So kann sich also auch für eine Zeit die Vorstellung ergeben, daß die „fortschreitende Entwicklung“ sich in einer klar zu erfassenden Linie bewegen müsse, und es ist dann nur natürlich, wenn die Gleichgesinnten sich zusammentun, um die im Wege stehenden Hindernisse leichter beseitigen und der eigenen Anschauung kräftigere Unterstützung verschaffen zu können.

Als Liszt den Allgemeinen Deutschen Musikverein ins Leben rief, lagen für die Musik die Verhältnisse in der eben geschilderten Art, und die Gründung des A. D. M. war gewissermaßen der Zusammenschluß derer, die sich zu den Idealen der sogenannten „neudeutschen“ Musik bekannten. Man hatte das Glück, nicht nur bestimmte Kunstgattungen — Musikdrama und sinfonische Dichtung — als Ziele aufstellen zu können, es waren überdies künstlerische Persönlichkeiten vorhanden, die man als Führer zum Ziele fühlte: Liszt und Richard Wagner. Diese beiden Männer haben sich oft zu der Anschauung bekannt, daß auch die Kunst nie stehen bleibe, sondern in einem ständigen Wandel begriffen sei. Sie waren freilich nicht kurzsichtig genug, in diesem „Wandel“ unbedingt einen „Fortschritt“ im höheren Sinne zu verstehen. Doch hätte Liszt gern in Wagners Wandererwort eingestimmt: „Dem ewig Jungen weicht in Wonne selbst ein Gott.“

Aber so ehrlich sie dieses Bekenntnis als Menschen ablegen mochten, der Künstler kann und darf gar nicht daran glauben, daß er Vergängliches schafft. Der alte Goethe hat es Eckermann gegenüber als Wesen des Genies bezeichnet, Werke hervorzubringen, die „von Dauer“ sind. Und wenn er ein andermal verkündet, daß, wer den Besten seiner Zeit genug getan habe, des Lebens für alle Zeiten sicher sei, so liegt der Nachdruck auf „den Besten“, und das Wort ist der Überzeugung entsprungen, daß das Gute ewig ist gleich aller Vollendung; denn sie ist Gott.

Der Künstler kann also höchstens glauben, daß auch auf anderen Wegen als den von ihm begangenen das immer gleich bleibende Ziel der Vollendung zu erreichen sei. Er mag auch zu der Überzeugung gelangen, daß verschiedene Zeitalter unter Vollendung verschiedenes verstehen. Er wird darin freilich die Grenzen der Menschheit erblicken, die nicht imstande ist, die Vollendung an sich zu erfassen. „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben“ und es unterscheidet uns von den Göttern, „daß viele Geschlechter sich dauernd reihen an ihres Daseins unendliche Kette“.

Entscheidend aber bleibt immer, daß das Ziel die „Vollendung“ ist. Sie aber ist ein Geistiges. Nur zu einem geistigen Wollen kann ich mich bekennen. Gerade dem Künstler muß es vollständig gleichgültig sein, wie dieses Geistige erreicht wird. Die Mittel der Kunst sind nebensächlich, gehen uns im Grunde gar nichts an. Nur das Werk selbst lebt. Es kann also niemals die Kunsttechnik das wirkliche Ziel sein. Es kann also auch niemals im Kunstformalen der „Fortschritt“ liegen. Die Kunstform ist nur eine Folge des Kunstgehalts, alle Technik ist nur ein Mittel, ihn zum Ausdruck zu bringen. Wir befinden uns also unbedingt auf einem Irrwege, sobald wir die Sichtpunkte für unseren Weg zur Vollendung nicht aus dem inneren Gehalt, sondern nach irgendwelchen Formäußerungen gewinnen. Hier erkennen wir die Schwäche unserer heutigen Kunsteinstellung, die sich auch in der Verwechslung der Begriffe „neu“ und „modern“ offenbart.

Jedes vollwertige Kunstwerk ist neu, wie jeder echte Mensch neu ist. Die Liebe ist seit Jahrtausenden dasselbe, aber jeder Liebende glaubt ein einziger zu sein. Er lebt seine Liebe als Wunder für sich und kann gar nicht glauben, daß dieses Wunder ein nicht mehr „interessierendes“ Allgemeingeschehen sei. Gelingt es dem Künstler, das Wunder seines Erlebens

wahrhaft mitzuteilen, so daß es dank seinem Kunstwerke von anderen nacherlebt (reproduziert) werden kann, so ist er damit „neu“. Die Lyrik, durch die der junge Goethe das deutsche Volk beglückte, war aus alten Elementen gespeist; Volkslied, Bibel, Homer, Ossian boten ihm die sprachlichen und formalen Elemente. Es findet sich nirgendwo bei ihm auch nur eine leise Andeutung, daß er geglaubt hätte, durch absichtliche „Neutönerei“ etwas Neues zu geben. Er war neu durch die ungeheure Wahrheit und Stärke seines Erlebens und die unerhörte Fähigkeit, dieses Erleben im Worte so mitzuteilen, daß er sich selbst davon befreite. Man nehme Fälle wie Raffael, Rembrandt, Mozart, aber auch Johann Sebastian Bach. Raffaels Werk hat Goethe als den Gipfel einer langsam aufsteigenden Pyramide bezeichnet. Es ist kein wesentlicher Formunterschied, nichts eigentlich greifbar Neues bei ihm im Vergleich zu den Vorgängern; dennoch ist er eben Raffael. Wenn man die Spezialisten der niederländischen Kunstgeschichte nimmt, so wird man durch so zahllose Vorkammern nach dem Raume geführt, in dem Rembrandt thront, daß man nicht mehr weiß, warum gerade dieser Raum, und nur dieser ein Heiligtum ist. Die Musikgelehrten schleppen alljährlich neues Material herbei, mit dem sie beweisen, daß diese und jene Eigentümlichkeiten, die man bislang Bach und Mozart als Erstbesitz zugeschrieben hatte, sich bereits bei so und so vielen Vorgängern finden. Es ist auch diesen beiden Meistern selbst niemals eingefallen, „anders“ sein zu wollen, als die Voraufgehenden. Waren sie darum etwa nicht neu? Doch, aber sie waren es durch die Gewalt und Größe ihres Empfindens, durch die Tiefe ihres Gefühls, nicht durch die Bekämpfung irgendwelcher Formen oder eine bewußte neue Harmonik. Was von solcher in ihre Werke hineinkam, war ihnen vielmehr abgezwungen durch die Notwendigkeit, ihr Fühlen wahrheitsgemäß auszusprechen; es stellte sich von selbst ein, zwang sich ihnen auf.

Erst die letzten Jahrzehnte, in denen am lautesten über formelhaftes Akademikertum geschimpft worden ist, haben einen, nur anders gerichteten, Formalismus geradezu zum System erhoben. Man vergegenwärtige sich die Geschichte der angewandten Kunst, z. B. des Möbelbaues, etwa seit der Darmstädter Ausstellung, die den Sieg des sogenannten Jugendstils brachte. Wir haben seither ein halbes Dutzend und mehr „Stile“ durchgemacht, die ausdrücklich alle als das Heil, als **die** Lösung verkündet wurden, um jeweils nach etlichen Jährchen von ihren ehemaligen Lobpreisern als „überwunden“ abgetan zu werden. Prüft man nachträglich diese programmatischen Abhandlungen, so erweisen sich die positiven Forderungen fast durchweg als Phrase. Durchgängig bestehen bleibt das Hauptkriterium, die neuen Leistungen seien „des modernen Geistes voll“. Sie seien anders, als das Vorangehende. Dieses **Anders-sein** ist entscheidend, nicht das Gut-sein. Die ganze neueste Kunstentwicklung stellt jeweils den neuen „ismus“ auf, bevor die Werke da sind. Dabei wird gleichzeitig die alte Schulästhetik mit dem durchaus richtigen Grundsatze bekämpft, daß die Ästhetik erst aus den bereits vorhandenen Kunstwerken gefolgert werden könne. Nun wird man dieser „modernen“ Kunstkritik durchweg zubilligen müssen, daß sie von einer gründlichen ästhetischen Bildung durchaus „frei“ ist. Aber die voll Unfehlbarkeitsdünkel und unduldsamer Anmaßung gegen alles andere gerichtete programmatische Schulmeisterei hat noch niemals so gewuchert, wie in diesem Kunstfeuilletonismus.

Zur Stunde ist der Expressionismus Trumpf. Täglich wird uns mit Fanfarengetön verkündet, daß Naturalismus und Impressionismus tot seien, endgültig tot. Man hat das Gefühl, diese lauten Schreier fühlten sich als Leichenredner besonders wohl. Als ob eine Kunst oder auch ein Kunstwollen überhaupt sterben könnte, wenn es jemals lebendig gewesen ist!

Expressionismus heißt Ausdruckskunst, genauer Ausdrucksdrang. Also liegt die Anregungsquelle dieser Kunst im Innern des Künstlers, der sich nun der Welt mitzuteilen strebt. Ich denke, das Wichtigste gerade für diese Kunst müßte demnach sein: erstens ein starker Inhalt beim Künstler, ein derartiges Erfülltsein seiner Persönlichkeit von geistigen und seelischen Kräften und Vorstellungen, daß wir die Mitteilung derselben an die Welt als Zwang, als Kunstnotwendigkeit glauben; zweitens die Fähigkeit, uns diesen Inhalt überzeugend mitzuteilen.

Wie er diese Mitteilung erreicht, sollte uns ganz gleichgültig sein. Aber soweit ich sehe, urteilt die zeitgenössische Kritik fast lediglich nach diesem Wie und bezeichnet Leute als Expressionisten, weil sie die der Natur entnommenen Mitteilungssymbole nicht so benutzen, wie sie uns in der Natur erscheinen. (Im Kritikjargon heißt es: „nicht naturalistisch“.) So ist auch hier das Kriterium eigentlich negativ. Es ist wie eine Urfeindschaft gegen alle Überlieferung, wo es doch gar nicht möglich ist, einen Menschen aus der Überlieferung herauszureißen.

Aber von allem andern abgesehen: wie erschreckend äußerlich ist dieses Kunstverhältnis. Daß eine Zeit, daß Leute, die so ganz von außen an die Dinge herangehen, sich als Expressionisten aufspielen, wirkt wie ein Hohn. Die leerste akademische Kunst der Vergangenheit hat ihre Bewertung nicht in solchem Maße von der äußeren Erscheinung des Kunstwerkes abhängig gemacht, wie dieser sogenannte Expressionismus.

Nicht so deutlich wie in der bildenden Kunst, sind diese Erscheinungen in der Musik. Aber die Verhältnisse liegen doch ganz parallel. Wenn wir von einer gewissen Erotik perverser Artung absehen, die übrigens durch des „Impressionisten“ Richard Strauß „Salome“ und „Elektra“ trotz Schrekers „Gezeichneten“ den stärksten Ausdruck gefunden hat, so wird es schwer halten, für diese neueste musikalische Moderne einen eigenen charakteristischen Gehalt aufzustellen. Denn der Hang zur Exotik, der sich in der Wahl zahlreicher orientalischer Texte für die Liedkomposition ausspricht, ist nur eine Ausflucht. Man könnte sie in Zusammenhang bringen mit der rein formalen Exotik der Tonalität und Harmonik. Man ersieht es aus Busonis futuristischer „Ästhetik“, daß kein innerer Grund beizubringen ist, aus dem diese „modernste“ Musik zu einer Vermehrung der tonlichen Mittel greift. Ja, das sogenannte „monumentale“ Verlangen, das sozial-gesellschaftliche, als dessen Krönung z. B. Paul Bekker Gustav Mahler feiert, müßte logischerweise zu einer Vereinfachung der Ausdrucksmittel führen, jedenfalls müßte es aller Exotik aus dem Wege gehen, weil diese ja der „Gesellschaft“, die in ihren größten Zusammenhängen erfaßt werden soll, wesensfremd ist.

Aber wir haben hier eine rein formale Entwicklung, die mit der geistig-seelischen gar nichts gemein hat und durchaus von verstandesmäßigen Erwägungen bestimmt ist. Deshalb ist diese Moderne ebenso leicht zu übernehmen, wie alles Schulsackwissen, und ein kaum den Knabenschuhen Entwachsener, wie Korngold, instrumentiert genau so, wie der differenzierteste Erotiker. Alle Kriterien dieser sogenannten musikalischen Moderne sind äußerlicher Natur.

Und nun sollen wir wirklich den Wertmaßstab für das musikalische Schaffen aus der Anwendung dieser Äußerlichkeiten gewinnen? Es soll, um auf den Ausgangspunkt dieser Darstellungen zurückzukommen, die Aufgabe einer Organisation wie des A. D. M. sein, schon um dieser äußeren Eigenschaften willen die Kompositionen aufzuführen? Fühlt man denn nicht, von allem andern abgesehen, zu welcher Kunstheuchelei das alles führt? Ich will mich eines persönlichen Urteils hier enthalten, aber in derselben Stunde, zu der im A. D. M. die Wahl Heinz Thiessens in den Musikausschuß mit dem Hinweis auf diese „Moderne“ begründet wurde, bezeichnete eine Kritik der „B. Z. am Mittag“ ihn als „Auch-Modernen“, der seine im Grunde altmodischen Schöpfungen mit solchen modernen Mitteln aufputze. Es sollte mich wundern, bei welchem Komponisten ein Übelwollender nicht denselben Vorwurf der verstandesmäßigen Absichtlichkeit erheben und mit ebenso guten Gründen — d. h. der Kritiker der „B. Z. am Mittag“ gibt natürlich für Thiessen keine an — belegen könnte.

Ich halte diese ganze Einstellung zur Kunst, zur Musik vorab, für äußerlich und darum für unfruchtbar. Und wenn manche Anzeichen nicht trügen, stehen wir hier vor einer Scheidung der Geister. Deutsch — das läßt sich aus unserer ganzen Kunstgeschichte unschwer beweisen — ist dieses Herangehen an die Kunst von außen her, ist diese Urfeindschaft gegen die Überlieferung, ist dieses Gieren nach verstandesmäßig Interessantem nicht.

Karl Storck



Türmers Tagebuch

Die Marne-Schuld · Der verlorene Frieden · Weil unser Heer weg war! · Weil kein Mann da war!

Noch wird mancher Schleier fallen müssen, bis sich uns die ganze Wahrheit enthüllt, aber wer Augen und ehrlichen Willen hat zu sehen, der kann sich heute nicht mehr hinter die feige, dazu lästerliche Selbsttäuschung verkriechen, daß ein finsteres ungerechtes Schicksal, das sich des „Militarismus“, „Annexionismus“ und der anderen dröhnenden aber hohlen — Schlagworte zu ihren höllischen Zwecken bediente, das deutsche Volk ins Verderben gestürzt habe. Nicht einmal den Trost dürfen wir uns spenden, daß wir der „Übermacht“ zum Opfer gefallen seien, denn wenn die ausschlaggebenden Stellen in den Ämtern, Volksvertretungen und öffentlichen Meinungsanstalten ihre nur selbstverständliche Schuldigkeit getan hätten, dann wäre eben jene „Übermacht“ nicht zustande gekommen. Immer neue, zwingende Beweise drängen sich für die Erkenntnis auf, und diese Erkenntnis ist furchtbar, aber eine furchtbare Notwendigkeit.

Der Krieg hätte schon 1914 glücklicher beendet werden können. Wir standen dicht vor Paris, Frankreich hätte sich mit einem nur annehmbaren Frieden abgefunden. Da kam der Marne-Rückschlag. Was hat ihn verschuldet? Eine demnächst im Staatspolitischen Verlage (Berlin W. 66) erscheinende biographische Studie von Dr. Spickernagel über den General Ludendorff enthält ein Kapitel, aus der sich die Ursachen erkennen lassen:

„An der Erhöhung der Schlagfertigkeit unserer Wehrmacht hat Ludendorffs Tätigkeit im Generalstab hervorragenden Anteil. Was in den letzten Jahren an Fortschritten und Neuerungen auf diesem Gebiete im deutschen Heere eingeführt worden ist, geht zu einem großen Teil auf seine Anregungen und Vorschläge zurück. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Würdigung seiner Tätigkeit wie für die Kritik der deutschen Kriegführung überhaupt erscheint uns heute seine Mitwirkung an der letzten großen Heeresvorlage vom Jahre 1913. Angesichts unserer strategisch überaus gefährdeten Lage erreichten die Aufwendungen für unsere Kriegsrüstung vor dem Kriege längst nicht mehr das zu Verteidigungszwecken gebotene Maß, wie der Verlauf des Weltkrieges hinlänglich erwiesen hat. ‚Wie sehr wir uns bereits von einer wirklichen Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht entfernt hatten, beweist der Umstand, daß bei Eintritt der Mobilmachung sich über 1½ Millionen Kriegsfreiwilliger meldeten. Selbst, wenn man berücksichtigt, daß sich unter diesen zahlreiche jüngere Leute befanden, die im Frieden der Dienstpflicht erst später genügt haben würden, eine überaus stattliche Zahl. Erst im Kriege sind wir zur Anspannung unserer ganzen Volkskraft für den Heeresdienst geschritten.‘ (Freytag-Loringhoven, Politik und Krieg-

führung. S. 212.) Die Krisen der letzten Jahre, von 1911 an, veranlaßten immerhin eine Beschleunigung unserer Rüstung, und der Sinn der letzten großen Wehrvorlage von 1913 lag darin, die längst nur noch auf dem Papier stehende allgemeine Wehrpflicht wieder in die Tat umzusetzen und die waffenfähige Jugend vollständiger als zuvor zum Heeresdienst heranzuziehen. Diese ursprüngliche Absicht ist leider nicht vollständig erreicht worden.

Die Heeresvorlage von 1913 war im Generalstab von dem damaligen Oberst Ludendorff in seiner Eigenschaft als Chef der Aufmarschabteilung bearbeitet worden und sah ursprünglich drei Armeekorps mehr vor. Der damalige Kriegsminister von Einem aber strich aus eingebildeter Furcht vor den linken Parteien des Reichstages diese im ersten Entwurf vorgesehene Mehrforderung ab. Als Bassermann im Namen der nationalliberalen Partei im Reichstage bei der Regierung anfragte, ob die geplante Vermehrung angesichts der drohenden Weltlage auch ausreichend sei, wurde diese Frage vom Kriegsminister bejaht. Die Partei, die unter Führung Bassermanns unablässlich für die Intakthaltung unserer Landesverteidigung treue Wacht hielt, hätte andernfalls auf der notwendigen Erhöhung bestanden. Ludendorffs Anregung ist dann wenigstens noch die Aufstellung einer Reihe ‚Ersatz-Divisionen‘ zu verdanken, die im Mobilmachungsfalle aus Ersatzbataillonen zusammengesetzt werden sollten. Ihre Aufstellung war immerhin geeignet, die Schlagfertigkeit des Heeres zu erhöhen, doch stellten die improvisierten Formationen natürlich nur eine Aushilfe dar und boten nach Ludendorffs Ansicht in keiner Weise einen vollwertigen Ersatz für die ausfallenden drei Armeekorps. In klarer und vorausschauender Erkenntnis der Deutschland in dem zu erwartenden Zweifrontenkriege bevorstehenden militärischen Aufgaben, war er von der Notwendigkeit seiner ursprünglichen Forderungen fest durchdrungen und erhob gegen die vom Kriegsminister ohne zwingende Not vorgenommenen Abstreichungen entschiedenen Einspruch. Seinen für richtig anerkannten Standpunkt hat er mit der ihm eigenen mannhaften, jedem Strebetum abholden Art an maßgebender Stelle vertreten und zum Ausdruck gebracht, daß er die Verantwortung für die Vorlage ablehne. Die Folge war, daß er vom Militärkabinett als lästiger Mahner in die Wüste geschickt wurde.

Er kam als Kommandeur des 39. Füsilier-Regiments nach Düsseldorf. Der Gang der Ereignisse hat Ludendorff leider nur allzusehr recht gegeben. Die schwere Versäumnis bei der letzten Heeresvorlage hat sich schwer gerächt. In der unglücklichen Schlacht an der Marne haben jene drei Korps gefehlt. Nach menschlichem Ermessen wäre die Schlacht gewonnen und damit ein glücklicherer Ausgang des Krieges für uns entschieden, wenn die fehlenden Korps zur Stelle gewesen wären. Aber nicht nur die Ludendorffschen drei Korps fehlten, er selbst war in der entscheidenden kritischen Stunde ausgeschaltet. Die fehlenden Korps hätten nach Ansicht berufener Sachverständiger (Oberst Bauer: „Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?“. S. 16 ff.) durch die Maßnahme ersetzt werden können, daß man den linken Heeresflügel straff defensiv hielt und die dadurch entbehrlichen Truppen auf den rechten Flügel schob. ‚Statt dessen

verblutete sich die 6. Armee in fruchtlosen Kämpfen, nicht offensiv und nicht defensiv, an der Mosel südlich Toul, während der Franzose seine Kräfte von dort weg auf Paris vorschob. Dazu kam, daß auch noch zwei deutsche Korps nach dem Fall Namurs nach dem Osten abtransportiert wurden. Sie fehlten im Westen erheblich, im Osten wären sie wohl entbehrlich gewesen, nachdem Hindenburgs und Ludendorffs Sieg bei Tannenberg die russische Gefahr gebannt hatte.' Mit Recht nennt daher Oberst Bauer die Schlacht an der Marne ,die schwerste Tragödie dieses Krieges, denn der Sieg war nahe. Als er entschwunden war, ja, als der unselige und wahrscheinlich unnötige Rückzug begann, stand Deutschland vor einer noch schwierigeren Aufgabe als zu Anfang.' ... Ludendorff aber war damals in dem entscheidenden Zeitpunkte ohne Einfluß auf die großen Operationen. Und doch wäre der überzeugte und ebenbürtige Schüler Schlieffens allein imstande gewesen, den Kriegsplan des Meisters zum glücklichen Ende zu führen."

* * *

Was man auch immer gegen die knechtische, hemmungslose Unterwerfung unter die Willkür der feindlichen Waffenstillstandsangebote geltend machen mochte, — immer tönte es, wie aus einem Grammophon, zurück: die Heeresleitung, Ludendorff habe doch selbst auf der Abgabe eines solchen Angebots und zwar „binnen 24 Stunden" bestanden, dadurch und durch Ankündigung eines unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruches der Westfront eine Panikstimmung und so — den tatsächlichen Zusammenbruch herbeigeführt. Diesem „vernichtenden Argument" gegenüber versagte jeder Einwand, jeder Hinweis auf die die grobe, augenfällige Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit, daß die Heeresleitung eine solche Forderung gestellt habe, wie sie ihr unterstellt und geflissentlich verbreitet wurde, über deren unausbleibliche Folgen Männer vom geistigen Range eines Ludendorff oder Hindenburg sich doch nicht täuschen konnten. Jetzt sind auch dieser landläufigen — Legende die Beine zerbrochen worden, Oberst Bauer, der vertraute Mitarbeiter Ludendorffs, hat sie in seiner zweiten, im Scherlschen Verlage herausgegebenen Schrift: „Vom Irrwahn des Verständigungsfriedens" aktenmäßig widerlegt:

„Bereits am 13. August, das heißt, sobald er auf Grund der eingegangenen Berichte über den ruhmlosen 8. August ein klares Bild hatte, bat Ludendorff den Kanzler und Herrn v. Hintze zu einer Sitzung und gab ihnen ein klares Bild über die militärische Lage. Am 14. August fand eine neue Besprechung unter dem Vorsitz des Kaisers statt. Die O. H. L. betonte die Notwendigkeit eines baldigen Friedensschlusses, da wir zurzeit noch stark seien, aber mit einer zunehmenden Verschlechterung der militärischen Lage rechnen müßten. Herr v. Hintze sagte erneut zu, Friedensschritte einzuleiten.

Den ganzen September über wartete die O. H. L. voll Spannung, welche Früchte nun die von ihr vorausgesetzte Tätigkeit des Auswärtigen Amtes tragen würde. Als wiederum vier Wochen ergebnislos ins Land gingen, entschloß sich General Ludendorff am 28. September 1918, in voller Übereinstimmung mit sämtlichen zuständigen Abteilungschefs der Op. Abt., dem Feldmarschall vorzutragen, daß der Zeitpunkt gekommen sei, an die Reichsregierung die Forderung zu stellen, in sofortige Friedensverhandlungen einzutreten und zu diesem

Zwecke der Entente einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Der Feldmarschall stimmte zu.

Am 29. September trafen Admiral v. Hintze und Graf Rödern (Reichsschatzamt), nach Spaa berufen, im Großen Hauptquartier ein.

Aus Äußerungen des Generals Ludendorff bei der mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts gepflogenen Verhandlung wurde bekannt, daß Hintze ein sehr trübes Bild von der innerpolitischen Lage entwarf, die Revolution als vor der Tür stehend bezeichnete und eine sofortige Neubildung der Regierung vorschlug.

Nachdem dies festgestellt war, wurde die militärische Lage und die Forderung des Friedensschrittes erörtert.

Danach erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, ein Friedensangebot könne nur durch die neue Regierung, die vom Vertrauen des ganzen Volkes getragen sein müsse, erfolgen. Die alte Regierung sei vor dem In- und Auslande kompromittiert; sie gelte als verlogen und unwahr. Herr v. Hintze meinte, eine neue Regierung könne bis zum 1. Oktober gebildet werden.

Seine Majestät der Kaiser beauftragte den Grafen Rödern, in Berlin die erforderlichen Schritte zur Bildung einer neuen Regierung zu tun.

Die Oberste Heeresleitung ersuchte um Beschleunigung der Regierungsbildung. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts sagte dies zu; er erwartete keine besonderen Schwierigkeiten. Der am Nachmittag des 29. September in Spaa eingetroffene Reichskanzler trat nicht mehr in Aktion.

Am 29. September abends erhielt ein Vertreter der O. H. L. den Auftrag, die beiden Staatssekretäre nach Berlin zu begleiten, um, wenn von ihnen gewünscht, den führenden Mitgliedern des Reichstages Auskunft über die militärische Lage zu geben. Auf der Reise hatte er mit beiden Herren längere Unterredungen und machte sie mit dem beabsichtigten Inhalt seiner Ausführungen bekannt.

Am 30. September, nach erfolgter Ankunft in Berlin, war er kurz im Reichstage, wurde aber nicht verlangt.

Am 1. Oktober rief General Ludendorff, der aus Berlin Nachrichten über den schleppenden Gang der Kabinettsbildung erhalten hatte, seinen Vertreter an und befahl, in seinem Auftrage auf den die Geschäfte führenden Vizekanzler von Payer einen Druck dahin auszuüben, daß das Friedensangebot schleunigst erfolge. Er sagte dazu: ‚Nachdem die O. H. L. einmal diesen schweren Entschluß gefaßt hat, muß sie darauf bestehen, daß keine Zeit verloren wird.‘ Auf die Einwendung des Vertreters, daß die Bildung der Regierung gewisse Zeit erfordere, sagte er: ‚Dann müssen wir darauf drücken, daß die Herren in Berlin sich beeilen und sich einigen.‘

Der Vertreter richtete dem Vizekanzler v. Payer seinen Auftrag aus, der versicherte, alles tun zu wollen, was in seinen Kräften stehe. Er machte nochmals auf die Schwierigkeiten aufmerksam, vor allem aber darauf, daß noch niemand da sei, um das Friedensangebot zu unterschreiben. Seine eigene Unterschrift halte er für unzweckmäßig. Der kommende Reichskanzler sei noch nicht ernannt. Es sei auch nicht sicher, ob es ihm gelingen werde, ein Kabinett zu bilden. Der Ver-

treter möchte bei der O. H. L. feststellen, ob die Herausgabe des Friedensangebotes nicht noch hinausgezögert werden könne.

Auf Anfrage bei General Ludendorff wurde darauf das folgende Telegramm aus Spaa diktiert:

> Großes Hauptquartier, 1. Oktober 1918, 1,30 Uhr nachmittags. An Major Frhr. v. d. Bussche
> für den Vizekanzler v. Payer.
>
> Wenn bis heute abend 7—8 Uhr Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regierung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen vormittag einverstanden.
>
> Sollte dagegen die Bildung der Regierung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die fremden Regierungen heute nacht für geboten. gez. v. Hindenburg.
>
> Notiz übergeben 1. Oktober 2 Uhr nachmittags an Exzellenz v. Payer.
> gez. Frhr. v. d. Bussche.

Nur dieses Telegramm könnte als Grund für die Behauptung angesehen werden, die O. H. L. habe die Herausgabe des Friedensangebotes innerhalb 24 Stunden gefordert. Kein Wort dieses Telegramms ließ, wie gleich daraufhin geflissentlich in Berlin kolportiert wurde, die Behauptung zu, daß ein Zusammenbruch der Westfront innerhalb der nächsten Tage bevorstände. Sondern es verfolgte lediglich den Zweck, auf die Minister und Parteimänner zu drücken, endlich ihre eigenen und die Parteiwünsche zurückzustellen und dem großen Interesse des Heeres und des Vaterlandes unterzuordnen."

Es wird dann im weiteren festgestellt, daß die Panikstimmung, die in Berlin entstand, auf Äußerungen des Grafen Rödern zurückging, dessen ganze Rolle in den damaligen Ereignissen eine recht seltsame Beleuchtung erfährt! Der militärische Vortrag, den der Vertreter Ludendorffs den Parteiführern am 2. Oktober hielt, ist im Wortlaut in dem Bauerschen Buche wiedergegeben. Er hält sich völlig fern von der Krisen- und Panikstimmung und atmet die Zuversicht auf weiteres Durchhalten der Front. Es findet sich darin wörtlich folgende Stelle:

> „Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag weiter bringt den Gegner seinem Ziele näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen."

An Hand all dieser Tatsachen — das Friedensangebot ging schließlich nicht in der von Ludendorff gestellten Frist, sondern erst am 5. Oktober heraus — kann jedermann sich die Frage beantworten, was es mit der Behauptung von der Forderung eines Friedensschrittes binnen 24 Stunden auf sich hat. Volle sechs Wochen hat die O. H. L. gewartet, ehe sie sich entschloß, auf die Herren in Berlin zu drücken. Und auch dann hat sie sorgsam alles vermieden, was berechtigte Unruhe und Panik hätte verursachen können. Die Panik wurde von anderer Seite erzeugt, und zwar, wie einwandfrei feststeht, zu innerpolitischen Zwecken, zur Durchsetzung der preußischen Wahlreform.

„Unsere Siegeschancen“, faßt Oberst Bauer zusammen, „waren noch Mitte 1918 durchaus gut, doch machten sich schon damals der Mangel an Ersatz, das Drückebergertum, das Sinken der moralischen Werte im Heer als Folgen der Vergiftung von der Heimat aus bemerkbar. Die Oberste Heeresleitung hat alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel angewandt, um hier Wandel zu schaffen. Erst als diese Hoffnung mehr und mehr schwand, drängte sie darauf, zum Handeln zu kommen. Sie drängte, weil sie das ewige Zaudern der Regierung kannte und weil naturgemäß, solange das Heer noch hielt, auf günstigere Friedens- und Waffenstillstandsbedingungen zu rechnen war. Der Krieg war an sich noch mindestens monatelang mit den vorhandenen Kräften zu führen. Daß er bei rechtzeitigem Eintreffen genügenden Ersatzes und bei Einsetzen einer entschlossenen Stimmung selbst noch im August 1918 eine andere Wendung hätte nehmen können, darf aber nicht vergessen werden.“

* * *

Solange es aber noch ein Volksheer gab, hätte sich immerhin noch vieles für das Volk retten lassen, und jedenfalls wäre ihm ein solcher Zustand, wie es ihn jetzt in nackten Schanden der Welt zur Schau trägt, erspart geblieben. Aber das Volksheer war ja „Militarismus“, den die Feinde abzuschaffen befohlen hatten. Das besorgte die „deutsche“ Revolution gehorsamst und gründlichst, das Volksheer wurde nicht nur abgeschafft, sondern in Stücken, kurz und klein geschlagen, daß es nur ja nicht wieder aufleben oder hergestellt werden möchte. Dazu schreibt Bauer:

„Die wirksamste Handhabung für Wilson, einen ‚Verständigungsfrieden‘ auf Verhandlungen über die 14 Punkte aufzubauen, war das deutsche Heer. Mit dem Moment, wo es zerschlagen war, wurde Wilson mehr und mehr in die Ecke gedrückt und Clemenceaus Annexions- und Vernichtungspolitik siegte. Marschall Foch hatte noch bei Übergabe der harten Waffenstillstandsbedingungen (deren restlose Annahme er wohl selbst nicht zu erhoffen gewagt hatte) erklärt: ‚Es steht nichts zwischen den Zeilen.‘ Nur was noch alles nachträglich erpreßt ist, schreit gen Himmel, und alles nur, weil unser Heer eben weg war.

Seien wir uns ganz klar darüber: hätten wir heute nur eine Million guter, zuverlässiger und ausgerüsteter Truppen: es wäre nicht nur im Innern Ruhe und Ordnung, wir könnten auch über den Frieden verhandeln und würden einen billigen Frieden haben. Denn daß England und Frankreich mit starken Kräften den Krieg wieder aufnehmen könnten, ist unsinnig. Und Amerika würde sich hüten, für die überspannten Forderungen der anderen einzutreten und damit sich selbst Lügen zu strafen.

Jetzt stehen wir schmachbedeckt vor dem Diktatfrieden, nach wunderbaren Siegen und nach Verlust von Millionen tapferer Männer, die ihr Blut für Deutschlands zukünftige Größe freudig dahingaben. Welch fürchterliche Ironie!

So ist der zweite Akt der Tragödie des deutschen Zusammenbruches fast noch schmerzlicher als der erste. Die Schuld des zweiten Aktes aber liegt ausschließlich auf einigen Männern, deren Namen jedes Kind kennt. Ob sie wagen, auch diese Schuld dem ancien régime in die Schuhe zu schieben?

Die in Zerstörungswut blind gewesenen Zertrümmerer unseres Heeres wird alle die Geschichte dereinst vor ihr Forum fordern, und dies Forum wird anders, ganz anders besetzt sein als die kümmerlichen, als ‚Staatsgerichtshöfe' etikettierten Parteimaschinerien, die die mit schwerster Verantwortung Belasteten in Hast zusammenzimmern möchten, um vor Volk und Geschichte die Spur eigener Verantwortlichkeit zu vernichten. ...

Sechs Monate sind seit Ausbruch der Revolution verflossen. Seit sechs Monaten wird in Paris über Wohl und Wehe, Schicksal und Knechtung des deutschen Volkes gesprochen, debattiert, beschlossen. Kein Deutscher ist zugegen. Ein Volk von siebzig Millionen, vor einem Jahre, vor einem halben Jahre noch in seiner Energie und Tapferkeit der Schrecken seiner Feinde, hat in seiner Regierung keinen Mann, der diese Forderung erhob. Beizeiten so erhob, daß sie unüberhörbar war. Jetzt, nach ungestört vollendetem Text, werden wir höflichst zum ‚Unterschreiben' gebeten; eine Bitte, die durch Nahrungsmittel und Rohstoffe, die man bekommt oder nicht bekommt, durch Besetzung ebenso lebenswichtiger Gebiete, die man vornimmt, oder nicht vornimmt, ungemein wirksam unterstützt wird...

‚Der Konstitutionalismus ist nur eine Form der politischen Knechtung; der Militarismus ist sein Instrument; Freiheit ist nur in der Demokratie. Schafft den Konstitutionalismus ab. Zertrümmert den Militarismus, und der Friede der Verständigung, des Rechts und der Gerechtigkeit ist euer.'

Unermüdlich sangen Wilson und Lord Northcliffe diese Weisen; unermüdlich schrieben tausend Federn, spitze und stumpfe, sprachen tausend Mäuler, große und kleine, sie nach. Wir haben alle unsere historischen Regierungsformen bis auf den Grund zerstört, unser Volksheer bis auf seine kleinsten Verbände zerschlagen und die allein selig machende Demokratie eingeführt. Wo ist nun, ihr Propheten, die ‚Verständigung'? Wo ist ihr Friede des ‚Rechts'? Und wie sieht, ihr Seelenzermorscher, die ‚Gerechtigkeit' aus, die uns aus Versailles winkt? ..

Wir sind am Ende. Wie wüster Spuk zerrann der Phrasennebel der Verständigungsapostel, die aus einer Liquidation in Ehren erst den Bankerott und aus dem Bankerott das Chaos schufen. Nie ist ein Volk, das zum Siege so vorausbestimmt war, wie das deutsche, so ruchlos erst seelisch, dann materiell entwaffnet worden. Riesenhaft, wie die Katastrophe, ist die Schuld, die jetzt in Versailles ihre Kodifikation erhält."

* * *

Nach einer hier nicht nachzuprüfenden Schilderung der Vorgänge am 9. November von Major v. Lettow vom Generalstabe des Gouvernements Groß-Berlin war an diesem Tage die Revolution in Berlin nicht mehr zu verhindern: „Selbst wenn am 9. November alle Truppen treu geblieben und es gelungen wäre, den Sieg der Revolution an diesem Tage zu verhindern, so war auf die Dauer die Lage nicht mehr zu retten. Berlin war fast bereits von allen Seiten eingeschlossen. Die Gebiete im Norden, Westen, Süden und teilweise auch schon der Nordosten und Südosten befanden sich in den Händen der Aufständischen. Die Verpflegungszufuhr konnte somit jeden Augenblick gesperrt werden, auch auf Ersatz vom Feld-

heer konnte nicht gerechnet werden, da sich die Rheinbrücken bereits in den Händen der Aufständischen befanden. Von den, vom Oberkommando beim Kriegsministerium schon mehrere Wochen vorher beantragten Truppenverstärkungen waren nur ein Pferdelazarett und zwei Pionierkompagnien in Zossen eingetroffen. Der Rest derselben wurde von Aufständischen im Reich an der Weiterfahrt verhindert."

Aber Major v. Lettow fährt fort: „Wenn auch am 9. November die Revolution nicht mehr zu verhindern war, so hätte es doch vorher geschehen können, wenn wir einen Mann an der Spitze der Regierung gehabt hätten, der die Verantwortung nicht scheute, und mit rücksichtsloser Energie die Bestrebungen von Parteien und Personen, die geeignet waren, die Einigkeit im Innern zu stören, niederhielt, andererseits aber auch die Gewähr bot, daß er mit derselben Energie nach Friedensschluß diejenigen Reformen und Freiheiten durchsetzen würde, die von der Mehrheit des Volkes verlangt wurden. Ob dies noch möglich gewesen wäre, wenn er Ende September zur Regierung gekommen wäre, wird wohl stets eine offene Frage bleiben. Ich möchte sie bejahen. Zu Anfang 1918 wäre es sicher noch Zeit gewesen, denn das Verhalten der Truppen beim großen Streik Ende Januar bis Anfang Februar hat gezeigt, daß sie damals noch zuverlässig waren.

Zum Schlusse möchte ich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß das Oberkommando in den Marken fast seit Anfang des Krieges dauernd bestrebt gewesen war, sich den zahlreichen Maßnahmen der Regierung und der Reichs- und Staatsbehörden, die zur Auflösung im Innern und damit zum Verlust des Krieges führen mußten, entgegenzustellen, leider war dieses Bestreben nur in den seltensten Fällen von Erfolg begleitet. So war z. B. monatelang im Oberkommando bekannt, daß durch die russische Botschaft dauernde revolutionäre Umtriebe im Lande geschürt wurden. Die mehrfachen vom Oberkommando gemachten Versuche, die Entfernung der russischen Botschaft aus Berlin durchzusetzen, waren jedoch erfolglos. Die maßgebenden Stellen scheuten, wie so oft im Laufe der letzten Jahre, einen Entschluß, der mit einer gewissen Verantwortung verbunden war. Selbst dann konnte man sich nicht zu einem Entschluß durchringen, als bereits die deutsche Botschaft aus Moskau abgereist war. Und solche Schwierigkeiten wurden noch bei der Abschiebung der Botschaft gemacht, nachdem man sich auf Grund der im russischen Kuriergepäck am 4. November gefundenen Flugblätter zur Entfernung der Botschaft entschlossen hatte! Ebenso war dem Oberkommando monatelang vor der Revolution bekannt, daß die Abgeordneten der U. S. P. D. in dem Reichstagsgebäude unter Zuziehung von zahlreichen Vertrauensleuten revolutionäre Propaganda trieben. Alle Bemühungen des Oberkommandos jedoch, hiergegen vorgehen zu dürfen, waren erfolglos...

Daß wir den Krieg verloren haben, war ja vielleicht bei der großen Übermacht unserer Feinde nicht zu ändern, daß wir ihn aber so verloren haben, und wir heute ohnmächtig vor diesem Feinde am Boden liegen, das brauchte nicht sein."

Auf der Warte

Das Furchtbarste

In den „Alldeutschen Blättern" schreibt Heinrich Claß:

„Das kämpfende Heer bis zum letzten Augenblick — von unrühmlichen Ausnahmen abgesehen — verdiente wahrhaftig jeden Preis. Aber die Heimat, die Heimat... hier war es umgekehrt: hier bildeten die Guten die Ausnahme, soweit die Führung des Volksganzen in jedem Betracht in Frage kam. Da war weder Siegeswille noch Siegeswürdigkeit vorhanden — und das Schicksal sprach sein Urteil.

Wir haben uns aufgebäumt gegen seinen Spruch — heute aber fragen wir: was wäre geschehen, wenn dieses selbe Volk der Heimat, das kaltherzig unser wunderbares Heer sich opfern ließ, gesiegt hätte! Was wäre geschehen, wenn dies Volk, das einem Bethmann Hollweg folgte, das Max von Baden und Solf ertrug, das heute noch Scheidemann und Erzberger nachläuft, das sich unter jüdische Vormundschaft gestellt hat und die echten Helden dieses Krieges beschimpfen läßt —: was wäre geschehen, wenn dieses selbe Volk den Endsieg gewonnen hätte!

Wie wäre es geworden, wenn diesem Volk von Schiebern, Hehlern und Wucherern der Sieg, dessen es unwürdig war, in den Schoß gefallen wäre!

So entsetzlich das Heute ist — wem graut nicht vor dem, was der für die Heimat unverdiente Sieg unserem Volke gebracht hätte!"

Das ist das Furchtbarste, was über „dieses Volk" — nicht seine „rückständigen", auf Ehre und Pflicht haltenden Teile — gesagt werden kann. Nicht nur, weil es von dieser Seite gesagt wird, von einem derer, die unter widernatürlichsten moralischen und physischen Verfolgungen den Siegesgedanken hochgehalten haben. Es ist für die Gesinnung unerheblich, ob sie Erfolg gehabt haben. — Dieses Volk hatte den Sieg nicht verdient! Ein Volk, das sich zu allem anderen Unglaublichen auch noch einen „Staatsgerichtshof" leistet, einen nicht von den Feinden errichteten, durch den Freieste und Treueste, Retter aus tiefster Not, „moralisch" gebrandmarkt und geächtet werden sollen!

Macht doch gleich ganze Arbeit! Schändet auch das Andenken, brandmarkt die Namen derer, die für diesen Gedanken — des deutschen Sieges! — klar bewußt gefallen sind!

•

Eine notwendige Aussprache

Noch niemals sind soviel Einbürgerungsgesuche bei der Polizei und den Gemeindebehörden von Groß-Berlin eingegangen, wie in den letzten Monaten. Die Mehrzahl der Gesuche rühren von russischen und österreichischen Juden her. Im Gegensatz zu früheren Zeiten, werden diese Gesuche schnell und ohne nähere Prüfung genehmigt.

Altansässige Bürger können in Berlin kaum noch eine neue Wohnung mieten, hohe Prämien werden in den Anzeigenspalten der Blätter für den bloßen Nachweis ausgelobt. Aus Polen, Rußland, Galizien aber läßt man alles wahllos, ungesiebt in die an Wohnungsmangel erstickende, allein schon durch das Riesenheer der „Arbeitslosen" überbevölkerte Reichshauptstadt, in das ausgepowerte Land hinein, ohne auch nur danach zu fragen, ob die Zuwanderer über die zum Lebensunterhalt nötigen Mittel verfügen, und woher diese etwa stammen.

Die „bolschewistische Gefahr" hält alles in Atem. Verzweifelte Kämpfe mit wüsten Spartakistenhorden, Monate und Monate, Tag um Tag erschöpfen die letzten Kräfte

eines ausgehungerten, ausgebluteten Volkes, ganz Deutschland windet sich unter diesen Kämpfen, noch ist kein Ende abzusehen. Und immer wieder wird festgestellt, daß die Treiber und Zuhälter landfremde, zum größten, entscheidenden Teile russisch-jüdischer Herkunft sind. Das ist just der rechte Augenblick, sperrangelweit die Reichspforten aufzureißen, um weiteren Scharen dieser Tüchtigen freie Bahn zu schaffen. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß sie sich die kostbare Gelegenheit nicht entgehen lassen werden, oder, wie ohne weiteres einleuchtet, schon jetzt nicht entgehen lassen. Wozu erst von den freiwilligen Regierungstruppen Todesopfer heischen, hier und da ein Nest mit einem Bäckerdutzend von Spartakistenführern ausheben, wenn die Regierung doch selbst den „Zuzug" im Großbetriebe unter ihre Flügel nimmt? Gründlichste Siebung ist hier schreiende Forderung.

Die Sache hat aber noch eine andere, mehr grundsätzliche Seite. Sollte es wirklich Deutschlands Beruf und Sendung sein, außer seiner, freilich selbstgewählten Aufgabe als Kulturdünger, auch noch die eines großen „Lausoleums" zu erfüllen? Ich möchte diese Frage nicht zuletzt auch an unsere geistig höher stehenden, mit deutscher Bildung, Kultur und Sinnesart verschmolzenen jüdischen Landsleute richten, und ich vermute nicht nur, sondern ich weiß, daß ihnen diese zersetzenden, dazu in ihrer ganzen Lebensauffassung sehr rückständigen Elemente — religiösen Bekenntnissen bringe ich gefühlsmäßig Ehrfurcht entgegen — höchst unsympathisch sind, daß sie hemmungslosen Zuwanderung mit noch anderen als nur gemischten Gefühlen gegenüberstehen, daß sie in dieser wie überhaupt Kulturfragen nicht anders denken als jeder einsichtige, um das Wohl seines Vaterlandes besorgte Deutsche. Mir ist ebenso bekannt, daß die besten unter den deutschen Juden nichts weniger als begeisterte Verehrer etwa eines „Berliner Tageblattes" mit seinem „Ult" sind, wenn sie es auch schon lesen oder mithalten, — das tun andere auch und mit der naiven Hingebung des deutschen Michels. Woran es aber diese jüdischen Deutschen immer noch fehlen lassen, das ist das offene Hervortreten mit ihrer Meinung. Die Gründe, die sie davon abhalten, sind insoweit begreifliche und achtbare, als der ausgeprägte und nur rühmenswerte Familiensinn auch in weitester Entfremdung noch daran festhält, an überkommene uralte Bande nicht zu rühren, die „Stubenreinheit" zu wahren. Aber es spielt doch auch mangelnde Zivilcourage mit, gerade bei den Feinfühligen: sie wollen sich nicht den derben Fäusten der Robusten aussetzen. Indessen müssen solche Rücksichten endlich vor höheren fallen, es muß Farbe bekannt werden, wenn einmal die vergiftende Atmosphäre der Zweideutigkeit und des offenen und latenten Mißtrauens beseitigt und ein klares, reinliches Verhältnis geschaffen werden soll.

Nur schiedlich ist friedlich. Im Nebel der Allgemeinheiten werden gerade die Miasmen gezüchtet, die man vermeiden möchte. Die Sonne siegt — am Ende steht doch die sondernde Klarheit. Wie wir anderen, die wir daran schier zugrunde gehen, müssen die deutschen Juden sich eine gewisse nüchterne Objektivität der Einstellung anschaffen, sie dürfen sich nicht gleich mitgetroffen fühlen, wenn irgendwo auf der Welt einem Juden oder einer, auch von ihnen selbst gebührend geschätzten Art des Judentums auf das Hühnerauge getreten wird. Wie wir anderen offen und anstandslos bekennen, daß ein hochgesinnter jüdischer Deutscher, wie z. B. der Sozialdemokrat Frank, der als Freiwilliger den Heldentod für das Vaterland gestorben ist, unserem ganzen Empfinden unendlich näher steht, als ein deutscher Lump, Renegat oder Verräter, ein Wetterlé oder dergleichen, mag er noch so „deutscher" Abstammung sein, ebenso müssen — umgekehrt — unsere jüdischen Landsleute das gleiche Bekenntnis ablegen.

Viel lieber überließen wir ihnen die Abfuhr gewisser Schädlinge in ihren Reihen, als daß wir notgedrungen selbst uns mit dieser Säuberung befaßten. Ein jüdischer treuer Leser seit zwanzig Jahren schreibt mir im Hinblicke auf Äußerungen im Januarhefte des „Türmers": „Die Leute, gegen die sich des Verfassers

gerechte Kritik richtet, sind den deutschen Juden unendlich mißliebiger, um nicht zu sagen verhaßter, als den übrigen Deutschen von Einsicht und Urteil. Aber ist es gerecht, sie als typische Juden anzusehen und ihr Verhalten den Juden im allgemeinen zur Last zu legen? Mit gleichem Rechte könnte man alle Deutschen für Wetterlé, Stilgebauer, Liebknecht, Eichhorn verantwortlich machen. Die Erich Mühsam und Genossen sind entjudete, entartete Juden, wie sie entartete Deutsche sind, sie haben in Gesinnung und Charakter, vollends im Denken und Fühlen, wie im Glauben, nichts mit den Juden gemein. Den Strenggläubigen unter den Juden sind sie — nicht nur um ihrer Politik willen — ein Greuel. Wahr bleibt es freilich: der Anteil der Juden, der Intellektuellen, an der radikalen Parteitätigkeit ist ein ziemlich oder unziemlich starker. Durch wessen Schuld? ..."

Die geschichtliche Erörterung der Schuldfrage würde hier zu weit führen, darauf kommt es auch in diesem Zusammenhange nicht an. Hier möchte ich nur meiner Genugtuung über eine solche offene Aussprache Ausdruck geben. Es ist ganz unvermeidlich, daß einmal Mißverständnisse entstehen, nicht nur der Leser, auch der Schriftsteller ist ein Mensch mit Nerven und Temperament, und wo gehobelt wird, da müssen Späne fliegen. Nur möchte ich bitten, nicht Verallgemeinerungen anzunehmen, wo keine beabsichtigt sind. Wenn auch die jeweilige Ausdrucksweise eine solche Annahme vielleicht nahelegen mag, es bleibt doch immer zu bedenken, daß in einem Aufsatze einer Zeitschrift nicht alles gesagt werden kann, daß es bei der Erörterung politischer Fragen darauf ankommt, das im gegebenen Zeitpunkte Wesentliche greifbar für das entscheidende Urteil herauszustellen: hic Rhodus, hic salta.

Daß dabei Licht und Schatten nicht so gleichmäßig verteilt werden können, wie in einem mehr oder minder umfangreichen Buche (in dem man aber auch, wie das gerade bei erstrebter absoluter Objektivität so kommt, öfter vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht), ist wohl selbstverständlich. Lücken müssen also bleiben, aber sie sollten aus der Gesamthaltung der Zeitschrift selbsttätig ergänzt werden. Ich bitte, dies nicht etwa nur für die hier erörterten Fragen zu berücksichtigen, nein, für alle, bei deren Behandlung dem einen oder anderen Leser Zweifel aufsteigen. Der Herausgeber einer zu Jahren gekommenen Zeitschrift von der Art des Türmers muß immerhin bei seinen Lesern eine gewisse Kenntnis seiner Grundanschauungen voraussetzen, und der Türmer wird nun vom ersten Hefte an im 21. Jahrgange von dem selben Herausgeber geleitet. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß er, der nun auch nicht mehr der jüngste Jahrgang ist, die Welt mit anderen Augen sieht, als den ihm auf die Welt mitgegebenen. Selbst Erlebnisse, wie die aufwühlenden des Krieges und seine Auswirkungen können zwar das Sehen berichtigen und schärfen, aber das innere Schauen nicht umstellen. Ich habe mir selbst die Frage vorgelegt: „Bist du nun ein anderer geworden?" Und immer hörte ich die Antwort: „Im Grunde nicht!" Das ist — ein Bekenntnis, ich glaube aber, daß jeder, der sich ehrlich diese Frage vorlegt, die gleiche ehrliche Antwort erhalten wird. Es hilft uns allen nichts, wir sind Menschen und müssen versuchen miteinander auszukommen, vor allem Frieden aber hat Gott den Hausfrieden gestellt, vor alle Brüderlichkeit die Liebe zum eigenen Bruder. Bruder in einem Volke ist aber nur, wer mit diesem Volke auch brüderlich fühlt.

J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Der Kronzeuge des „Berliner Tageblattes"

Im „B. T." wurde der französische General Lacroix als Kronzeuge aufgeführt, weil er die zunehmende Verschlechterung der militärischen Lage für Deutschland schon von Juli 1918 ab feststellte. Dazu bemerkt Oberst Bauer:

Diese Feststellung ist richtig, dasselbe ist aber auch von der Obersten Heeresleitung dauernd betont worden. Die Ursache der

Verschlechterung lag jedoch nicht allein oder ausschlaggebend in der besseren Kampfweise, den stärkeren Kampfmitteln oder der zahlenmäßigen Überlegenheit der Feinde, oder in einer Unterschätzung unserer Feinde, wie de Lacroix annimmt, sondern in dem Dünnerwerden unserer Linien infolge Ausbleibens des Ersatzes und der moralischen Zersetzung des Heeres durch die revolutionäre Propaganda. Es bleibt also dabei, die Heimat ist dem Heer in den Rücken gefallen und hat ihm am 9. November den Fangstoß versetzt. Daß de Lacroix behauptet, am 11. November 1918 hätte die deutsche Armee vor der schwersten Niederlage gestanden, ist an sich ziemlich müßig, denn lediglich weil das Heer nach den Vorgängen bis zum 9. November 1918 nicht mehr kampffähig erschien, wurden ja die drückenden Waffenstillstandsbedingungen angenommen. Von seinem Standpunkte aus hat der General also auch in diesem Punkte recht. Es ist bei seiner Stellungnahme noch besonders zu beachten, daß namentlich die amerikanischen und französischen Soldaten die Behauptung, das deutsche Heer sei nicht vom Feinde zertrümmert, unangenehm empfinden. Sie möchten den Ruhm des richtigen Siegers haben, um den sie sich 4 Jahre lang vergeblich bemüht hatten. Durchaus menschlich und verständlich! Wenn man also objektiv liest, bestätigt Lacroix nur Bekanntes. Bezeichnend ist nur, wie das „B. T." die Aussage eines Feindes sofort als einzig richtig und zuverlässig ansieht, diese Aussage von seinem undeutschen Standpunkte aus anpackt und damit kurzerhand alle fachmännischen deutschen Darstellungen in einigen Zeilen totschlägt. Weshalb verschweigt das „Berliner Tageblatt" die ganz anders lautenden Äußerungen Repingtons, Fochs, Lloyd Georges usw.?

*

Ein demokratischer Fürst

Manche Herren vom Adel haben mit der sozialistischen Regierung überraschend schnell umgelernt, und einer von ihnen hat sich als Minister sogar entschuldigt, daß er den Grafentitel trägt, „der Graf malgré lui". Andere sind unter die Demokraten gegangen, wie der Fürst Lichnowsky, der frühere deutsche Botschafter in London, und Graf Monts, der frühere deutsche Botschafter in Rom. Zu ihrer Inszenesetzung benutzen sie — schöne Seelen finden sich — mit Vorliebe das „Berliner Tageblatt" und zeigen sich in der Hauptsache bemüht, ihr staatsmännisches Genie und ihre nachträgliche Voraussicht des Krieges und seines Verlaufes leuchten zu lassen. Im „Berliner Tageblatt" (15. April) schimpft Fürst Lichnowsky auf alle diejenigen, die mit seinem verspäteten Besserwissen nicht einverstanden sind, spricht — ausgerechnet er!! — von der „Unfähigkeit der deutschen Staatsmänner", spottet über „kindische Professoren" und „urteilslose Zeitungsskribenten", die durch den „Götzendienst des Autoritätsglaubens" die „Fähigkeit freien selbständigen Denkens" verloren hätten, und klagt über die „märchenhafte Unzulänglichkeit, die den Weltkrieg herbeiführte und die naive Urteilslosigkeit des deutschen Volkes".

Fürst Lichnowsky hat sich durch seine vom englischen Aufklärungsministerium übersetzte, von allen feindlichen Regierungen in vielen Millionen verbreitete „Denkschrift" unvergänglichen Ruhm als Kronzeuge für „die deutsche Schuld am Weltkriege" erworben.

Die Feinde haben sich diese Dienste gern gefallen lassen, aber in ihrer Presse wurde kein Hehl daraus gemacht, wie man dort über die Handlungsweise des Kronzeugen gegen sein Vaterland urteilte. „Verräter" wurde er dort genannt, und nicht ohne weiteren Kommentar.

Doch das sind heute schon olle Kamellen, Fürst Lichnowsky geht mit der Zeit. Im „B. T." versichert er, daß die „einzig zuverlässige Sicherung Frankreichs" gegen Deutschland „in der demokratischen Regierungsform zu finden ist, die Kabinettskriege sowie das Übergewicht militaristischer Einflüsse für alle Zukunft ausschließt". Also Fürst Lichnowsky ist auf seine alten Tage französischer Demokrat geworden. Er ahnt es nicht, daß Frankreichs Sicherung gegen

Deutschland in der Friedensliebe des deutschen Volkes liegt und nur durch den Eroberungs- und Bereicherungsdrang der Pariser Jobber, Politiker und Militaristen gefährdet wird. Er ahnt ja nicht einmal, welche lächerliche und traurige Rolle er selbst agiert.

*

Der künftige Herrscher Deutschlands

Nach den Friedensbedingungen wird die Wiedergutmachungs-Kommission in Paris der künftige Herrscher Deutschlands sein. Sie soll aus je einem Vertreter von Nordamerika, Frankreich, Italien und Belgien, sowie einem Vertreter von Japan oder Serbien bestehen. Diese Kommission, wird dem „B. T." geschrieben, hat praktisch das Recht, die Steuergesetzgebung Deutschlands zu regeln und zugleich über die Verwendung der Steuern zu wachen, solange die „Wiedergutmachung" der Schäden nach Maßgabe der Friedensbedingungen nicht erfüllt ist, d. h. auf unabsehbare Zeiten hinaus... Im Ergebnis bestimmt also diese Kommission, die „an keine Gesetzgebung noch an bestimmte Gesetzbücher gebunden ist" (Teil IV, Anlage II § 11) den Etat des Deutschen Reiches.

Die Wiedergutmachungskommission schaltet mit diesen Rechten nicht nur das Budgetrecht des Reiches, d. h. die vornehmste Aufgabe der Parlamente des Reiches und der Bundesstaaten aus, sondern sie kann darüber hinaus über die gesamte Gesetzgebung — insbesondere über die Sozialgesetzgebung — nach ihrer Willkür verfügen, sofern sie nur erklärt, daß die Wiedergutmachung dadurch sachgemäß gefördert würde. Denn es heißt im Artikel 241, daß sich Deutschland verpflichtet, „alle Gesetze, Verordnungen und Verfügungen zu promulgieren, in Kraft zu halten und zu veröffentlichen, die für die vollständige Durchführung" der Wiedergutmachungsbestimmungen des Friedensvertrages von dieser Kommission für nötig befunden werden könnten...

Mit der Zuerkennung des Budgetrechts an die Kommission hält diese die gesamte Verwaltung des Reiches und der Bundesstaaten in ihrer Hand. Denn ohne ihre Zustimmung kann weder aus Staatskosten eine Schule gebaut oder unterhalten, noch ein Beamter besoldet, noch sonst irgendeine laufende Ausgabe bewilligt werden. Der Wille der keinem Gesetz unterworfenen Kommission ist suprema lex für das Deutsche Reich. Noch nie wohl ist eine solche unbeschränkte souveräne Regierungsgewalt über eine gleich große Bevölkerung — von ihrer staatsbürgerlichen und kulturellen Reife sei abgesehen — konstituiert worden. Denn die Herrschgewalt der alten Perser- und Ägypterkönige erstreckte sich auf Völkermassen, die nicht entfernt zahlenmäßig dem heutigen deutschen Volke vergleichbar waren. Sogar Ludwig XIV. konnte man gegenüber dem vierköpfigen, drei Weltteilen entstammenden Souverän des Deutschen Reiches beinahe als unmündigen Schulknaben bezeichnen.

Und diese Kommission sitzt in Paris. Kein Einfluß, keine Einsicht soll durch nähere Berührung mit den deutschen Verhältnissen die Schärfe des Urteils der Kommission beeinträchtigen. Eine beliebige Zahl von Beamten, die sie einsetzen kann, und die in jeder deutschen Behörde jede Einsicht zu nehmen befugt sein werden, hat ihr zu berichten, damit sie entscheide. In Deutschland aber streitet man sich noch um die Frage, von welcher Art der Volksvertretung das Reich am besten regiert werden soll!

*

Der Pazifist

Alfred H. Fried, der bekannte Pazifist, hat in dem Tagebuch, das er in seiner „Friedenswarte" zu veröffentlichen pflegt, nach dem Zusammenbruch Deutschlands Worte niedergeschrieben, aus denen uns der Haß in heißen Schwaden entgegenschlägt. Er jubelt hell auf über das Fest, das die Franzosen zur Wiedererlangung Elsaß-Lothringens feierten. „Ich beneide die Franzosen um dieses Erlebnis. Im Grunde meines Herzens feiere ich mit ihnen. Ich fühle mit ihnen, ein Schauer der

Erregung durchzittert mich bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses.“ Von Deutschland sagt er: „Es ist ein Glück, daß die Verbrecher von 1914 nicht gewonnen haben, sonst hätten sie ihre Lügen dauernd verbergen können.“

Dieser Vorkämpfer des Pazifismus — seiner Abstammung Jude — bekennt hier also unumwunden, daß er „im Grunde seines Herzens“ mit den Franzosen fühlt und „feiert“. Man könnte fragen: Warum hat er sein französisches Herz nicht schon früher entdeckt — bevor er von Wien nach der Schweiz übersiedelte? Und warum erst, nachdem Deutschland von Deutschen entmannt und preisgegeben war? — Eine einzige Entschuldigung könnte es für ihn geben: eben diese Tat ekelhaften Wahnwitzes.

Aber Herr Fried hat es wohl kaum nötig gehabt, sein deutschfeindliches Herz erst zu entdecken. Nur offenbart hat er es, als er die Rolle des unparteiischen Apostels „internationaler Gerechtigkeit“ mit der des Parteigängers für den „Sieger“ vertauschte, ohne Gefahr Umglimpfes vertauschen durfte.

*

Ein holländischer Gelehrter über Preußen

Gegenüber den allem geschichtlichem Verständnis hohnsprechenden Bemühungen, den Hohenzollernstaat in eine Anzahl kleiner Republiken zu zerschlagen, möchte ich darauf hinweisen, daß schon 1910 ein holländischer Staatsrechtslehrer J. H. Valckenier Kips die Bedeutung Preußens als Vormacht Deutschlands und die Gefahren, die jetzt Preußen und das Reich an den Rand des Abgrunds geführt haben, klar erkannt hat. Er sagt in seinem Aufsatz „De strijd om het kiesrecht in Pruissen“ (in der Zeitschrift „De Tijdspiegel“ erschienen): „Es gibt keine Großmacht, die eine strategisch so gefährliche Lage hat wie das Deutsche Reich. Und es gibt keine Großmacht, die ein so demokratisches Wahlrecht hat wie das Deutsche Reich. Es ist keineswegs zweifelhaft, daß für die nächste Zukunft im deutschen Reichstag beinahe regelmäßig eine Mehrheit vorhanden sein wird, die keine Gewähr dafür bietet, daß die Machtstellung des Deutschen Reiches nach den Forderungen der Weltpolitik erhalten bleibt. Verschiedene kleinere deutsche Staaten haben ein Wahlrecht, das nahezu ganz mit dem Reichstagswahlrecht übereinstimmt. Solange gleichwohl in Preußen ein Wahlrecht besteht, das im Abgeordnetenhause eine im allgemeinen Sinne konservative Mehrheit sichert und dadurch auch dem Herrenhause seine gegenwärtige Bedeutung verbürgt, wird eine kräftige Regierung imstande sein, Deutschlands Weltmacht zu erhalten. Die Parteien der Linken drängen aber auf Einführung des Reichstagswahlrechts in das preußische Abgeordnetenhaus. Jedes Entgegenkommen gegen ihre Wünsche verstärkt die Parteien im Hause, aber befriedigt sie nicht; es macht den Wunsch nach völliger Einführung des Reichstagswahlrechts nur lebendiger und bedroht die Stellung des Herrenhauses. Erringen diese Parteien im Abgeordnetenhause die Mehrheit, dann verliert dadurch die Regierung ihre Stellung in Preußen, dann ist auch eine kräftige Regierung nicht mehr imstande, die Macht des Deutschen Reiches sicherzustellen. Und haben sie diese Mehrheit erhalten, dann werden sie dafür sorgen, ihr Übergewicht durch unbegrenzte Einführung des allgemeinen Wahlrechts zu befestigen, auf die Dauer das Herrenhaus in seinem Einfluß zu lähmen trachten und Deutschland die Mittel entziehen, wodurch es sich als Weltmacht behaupten kann.“

Professor Valckenier Kips hat soweit völlig recht: ein starkes Deutsches Reich ist nur mit einem starken Preußen möglich, das Vormacht ist. Ein gebrochenes Preußen könnte niemals Vormacht des Reiches sein. Dr. L. L.

*

Wie gedenkt die Regierung die Ernte zu schützen?

Der „Deutschen Tageszeitung“ wird geschrieben:

„Die Regierung verhält sich immer noch passiv gegenüber den völlig unberechtigten und maßlosen Forderungen der Landarbeiter,

wohl wissend, daß eine Rentabilität der landwirtschaftlichen Produktion ganz ausgeschlossen ist, weil die Löhne ihre Grenzen längst überschritten haben und die verkürzte Arbeitszeit ihre Wirkung bereits getan hat! Oder soll der kleine Landwirt, der länger arbeitet, billiges Brot den feiernden Straßenbummlern liefern? Die industriellen Produktionspreise steigen entsprechend den Lohnerhöhungen der Arbeiter. Der Landwirt ist an die Höchstpreise gebunden. Wenn er bestehen will, muß er nicht rationierte und freie Produkte bauen. Wer will ihm das verargen! Macht es der Arbeiter nicht ebenso und geht dahin, wo er mehr verdient?...

Auf dem Lande reden Arbeiterführer, die nichts von der Landwirtschaft verstehen, sondern dieselbe als eine junkerlich-agrarische sekttrinkende, in herrlichsten Lebensgenüssen schwelgende schwerverdienende Schiebergesellschaft ansehen. In mehreren Orten des Kreises Calbe haben die Arbeiter unter Vertrags- und Rechtsbrüchen, geführt von gewissenlosen zweifelhaften Elementen, gestreikt, um ihre unglaublichen Forderungen durchzudrücken. Mit roher Gewalt sind die selbsttätigen Landwirte von der Arbeit abgehalten worden. Ist dies der Regierung bekannt und was gedenkt sie zu tun, um ähnlichen Fällen vorzubeugen? Die Landwirte rechnen ganz bestimmt mit neuen Lohnforderungen und Streiks vor der Ernte, und wie gedenkt die Regierung die Ernte zu schützen?... Die Arbeitsunlust, die ja allgemein ist, wird auf dem Lande noch dadurch genährt, daß die Industriearbeiter und sonstige Arbeitsmüde herumbummeln, an den Straßenecken stehen, die Arbeitswilligen anpöbeln und sie von der Arbeit abzuhalten suchen. Die verkürzte und für die Landwirtschaft völlig unbrauchbare Arbeitszeit und -Einteilung hat ihre Wirkung bereits getan...."

Die Regierung möge sich gesagt sein lassen: Mundspitzen nützt hier nichts mehr, es muß gepfiffen werden. Wenn sie den Willen oder die Macht nicht hat, Abhilfe zu schaffen und das Brot nicht langt, werden die selben Leute, deren „Empfindlichkeiten" sie schonen will, die ersten sein, die sie als reife Ernte abmähen und vielleicht noch in die Dreschmaschine geben. — Wenn diese Regierung dann noch da ist. Gr.

*

Am Pranger

Die beiden Hauptorgane der demokratischen Partei, die „Voss. Ztg." und das „Berl. Tagebl.", liegen seit Monaten in erbitterter Fehde miteinander. Kein mittelalterliches Turnier kann hitziger geführt worden sein als dieser publizistische Zweikampf, in dem Herr Georg Bernhard auf der einen, Herr Theodor Wolff auf der andern Seite zu der Häuser Ullstein und Mosse Ehr' den Gegner in den Sand zu strecken versuchen. Es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, daß der tüchtige „Vorwärts", wahrscheinlich in der klaren Erinnerung an ähnliche Dienstleistungen, dem Ritter Theodore als getreuer Schildknappe zur Seite steht. Die einzelnen Phasen des erbaulichen Streites zu verfolgen, ist hier nicht der Platz. Dagegen verlohnt es sich, die in jeder Beziehung zutreffende Kennzeichnung festzuhalten, die Bernhard vom Wesen und Wirken des „B. T." entwirft. Er vergleicht dessen Tätigkeit mit der des Lord Northcliffe im Kriege, da es gleich ihm die politische Atmosphäre innerhalb Deutschland vergiftet habe. „Diese Tätigkeit", fährt Bernhard fort, „entspringt keiner politischen Gesinnung, sondern einer Gesinnungslosigkeit, die in artistischer Freude an schönen Einfällen Artikel für den Tag so zusammenschreibt, wie sie jeweils die Konjunktur im Leserpublikum erfordert. Niemals ist während des Krieges auch nur ein einziger positiver Gedanke im ‚Berl. Tagebl.' gefördert worden. Immer ist nur der Mißvergnügtheit und der Ausrottung jeder nationalen Selbstachtung Vorschub geleistet worden. Feuilletonisteneitelkeiten, selbstgefälliges Prunken mit persönlichen Beziehungen, Selbstbeweihräucherung (die durch geschickte Wahl von Pseudonymen vor der Öffentlichkeit verschleiert wurden) sind die Trieb-

federn und Attribute der politischen Publizisten des ‚Berl. Tagebl.‘. Sie sind heute, so wie sie im Kriege und vor dem Kriege waren. Uneinigkeit, Ziellosigkeit und Unwahrhaftigkeit sind die inneren Kerne jener scheinbar geschickten, in Wirklichkeit aber plumpen Mache, durch die das ‚Berl. Tagebl.‘ selbst nur halbgebildete Leser darüber hinwegzutäuschen vermag, daß es um die wichtigsten Probleme der äußeren und inneren Politik herumredet. Nur in einem ist es sich stets treu geblieben: Es hat sich dauernd bemüht, dem deutschen Volke sein Vaterland und den Glauben an deutsche Kraft und deutsche Ehrlichkeit zu verekeln.“

Diesem Urteil — wohlgemerkt von demokratischer Seite — ist schlechterdings nichts hinzuzufügen.

*

Der abgeschaffte Militarismus

Das „Amtliche Kreisblatt für den Unterlahnkreis“ veröffentlicht folgenden Ukas:

République Francaise.
Administration des Territoires
Allemands Occupés.
Cercle d'Unterlahn (Hesse-Nassau).
Bekanntmachung.

Meine Aufmerksamkeit ist auf den Umstand gelenkt worden, daß der den Offizieren geschuldete Gruß mehr oder weniger schlaff erwiesen wird.

Es wird daher allen zur Kenntnis gebracht, daß die gesamte männliche Bevölkerung des Kreises vom 12. Lebensjahr an verpflichtet ist, die französischen Offiziere zu grüßen.

Es müssen alle wissen, daß der geforderte Gruß nicht nur der Person des Offiziers gilt, sondern in erster Linie Frankreich, das hier durch seine Offiziere verkörpert wird...

Aus diesem Grunde kann nicht geduldet werden, daß die Ausführung des den Offizieren zu erweisenden Grußes in ungenügender, manchmal sogar inkorrekter Weise geschieht.

Jeder Beamte in Uniform, der militärischen Gruß zu erweisen hat, wird streng bestraft, wenn er ihn nicht genau so ausführt, wie er beim deutschen Militär vorgeschrieben ist.

Jeder Zivilist, welcher Art seine Kopfbedeckung — ob Mütze oder Hut — sei, ist verpflichtet, diese vollständig abzunehmen. Der mehr oder weniger nachgeahmte militärische Gruß ist unpassend und kann nicht geduldet werden.

Es wird ferner darauf hingewiesen, daß beim Vorbeitragen von Fahnen und Standarten jeder Beamte in Uniform strammzustehen und zu grüßen hat, alle Zivilisten die Kopfbedeckung abzunehmen haben.

Zuwiderhandelnde werden durch das Militär-Polizeigericht bestraft, entweder mit Geld oder mit Gefängnis oder mit beiden je nach den Umständen.

Gegeben zu Diez, den 20. April 1919.
Der Chef der Militärverwaltung des Unterlahnkreises.
A. Graignic, Rittmeister.

Strammstehen, die Knochen zusammenreißen, den Hut herunter vor den Herren Offizieren! Aber es sind ja nicht die eigenen, sondern die fremden, feindlichen — sogar Franzosen! — und da findet sich der Deutsche schon willig. Es sollte ja auch nur der deutsche Militarismus „abgeschafft“ werden.

*

Psychologie

Der Dresdener Magistrat hat von Monat Mai ab für alle männlichen oder weiblichen Erwerbslosen im Alter von 14 bis 17 Jahren Unterrichtskurse eingeführt, die sich auf mehrere Stunden am Tage erstrecken. Wer am Unterricht nicht regelmäßig teilnimmt oder sich nicht gesittet beträgt, wird mit Entziehung der Arbeitslosenunterstützung bestraft.

Sehr gut — nur die Altersgrenze müßte nach oben abgerundet werden.

*

Im freien Deutschland

Der bekannte Wiesbadener Hofschauspieler Kester, ein Engländer von Geburt, der während des Krieges nicht interniert war,

kam, wie die „Frankf. Nachr." mitteilen, auf dem Frankfurter Hauptbahnhof an und trug ostentativ die englischen Farben zur Schau. Das veranlaßte eine Anzahl junger Leute, ihrem Unwillen Ausdruck zu geben. Als Revanche dafür ließ sich Kester vom französischen Kommandanten in Wiesbaden einen Ausweis ausstellen, um die von Frankfurt kommenden Züge inspizieren zu können. Er ließ die Leute in Wiesbaden aus dem Zuge holen, antreten und musterte darauf jeden einzelnen, ob er nicht vielleicht zu denjenigen Leuten gehörte, die ihn am Abend vorher in Frankfurt belästigt hätten. Er spielte sich dabei herausfordernd als Engländer auf und beschimpfte die Deutschen. Kester ist bekanntlich für die nächste Spielzeit an das frühere Königliche Schauspielhaus in Berlin engagiert.

*

Goethe über den Bolschewismus

Wiederholt hat sich Goethe dagegen verwahrt, ein Fürstendiener zu sein. Auch als ein Freund des Bestehenden wollte er nicht gelten. Er verbat sich diesen Titel, weil er sehr zweideutig sei. Wenn das Bestehende vortrefflich, gut und gerecht wäre, sagte er zu Eckermann, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Goethe wies darauf hin, daß die Zeit in ewigem Fortschreiten begriffen sei. Alle fünfzig Jahre zeigten die menschlichen Dinge eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die vordem eine Vollkommenheit war, schon vielleicht nach fünfzig Jahren ein Gebrechen sei. Was Goethe am 4. Januar 1824 zu Eckermann ferner sagte, kann füglich auf diejenigen Bestrebungen bezogen werden, die auf die Nachäffung gewisser Einrichtungen der russischen Revolution hinauslaufen und in dem Bolschewismus das Heil für Deutschland erblicken. „Für eine Nation ist nur das gut," sagte Goethe, „was aus ihrem eigenen Kern und aus ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg."

*

Das Orchester als Erzieher

Im ehedem „königlichen" Opernhause zu Berlin geschehen ergötzliche Dinge. Schwarzseher befürchten, es werde auch in künstlerischer Hinsicht die „königliche" Zeit bald vorüber sein. Immerhin hat das Mitbestimmungsrecht des Orchesters in diesen Tagen auch sein Gutes gehabt. Das Orchester weigerte sich, in d'Alberts Oper „Der Stier von Olivera", die neu aufgeführt werden sollte, zu spielen. Napoleon und die französische Soldateska spielen darin eine so herausfordernde Rolle, daß das Orchester einen Skandal des Opernhaus-Publikums befürchtete. Ich glaube, das Orchester hat da das Publikum des Opernhauses überschätzt. Jedenfalls hat das Berliner Tageblatt, das diesem Publikum ja seelisch am nächsten steht, mit gerunzelter Stirne erklärt, in der Kunst hätten nationale Empfindlichkeiten nichts zu suchen. (Deshalb speit das Berliner Tageblatt auch immer Wut und Galle, wenn einmal, und sei es in Rückerts harmlosem Gedicht „vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", einem Juden eins ausgewischt wird.)

Bedenklich ist der Fall aber dennoch. d'Alberts Oper ist ein Theaterreißer, und so schadet es nichts, daß wir ihn noch einige Zeit entbehren müssen. Aber wohin soll es führen, wenn das Orchester angenommene Werke nachträglich unmöglich macht? Am bedenklichsten aber bleibt es, daß die Leitung des Opernhauses so taktlos war, das Werk in dieser Zeit überhaupt anzusetzen. St.

*

Kientopp-Allüren

Nachdem der segensreiche Einfluß des Kientopps sich bereits in Literatur und Schauspielkunst belebend geäußert, nachdem also schon der Aristoteles der Filmtragödie, Paul Rosenhayn, ebenso auf einer ernsten Berliner Bühne ernst genommen wurde wie in ihrer künstlerischen Betätigung Marie Orska, scheint auch das Publikum die Allüren des Kientopps im Zuschauerraum der Schauspielbühnen einbürgern zu wollen. Auf andere Ursachen sind die Eindrücke kaum zurückzuführen, die man heute von dem Besuche eines Großstadttheaters mit nach Hause nimmt. War schon in Friedenszeiten in den Nichthoftheatern gegen das ewige Zuspätkommen und die Ruhestörungen aufgedonnerter Damen kein Kraut gewachsen, so sind jetzt, wahrscheinlich infolge der republikanischen Auflockerung aller Sitten, Moden eingerissen, für die der Ästhet in seinem Sprachschatze vergebens nach dem geeigneten Ausdruck sucht. Ich konnte in einem Berliner Theater und ebenfalls in dem Institut einer größeren Provinzstadt, die berufene Kritiker „eine Vorstadt von Berlin" in künstlerischer Beziehung nennen durften, die Beobachtung machen, daß in der letzten Pause Männlein und Weiblein ihre Mäntel ins Parkett schleppten und ganze Stuhlreihen damit vollstopften, um nach der Vorstellung des gewaltigen Andrangs in den Garderoben behoben zu sein. Es soll nicht geleugnet werden, daß es vieles für sich hat, sich beim Genusse Schillerscher Diktion in die Würde kostbarer Pelze zu mummen, aber es bleibt eben — Kientopp. Daß dieses selbe Publikum von den übrigen Freiheiten des Flimmerbildhauses fleißig Gebrauch macht, lehrt uns das Knistern des Stullenpapiers, das uns beim Anhören der geweihtesten Monologe vor wirklichkeitsentrissener seelischer Entrückung schützt. Wenn bei der Vorführung etwa eines Rosenowschen Stückes der Nachbar herzhaft mit dem geistigen den Genuß dickbestrichener und hamsterwarenbelegter Brote verbindet, entbehrt das Bild nicht eines gewissen aktuellen Reizes. Und wem es gelingt, gleichzeitig die Seelenfoltern einer Maria Magdalena und den Inhalt einer kostbaren Bonbontüte in sich aufzunehmen, besitzt jene beneidenswerte Gefühlsanlage, mit der man einem „on dit" zufolge gesund aus allen Zuständen, auch den heutigen, hervorgehen kann. Und vielleicht zieht einer unserer Bühnenpäpste, der mit galizischem Scharfsinn die eindringlichsten Forderungen der Zeit förmlich wittert, demnächst die letzte Konsequenz und läßt während der Vorstellungen durch dienstbare Geister Bier und Schampus ausrufen! Welch immense Entwicklungsmöglichkeiten liegen doch noch vor uns! Die Bühne zugleich moralische und — Speiseanstalt!

h. r. z.

*

Aufklärungs-Filme

Das Kino als Erzeugnis der materialistischen Periode verfügt nicht über die dekorativen Prunkstücke, mit denen das Theater seine kapitalistischen Gelüste zu drapieren pflegt. Das Schoßkind des Kapitalismus protzt auf seinem Geldsack, kauft sich den Anzeigenteil und damit, wo nicht eine günstige, so doch eine schweigsame Presse. Aber der neuerliche Unfug der Aufklärungs-Films wird doch sogar den berufsmäßigen „Aufklärern" zu frech. Was von vorneherein zu sagen war, zeigt sich allerorten: von der Aufhebung der Zensur haben die spekulierenden Schmutzfinken den einzigen Vorteil. Das kommt davon, wenn solche Dinge mit „Kunst" vermengt werden dürfen und deshalb die Ausnahme-Gesetze der Kunst für sich in Anspruch nehmen können. Was sich jetzt im Kino breitmacht, ist ganz grobe Bordellwirtschaft und schreit nach der — Straßenreinigung. Es bleibt nur die Hoffnung, daß dieser ganze Betrieb in seinem eigenen Schmutz erstickt. Aber jene „Gelehrten" und „Dichter" gehören an den Pranger, die sich für diese „Aufklärung" in Dienst nehmen lassen. Denn so weit kennt auch der Film-Kapitalismus seinen Schiller, daß er von dem Ratschlage weiß, die Frommen dadurch mundtot zu machen, daß man zur Wollust den Teufel

hinzumale. Freilich, um die „Frommen" braucht man sich nicht zu kümmern. Jetzt gilt's, die Herolde der „Volksbildung" zu besänftigen. Nun, da malt man eben den — Professor dazu. R. St.

*

Papiernot

Eine Seite aus Hasenclevers Drama „Die Menschen" (erschienen bei Paul Cassierer, Berlin; Preis 4,50 M):

Alexander
(wird vorbeigeführt).
Der alte Kellner
(erhängt sich).
Agathe
(tritt ein mit der Kerze).
Ich rette Dich
(sie nimmt die Ketten auf sich).
Szenenwechsel.
Stille.
Die Tür geht auf.
Alexander
(geht hinaus).

Obenstehendes ist der Text auf einer Papierseite, deren Format 26×20 cm beträgt. Und da will man noch von Papiernot reden! E. K.

*

Das Volk

Aus dem Nachlaß Ludwig Anzengrubers veröffentlichte ein Wiener Blatt u. a. folgenden Ausspruch: „Es gibt eine unglückliche Liebe zum Volke, und wie die andere ist das gewöhnlich nicht die sinnliche; das Volk läßt sich lieber von dem Schwadroneur betrügen als vom Ehrlichen beglücken, und trägt es dem ersten nicht einmal nach."

*

Die Hölle

Ein herzzerreißendes Bild von dem Elend im Erzgebirge, das von den Tschecho-Slowaken besetzt ist, entwirft Richard Katz in der „Voss. Ztg.". Ein deutsches Volk stirbt dort in der Stumpfheit tiefster Verzweiflung. Wie die dunkelsten Schilderungen indischer Hungersnot mutet uns an, was der Verfasser als Begleiter der Hoover-Kommission an selbsterlebten Eindrücken gesammelt hat. Tausende dieser deutschen Volksgenossen hat die Hungerwassersucht aufgedunsen, Tausende liegen im Sterben. Wer kümmert sich um diese arbeitslosen Perlmutterdrechsler, Handschuhnäher, Spitzenklöpplerinnen und Instrumentenmacher! „Ich sah den Legionär-Dolmetsch der amerikanischen Mission (dem man gewißlich keine allzu großen Sympathien für Deutschböhmen nachsagen kann) schluchzen, als er die Säuglinge sah, die mit schwarzem Kaffee und Haferreis großgezogen wurden; ich sah eine amerikanische Krankenschwester, deren Nerven fünfjähriger Lazarettdienst gehärtet hatte, vor der skelettierten Hungerleiche einer alten Frau ohnmächtig zusammenbrechen; ich sah Einjährige, die weniger wogen, als bei ihrer Geburt. Und ich kam in große Gemeinden, wo neunzig Prozent aller Kinder rachitisch sind, wo erst Dreijährige das Gehen lernen." Die Kinder! In der Schule sitzen diese unglücklichen Geschöpfe: „Winzige Gesichtchen, in denen große, matte Augen schimmern, übertürmt von mächtig aufgedunsenen rachitischen Stirnen, Ärmchen, die Haut und Knochen sind, und — über den krummen, gelenkverquollenen Beinen — die gedunsenen Spitzbäuche der Hungerwassersucht. Kaum eines all dieser Kinder kann den Kopf aufrecht halten; die abgezehrte Halsmuskulatur ist zu schwach, um ihn zu stützen."

Wovon diese Ärmsten der Armen ihr Leben fristen? Von „Otterzungen", die auf jaucheberieselten Wiesen wuchern, von Dorschen im Sommer, von halbreifem Fallobst im Herbst und — bestenfalls — von Kartoffeln im Winter. Es gibt auch noch ausgekochten Kaffee-Ersatz, der auf der Ofenplatte gebacken wird, oder halb- und ganzfaulige Rüben, oder wurmiges Sauerkraut.

Und es sind Deutsche, die dort verhungern. Nicht hungern. Verhungern!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



Durch die Mohnfelder

Beilage zum Türmer

Fritz Gärtner



XXI. Jahrg. August 1919 Heft 14

Hindenburg

Von Karlernst Knatz

Der aufrecht stand in Sieg und Niederlage,
In Kampf und Haß, in Wut und Not und Neid,
Trägt nun den Abend seiner Erdentage
Zum Frieden seiner großen Menschlichkeit.

Fernab vergrollt ihm dieser Zeit Gewitter,
Dem er entgegen Schild und Waffe trug.
Denn eines Großen Seele wird nicht bitter,
Wenn Schicksal bestes Wollen ihm zerschlug.

Sein mächtig Auge birgt sich vor der Schande
Des Nachtgewölks am deutschen Horizont
Und senkt sich still auf die erschöpften Lande,
Die matt und karg ein kühler Lenz besonnt.

Und Kinder nahn, mit Schritten voller Zagen,
Begegnend ihm, den Blumenstrauß bereit,
Wie Enkel treten, an Erinnerungstagen,
Vor Riesenbilder der Vergangenheit.



Pax Domini sit semper vobiscum

Von P. Schlösser

Der Krieg ist zu Ende! Was unseren Diplomaten nicht gelungen, was der Friedensvermittler in Rom so oft vergebens versucht, dem grauenvollen Morden Einhalt zu tun, das gelang dem Sirenengelock jenes Mannes, in dessen Hand eine Gewalt, eine Macht gelegen, wie niemals zuvor in der Weltgeschichte. Seiner Friedensschalmei konnte das Volk der Dichter und Denker, das Volk der Idealisten nicht widerstehen. Nicht im Osten, nein, im Westen leuchtete der neue Stern von Bethlehem, ein besserer Stern als der, den der göttliche Welterlöser der selbstzerfleischenden Menschheit vor zwei Jahrtausenden erglänzen ließ. Was war denn der arme Nazarener gegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika? In seinen nordamerikanischen Landen liegt ja ein anderes, ein modernes Bethlehem, darinnen eine Steel Company; und diesem Bethlehem wohnt eine andere Kraft inne als dem kleinen Hirtenstädtchen Palästinas. Dieses nordamerikanische Bethlehem hat wackre Arbeit geleistet auf den blutigen Feldern des flandrischen Golgathas. Trotz allem ward's nicht vollbracht, das Werk der Erlösung vom deutschen Militarismus; so leicht ist es ja auch nicht, mit den Teutonen, Hunnen und Boschen fertig zu werden. Aber der neue, der größere Messias in Washington wußte die Deutschen anders zu packen: nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit der Verheißung des allumfassenden, ewigen Völkerfriedens. Zwar, die die angelsächsische Art kannten, die warnten, aber — — der Krieg ist zu Ende. —

Ein trauriger Zug zog vorbei an meinem Hause: erst die „tapferen" Garnisonsoldaten, die ihre Offiziere entweiht; mit abgerissenen Kokarden; die gestohlene Decken und Schuhe für einen Silberling verkauften; dann die Etappe, in ziemlicher Ordnung, aber mit roten Fahnen; dann, nach weiteren Tagen die Front, in endlosem Zuge, mit schwarz-weißen, blau-weißen, rot-gelben, schwarz-weiß-roten Fähnlein zu Abertausenden; mit uralten polnischen Bauernwagen gezogen von elenden, struppigen, ausgemergelten Panjepferdchen oder selbst von abgetriebenen Kühen; schwerfällig plumpe, eisenbereifte Autos verwandelten die Landstraße in einen trichterigen Moraststreifen.

Und dann kamen nach bangen, bangen Tagen des Wartens die schmucken Vortruppen der Briten, in glänzender Ausstattung auf prächtigen Automobilen, mit brillantem Wagenpark, und mit Pferden, mit Pferden —, wo in der Welt sah man je so viele und so edle Pferde beieinander? Messingstrotzend wälzten sich die schweren Geschütze heran mit ihren messingbeschlagenen Bedienungsmannschaften, jeder Mann, wie aus einer milliardenschweren Regimentskammer zur Parade herausgestellt, rotstrotzend vor Gesundheit und Kraft. Sie kamen, die Engländer und Schotten, Kanadier, Australier, Neuseeländer, die Inder und Amerikaner, Mann für Mann ein Paradestück.

Wie habe ich dich Feldgrauen da bewundert! Kein höheres Lied kann auf dich gesungen werden, als dieser unendliche Gegensatz es dir da kündete. Dein

Geist war es, der die Materie des Feindes in Schach hielt; dich konnte kein Material und keine noch so große Übermacht besiegen; nur deutscher Geist konnte deutschen Geist bezwingen. Und er tat's. — —

Nach all den Aufregungen und Bitternissen der letzten acht Monate fühlte ich das Bedürfnis, mit meiner Familie hinauszuwandern in Gottes freie Natur. Der Frühzug brachte uns aus der Ebene in die Berge. Dort auf dem Lande sah man wieder zufriedene Gesichter; selbst die auch dort zahlreichen Besatzungstruppen ließen uns mit ihrem freiwillig gebotenen Good-morning-Gruß vergessen, daß wir seit über einem halben Jahre in Knechtschaft lebten, wir, die Sieggewohnten.

Unser Weg führte uns in das Kirchlein von S., in dem das Hochamt schon begonnen hatte. Wir blieben unten in der Kirche stehen.

„Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." — Die Menschen drinnen, die andächtig dort knieten, fürwahr, sie waren guten Willens. Auch die in der ersten Bank knieten, vier englische Offiziere, und die dahinter sich verteilten unter den übrigen Andächtigen, andere englische Soldaten; auch der unten in der Kirche, neben uns, an der Wand gelehnt, ein älterer Sergeant, — die Perlen des Rosenkranzes glitten durch seine Finger, — und hinter mir auch der blutjunge Brite, vertieft in sein Gebetbuch. Sie alle waren guten Willens, wie wir Deutsche, am geweihten Orte.

Der junge Geistliche verläßt den Altar und liest die Pfingstepistel: nur uns, den Deutschen, verständlich. Aber erneuert sich nicht immer wieder das Pfingstwunder? Hört nicht ein jeder seine Sprache, die Sprache des Christentums, die Sprache der Liebe? Es folgt das Evangelium: „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch!"

Was, nicht wie die Welt ihn gibt, den Frieden? Ja, sollte denn der Friedensfürst von Washington den ewigen Frieden nicht bringen können? Wohl nicht, wenn Christus selbst der Welt den völkerversöhnenden Frieden nicht bringen konnte, weil Gott dem Menschen seinen eigenen Willen nicht nehmen wollte; — sollte dann wohl solch eine armselige Kreatur, und sei er auch der Präsident der Vereinigten Staaten, dieses Gotteswerk vollbringen können? Sollte Wilson wohl überhaupt so vermessen gewesen sein, zu glauben, er könne, was vor ihm keiner gekonnt, was Christus selbst nicht konnte oder nicht wollte, — nur weil er der Präsident der Vereinigten Staaten ist?

O, er wußte ganz genau, was er tat, als er uns Deutschen die Friedensglocken läutete, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. —

„Credo in unum Deum." Ich glaube an einen einzigen Gott. — Wie bringen mich die fremden Uniformen nur immer auf die abschweifenden weltlichen Gedanken? In seinem Faust philosophiert Goethe über den ersten Glaubenssatz des letzten Evangeliums: Im Anfang war das Wort. Warum soll ich nicht philosophieren über das Credo in unum Deum? Ich glaube an einen Gott, gewiß, aber auch wir alle auf Erden glauben an einen Gott, an denselben Gott, wo es auch sei, wann es auch sei, wie wir Gott auch nennen. Und wir Christen

zumal glauben alle an denselben Christengott, den Gott der Liebe und des Friedens, auch die Engländer da vorn, und der neben und der hinter mir. Alle glauben an denselben Gott, und wir alle beten zu ihm, beten zu ihm unter diesem selben Kirchendach, und hindern uns nicht daran, und freuen uns, daß wir uns, trotz allem, hier zusammenfinden, und haben gegenseitig daran unsere Erbauung. — —

„Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern."

Also so sieht er aus, der Friede ohne Sieger und ohne Besiegte; der Friede, der keinen Stachel hinterläßt; der Völkerbund, in dem alle gleichgeachtete und gleichberechtigte Mitglieder sind.

Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung. Nein, fort mit den weltlichen Gedanken. Ihr fremden Soldaten betet zusammen mit uns deutschen Brüdern in Gemeinschaft mit dem Priester droben am Altar. Ganz gewiß, die Menschen der Völker untereinander hegen keinen Haß; wo sie sich kennen lernten, lernten sie sich verstehen, schätzen und lieben. Aber das System, der teuflische Stempel, den eine kleine Clique selbstsüchtiger, herrschsüchtiger, rachesüchtiger Menschen dem System aufdrückt; das System entzweit die Völker und hetzt die Menschen zu gegenseitigem Haß und Mord.

„Sed libera nos a malo — Erlöse uns, Herr, von dem Übel, Amen! Erlöse uns, o Herr, von diesem Übel, und schenke uns gnädiglich Frieden in unseren Tagen, daß wir, durch deine Barmherzigkeit unterstützt, vor jeder Drangsal gesichert seien."

„Pax Domini sit semper vobiscum — Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch!"

Millionenfach stammeln täglich die Menschen auf dieser unruhigen Erde dies Stoßgebet zum Himmel. Mit heißen, inbrünstigen Bitten erflehte seit fünf Jahren die Menschheit den Frieden, der dieses grauenvolle Morden beenden sollte. Millionen von Müttern und bangen Frauen beteten um Frieden, nicht nur für diesen Krieg, nein, für allezeit. Auch deine Mutter, auch dein Weib, du khakifarbener Beter im deutschen Gotteshause, vereinigt mit der deutschen Frau ihr Flehen. Auch du wirst erwartet daheim, auch dich zieht's zu deinen Kindern. Dein Wille hält dich nicht hier, nachdem das Morden schon im achten Monat zu Ende. Du mußt hier noch warten, damit die in Versailles ihr Werk restlos beenden können, ihr Werk, das den Frieden nicht bringt, aber einen neuen Krieg im Schoße trägt, für den der noch nicht beendete Weltkrieg erst das Vorspiel gab. —

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem — O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, gib uns den Frieden!"

Nimmst du auch die Sünden wider den Geist hinweg? Das Verbrechen gegen den Geist der Überzeugung, daß dieses Friedensdokument, diese wahnwitzige Ausgeburt größenwahnsinniger Weltverbrechergehirne, zum Untergang jeglicher Kultur führt, zur Vernichtung der Menschheit, über die schon die Fratzen der schlangenhaarigen Erynnien grinsen? — —

Des Priesters Hand droben am Altar erhebt sich segnend über uns, brausend singt durch das kleine Kirchlein die Gemeinde das jahrtausendalte Pfingstlied: Komm Schöpfer Geist, kehr' bei uns ein.

„Hostem repellas longius,	Den Feind vertreib von diesem Ort,
Pacemque dones protinus,	Den Frieden schenk' uns fort und fort,
Ductore sic te praevio	Wenn du so unser Führer bist:
Vitemus omne noxium. —	Laß meiden, was uns schädlich ist!"

Wir haben dich, du englischer Gast in unserer deutschen Kirche, nicht kränken wollen, gewiß nicht. Nicht dich meinten wir mit dem Feind, den wir von diesem Ort vertrieben haben wollten. Nein, wir meinten den bösen Feind des Stolzes und des Übermuts, des Hasses, der Verleumdung, des Argwohns, den Satan der Verachtung und der Rachgier.

Wir beide, ihr in euren fremden Uniformen und wir in unserer Heimat, wir traten in gleicher Demut als Brüder vor den Altar, wir hatten hier, an geweihtem Orte, keinen Haß aufeinander, wir haben uns beide gefreut, daß wir die fremde Sprache des Priesters verstanden und uns daran erbaut; wir haben heute, am Pfingstfest, um den Frieden gebetet, hier an heiliger Erde. Wir haben gemeinsam das Wunder des heiligen Geistes erlebt, des Geistes, der die Völker vereint in der christlichen Liebe, auf daß die Menschen der Völker gegeneinander keinen Haß mehr hegen. —

Das Kirchlein leert sich schnell. Als Letzte sehe ich die vier englischen Offiziere mit geweihtem Wasser sich bekreuzen und dann aus der Kirche treten. — In vier Gürteln stecken schußfertig und griffbereit vier Revolver.

O verfluchtes, teuflisches System, ausgeheckt von einer kleinen Clique, das englische Offiziere, die beten wollen, zwingt, selbst an geweihtem Ort, inmitten einer friedfertigen Landbevölkerung, den geladenen Revolver nicht von sich zu lassen. O verfluchtes System!



Schwarz-Rot-Gold · Von Fritz Müller

„Hinweg mit euch, ihr alten Farben,
Darunter Reich und Volk verdarben,
Wir wandeln jetzt auf neuen Bahnen,
Das neue Reich will neue Fahnen:
Schwarz-rot-golden soll sich's breiten —"

„Halt ein, mein Freund, ich kann sie deuten."
„Wohlan, Prophete: Schwarz? — schieß los!"
„Schwarz steigt's aus unsrer Zukunft Schoß."
„Und rot? Heraus mit deiner Deutungsart!"
„Die Gegenwart." —
„Fehlt noch das Gold, sag' weiter wahr!" —
„Es war einmal, mein Freund, es war..."

Junker Ottos Romfahrt

Roman von Rudolf Huch

(Schluß)

Es war Morgen, da ich im Hause war. Der Valentini sagte: „Was ist Euch begegnet, wart Ihr im Inferno?"

Ich dachte, der braucht das nicht zu wissen, antwortete: Ich hätte das Kastell besucht, weil es zur Hälfte mein gehöre. Er antwortete: „Ihr seid klug, daß Ihr das bei Nacht und Unwetter getan habt, Ihr habt wohl eingesehen, daß einer, der sich dem Papst verhaßt gemacht hat, vogelfrei ist in Rom. Ich war für Euch tätig, Ihr sollt nicht ohne Gold von hier. Wollt Ihr mir ein Recht wider den Romanos einräumen, so will ich Euch zweitausend Dukaten geben. Apostino Chigi leiht mir das Geld, ich habe es nicht."

Ich sagte, ich wollte ihm wohl mein Erbe verpfänden.

Er antwortete: „Ihr müßt es mir abtreten, verpfänden führt zu nichts Gutem, Ihr seht es an dem Stapelburger. Die Advokaten in Rom sind schlauer denn Satan, die drehen mir Stricke daraus. Wäre nicht der Chigi bei der Sache, ließe es sich nicht tun, der allein vermag es durchzusetzen, daß der Romanos die zweitausend Dukaten zahlen muß, auch wohl einen mäßigen Lohn für das Risiko."

Das war mir nicht recht, ich dachte aber daran, wie sich der Valentini als mein Freund erwiesen hatte. Dazu erschien mir dies Rom wie der Ort, den die Welschen das Inferno nennen. So erklärte ich mich bereit.

Der Valentini ging zu dem Geldmann, ich sandte einen Eckensteher zu Mathias, daß er mich abholen sollte.

Dauerte nicht lange, so kam der Valentini zurück, der Chigi würde gleich hier sein, den Notar und seine Zeugen mitbringen.

Danach sah er mich an, schwieg und sagte zuletzt: „Ich habe wieder eine Zeitung, die nach dem Grabe riecht. Die Marzellini ist auch hin."

Ich wehrte mich unter seinem Blicke, wollte mich als Kriegsmann halten.

Er berichtete, wie es zugegangen ist. Franzesca ist mit Margano wieder hinaufgegangen. Er hat sollen den Tisch abräumen. Sie hat eine Weile nach Rom hinübergeblickt, sich dann auf die Brüstung geschwungen. Der Alte hat ihr einen Becher Weines geben müssen, den hat sie langsam ausgetrunken. Danach hat sie mit lauter Stimme gerufen: „Das bring' ich dem Hause Romanos!"

Hat den Becher hinter sich in den Burghof geworfen, hat den Halt verloren und ist hinabgestürzt. Unten hat ein Tisch gestanden, auf den ist sie geschlagen, der Kopf ist nicht zerschmettert. Margano hat sie aufgebahrt. Man hat dem Valentini gesagt, sie läge in großer Schönheit. —

Der Chigi bot mir einen Zettel, eine Anweisung an die Fuggers in Augsburg, eine Tratte nannte er sie, die sei wie Gold. Ich wollte sie nicht, verlangte gemünztes Geld. Sie sagten, das wäre gefährlich. Reiste ich mit anderen Pilgern, würden die mich umbringen, reiste ich allein, würde es mein Diener tun.

Darauf antwortete ich nicht, bestand auf meinem Verlangen. Der Chigi holte das Geld mit einem Diener.

Fiel mir auf, daß ihm der Valentini das abgetretene Erbe wegen dreitausend Dukaten verpfändete, da er doch nur zweitausend erhalten hatte. Sagte dazu nichts, weil es mich nichts anging und weil ich nicht sprechen mochte.

Inzwischen war Mathias mit den Pferden gekommen. Ich gab ihm den Beutel, sagte in Gegenwart der Welschen: „Mathias, das sind zweitausend Dukaten, bringen wir die nach dem Wolfstein?“ Er antwortete: „Ja, Herr, wenn einer von uns am Leben bleibt.“

Der Valentini fing von dem Golde des Papstes an, ich sagte, es wäre Judasgold, ich wollte nichts davon. Schenkte meinen Anteil der Bianca. Die Alte war greulich anzusehen in ihrer gierigen Freude.

Die Welschen sagten, wir sollten uns beeilen wegen der Bravi. Das taten wir nicht, wir ritten gemächlich. Mir war aber nicht gut zu Sinne, wollte mir vorkommen, als verstieße es wider Billigkeit und Recht, daß ich am Leben war.

Wir reisten über Genua, da wohnten wir bei einem Geldwechsler. Der sprach viel von Finanzen, war aber ehrlich. Zu dem Handel des Chigi sagte er, fünfzig vom Hundert wären nicht zu viel. Da er von dem Handel des Valentini mit mir erfuhr, war er außer sich und schrie: „Ein Esau, ein zweiter Esau! Das reichste Erbe in Rom, ein wahres Fürstenerbe habt Ihr hingegeben! Was sind dafür zweitausend Dukaten? Ein Linsengericht! Weh, wie hat er Euch übers Ohr gehauen, Euer Freund Valentini!“

Ich merkte, daß er mich für einen Tölpel ansah. Packte mich mein alter Fehler, der Jähzorn, daß der Valentini, den ich für meinen Freund angesehen hatte, über mich lachte als über einen Narren. Rief Gottes Fluch über ihn.

Danach ergriff mich eine Reue, dermaßen, daß ich in meine Kammer ging.

Ich blieb noch drei Tage in Genua, denn mich hatte ein seltsames Verlangen nach dem Meer ergriffen, gleich als wäre das und nicht der Wolfstein meine Heimat. Von diesem Verlangen bin ich nicht wieder losgekommen.

Den dritten Tag sagte mein Wirt: „Habt Ihr den Valentini in Zeugengegenwart verlassen?“

Ich antwortete, es wäre ein Notar dabei gewesen.

Er sagte: „Das ist gut für Euch. Den andern Morgen hat man ihn erwürgt im Bette gefunden. Seine Schaffnerin hat ausgesagt, sie hätte in einem Totenschlafe gelegen, wüßte von nichts. Das mag nun sein wie es will, der Papst hat angeordnet, man solle sie nicht foltern, wegen ihrer bewährten Treue gegen das Haus Valentini.“ —

So bin ich nun in Rom gewesen, was einst meines Wünschens Anfang und Ende war. Meiner Seele Gewinn ist die Einsicht, daß kein Heil in der Welt ist, es sei denn in der Abkehr von ihr. Auch diese Brücke ist aber unsicher, denn Maria ist solcher Abkehr unerachtet eines unseligen Todes gestorben.

Verstört mir auch den Sinn, daß ein Mann wie der, den ich meinen Oheim nennen muß, in seiner Wüstheit fröhlich dahin lebt, ganz ohne ein menschliches

Fühlen, und Gott läßt es geschehen, wie er es geschehen läßt, daß die Christenheit diesen Medici als seinen Vertreter hienieden verehret.

Zuweilen ist mir auch, als wäre der Oheim in Wahrheit ein armer Mann, ja selbst der Papst wäre eher zu bejammern als zu verfluchen. Ist aber noch eine Wildnis in meiner Seele.

Das Ende

Der Türmer in Wolfstein verkündete, von Goslar kämen zwei Reiter, die müßten der Junker Otto und Mathias sein. Theodulf ließ in Eile sein Pferd satteln und ritt ihnen entgegen. Er freute sich aufrichtig, den Bruder wiederzusehen, den er trotz seiner Grillen und Grapsen als wackern Ritter schätzte.

Als die Brüder nebeneinander ritten, fragte Theodulf, wie das wohl geschieht: „Nun laß hören, was du uns mitgebracht hast!"

Otto erwiderte schroff: „Zweitausend Dukaten und die Neuigkeit, daß der Papst ein Lügner ist!"

Theodulf sah ihn an. Otto war bleich. Das hatte er bisher auf die Anstrengungen und Entbehrungen der Reise geschoben. Nun schien es ihm doch, als hätte der Bruder schwierige Abenteuer zu bestehen gehabt. Indessen wollte er nicht nach Dingen fragen, die ihm Otto nicht aus freien Stücken mitteilte. Er sagte gelassen: „Ich hoffe sehr, daß deine Dukaten besser sind als deine Neuigkeit, denn die pfeifen die Sperlinge auf den Dächern. Du sollst wissen, mein Bruder, daß wir zur neuen Lehre übergetreten sind."

Otto fragte: „Habt ihr das getan, um bei dem Herzog in gutem Lichte zu sein?"

Theodulf erwiderte, der hielte eifrig zum Papst.

Otto fragte weiter, ob es wegen der Bauern geschehen sei, oder wegen der Fehde mit dem Stapelburger oder aus welchem Grunde sonst.

Theodulf sagte unwirsch: „Was sind das für Flausen! Wir sind lutherisch geworden, weil der Luther recht hat!"

Da rief Otto mit starker Stimme: „Segne dich Gott, mein Bruder! Nun bin ich froh, daß ich wieder in Deutschland bin!"

So kam es, daß er freudig in die Burg einritt. Er hatte auch nicht über unfreundlichen Empfang zu klagen. Seine zweitausend Dukaten bewirkten keine Enttäuschung, sondern Genugtuung, man konnte den Stapelburger auszahlen und behielt noch ein schönes Geld in der Truhe.

Der Graf sagte, man müsse das jedenfalls tun. Wollte Otto den Wolfstein übernehmen, sei es seine eigene Sache, wolle er bei seinen früheren Plänen bleiben, könne man ihm den Wolfstein verpfänden.

Otto erwiderte mechanisch: „Verpfänden führt zu nichts Gutem." Doch war er mit allem einverstanden.

In seinen Ohren klang es noch wie ein Rauschen von den Lebenswogen der ewigen Stadt.

Er sehnte sich nicht zurück, aber ein Paradies war der Wolfstein in der Nähe gesehen auch nicht. Eine Stunde war er in der Burg, und schon lag Rom hinter

ihm wie ein Traum voller Pracht und Grauen. Er war mitten in der Einförmigkeit des heimischen Alltages.

Vulpesius war nicht zu sehen. Es hieß, er sei hinfällig, Else leiste ihm oft Gesellschaft, sie sei wohl auch jetzt bei ihm.

Otto ging hinauf, langsam, mit einem Herzklopfen, das nicht freudig war.

Die Tür öffnete sich, Else sprang ihm entgegen und lag in seinen Armen.

„Konnt' mich nicht lassen“, sagte sie entschuldigend. Er küßte sie auf die Stirn und auf den Mund. Sie sah ihn an. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie ging schweigend hinab und zur Tür hinaus. Das Herz tat ihm weh, und er konnte doch nichts ändern.

Der Magister hatte nur über die Füße zu klagen, was unter diesem Himmel nicht anders sein könne. Sein Geist sei spiegelblank und beschlagen in den Wissenschaften wie sonst, sagte er.

Otto hielt es für unerläßlich, den erwarteten Bericht mit den Worten einzuleiten: „Lieber Herr Magister, Eure Schwester lebt und grüßt Euch vielmals. Eure Nichte Maria lebt in dieser Welt nicht mehr.“

„O weh“, sagte der Magister teilnehmend. „Ist das liebe Mägdlein der Pest erlegen?“

Als er aber hörte, seine Nichte wäre vom Ketzergericht zum Scheiterhaufen verurteilt und vom Papst zum Beil begnadigt, jammerte er über die Schande, die er an seinem Blute erleben müßte. Er ließ auch nicht die Möglichkeit gelten, das heilige Ketzergericht hätte einen Irrtum begangen. Zuletzt fragte er mißtrauisch, ob etwa Otto lutherisch geworden sei.

Otto mußte antworten: „Herr Magister, ich weiß es nicht.“

Das nahm sich Vulpesius schon mehr zu Herzen als das Schicksal seiner Nichte. Am schmerzlichsten war es ihm aber, daß Otto keinen Funken von Begeisterung für die Herrlichkeiten der ewigen Roma merken ließ. Er hatte es sich so schön gedacht, den Schüler mittels fein berechneter Wendungen darauf hinzuführen, daß der Meister doch recht gehabt hatte.

Das unbefriedigende Wiedersehen war noch nicht das Schlimmste. Das kam erst, als Otto wie früher die Abende bei seinem alten Lehrer zubrachte. Vulpesius befand sich in einer Selbsttäuschung, er war stumpf geworden. Otto langweilte sich über die Maßen. Dann wollte es ihm freilich wieder scheinen, als hätte nicht Vulpesius, sondern er selbst sich verändert. Wie sollte das an den langen Winterabenden werden?

Sein Vater war erfüllt von der neuen Lehre und beklagte das Geld, das er vor seiner Erleuchtung für Ablaß, Wachskerzen und andere kirchliche Zwecke ausgegeben hatte. Das Ciragra ließ ihn jetzt im heißen Sommer in Ruhe. Der Stapelburger war bezahlt und man hatte sich ausgesöhnt. Er dachte nicht mehr daran, die Herrschaft abzugeben.

Die Wolffsteiner und die Stapelburger luden sich gegenseitig zu Versöhnungsfeiern ein. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich bei Otto Erinnerungen an den Vatikan einstellten, in deren Lichte die heimischen Feste ein wenig ärmlich und ziemlich roh aussahen. Wenn er den Töchtern des Landes in die unbewegten

blauen Augen sah, brauchte ihm nicht vor Dämonen zu grauen. Was ihnen fehlte, war ein Hauch von dem Geiste der Adorna, ein Tropfen von dem heißen Blute der Marcellini, ein Stückchen von der Mitgift, mit der die Römerinnen von den Grazien ausgestattet waren.

Aus der Langeweile bei Vulpesius flüchtete er sich zu dem Vater und zu den Brüdern. Da wurden außer der Jagd wohl auch Staatsgespräche geführt und das in einer männlichen, kriegslustigen Gesinnung. Allein, wenn er im Geiste die leise Stimme des Valentini hörte, klangen diese Gespräche recht unbeholfen, und noch dazu sagten sie immer dasselbe.

Als er das erstemal wieder das Tal hinauf ging, saß er am Bache nieder. Es erschien ihm seltsam, daß er die ganze Zeit hindurch so gerauscht hatte, wie damals und wie heute, und daß in Rom die Tiber floß, die er wohl niemals wiedersehen würde. Da seufzte er tief auf. Er fühlte sich wie ein im Winde treibendes Sandkorn.

Wie mußte man leben, um die Gotteskindschaft zu erlangen? Die Antwort hatte sich früher von selbst verstanden, nun fand er keine.

Durch all sein Fühlen aber klang wie ein still mitschwingender Unterton die rätselhafte Sehnsucht nach den ewig anrollenden, ewig fallenden Wogen des Meeres.

Else wich ihm aus. Einmal hielt er sie an, sah in ihre traurigen Augen und sagte: „Lieb Elselein, laß die Hoffnung nicht fahren; ich habe Gott verloren. Hab' ich mich wieder zu ihm gefunden, bin ich auch wieder bei dir."

Else lächelte ihn an. Nachher dachte sie bei sich: „Er kommt nicht wieder zu mir, das haben die Römerinnen getan. Seine Frommheit muß er aber wieder finden. Es liegt gewiß an seiner Mutter Psalter; den will ich suchen."

So ging sie an freien Nachmittagen und suchte, aber umsonst.

Ottos Vater fragte ihn, wie er sich die Zukunft dächte. Er antwortete: „Ich will aufschreiben, was ich zu Rom erlebt habe. Das soll Else lesen, danach wollen wir weiter sehen."

An den Burgmauern war manches auszubessern. Die Bauern hatten Steine zu fahren und Dienste zu leisten. Sie baten den Grafen, die Arbeiten bis nach der Ernte zu verschieben. Er wies sie ab. Sie planten, sich an Otto zu wenden. Aber wenn sie dem begegneten, war er in düstern Gedanken und merkte kaum, daß sie ihn grüßten. Die Bauern sahen nichts von dem schmerzhaften Ringen seiner Seele, sie sahen nur, daß sie fremde Menschen für ihn waren. Die Hoffnung, die sie in ihn gesetzt hatten, schlug in Haß um. Es war bekannt geworden, auf welche Art wußte wie immer niemand, daß Otto und Else einander lieb waren. Der Haß warf sich auch auf sie.

Es kam eine lange, kalte und regnerische Zeit, wie sie so manchen Sommer in diesen Landen zum Spott seines Namens machen. Otto merkte wenig davon, er schrieb seinen Reisebericht.

Als er fertig war, hatte sich das Wetter eben gebessert.

Es war ein Morgen im August. Die Bäche hatten reichlich Wasser und glitzerten im Sonnenlicht, der Waldboden dampfte von der verdunstenden Feuchtig-

keit. Otto ging zum erstenmale wieder in die Berge. Er wollte seine Glockenblumen besuchen und freute sich darauf, als könnte er ihnen erzählen, daß er fern im Vatikan von ihnen gesungen hatte. Aber die Köhler hatten an der Stelle einen neuen Meiler geschichtet, er fand nichts als schwelende Glut, Rauch und Asche.

Auf der anderen Seite stieg er zu Tal. Der Berg fiel hier schroff ab, und der Talboden lag höher. Er nahm diesen Weg, weil er kürzer war; der Berg war ihm verleidet.

Am Ufer des Baches stand einsam zwischen Kraut und Gras eine Glockenblume, eine andere Art als die kleinen dunkelblauen. An einem schwanken Stengel, der hoch über all das lustige Grün aufragte, hing eine einzige, große, blaßgraue Glocke. Er setzte sich auf einen moosbedeckten Granitblock und sah sie an. Da wurde ihm die Blume so vertraut, daß er zu ihr redete: Ist es nicht genug, daß die Schönheit ewig einsam blüht, muß sie in Qualm und Ruß vergehen? Dich soll aber die Glut des Mittags nicht dörren, du liebe Blume sollst im Kühlen ruhn.

Er brach sie und ließ sie ins Wasser fallen. Der Bach hatte sich hier ein Becken ausgewaschen, das rasche Bergwasser war ein stiller Teich. Die zarte Blüte glitt wie traumversunken über dem tiefen Wasser. Es dauerte eine Weile, dann trieb sie dem Ausgange zu. Die Strömung riß sie fort, durch Schnellen und über schlüpfrige Steine.

Otto malte sich aus, daß sie durch einen seltsamen Zufall nicht irgendwo stecken bliebe, sondern weiter getrieben würde, die Oker, die Aller, die Weser hinab in das ewige Meer.

Es war Mittag, als er sich auf den Heimweg machte. Er ging den Bach entlang und ließ sich von den Wellen erzählen, wohin sie eilten, aus den Bergen in die Ebene, durch Felder und Wiesen immer dem Meere zu.

Als er aus dem Walde trat, wandte er sich um und nahm einen langen Abschied. Er wußte nicht warum.

Da kam Theodulf und sprach atemlos: „Ich suche dich, du mußt landflüchtig werden. Den Mathias sollst du mit dir nehmen. Basilius ist hier gewesen, des Herzogs Ketzerrichter. Ihr seid des Umgehens mit höllischen Geistern bezichtigt, du und die Else Hausvogelin, wegen eures Schweifens in den Bergen. Wir haben ihn abgewiesen, der Herzog hat kein Gericht über uns. Er hat nichts unternommen, will's dem Herzog vermelden. Dem können wir nicht widerstehen, wenn er seine Macht aufbietet. Darum sollst du fliehen, wohin dich der Wind weht, daß wir auf Ritterwort schwören können, wir wissen nichts von dir.“

Otto fragte erstarrt: „Und Else?“

Theodulf antwortete: „Die hat er mit sich genommen, will sie zu Braunschweig auf die Folter legen. Sie hat ausgesagt, sie hätte deiner Mutter Psalter gesucht, das glaubt niemand.“

Otto sagte betäubt: „Vergehen in Ruß und Qualen!“

Da ergriff ihn ein Widerwillen gegen die Welt und er rief aus: „Ist es denn so, daß man jeden Greuel zweimal erleben muß?“

Doch währte das nur einen Augenblick. Er trieb den Bruder zur Eile und fragte im Gehen: „Wieviel Mannen hat der Basilius?“

„Nur zwei“, sagte Theodulf. „Ist aber zu bedenken, daß wir den Herzog nötigen, seine Macht wider uns aufzubieten, wenn wir seinen Richter schlügen. Der Wolfstein müßt' es büßen.“

Otto entgegnete düster: „Wie mag der Wolfstein büßen, was ich allein vollbringe?“

„Sie haben einen Vorsprung von fünf Stunden und mehr“, warf Theodulf ein.

Otto sagte nur: „Ich reite über Beuchte, der Beuchter muß mir ein frisches Pferd geben.“

Theodulf antwortet nichts mehr.

In der Burg hatte man die beiden kommen sehen und war dabei, die Pferde zu satteln. Otto befahl den Knechten im Vorbeigehen: „Zäumt den Schecken ab, ich reite allein!“ Er lief eilig hinauf, um sich von seinem Vater zu verabschieden.

Theodulf blieb stehen und sagte: „Zäumt an, der Schecke findet auch seinen Reiter!“ Danach folgte er dem Bruder.

Der Graf saß am Fenster, die Beine waren umwickelt. Daran war die lange Regenzeit schuld. Die Schmerzen und der Schrecken hatten ihn alt gemacht. Ein Flugblatt lag auf seinen Knien.

Die Gräfin brachte eben selbst einen gebratenen Lammrücken herein und setzte ihn auf den Tisch, der schon gedeckt war. „Iß und trink satt,“ sagte sie, „du hast einen scharfen Ritt vor!“

Indem kam Theodulf und sagte in seiner ruhigen Art: „Frau Mutter, setzt mir Teller und Becher hin, daß ich Otto Gesellschaft leiste.“

Der Graf bemerkte mit heiserer Stimme: „Der von Sickingen rückt vor Trier wider den Erzbischof. Ein Ritter mag ihm willkommen sein.“

Theodulf sagte laut, indem er seinem Bruder zuwinkte: „Wohlan, Otto, reitest du über Goslar, so reit' ich mit dir, brauche dies und das. Wohin du weiter ziehst, will ich nicht wissen.“

Er nötigte den Bruder zum Essen, daß er seiner Kraft sicher sei. Das sah Otto ein.

Den Grafen quälte sein Gewissen, wie immer, wenn ihn seine Krankheit niederdrückte. Er klagte sich an, daß er nicht immer wie ein Vater zu Otto gewesen sei.

Otto erwiderte: „Ich war wohl auch nicht immer, wie ein Sohn zu dem Vater sein soll.“ Er wußte kaum, was er sagte.

Draußen umstanden die jüngeren Brüder die Pferde, bis dahin waren sie oben auf dem Turm gewesen, unruhig und tatenlustig. Sie errieten gleich, was die beiden älteren vorhatten. Die unvermeidliche Fehde mit dem Herzog sahen sie als ein Abenteuer an, das durch den zu erwartenden Beistand von Gegnern des Herzogs einen Zug ins Große annehmen konnte.

In dem Augenblick, wo er aufs Pferd steigen wollte, erinnerte sich Otto an Elses Vater.

Der Burgvogt saß gebückt im Lehnstuhl, die Hände gefaltet. Er streckte sie vor, wild abwehrend, Haß und Grauen in den Zügen.

Otto sagte betroffen: „Darum bin ich gerüstet, daß ich Else befreien will. Ihr tätet besser, für mich zu beten, statt daß Ihr mir fluchen wollt.“

„Gürtet ab!“ schrie der Alte. „Soll sie mit Euch in die Hölle fahren?“

Otto erwiderte mit Selbstbeherrschung: „So sprächet Ihr nicht, wenn Ihr nicht wüßtet, daß mein Sinn höher ist als Euer.“

Der Burgvogt sagte finster: „Ihr könnt mir nichts antun. Was Ihr konntet, habt Ihr getan. Reißt Ihr aber mein Kind mit Gewalt aus der Hand ihres Richters, so habt Ihr meinen Fluch zweifach. Ich ringe die Hände und schreie zu Gott, mein Kind möchte ohne Schuld erfunden werden. Weil ich aber sehr fürchte, daß sie das nicht ist, sondern der gräßlichsten Sünde schuldig, so will ich lieber, sie büßt in der Zeit als in der Ewigkeit.“

Otto wollte leidenschaftlich erwidern, es fiel ihm aber aufs Herz, daß er vor drei Vierteljahren kaum anders gesprochen hätte. Er ging schweigend hinaus.

Seine Stiefmutter erwartete ihn an der Tür. Sie brachte ihm einen ledernen Beutel. „Das ist dein Geld“, sagte sie. „Dein Vater hat es in seiner Not vergessen, wie er den Segen vergessen hat. Nimm auch ihn von mir, über dich und was du vorhast, denn es ist ein frommes Werk.“

Als die beiden aus der Burg waren, klangen die Zurufe der Brüder ihnen nach. Otto sagte bitter: „So geht es in der Welt, daß die sich als Brüder zu mir verhalten, da ich sie zum letztenmal sehe.“

Theodulf erwiderte unzufrieden: „Warum soll es zum letztenmal sein? Willst du in den Tod reiten, so reit' ich nach Hause. Mich verlangt nicht in den Tod.“

Otto hielt an: „Du sprichst, was ich längst gesagt hätte, wäre mir nicht wüst und wirr zu Sinne. Es ist kein Verstand darin, daß du mit mir reitest.“

Theodulf antwortete noch unzufriedener: „Hast du das bei den Welschen gelernt, so war die Schule schlecht. Hierzulande halten Brüder einander die Treue.“

Otto reichte ihm die Hand und rief: „Das gedenk' ich dir im Leben und Sterben!“

Sie trieben die Pferde an und ritten in scharfem Trabe, so daß sie nur einzelne Worte wechseln konnten.

Der Beuchter war auf der Pirsch. Die Wolfsteiner ließen auf eigene Hand umsatteln und ihm sagen, wenn sie nicht wieder kämen, sollte er sich des guten Tausches freuen.

Sie verabredeten, wenn alles geglückt wäre, wollten sie mit Else nach Remlingen, bei dem von Löhneisen rasten und ihn um frische Pferde angehen. Vor Sonnenaufgang wollten sie wieder fort, Otto mit Else in das Hildesheimische, Theodulf zum Wolfstein.

Otto gedachte allein mit Basilius fertig zu werden, Theodulf sollte möglichst aus dem Spiel bleiben. Basilius erwartete keinen Angriff, sonst hätte er eine größere Bedeckung mitgenommen. War sich ja auch alle Welt einig, daß man dem Zauber- und Hexenwesen mit der äußersten Strenge begegnen müßte.

Es war ein schweigsames Reiten, sie hatten Eile.

Die Sonne war längst hinab, der Mond stieg auf, die weite Ebene lag in Träumen. Die Pferde schnoben, sonst war es so still, daß man die Oker plätschern hörte.

Theodulf deutete zum Horizont und sagte: „Wolfenbüttel! Es wird Zeit, daß wir sie finden.“

Otto rief mit lauter Stimme: „Sieh dorthin!“

„Hie gut Wolfstein“, jauchzte Theodulf. „Bruder, wir haben sie!“

Sie trieben die Pferde zu gestrecktem Lauf. Theodulf stieß in kurzen Abständen einen wilden Kriegsruf aus. Er sagte sich: „Vielleicht laufen sie davon und lassen sie zurück.“

Zehn Minuten später sah man den Trupp jenseits der Oker. Es waren nur drei, einer auf einem Maultier, die anderen zu Fuße.

„Heil, mein Bruder,“ rief Theodulf, „wir haben sie ohne Schwertstreich!“

Otto antwortete nicht. Er stand in den Bügeln und blickte starr auf ein Weidengebüsch am Ufer. Theodulf erstaunte und blickte auf dieselbe Stelle. Da schwieg auch er.

Sie waren am Flusse. Schweigend sprangen sie von den Pferden.

Else lag unter den Weiden, die Hände gefesselt. Ihre Augen waren geschlossen, sie gab kein Zeichen des Lebens.

Am andern Ufer lag ein Fischerkahn, den die drei heraufgezogen hatten.

Otto sagte mit heiserer Stimme: „Sieh nach ihr, das drüben ist meine Sache.“

Theodulf kniete neben Else und löste ihre Fessel. Otto zwang sein Pferd in den Fluß. Keuchend klimmte es drüben das Ufer hinan. Er gab ihm die Sporen. Die beiden Knechte machten kehrt und wollten ihn abwehren, wichen aber zur Seite. Basilius sank lautlos mit gespaltenem Schädel zu Boden.

Otto wendete sein Pferd und sagte zu den Knechten: „Wollt ihr kämpfen, sollt ihr haben, was ihr wollt. Sonst meldet dem Herzog, daß der Junker Otto vom Wolfstein und kein anderer seinen Richter erschlagen hat!“

Die Knechte wandten sich ab und ließen ihn unbehelligt. Er zog den Kahn ins Wasser, brachte sein Pferd herein und trieb mit der Stange hinüber. Theodulf zog den Kahn so weit ans Ufer, daß er fest lag, und leitete das Pferd heraus. Er sagte sorgenvoll: „Das war ein harter Streich, mein Bruder!“

„Es war mein letzter“, antwortete Otto. „Mich freut's, daß er gesessen hat.“

Sie gingen zu den Weiden.

„Er hat sie in die Brust gestochen“, sagte Theodulf. „Sie ist noch warm, doch ist wohl kein Leben in ihr.“

Otto setzte sich ins Wiesengras und legte ihren Kopf in seinen Schoß. Da schlug sie die Augen auf und lächelte ihn an.

Er sagte zärtlich: „Lieb Elselein, das war mißgetan, daß ich nach Rom zog. Da hat mir ein Dämon eine Binde um die Augen gelegt. Nun seh' ich wieder hell, nun bleiben wir beisammen.“

Sie antwortete: „Mein Herzallerliebster, ich gehe von dir, die Englein winken mir zu. Das muß dich nicht betrüben. All die Zeit hab' ich mir nichts gewünscht, als noch einmal mit dir unter dem Monde zu sein. Sieh, der Mond leuchtet so selig am Himmel, wie ich mein Lebtag nichts gesehen habe. Darüber bin ich so froh ... so froh ...“

Die Augen fielen ihr zu. Sie flüsterte: „Nun mußt du sprechen, mir vergeht's.“

Er wußte nur zu sagen: „Lieb Elselein“. — Nach einem langen Schweigen sagte Theodulf: „Das sollt' einem das Herz brechen. Hilft aber nichts, mein Bruder, wir müssen reiten, daß wir noch bei Nacht von Remlingen fortkommen.“

Otto erwiderte: „Du hast nichts mit der Tat zu schaffen. Das wissen die Knechte. Dem Herzog wird es lieb sein. Leb wohl, mein Bruder, herrsche du auf dem Wolfstein. Mich zieht es zu Else.“

Theodulf bemerkte ernst: „Wer Hand an sich legt, hat einen schweren Stand vor dem Weltgericht.“

Otto sagte still: „Mir träumte einst, ich läge ertrunken auf dem Grunde des Meeres. Seitdem spür' ich ein sonderbar Verlangen nach dem Meer. Ich fahre mit Else den Fluß hinab, soweit uns der Kahn tragen will. Es braucht wohl nicht des Handanlegens.“

Theodulf mahnte: „Das sind Flausen vor dem Weltenrichter! Ich fürchte sehr, du bettest dich hart in der Ewigkeit.“

Otto blickte zum Himmel und sagte versunken: „Bruder, da oben verbirgt sich mehr, als wir ahnen. Mein Leben lang hab' ich über den Tod gegrübelt, für mich und mit anderen. Diese hat nie mit keinem Gedanken gefragt, wie es nach ihrem Tode mit ihr sein würde. Was bleibt nun übrig von meinem Grübeln? Ich sehe sie an und weiß, sie ruht in Gott.“

„Sie hatte ein feines Herz“, sagte Theodulf. „Solcher ist das Himmelreich. Wohlan, so gib du Leben und Sterben der Welle und dem Winde anheim. Die sind in Gottes Hand. Deine Rechte am Wolfstein bewahr' ich dir. Lebe wohl, mein Bruder. Dies ist zu meinem Vorteil, ich wollte aber meine Rechte darum geben, daß du nicht nach Rom gefahren wärest.“

Er koppelte die beiden Pferde zusammen und ritt davon.

Den Junker Otto vom Wolfstein und den Leib seiner toten Geliebten hat man nicht mehr gesehen.

Unter den Fischern der Insel Wangeroge waren um diese Zeit päpstliche Dukaten im Umlauf.

Ende.



Im Rudern · Von Helene Brauer

Auf der Flut schwingt silbern Sonnenspiel,
Blaue Wellen plaudern unterm Kiel.

Wolken ziehn vorbei in weißen Reihn,
Und sie lächeln in mein Boot hinein.

Schmal und grau der Wald am Ufer hockt,
Draus der Kuckuck endlos lacht und lockt.

Lache du! Ich hör' so gern dir zu,
Meine sel'ge Sommeruhr bist du,

Die so traulich mir die Stunden teilt,
Blau und köstlich jede, die enteilt.

Und im Takte, den ihr Schlag mir gab,
Tauchen leicht die Ruder auf und ab.



Die Einheitsschule als neuzeitliche Forderung · Von Prof. Dr. Otto Gramzow

Die Forderung der Einheitsschule ist nicht erst aus der Revolution erwachsen. Sie hat auch durch die gegenwärtigen Umwälzungen im Staats- und Gesellschaftsleben keine größere Dringlichkeit erlangt. Vielmehr ist sie ein naturgemäßes Ergebnis der vorangegangenen Entwicklung. Der chaotische Zustand unseres Bildungswesens mußte zu dieser Forderung führen. Zuerst hat sie der Volksschullehrerstand erhoben und bereits vor mehr als drei Jahrzehnten in seinen Ortsvereinen eingehend erörtert. Volksschule und Volksschullehrer sind stets die Stiefkinder des Staates, der Gemeinden und der Gesellschaft gewesen. Vielerlei Unterlassungssünden sind an ihnen begangen worden. So lag gerade den Volksschullehrern der Gedanke nahe, daß man besser für die Volksschule und ihren Lehrerstand sorgen werde, wenn die Kinder der begüterten und gebildeten Volksschichten durch sie ihre erste Bildung erhalten würden. So lebhaft der Einheitsschulgedanke in der Öffentlichkeit erörtert wurde, so geschah doch nichts zu seiner Verwirklichung. An ihm scheiden sich die Geister noch im gegenwärtigen Augenblick. Die Frage der Einheitsschule steht im Schnittpunkt von Konservatismus und Liberalismus, von Individualismus und Sozialismus. Der Konservatismus äußert sich hier im hartnäckigsten Festhalten am Hergebrachten: am Zunftmäßigen der Bildung und am Berechtigungswesen. Der Liberalismus kämpft mit der Losung: „Freie Bahn dem Tüchtigen". Wo er die Macht in Händen hatte, in den Großstädten, war er in Gesinnung und Verfahren genau so zunftmäßig wie der Konservatismus. Nur allzu oft galt ihm das papierne Zeugnis mehr als hervorragende persönliche Leistungen. Der Individualismus lehnt sich gegen alles Schablonenhafte und alle Gleichmacherei im Bildungswesen auf. Er will jedem die Möglichkeit gesichert wissen, sich seinen eigentümlichen Gaben und Kräften gemäß zu entwickeln. Der Sozialismus, der auf jedem Gebiete das Gegenteil von Freiheit bedeutet, lebt in dem Wahn, durch gleiche Bildungsveranstaltungen alle gewaltsam gleichmachen zu können. Sein Eintreten für die Einheitsschule offenbart häufig Haß, Neid, Mißgunst, Niedertracht. Nur aus diesen Gefühlen heraus ist die Forderung zu verstehen, daß es neben der Einheitsschule weder Privatschulen noch private Unterrichtszirkel geben soll. Auch die abgeschwächte Forderung, daß neue Privatschulen nicht gegründet und bestehende nicht erweitert werden dürfen, entkeimt jenen Gefühlen, die nicht innerlich freien Menschen, sondern Sklavennaturen eigen sind. Der höchste Trumpf, den ein sozialistischer Redner in einer öffentlichen Versammlung gegen mich auszuspielen glaubte, bestand in dem Zuruf: „Die Kinder der Bessergestellten werden sich an den Geruch der ärmeren Kinder gewöhnen müssen! Wir werden sie dazu ebenso zwingen, wie wir jedem die Goldstücke heraussuchen werden, die er versteckt hat!" Blick und Gebärde des Redners verrieten dabei deutlich den aufgestachelten Sklaven, der die Freiheit nur schätzt, wenn er sie hat, und der nur das gerecht heißt, was seine Forderungen erfüllt. Mit solcher Gesinnung und von solchen Gesichtspunkten aus darf selbstverständlich nicht an die Lösung der Einheitsschul-

frage herangetreten werden. Jede Vergewaltigung auf diesem Gebiete würde fortgesetzt wirkende Ursache zum sozialen Unfrieden sein.

Wohlmeinende Anhänger der Einheitsschule geben sich dem Traume hin, daß sie ausgleichend und versöhnend wirken wird. Dieser Traum dürfte sich kaum erfüllen. Wenn die Kinder, die verschiedene Schularten besuchen, sich nicht kennen, so sind Gefühle der Zuneigung und des Hasses zwischen ihnen ausgeschlossen. Sind aber Kinder mehrere Jahre hindurch in denselben Schulklassen gewesen, und gehen dann die Kinder bessergestellter und strebsamerer Eltern zu höheren Schulen über, so entstehen leicht Neid, Eifersucht und Haß bei denen, die zurückbleiben müssen. Diese Gefühle sind ja unmittelbar im Selbsterhaltungstriebe gewurzelt. Durch ganz geringfügige Ursachen können sie geweckt werden. Sie treten mit Sicherheit auf, wenn in einer Kindesseele das Bewußtsein der Zurücksetzung entsteht. Freilich entkeimt dem Selbsterhaltungstriebe auch der Wetteifer, der zur stärksten Anspannung der Kräfte führen kann. Wo aber ganz verschiedene Grundlagen für den Wettstreit gegeben sind, da sinken bei dem Schlechtergestellten Eifer und Streben bald in sich zusammen. Zurück bleiben nur jene schädlichen Gefühle, die das Leben des einzelnen wie der Gesellschaft vergiften.

Trügerisch ist auch der Glaube, durch die Einheitsschule könnten die Bildungsklüfte überbrückt, die Bildungsunterschiede ausgeglichen werden. Es ist ein ebenso verderbliches wie vergebliches Bemühen, alle Menschen zu einer solchen Bildungshöhe zu führen, daß sie einander ganz verstehen oder einer des andern Interessen zu würdigen wisse. Nur allzu viele gehören zu denen, „die nicht alle werden". Alljährlich werden sie scheffelweise ausgesät. Sie haben weder Freude an geistiger Arbeit noch das Bedürfnis nach geistiger Ausbildung. Nur mit Zwang können ihnen die notwendigsten Kenntnisse beigebracht werden. So manchem unbegabten Menschen ist bisher schon seine ganze Kindheit durch diesen Zwang verbittert worden. Begüterte und ehrgeizige Eltern wenden eben alle Mittel an, um ihr schwach befähigtes Kind auf einen bestimmten Bildungsstandpunkt bringen zu lassen. Sie wissen nicht, daß sie damit an der Natur freveln und ihr Kind zu einem Menschen machen, der nie das dumpfe Gefühl geistiger Unzulänglichkeit los wird und auch stets in seinem „höheren" Beruf ein Stümper bleibt. Soll nun der Zwang allgemein werden? Da würde man etwas Unmögliches erstreben. Weite Kreise des handarbeitenden Volkes haben sehr wenig Wertschätzung für die Bildung und würden gar nicht daran denken, ihre Kinder zu einer geistigen Anstrengung zwingen zu lassen, die wider ihre Natur ginge. So lebhaften Bewegungsdrang Kinder besitzen, so sehr widersteht ihnen doch geregelte, andauernde Tätigkeit. Namentlich gegen geistige Tätigkeit haben sie Abneigung. Rousseau hat recht mit seinem Ausspruch: Ein Kind würde die ganze Akademie der Wissenschaften für den geringsten Zuckerbäcker in der Lombardenstraße hingeben. Bei begabteren Kindern werden allmählich Wißbegierde, Wetteifer und Ehrgeiz zu Triebkräften geistiger Tätigkeit. Das Elternhaus kann diese Triebkräfte auch bei wenig begabten Kindern zur Wirkung bringen. Wo aber die Eltern und die ganze Umgebung des Kindes keine geistigen Interessen pflegen und der Bildung keine Wertschätzung zollen, da setzt das unbegabte Kind dem Lernzwange unerschütterlichen passiven

Widerstand entgegen. An diesem natürlich begründeten Tatbestande wird auch die Einheitsschule nichts ändern.

Vor überschwenglichen Hoffnungen auf die Wirkungen der Einheitsschule kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Es würde sonst die gleiche Enttäuschung eintreten, wie sie die deutsche Arbeiterschaft jetzt erlebt, nachdem man ihr Jahrzehnte hindurch die größten Versprechungen gemacht und das Schlaraffenland des sozialistischen Staates in den verlockendsten Farben gemalt hat. **Trotz starker Bedenken ist die Einheitsschule eine Notwendigkeit.** Bei uns ist jede Schulgattung für sich organisiert und damit ein eigener Typus. Der Übergang von einer Schulgattung zur andern ist im vorgeschritteneren Alter der Schüler nur bei erheblichem Zeitverlust möglich. Außerdem führt er stets die Gefahr der Überanstrengung mit sich, wenn nicht der Schüler über außergewöhnliche Gaben verfügt. Wir haben nicht ein durchgängig organisiertes Bildungswesen, sondern ein Chaos von Bildungsanstalten. Wüßte man nicht, daß dieser Zustand in der geschichtlichen Entwicklung seine Erklärung findet, so müßte man annehmen, daß Unverstand und Bosheit ihn geschaffen hätten. Zu verkennen ist aber nicht, daß bei dem rücksichtslos gesonderten Aufbau und Ausbau der höheren Schulen unberechtigte egoistische Interessen am Werk gewesen sind. Das wird deutlich am Berechtigungswesen, besonders an der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Heerdienst, die ja nun glücklich beseitigt ist. Allen selbständig Urteilenden war der Widersinn dieser Berechtigung längst aufgegangen. Das Wissen von einigen Tausend Vokabeln, das Buchstabieren fremdsprachiger Schriftsteller (breitspurig nennt man's Lektüre) und ein Weniges mehr an naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Kenntnissen machen doch keine bessere Vorbereitung für den Waffendienst aus. Nicht viel besser steht es mit den Berechtigungen für gewisse Beamtenstellungen und zum Studium. Die Berechtigungen sind Schranken, die nur den Armen und den Bildungsunfähigen hemmen. Wer über reichliche Geldmittel und ausdauerndes Sitzfleisch verfügt, kann sich die erwünschte Berechtigung erwerben. Was in den Prüfungen verlangt wird, sind keine eleusinischen Mysterien. Meistens handelt es sich um Gedächtnisprüfungen, die sich lediglich auf den unmittelbar zuvor durchgearbeiteten Unterrichtsstoff beziehen. Irgend eine Bürgschaft für wirkliche Leistungsfähigkeit ist durch den Besitz eines Berechtigungszeugnisses nicht gegeben. Daher das Scheitern so vieler Ernststrebenden beim Studium, darum das häufige Versagen der Geprüften im praktischen Leben. Die ungenügende Leistungsfähigkeit von vielen Geprüften konnte nicht verborgen bleiben, sondern wurde fortgesetzt weiteren Kreisen bekannt. Immer stärker wuchs das Grollen gegen die Bildungsmonopole an. Man sah ein, daß nicht die Begabungen miteinander konkurrieren, sondern daß der Wettbewerb der begabten Armen durch die materiellen Mittel der Begüterten fast ganz ausgeschlossen ist. So preßte der kapitalistische Charakter des Bildungswesens die Losung: „Freie Bahn dem Tüchtigen" geradezu hervor.

Das Bestreben der Eltern, auch ihre wenig befähigten Kinder nicht unter ihre eigene gesellschaftliche Stellung hinabsinken zu lassen, ist verständlich. Wach und stark erhalten wurde es durch die übermäßige Wertschätzung der geistigen Berufe gegenüber den handarbeitenden und kaufmännischen. Auch die Bevor-

zugung der Beamtenstellung vor weniger gesicherten Stellungen wirkte hier mit. Die Wertschätzung aller Arbeit dürfte künftig eine gleichmäßigere sein. Auf bestimmte Stellungen in Staat und Gemeinde darf keinem Stande ein besonderes Anrecht eingeräumt werden. Man kann durchaus auf dem Boden der privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung stehen und das uneingeschränkte Erbrecht zwischen Eltern und Kindern fordern und muß dennoch den Wettbewerb des Geldes gegen die geistige Begabung als verderblich zurückweisen. Es ist ein von Natur gesetztes, unveräußerliches Recht, daß jeder seine Gaben und Kräfte zu seinem und der Gemeinschaft Nutzen voll entwickeln kann. Wird er daran gehindert, so ist und bleibt er ein unbefriedigter Mensch, der nie zum Glücksgefühl und zu höherem Frohgenuß des Lebens gelangen kann. Nicht nur sich selbst geht er verloren, sondern auch die Gemeinschaft ist eines Förderers beraubt und hat sich dafür einen unversöhnlichen Feind gemacht. Fast alle Revolutionäre, Aufrührer und Hetzer sind solche Enterbte. Wer sich mit diesen Verhältnissen beschäftigte, sah seit langem das gefährliche Spiel der bürgerlichen Gesellschaft mit den Begabten aus besitzlosen Volkskreisen. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß der Zurückgestoßene, der eine hervorragende geistige Kraft in sich verspürt, dorthin geht, wo man ihn brauchen kann und gern aufnimmt, zur revolutionären Partei. Schon in jungen Jahren habe ich in Schriften und Zeitungsartikeln darauf hingewiesen, aber ich predigte tauben Ohren. Auch der Sozialist Dr. Ludwig Quessel, der selbst aus der Werkstatt hervorgegangen ist, hat vor Jahren ähnliche Ausführungen gemacht.

Jetzt soll die Einheitsschule zur Verwirklichung der Forderung „Freie Bahn dem Tüchtigen" führen. Gewiß kann sie manches bessern, manchem begabten armen Kinde den Lebensweg erleichtern. Ist das Schulwesen einheitlich organisiert, wie es heute schon in der Schweiz und Amerika der Fall ist, so wird der Übergang von der Volks- und Mittelschule zur höheren Lehranstalt noch bei vorgerückterem Alter ohne Zeitverlust möglich. Aber eine völlige Verwirklichung jener Forderung kann die Einheitsschule nicht bringen. Es kommt nicht nur auf Freischule an, sondern es muß auch freier Lebensunterhalt gewährt werden. Dazu ist die Begründung von besonderen Unterkunftsanstalten, Konvikten, notwendig. Der Arme ist auch außerstande, sich während der praktischen Vorbereitungszeit als Jurist, Mediziner, Philologe usw. zu erhalten. Es würde also nötig sein, ihn sofort nach beendigtem Studium gegen Entgelt zu beschäftigen. In manchen Fällen wäre aber selbst mit so weitgehenden Unterstützungen nicht geholfen. In kinderreichen Arbeiterfamilien müssen die älteren Kinder zum Unterhalt ihrer Familie beitragen, sobald sie erwerbsfähig sind. Erst später kommen sie in die Lage, an die Ausbildung ihrer geistigen Kräfte denken zu können. Für solche Fälle bedarf es besonderer Maßnahmen, um hervorragende Kräfte nicht verloren gehen zu lassen.

Den stärksten Nachdruck haben die Anhänger der Einheitsschule stets auf die Grundschule gelegt. Sie soll der gemeinsame Unterbau für alle Schulen sein und in vierjährigem (nach Johannes Tews und nach eben gefaßtem Beschluß einer Konferenz im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht sogar in sechsjährigem) Kursus die Kinder aller Bevölkerungsklassen vereinigen. Ihre Einrichtung bietet die schwierigsten pädagogischen Probleme dar. Die Dauer des Kursus ist eine Organisationsfrage und soll hier außer acht gelassen werden. Die

größte Schwierigkeit ergibt sich aus dem in sich ganz verschiedenen Schülermaterial und der Aufstellung des notwendigen Lehrzieles. Jedem erfahrenen Pädagogen ist bekannt, daß das sorgfältig erzogene Kind einer gebildeten Familie einen ganz andern Anschauungskreis besitzt, als das wenig erzogene Kind aus untern Volksschichten. Jenes ist diesem in der Entwicklung seiner Geisteskräfte und in sprachlicher Ausdrucksfähigkeit weit voraus. Eine große Anzahl von Volksschulrekruten muß erst durch besondere Anschauungs-, Sprech- und Ordnungsübungen unterrichtsfähig gemacht werden. Das erübrigt sich bei den vorgeschrittenen Kindern gebildeter Familien, ja, es würde sogar schädigend wirken. Nicht nur, daß diese Kinder sich leicht dabei langweilen und ihr Interesse am Unterricht verlieren können, sondern sie werden auch aufgehalten in ihrer Entwicklung. Diese Hemmung ist keineswegs vorübergehend, sondern wird sich Jahre hindurch empfindlich bemerkbar machen. Will man wirklich eine Anzahl von Kindern nur eines Prinzips wegen in ihrer Entwicklung aufhalten, ohne damit den andern Kindern, die langsamer fortschreiten, auch nur im geringsten nützen zu können? Es erscheint auch sehr fraglich, ob man in der Grundschule bereits Heimatkunde, Naturgeschichte und sogar Geschichte treiben soll, anstatt ihren Lehrplan auf ein schnelleres Fortschreiten in Mittel- und Oberschule hin anzulegen. Es dürfte kaum zu umgehen sein, schon nach Jahresfrist die begabten Kinder besonderen Förderklassen zu überweisen. Dieses Verfahren hat aber eine sehr bedenkliche Seite. Sehr leicht entstehen bei den Geförderten gefährliche Steigerung des Selbstgefühls und Selbstüberhebung, bei den Zurückbleibenden eine Verminderung des Selbstgefühls, die das Selbstvertrauen untergräbt und damit die Leistungsfähigkeit noch weiter herabsetzt. Würden die zu schnellerem Fortschreiten Befähigten um ein oder zwei Jahre aufgehalten, so wäre das in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht von großem Nachteil. Schon bisher wurden die Angehörigen der akademischen Berufe viel zu alt, ehe sie eine feste Stellung erlangten. Die Hälfte des Lebens ist durchschnittlich vorüber, wenn einer erst mit dreißig Jahren oder noch später das Ziel seiner beruflichen Vorbereitung erreicht. Die lange Wartezeit und das fortwährende Bedachtsein darauf, nirgends anzustoßen und sich keines Vorgesetzten Mißfallen zuzuziehen, zermürben nicht selten Nervenkraft und Charakter. Die Jagd nach Mitgift bestimmt in solchen Fällen häufig die Wahl der Lebensgefährtin. Dadurch aber wird die Ehemoral untergraben und auch das kommende Geschlecht im voraus ungünstig beeinflußt.

So wenig die zurückgebliebenen Kinder durch die weiter vorgeschrittenen intellektuell gefördert werden, ebensowenig werden sie einen nennenswerten moralischen Gewinn von ihnen haben. Wo Menschen verschiedener Ausbildung zu einer Gemeinschaft zusammentreten, da geschieht die Gemeinschaftsbildung auf dem Standpunkte der am tiefsten Stehenden. Das ist selbstverständlich. Die Tiefstehenden können nicht hinaufsteigen, folglich müssen die Höherstehenden hinuntersteigen. Das wird besonders deutlich, wenn sich zwei an Bildung und Lebensauffassung ganz ungleiche Menschen in der Ehe zusammenfinden. Fast immer wird der Tieferstehende den Höherstehenden zu sich hinabziehen, es sei denn, daß der Tieferstehende über ganz außerordentliche Fähigkeiten verfügt und allmählich mit dem zu ihm Hinabgestiegenen wieder aufsteigt. Durchaus

ähnlich verhält es sich mit der Gemeinschaftsbildung bei Schülern, Soldaten, Angehörigen von Arbeitergemeinschaften usw. Gerade aus sittlichen Gründen sind viele Eltern Gegner der Einheitsschule. Daß die Schule schlimme Elemente in ihrem Einfluß auf die übrigen Schüler dämpfen kann und wird, ist selbstverständlich. Aber sie kann die natürlichen Grundlagen der Gemeinschaftsbildung nicht abändern. Auch Rücksichten auf die Gesundheit haben manchen, der sich wohl zur Idee der Einheitsschule bekannte, bewogen, sein eigenes Kind einer Vorschule zu übergeben! Jedenfalls darf man Privatschulen und Privatzirkel nicht verbieten oder einengen, wenn man die Einheitsschule einführt. Wir kannten in Preußen bisher keinen Schulzwang, sondern nur Bildungszwang. Dabei muß es bleiben, wenn nicht eine schlimme Saat der Zwietracht ausgesät werden soll. Wie es jedem freisteht, ob er sein Geld für Wohlleben, Reisen, geistige Genüsse oder höhere Ausbildung seines Geistes ausgeben will, so muß es ihm auch allein überlassen werden, ob er es für den Unterricht seiner Kinder anlegen will. Es ist doch überraschend, daß gerade diejenigen, die stets die militärische Dienstpflicht als eine unerträgliche Beschränkung der persönlichen Freiheit angesehen haben, nun eine Schulpflicht von gleicher Strenge und Unverbrüchlichkeit einführen wollen! Besonders muß noch betont werden, daß nicht die Schule die Entscheidung darüber haben darf, ob Kinder, die wenig Begabung zeigen und mehrmals sitzen bleiben, in die Mittel- und Oberschule eintreten sollen. Lediglich den Eltern und Vormündern steht diese Entscheidung zu. Manches Kind entwickelt sich ungewöhnlich langsam. Leibliche Zustände können die geistige Entwicklung hemmen. Bei manchen kommt erst im Pubertätsalter die geistige Begabung zum Durchbruch. Es sei hier nur an den Botaniker Karl von Linné, den Chemiker Justus von Liebig, an Alexander von Humboldt, Walter Scott, Napoleon I., Hogarth und Thorwaldsen erinnert.

Die Einheitsschule wird und muß kommen. Aber ihre richtige Gestaltung ist eine Aufgabe von größter Schwierigkeit. Jeder Fehlgriff kann von unberechenbarer Tragweite sein. Neben der Einheitsschule und unabhängig von ihr muß es jedoch freie Bildungswege geben, auf denen der einzelne nicht nur zur Hochschule, sondern unmittelbar zur Ausübung eines höheren Berufs vordringen kann. Nur durch die Erfüllung dieser Bedingung ist die völlige Freiheit der individuellen Entwicklung gewährleistet und der persönlichen Tüchtigkeit die freie Bahn erschlossen.

Kleine Stadt · Von Ludwig Bäte

Eine Gasse liegt in dunkler Nacht,
steile Giebel ragen still und dicht.
Alles schläft und nirgendwo ein Licht,
nur der Mond, der wacht,
und der Wind, der von dem Wall
Lindenduft herüberträgt,
dann und wann ein Glockenhall,
zitternd, kaum bewegt.



Die Sense

Von Lambrecht Lambrechts

Es war eines Sonntags nach dem Hochamt. Quinten Plas, ein sehnigter Mann um die vierzig, und drei andere Mäher aus dem Demerlande empfingen ihren Lohn auf dem Poorthofe. Ein hübsches Sümmchen für die habelosen Arbeitssklaven, denn man berechne einmal: Die Rute wurde ihnen mit vierzig Cent bezahlt, die große Rute wohl zu verstehen, und pro Tag hieben sie durch die Bank acht oder neun Ruten nieder. Der Pächter war aufgeregt, sprach kurz abgerissen, blickte hinauf zum Himmel und, obschon er nicht gerne einen solchen Haufen Geld weggab, begriff er doch, daß rasches Handeln not tat. Den ganzen Sommer hindurch hatte grilliges Wetter geherrscht, und die Heuernte durfte so gut wie verloren genannt werden. Verschiedene Auen waren überschwemmt gewesen, so daß man das gemähte Gras auf langen Tragestangen hatte fortschaffen müssen, und an mehr als einer Stelle war das Kleeheu als Mist umgepflügt worden: der junge Klee schoß nun von unten durch. Die Kartoffelernte versprach gleichfalls keine Reichtümer, immerhin war der Roggen, zwischen zwei Regenböen, noch ganz gut unter Fach gekommen. Jetzt regnete es einen Tag über, dann wieder gewitterte es ein paar Donnerschläge, sowie aber die Sonne einmal herausblickte, war das Feld weit und breit bedeckt von blitzenden Sensen und rollenden Wagen.

Nun mußte der Weizen geschnitten werden, und das Wetter war zwei Tage hintereinander ausgezeichnet gewesen. Wollte es noch ein paar Tage andauern, dann war das Getreide zum größeren Teile im Trocknen. Der knochige Pächter blickte argwöhnisch nach den weißflockigen Wolkenbällchen, die über die riesenhaften Scheunendächer hintrieben und fragte die ungeschlachten Männer, was sie für die kommende Woche weissagten.

„Blauer Schein auf meiner Sense, Pächter, das ist kein gutes Vorzeichen.“

„Und wenn der Wippsterz piepsend die Wassergräben entlang fliegt, hm ... das gibt mir kein Vertrauen.“

„Und gestern habe ich gesehen, wie die Kühe nach der Lehmmauer leckten, als sie zum Stall hinein wackelten. Das bedeutet: Bauer, sei auf deiner Hut!“

Quinten, der Älteste und Verständigste, hatte noch nichts gesagt.

„Und du, Quinten, was ist deine Meinung?“

„Gestern dachte ich, das Wetter ist so hell wie ein Edelstein! Aber seit diesem Morgen beginne ich auch zu zweifeln.“

Die Ernte der Poortenhofländereien war zur größeren Hälfte gemäht, aber es blieb gerade noch genug zu leeren übrig: dorten, das Grillenfeld, ein kleines Meer.

„Wohlan, Leute,“ beschloß der Pächter, indem er sein ungeschorenes Kinn in die Hand nahm, „hört denn zu. Dort stehen noch vier Weizenäcker aufrecht, alle vier von gleichem Umfange: jedes knapp einen Morgen, vielleicht einundzwanzig Ruten groß; wenn auch! ich will euch bezahlen, als wären es einund-

zwanzig Ruten. Aber paßt auf: Vor Dienstag abend muß alles mitsammen am Boden liegen."

„Pächter, das ist eine Henkersarbeit!" brummte einer der Männer.

„Wir werden tun, was wir können," bestätigte ein anderer, „aber das Mähen fleckt dieses Jahr nicht, das wißt Ihr auch. Zuviel Gras, zuviel Unkraut; das hat der Regen angerichtet."

„Darum will ich für euch noch etwas Besonderes tun, etwas, was ich noch niemals getan habe, und was ich, hört! kein zweites Mal tun werde. In früheren Jahren konnte ich Mäher bekommen gegen einen halben Frank die Rute; seit einiger Zeit zahle ich an sie 40 Cent. Wenn schon, für dieses Mal lege ich noch darauf: Ich verspreche euch einen Franken. Aber wie ich sagte: Unter der Bedingung, daß in zwei Tagen kein Halm mehr aufrecht steht."

Die Männer sogen an ihrer Pfeife und blickten einander sprachlos an.

„Dann werden wir die Hälfte der Nacht daran hetzen müssen!" meinten sie.

„Mir Wurst", versetzte der Bas. „Es ist ja jetzt klarer Mondschein."

„Was sagst du, Quinten?"

„Einundzwanzig Ruten auf jeden? Das macht am Tage zehn, elf Ruten. Pächter, Hand aufs Herz. 's ist zu viel!"

„Dann müßt ihr euch eben helfen lassen von euren Frauen!"

„Die Frauen? ... Hm ... die bringen mehr Hindernis als Hilfe. Sagt an, Pächter, wenn wir's in zwei Tagen nicht schaffen, dann —?"

„Dann bezahle ich den vormaligen Preis."

„Und wenn Regenschauer kommen?"

„Dann ist es euer Schade. Abgemäht muß es trotzdem werden."

„Pächter, ich tu' nicht mit. Vierzig Cent kann ich anderswo auch kriegen. Und ohne mir dabei die Knochen kaput zu arbeiten."

„Quinten, mein Junge, ich dächte doch ... An einem Tage acht Franken, neun Franken vielleicht —"

„Schneidet es gefälligst selber, Pächter."

„Ihr seid heute so kurz wie Spreu!"

„Dieweil ich nicht sehe, wie auf unsere Rechnung kommen. Der Mensch ist kein Vieh."

Quinten war berühmt als der hurtigste Mäher des Dorfes: niemand tat es ihm nach, trank er auch manchmal einen Tropfen mehr, als es einem Christenmenschen geziemt.

Der Pächter hatte die Männer nötig, das wußten sie, denn auf die Hilfe der Kleinbauern durfte er nicht rechnen; die machten sich die kargen Sonntage zunutze, um ihren eigenen Weizen abzuhauen.

„Nun denn, hört mal her, Quinten; ihr alle, sperrt die Ohren auf: Ab oder nicht ab, ihr sollt einen Franken die Rute erhalten. Und wer als erster die Arbeit klarkriegt, bekommt noch fünf Franken Trinkgeld! Das ist ein Wort, wie? Kleine Böen zählen nicht. Nur wenn es eine Sintflut wird, nehme ich mein Anerbieten zurück. Dann komme ich selber und warne euch."

In sich hineinlachend sockten die großen Kerle von dannen, zu einem der

überwölbten Hoftore hinaus, gerade auf die Wirtschaft drüben über der Straße los, und indem sie einander mit den Ellbogen anstießen, dachten sie bei sich selber:

„Frech geredet, ist halb gewonnen."

Bei früher Morgenhelle begannen sie zu hauen, Quinten jedoch war im Grillenacker nirgends zu erblicken. Er hatte eine Straßenkirmes mitgefeiert, auf welcher die Leute ihm geschmeichelt und auch gestichelt hatten, so daß er ins Trinken gekommen und um Mitternacht irgendwo in den Klee gesunken war, wo er vermutlich noch schlafend lag. Vor allem hatte man ihn mit seiner Sense geneckt, die ihn Werktags nie und nirgends verließ, selbst nicht, wenn er in einer Wirtschaft einsprach oder bei den Bauern zu Abend aß.

„Die Sense ist dein Kind, nicht, Quinten?" hatten sie geprustet. „Aber diesmal wird sie wohl unterliegen müssen oder in Stücke splittern: Willem Sielen seine ist besser!"

„Es gibt keine bessere!" hatte er aufgebraust, und vor Zorn war er rot wie ein Hahn geworden.

„Ja, aber es gibt doch größere, und in den Händen eines Riesen wie Willem, denk' mal an!"

„Keine Bange! Laß sie nur kommen! Ehe es Dienstag vier Uhr wird, vier Uhr nach dem Mittagessen, hat er schon seine Klobbe!"

„Wenn es bloß wahr ist, Quinten!"

„Den besten Mäher von Limburg sollt ihr mir holen gehen!"

„Deine Sense ist sicherlich gut, ja, das hören wir wohl an ihrem Klange, aber —"

„Das Glöcklein von den Beguinen läutet nicht so helle."

„Aber die letzten Jahre über hat sie doch viel Arbeit liefern müssen; sie ist nicht breiter mehr denn ein Schermesser."

„Ja, aber auch so scharf wie ein Schermesser, nom de Calvin! Das letzte Rändlein ist noch so gut wie das Ganze."

„Die Leute werden sie dir stehlen!"

„Das können sie nicht!"

„Oder zerbrechen!"

„Dann — dann richte ich ein Unglück an!"

Als der reiche Bauer um sieben Uhr mit einem Fläschchen Klaren nachsehen ging, lagen schon einige Hunderte Häufchen am Boden, aber der vierte Acker lag unangerührt. Mißzufrieden schüttelte er den knochigen Schädel, und sofort schickte er einen Bengel zum Dorfe. Alsbald kehrte der mit der Meldung zurück, daß die Tür von Quinten seinem Scheunchen, darinnen seine Sense hing, geschlossen war und daß seine Frau ihn seit dem vorigen Mittage nicht mehr gesehen hatte.

Als die Mäher ihren Zehnuhr-Imbiß nahmen, kam der Pächter nochmals, gestützt auf seine Gabel, dahergewandelt und begann über das Wegbleiben des Trunkenbolds zu schimpfen. Hernach suchte er selber in ein paar Wirtschaften, wo er Aufklärungen erhielt. Endlich fand er Quinten auf einem seiner eigenen Äcker, halb verborgen in den Kornhocken.

„Du hältst dein Wort nicht, Faulpelz!" grollte er, indem er den Saufaus wachtrat.

„Zeit genug, Pächter", meinte Quinten, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb und ihm versprach, er wolle sofort nach Haus eilen, um seine Sense zu holen.

„Das Fünffrankstück wirst du schwerlich gewinnen."

„Das werden wir erst sehen, Pächter!"

Die Mittagsglocke läutete, als Quinten, auf dem Rücken seine schwankende Sense, die er des Morgens vorher geschliffen hatte, im Grillenfelde erschien. Willem stand schon ungefähr einen halben Kilometer von der Straße entfernt, Blitze werfend was das Zeug hielt, mächtig ausholende Schwänge vollführend, und schon hatte er eine Bahn von zirka vier Ruten leer gehauen. Die anderen standen fast unauffindbar verloren in den gelbroten Tälern des ungemessenen Halmenwaldes, weiß- und buntgeärmelte Menschenschemen, beschützt von grellbleichen, runden Binsenhüten. Quinten bemerkte, daß bereits ein furchtbares Heer blondgelockter Kriegsleute niedergesäbelt worden war, die nun von den Töchtern und Mägden des Poortenhofes zusammengerafft und aufrecht aneinander gedrückt wurden.

Er schlug ein Kreuz, spie in die Hände und begann. Die Schnäpse und die Herausforderungen des Abends vorher hatten ihn ehrsüchtig gemacht, und die lange Ruhe hatte ihm ein so gewaltiges Wohlsein verliehen, daß er seine Muskeln sich bewegen fühlte wie Sprungfedern. Er stürmte durch den herrlichen Weizen wie ein Windstoß. Krachend und knirschend taumelten die grünen Spelzen nieder auf seine Holzpantinen, untermischt mit Disteln und Gras, durchsprenkelt von Kornraden und Klatschrosen, geschwängert von dem reifen Kornduft... Und er stieß und stampfte die dickleibigen Massen zu langen, zierlichen Schwaden auf den Boden. Niemals hatte seine Sense so tapfer gebohrt und gebissen, und obschon sie nur noch ein paar Finger breit war, hielt sie doch länger ihre Schärfe als eine andere und flog mit einem schneidenden Pfiff — hui! — auf und ab durch die Luft.

„Zum Abend werde ich sie alle eingeholt haben!" dachte er.

„Bis heran zu ihrem Striche", mußte er wieder lachen, als er beim Wetzen der Schneide über das breite Gefilde wegschaute, das seine Mitstreiter schon hinter sich gebracht hatten.

„Mit ihnen gleichhalten," überdachte er, „das ist nichts. Ihnen um fünf, sechs Schwadenreihen nachkommen, wäre auch noch zu machen. Aber ein ganzes Feld einholen, hundertzwanzig Schwadenreihen vielleicht, nein, ich glaube, da habe ich meinen Kräften zu viel zugetraut. 's ist die Schuld jenes Sattlers, der mich bis aufs Blut geneckt hat. — Nom de Calvin!" grollte er und hieb, als schlüge er dem Sattler den Kopf herunter.

Unentschieden schuftete er sich vorwärts durch das widerborstige Stroh, grinsend und die Augen zwinkernd in dem blendenden, heißen Sonnenlichte, ungeduldig werdend, wenn er auf ein Knäuelnest von hoch aufgekletterten Winden traf, und manchmal den Atem herauskeuchend, gleich einem Holzhacker, der einen Baum fällt. Dann und wann hörte er seine gefährlichen Mitstreiter sich gegenseitig mit kecker Kehle zurufen, und er glaubte zu verstehen, daß es Spottworte waren, die ihm galten. Sie hatten es über „Zurückbleiben" und „Besiegen" und

„wallonische Sensen“ und „verlorene Ehre“. Dann ließ er seine dicken Zähne aufeinanderknirschen, rückte einmal an seinem Strohdach und schwang wieder los, als wollte er mit jedem mächtigen Schwunge eine ganze Rute niederlegen. Der Schweiß lief ihm über die Augen, rieselte ihm über den Rücken, tröpfelte in seine Holzpantinen, in denen er stand und ungeduldig mit nackten Füßen würgte und rang.

„Morgen werden die nicht mehr lachen“, versicherte er.

Sie bekamen von ihren Weibern Branntwein, während seine Mientje böse geworden war und ihm nichts als sein Vesperbrot bringen wollte: Hätte er Nachdurst, so solle er sich nur zum Wassergraben bücken, hatte sie gesagt. Mehr als einmal hatte er es denn auch getan, und doch blieb sein Gaumenloch so trocken wie Staub.

„Das soll sie mir am Sonntag bezahlen!“ schnaubte er. „Mein gewohntes Taschengeld muß ich haben. Und von meinem Siegespreis soll sie nichts zu sehen kriegen.“

Wenn er daran dachte, was er mit all diesem Gelde anstellen würde, hüpfte er förmlich mit riesigen Sprüngen durch das raschelnde Korn. Er würde kegeln für zehn Cents den Schub, er würde den weißen Collas aufsuchen, der ihm den neuen Schaufelstiel beschafft hatte, und nach der Groenstraat gehen, wo viel besserer Schnaps zu haben war als im Dorfe, würde am Montag nicht blaumachen und, so es einzurichten war, noch etwas übrig behalten für den folgenden Sonntag ... Schau, kam von Zeit zu Zeit so ein unverhoffter Sonntagsgewinn, dann war das Leben noch wert, daß man's lebte.

Unerschrocken hieb und knatterte er beim Summen eines Liedchens weiter und weiter, schlug er den steifen, laut krick-krackenden Stämmen die Beine unterm Leibe weg und lachte zu den breiten, gefräßigen Happen seiner fleißigen Sense und ihrer glockenhellen Stimme.

Sie stammte aus dem Walenlande, diese unbezahlbare Sense, wo er, zehn Jahre früher, „Nom de Calvin“ fluchen gelernt und die Ernte geschlagen hatte für einen reichen kurzarmigen Pächter; der hatte sie ihm mitgegeben, nein, er hatte sie ihm abverdienen lassen. Delannois hieß der freundliche Mann, und der hatte sie von seinem jungen Bruder erhalten, der Pater war in einem englischen Kloster, das nicht weit von der Stadt lag, worin der beste Stahl der Welt gemacht wurde. Quinten hatte geloben müssen, daß er jedes Jahr zurückkehren würde, um die Ernte abhauen zu helfen, das hatte er auch ehrlich getan, bis der dicke Pächter gestorben war. In der Stadt hatte er einmal sagen gehört, daß eine Geige durch vielen Gebrauch sich nicht abnützt. Je länger du darauf spielst, desto besser wird sie, hatte er behalten.

Und so war es auch mit seiner Sense gegangen. Wo ein anderer sich zu Tode schwitzte, flog sie leicht gleich einem Vogel vor ihm her. Kein Spürchen blieb stehen, wenn sie den Boden geküßt hatte, wohingegen alle anderen die Halme zum großen Mißvergnügen der Bauern wirr und wild zusammenhauten. Sie hätte sich nötigenfalls sogar einen Weg durch das Dickicht einer jungen Baumschule gebahnt. Und obschon die Klinge mit der Zeit einschrumpfte, leistete er doch mehr und mehr Arbeit mit ihr.

Drehte er sich einen Augenblick um, dann sah er mit Selbstvergnügen, daß er das Land mit mächtig vielen Schwaden überstreut hatte, ja daß er gewiß mit Stücker zehn, vielleicht sogar mit fünfzehn Schwadenreihen in der Stunde die andern überboten hatte. Als dann die umherblitzenden Turmschwalben mit ihrem schwarzblauen Rücken und ihrem kastanienbraunen Busen über den Weizen dahergestrichen kamen und nach Mücken jappten, und ihm mit ihrem Tun ankündigten, daß es Abend zu werden begann, da ließ er seine sausende Sichel noch immer mit den gleichen flüggen Bewegungen durch den schweren Weizen jagen als wie um die Mittagsstunde.

„Seht nur!" dachte er, wie er die anderen heimwärts ziehen sah gleich müden kempischen Ochsen, und er rieb, sich auf den Sensenhaken stützend, eine dicke, stachlichte Ähre auf seinem breiten Handballen aus. „Wupp!" und die mürben Körner flogen in den Mund hinein.

Quinten hätte mit einer Binde vor den Augen sensen können, ohne viel Stufen in die Stoppeln zu kerben. Der Mond stieg früh empor, so daß er die am Morgen mutwillig verlorene Zeit teilweise zurückgewinnen konnte. Naß vom Tau begannen die grasigen Kornschwaden jedoch schwer auf seine Schienbeine zu drücken. Er wollte sich nicht daran stören und schien des Schwimmens in dieser See von Nebel und Korn nicht müde zu werden. Sobald er jedoch wurmkaltes Geriesel über seine triefende Brust kriechen fühlte und keine Grille im Grillenfelde mehr sich rühren hörte, wischte er seine Klinge ab, schwang den Haken über die Schulter und ging, nachdem er die Fortschritte der anderen genau festgestellt hatte, für zwei, drei Stunden sich schlafen legen.

„Mientje, den Wecker stellen!" befahl er, schon halb eingeduselt.

Als er in der Frühe des anderen Tages auf das Kornfeld kam, war er der letzte. Aber diesmal griff er die Arbeit mit unverzagter Hoffnung an. Es war ihm klar, daß es kein großes Wunder sein würde, wenn er den Vogel abschoß. Hastig zog er seinen Kittel herunter und fiebrig raffelte er sein Hemd an der Kehle frei, so daß sein Schapulier pendelnd heraushing.

„Los denn! Auf Gnade und Ungnade!"

Und seine eisenharten Knochen begannen wieder zu knacken.

„Wehr' dich!" lobte der Pächter, als er ihm um sieben Uhr ein paar Tropfen Kirschschnaps einschenkte.

„Er sitzt euch auf den Fersen," hörte er ein wenig später den Pächter zum großen Willem sagen, der zur Antwort gab:

„Der Nicker möge ihm die Sense zerbrechen!"

„Auf gleicher Länge!" frohlockte Quinten, als es vier Uhr schlug, und mit hellem Gelächter warf er seinen Hut in die Höhe.

Doch war die Partie noch keineswegs entschieden. Da sein Acker in dem noch übrig bleibenden Stücke viel mehr Gras enthielt, als die Äcker der anderen, mußte er sein Äußerstes aufbieten, um voranzudringen, während Willem und einer der zwei anderen mit ihren Sensen wie mit Federn spielten. Es blieben noch mindestens drei große Ruten niederzuwerfen, und Quinten wußte, dieweil er bei dem alten Huibrechts zur Schule gegangen war, daß eine große Rute hier

in der Gegend an vierhundertzweiundzwanzig Geviertmeter umfaßte, so daß er eigentlich noch vor einem Teich von 1300 Metern im Geviert stand. Da mußte noch etwas geschuftet werden!

Und er schuftete, schuftete, unverdrossen, stolz auf seine Stärke, stolz auf seine Zähigkeit, stolz auf seine gewandte Sense; ganze Bäche schöpfte er hinweg, ganze Lachen und Weiher trank er leer, und doch — und doch war kein Ende der wogenden Goldsee abzusehen. Er summte mit seiner tiefen Baßstimme, er glitt tanzend über die glatten Stoppeln, er wühlte nach links und rechts wie ein dicker Maulwurf, beschwirrt von den Bienen, umflattert von Schmetterlingen, gebraten im Sonnenfeuer und nur manchmal gestreichelt von einem kühlen neckischen Wabberwindchen.

Hätte er die Zeit gehabt, die Mienen seiner Mitkämpfer zu beobachten, so hätte er ohne Zweifel an ihnen ein sonderbares Verhalten bemerkt. Sie schienen es aufzugeben, überzeugt, daß Quinten sie mit Trommeln und Pfeifen besiegte, und sie brüteten Betrug, brüteten Verrat. Willem gab einem seiner Knaben Befehl, er solle gehen und einen großen Stein holen, den sollte er vorsichtig in Quintens Korn unterbringen, ihn schön mit Gras und Kräutern zudecken, ohne den mindesten Argwohn zu wecken durch das Bilden einer Spur oder das Abbrechen von Halmen. Das ließ sich bequem ausführen, denn die Dunkelheit begann schon einzufallen, dadurch die kämpfenden Mäher allgemach zu ungeheuerlichen Hodemännern verwandelt wurden. Vor acht oder halb neun Uhr würde übrigens Quinten es nicht geschafft haben. Quinten hobelte und scharrte, klatschte und klatschte, bisweilen fast auf den Knien kriechend. Er stopfte sich noch ein Pfriemchen hinter die Zähne, reckte seinen geräderten Rücken, und als das erste Sternengeflinker aufs Feld niederregnete — einen anderen Regen hatte es Gott sei Dank nicht gegeben —, glaubte er sagen zu dürfen:

„Die fünf Fränkchen sind mein!"

Dort stand noch ein dicker Grasstrauß zu seinen Füßen — kräftig holte er mit der Sense aus.

„Klink!" sagte sie — zerbrochen.

Ein gewaltiges „Nom de Calvin", gefolgt von einem gepreßten „Großer Gott im Himmel!" tönte durch die Finsternis, denn er sah und fühlte mit den Fingern, daß eine breite Scharte aus der Schneide seiner Sense gesprungen war, so breit, daß sie nicht mehr zu brauchen war!

Er beabsichtigte Willem und seinem Knaben, die in ein heimliches Kichern ausbrachen, die Scherben durch den Leib zu hauen, trat rasend vor Wut einen Schritt gegen sie zu, doch bedachte er sich wieder, schleuderte die Sense zu Boden und drehte sich fluchend um.

„Judasse!" spie er, während er seinen Kittel anzog. Dann taumelte er wie geistesverwirrt von dannen.

Aus dem Vlämischen von F. W. Hübner.

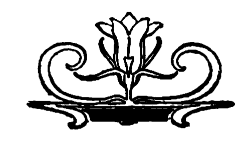


Deutsche Erzählung · Von Hermine Ziegler

Ein Landmann einst, an Haus und Hof gesegnet,
Des Ackerteil von Saaten überregnet
Unübersehbar gegen Mittag stand,
Verschlief die Schwüle hoher Mittagsstunden,
Indessen überm Eichenwald entzunden
Ein Blitzstrahl zackte in die Wetterwand, —
Und fand, von Donnerkeulen aufgetrieben,
Des Himmels Zeichen in das Land geschrieben
Und alle Frucht in schwerem Niedergehn. —
Da flammt sein Schmerz zu Bränden, hochgeschichtet,
Und wehrhaft, Aug' in Auge, kampfumlichtet
Hieß er die Knechte nach dem Rechten sehn.

Die aber kamen um. In Sturmgeschossen,
In Wetterbächen, rinnsalausgestoßen,
In Nebelwänden, Felsensturz und Schlamm.
Nur einer kehrte heim zum Abendgrauen
Und sprach: „O Herr, ein Jammer ist's zu schauen!
Dein Acker steht — jedoch auf morschem Damm." —
Ein zweiter kam und schrie in Hof und Scheune:
„Stellt Wachen, Herr, der Dieb bricht in die Zäune!" —
Ein Dritter kam und sprach und weinte drum:
„O Herr, was nützen Dämme, Wächter, Türmer,
Im eignen Erdreich wachsen Euch die Würmer!" —
Da rief der Landmann hart: „So bau'n wir um!"

Und stieß das Grabscheit in der Fäulnis Rachen,
Bis aus dem Urgestein die Ströme brachen
Erneuten Lebens, das im Lichte steht,
Und gab in aufgerißne Ackerbreiten
Sein letztes Korn vorgoldner Erntezeiten
Und stammelte ins Blau ein Eidgebet:
„Laß mir der Väter Erbteil nicht entwenden.
Ihm dienen will ich mit Gehirn und Lenden,
So lange noch ein Herzschlag in mir ist.
In Sturm und Sonne will ich's pflügen gehen,
Bis früchteschwer einst wieder Garben stehen,
O zeige, Herre Gott, daß du noch bist!"



Randbemerkungen

Tagebuchblätter von Dr. Justus Schoenthal

Panem et Circenses! — Zwei Wünsche hatten die alten Römer in ihrer Verfallzeit: Gebt uns zu essen und schöne Zirkusspiele, panem et circenses! Wer ihnen das verhieß, war Held und Führer. — Ins Neuhochdeutsche übersetzt, dünkt mich, heißt das etwa: „Teuerungszulage und Kinobesuch!“

* * *

Der Haß gegen das Bürgerliche. — „Dieser Haß, den man jetzt an vielen Orten gegen das Bürgerliche predigt,“ — meinte der Bedächtige, — „ist nicht ganz verständlich. Ich dachte, daß wir ersten und letzten Endes alle Staatsbürger seien, ob wir nun Maschinenschlosser, Bauern oder Universitätsprofessoren von Beruf sind!“

* * *

Die Sansculotten, — die „Ohnehosen“ von 1789, die diese Bezeichnung schließlich als Ehrennamen führten, würden sich 130 Jahre später, aller Wahrscheinlichkeit nach — „Arbeitslose“ nennen.

* * *

Woraus Mißverständnisse erwachsen, — das sah ich gestern so recht. Eine gute Weile redeten wir von der Sozialisierung der Presse und deren möglichen Vorzügen. Und zum Schluß stellte sich heraus, daß wir beide mit diesem Begriff voneinander grundverschiedene Ansichten verbanden. Das gab mir zu denken. Vielleicht können wir vor lauter Schlagwörtern, die jeder nach seiner Fasson auffaßt, zu keiner Verständigung im großen gelangen.

* * *

In „Svenska Dagbladet“ las ich heute einen Aufsatz „Französische Wünsche und deutsche Möglichkeiten“; die Schlußworte lauteten: Der Völkerbund dürfte also auf sich warten lassen. Die Welt geht nie nach abgesteckten Linien; gerade das Unvorhergesehene und oft das Unwahrscheinliche treffen ein. Dreißig Jahre, wie für Deutschlands wirtschaftliche und politische Sklavenarbeit in Anschlag gebracht werden, sind eine lange Zeit, fünfzig Jahre eine noch längere. In weniger als fünfzig Jahren wurde das neue Deutsche Reich aufgebaut und gestürzt, während Frankreich fiel und wieder aufstand. Während der nächsten Jahrzehnte kann sich auch manches ereignen, was die in gewissen Ententekreisen gehegten Pläne durchkreuzt. Ein Volk von über siebzig Millionen geht nicht ohne weiteres in die Knechtschaft. Das sucht sich Freiheit auf die eine oder andere Weise. Der ständig genährte Haß hat eine Glut, an dem gefährliche Schwerter geschmiedet werden können, auch wenn die Erzeugung von Kriegsbedarf noch so sorgfältig überwacht wird und die Kriegsindustrie ein Erzeugungsmaximum vorgeschrieben bekommt. Frankreich kam aus Ohnmacht und Vereinzelung in die Machtgruppe, die nun die Weltherrschaft besitzt. Dieselbe Schicksalswendung kann auch Deutschland bevorstehen. Sollte es in eine Stellung nationaler Minderwertigkeit herabgedrückt werden, so müßte es ständig an Wiederaufrichtung und Rache denken,

und von einem kosmopolitischen Brüderlichkeitsgefühl von seiner Seite gegen die Völker, die es niederhalten, kann keine Rede sein. Auch wenn es auseinanderfiele, müßte der Brand der Feindschaft noch in den Trümmern weiter glimmen. —

Es tut wohl, dergleichen Selbstverständlichkeiten hin und wieder schwarz auf weiß nach Hause zu tragen, doppelt wohl, wenn sie von außerhalb der Grenzpfähle stammen ...

* * *

„Kapitalisten und Unternehmer", — meinte er schroff, — „haben im Staate der Zukunft keinen Platz mehr!"

Doch der Bedächtige erwiderte gutmütig:

„Sie werfen hier zwei grundverschiedene Gruppen in einen Blechtopf. Gerade ihr Arbeiter solltet nicht so kurzsichtig sein und den Unternehmer mit dem Kapitalisten verwechseln. So schädlich der Kapitalist, der Mensch, der mühelose Renten heimst, für die Gemeinwirtschaft sein mag, so unendlich nützlich ist der Unternehmer, der Arbeitgeber in des Wortes edelster Bedeutung als Schöpfer neuer Arbeitsbetätigung."

* * *

„Le tiers Etat", — der dritte Stand, der Stand der Bürger, unterdrückt von den beiden bevorrechteten Ständen Adel und Geistlichkeit, machte die Umwälzung von 1789 in Frankreich; daß die Putsche von 1848 versandeten, lag daran, daß der dritte Stand schon nahezu „saturiert" und der vierte Stand, der Handarbeiterstand, dem ein Jahr zuvor das kommunistische Manifest von Marx und Engels gewidmet war, noch nicht zum Bewußtsein seiner zahlenmäßigen Macht erwacht war. Das Maschinenzeitalter ließ den vierten Stand erstarken. Eine vorbauende Sozialpolitik schuf statt der „Verelendung der Massen" ein behäbiges Kleinbürgertum. Unsere Mehrheitssozialisten sind — Kleinbürger, — weiter nichts! Wer dies begriffen hat, begreift auch, warum sie vom fünften Stand, den echten Proletariern, so glühend gehaßt werden.



Sieg der Zukunft · Von Ernst Behrends

O süße Rache, die in tausend Jahren
Alles was widerdeutsch, zu Boden zwingt
Und alles, was sich heut' ans Ruder dingt,
Ins Wasser stürzt, dorthin, wo Haie fahren.

Das wird ein Tag, an dem in stolzen Scharen
Der Adlerzug von Horst zu Horste dringt,
An dem die Taube sich gen Himmel schwingt,
Bündnis zu schließen mit den edlen Aaren.

Dann wird ein Friede werden wunderbar,
Der wird die wilden Wölfe knien sehen
Und beten hören zu den — armen Sündern.

Und bitten: zu vergessen, was da war,
Mörder zum Bruderstande zu erhöhen,
Segen zu reichen Kind und Kindeskindern.



Nachtstimmung

Von Otto zur Linde

Es geht ein Kind mit einer brennenden Kerze durch den Wald. Dem frommen Kinde läuft ein Rieseln schauernd über seinen Rücken. Aber es geht mit seinem Kerzenlicht fromm durch den Wald.

Stumm, drohend, undurchdringlich finster stehen die zwei Wände der Nachtbaumreihen um das Kind, gehen neben ihm her, und fromm hält das Kind sein Kerzenlicht in kleinen Händchen.

Ein Windhauch fliegt an seine Kerze, wie ein Falter fliegt er ins Licht. Das flackert, zuckt hoch auf und wirft seinen schwankenden Schein an die Wände der Baumreihen.

Im Weiterschreiten schiebt sich der Schein des Lichts an den Stämmen hoch, kriecht wieder herab, springt auf den nächsten Stamm, steigt an ihm hoch, und fromm und furchtsam geht das Kind durch den Wald.

Hinter einer Tanne liegt ein faules Stück Holz. Grünblau leuchtend. Das Kind schrickt bis ins Herz, geht stumm vorüber, und hinter ihm liegt das grünblau leuchtende faule Stück Holz.

Hinter Stämmen lugen Augen, wie Eulenaugen, so dunkelfeurig. Im stummen Wald heult dem frommen Kind ein Entsetzen im Ohr.

Das Kind schreitet mit kleinen Füßchen durch den großen, dunklen Wald.

* * *

Unter den Stämmen des Walds liegt gekauert die Nacht, über dem dunklen Wald stehen die zwinkernden Sterne.

Kein Sternenstrahl dringt durch die Dächer des Nachtwalds hindurch. Und die kauernde Nacht vergaß hier des Gedenkens ihrer Sterne.

Ein Grab, undurchdringlich, tief zugeschüttet mit Dunkelheit, fest, dick ummauert mit Dunkelheit, Grab, gesenkt in die schweigenden Schauer des Abgetrennten, Grab einhüllend das Grausen, so grübelt die Stimmung der Nacht im Wald.

Waren denn jemals Nächte, da der helle Schein des Julis lag über den Fluren der Erde? Da kein Grenztal gelegt war zwischen dem Julimorgen und -abend. Da die Sterne gingen selig, da das Weizenfeld flüsterte, da die Nachtigall im Park sang vom Abend bis nah an den Morgen.

Waren denn jemals Nächte, da der silberne Mond schwamm wie ein Kahn? Oder wie ein Chrysanthemum gelbweiß am hohen, hehren Sommerhimmel stand. Da sein Schein lag weich auf den weichen Auen, auf den Blumen der Gärten und den Wassern des Schwanenteichs.

Waren denn jemals Nächte, still und stolz unterm Orion, da das Sternenbild wie ein gewaltiges Kreuz ragte über dem Schneefeld?

Nein, solche Nächte waren niemals. Gekauert die Nacht, unterm Wald und seiner schweigenden Dunkelheit.

Die Nacht säugt ein totes Kind. Seine Kerze erlosch.

Die Nacht, die Urmutter des Todes, vergaß ihrer Sterne.

Und der stumme Wald träumt einen Traum, wie Lichtlein einer Weihnacht. Ach die Kerze erlosch. Als wäre nie ein Kind geschritten durch den Wald.

So muß es geben einen Ort in der Welt, der sich keiner Sonne erinnert, den seit Jahrmillionen kein Stern erhellt, wohin sich der Tod und die ewige Nacht betteten und das Kind.



Ein Traum im Allerheiligsten

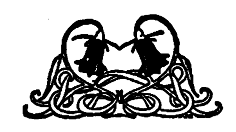
Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Ein bittrer Grimm durchtobte meine Seele, —
Ich war getäuscht in meinem Glaubenswahn,
Die Stufen zu dem Allerheiligsten
Stürzt' ich mit wildem Frevelmut hinan!
Sein Bild wollt' ich zertrümmern und zerschlagen,
Das mich belog auf meines Herzens Fragen.

Ins Allerheiligste! Ich brach die Pforten
Und stürzte wild dem Gottesstandbild zu,
Das sich auf seines Sockels hohem Fuße
Erhob in hehrer, tiefer Gottesruh':
„Die Zeit ist hin, da ich dem Truge glaubte!"
Und schwang die Waffe über meinem Haupte.

Und nieder stürzten meines Hammers Schläge:
Ich traf das Haupt, das ich so lang verehrt,
Ich traf die Brust, die mich so lange hegte,
Ich traf die Hand, die mich so lang bewehrt!
Und rasselnd rollten die zerschlagnen Glieder, —
Ich aber stürzte tief ermattet nieder.

Als ich nach qualvoll-schwerem Schlaf erwachte,
Da ward's in meinem Geiste furchtbar Tag: —
Heil war das Bild, das ich zertrümmert dachte,
Mein eignes Herz traf meines Hammers Schlag,
Mein eignes Herz zerschlug ich voller Qualen, — —
Gott aber glänzte in den alten Strahlen!



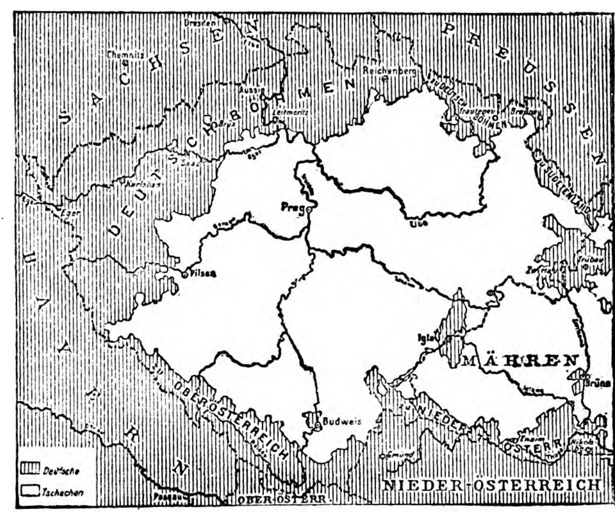
Rundschau

Deutsch-Österreich

Deutsch-Österreichs heutige Lage ist das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. An ihr bewahrheitet sich das Wort Sallusts, daß Staaten nur mit den Mitteln behauptet werden können, denen sie ihre Entstehung verdanken. Österreich-Ungarn war ein Werk der habsburgischen Hauspolitik. Es konnte daher nur so lange bestehen, als das gemeinsame Herrscherhaus die feste Klammer für seine auseinanderstrebenden Teile war. Dies konnte es aber nur sein, solange patriarchalischer Absolutismus regierte. Die Gewährung einer Verfassung legte die Axt an den künstlichen Bau, denn sie öffnete der Betätigung aller zerstörenden Kräfte freie Bahn. Der Weltkrieg hat so nur vollendet, was seit Jahrzehnten vorbereitet war.

Nun ist an die Stelle des vormaligen Völkerstaates eine Vielheit nationaler Staaten getreten, an die Stelle der europäischen Großmacht eine Anzahl von Mittelstaaten. Aber im Augenblicke des Zusammenbruches waren aus naheliegenden Gründen alle anderen Völker der ehemaligen Monarchie in besserer Lage als die Deutschen. Auch dies erklärt sich aus geschichtlichen und geographischen Gegebenheiten. Die allmähliche Besiedelung eines großen Teiles der österreichischen Länder mit Deutschen erfolgte in der Richtung von Westen nach Osten. So drangen deutsche Kolonisten zuerst in die Ostalpen, dann auch in den östlichsten Flügel der deutschen Mittelgebirge ein. Den Tälern der Donau und ihrer großen Alpennebenflüsse folgend, vollzog sich in ihren Anfängen diese deutsche Ausbreitung. Dann drangen deutsche Siedler in die Randgebirge des böhmischen Kessels. Aber zwischen diesen beiden Bewegungen bestand vorerst kein innerer, kaum ein räumlicher Zusammenhang. Weder in den Ostalpen noch in den heutigen Sudetenländern, Böhmen, Mähren und Schlesien, gelang es den Deutschen, die bereits dort ansässigen Völker restlos zu verdrängen. So mußten die südlichsten und südöstlichsten Täler der Kalkalpen den Italienern und Slowenen überlassen bleiben, und nirgends wurden natürliche Grenzen errichtet, die dauernden Schutz gegen allzu enge Berührung mit fremden Elementen geboten hätten. Zwar die Winden oder, wie sie sich erst seit wenigen Jahrzehnten nennen, die Slowenen, wurden weit noch Osten geschoben, mußten bereits im 8. Jahrhundert deutsche bzw. zunächst fränkische Oberherrlichkeit anerkennen und entbehrten seither bis in unsere Tage der staatlichen Selbständigkeit. Die „Windische Mark“ wurde kampflos ein Teil des alten Deutschen Reiches und ging ebenso in den Besitzstand Österreichs über. In Böhmen und Mähren fanden die deutschen Einwanderer der frühesten Zeit das sanft gewellte innere Gebiet bereits von Slawen besiedelt und begnügten sich damit, die gebirgigen Ränder zu besetzen. Es ist daher geschichtlich falsch, wenn von tschechischer Seite heute, wie schon gelegentlich in früheren Jahrhunderten, mit besonderem Nachdrucke von Johann Hus, der weit mehr nationalistischer Agitator als kirchlicher Reformator gewesen ist, die Behauptung aufgestellt wird, daß die Deutschen als Eroberer und Landräuber in Böhmen eingefallen seien. Wären sie das, dann hätten sie sich schwerlich mit den gebirgigen und weit minder fruchtbaren Randlandschaften begnügt, zumal sie kriegerisch die Tüchtigeren waren. Die Sache verhält sich vielmehr so, daß nach Abzug der germanischen Stämme der Markomannen und Quaden, die ihre Wanderlust nach Westen getrieben hatte, etwa im 6. Jahrhundert von Osten her slawische Stämme, die man heute unter dem Namen der Tschechen

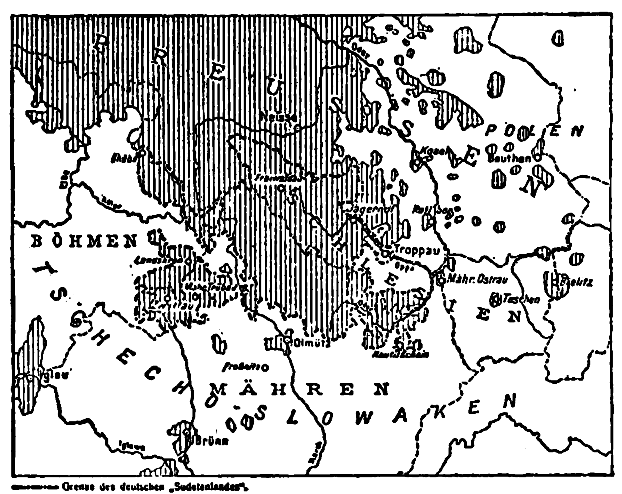
zusammenfaßt, ihren Einzug in das Gebiet der Moldau und der March hielten, und begreiflicherweise zunächst die fruchtbaren und leichter urbar zu machenden Landschaften im Innern in Besitz nahmen. Als dann wiederum germanische Scharen, diesmal dürfen wir sie schlechthin als Deutsche ansprechen, von Westen, Südwesten und Nordwesten den Boden der heutigen Sudetenländer betraten, rodeten sie in harter Arbeit die Urwälder in den Randgebirgen, deren letzte Erinnerungen noch heute im Böhmerwalde der Landschaft eigenartigen Reiz verleihen, aus, entwässerten die Sümpfe und schufen Kulturland, wo vor ihnen unbewohnte Öde gewesen war. Allem Anschein nach fast kampflos anerkannten sie die Staatsgewalt, die hier zuerst das Großmährische Reich, dann das der Przemisliden errichtete. Später mag es ihnen leicht geworden sein, sich mit diesem Zustande abzufinden, da schon Heinrich I. die Przemysliden der Lehenshoheit des Deutschen Reiches untertänig machte, und Böhmen samt Mähren blieben deutsche Vasallentümer bis 1621, wo erst Kaiser Ferdinands II. „Vernewerte Landordnung" österreichische Kronländer aus ihnen machte. Anderen Ursprungs als diese ältesten der heute bestehenden deutschen Siedelungen dieser beiden Länder sind die deutschen Sprachinseln im Inneren. Aber auch hier kann von gewaltsamer Festsetzung keine Rede sein. Sie verdanken ihr Dasein vielmehr der planmäßigen kolonisierenden Tätigkeit der przemyslidischen Herrscher sowie geistlicher und weltlicher Großer des böhmischen Staates. Mit Recht dürfen somit die Deutschen in Böhmen und Mähren den Anspruch erheben, nicht minder bodenständige Bevölkerungselemente zu sein als die Tschechen. Ganz ähnlich wie hier liegen die Dinge für Schlesien, wo ein Zweig der polnischen Piasten völlig unabhängig von ihrem Heimatstaate durch wiederholte Erbteilungen eine Anzahl kleiner Fürstentümer errichtete, die sehr rasch durchgreifender Germanisierung erlagen. Als die Lützelburger ihre Lehenshoheit über die schlesischen Fürstentümer ausdehnten, taten sie dies nicht in ihrer Eigenschaft als Könige von Böhmen, sondern — und dies muß tschechischen Auslegungen gegenüber festgehalten werden —, als deutsche Kaiser. Die sogenannten historischen Grenzen des böhmischen Reiches und das „tschechische Staatsrecht" sind Konstruktionen tschechischer Politiker und politisch gerichteter Gelehrter des 19. Jahrhunderts.



Deutschböhmen.

Ein Blick auf die Bevölkerungskarte der Sudetenländer läßt erkennen, daß ein bald breiterer, bald schmälerer Gürtel deutscher Siedelungsgebiete Böhmen umzieht und sich teilweise nach Schlesien und Mähren hineinschiebt. Beginnen wir beim Böhmerwalde, der den südwestlichen Rand Böhmens bildet, so sehen wir, daß hier die politische Grenze auf weite Strecken keineswegs mit der Sprachgrenze zusammenfällt, sondern geschlossenes deutsches Sprachgebiet schneidet. Dort wo der Böhmerwald beim Passe von Waldsassen dem Fichtelgebirge nahe kommt, wendet sich die deutsche Zone gegen Nordosten und umfaßt das reindeutsche Egerländchen — übrigens erst durch Maria Theresia zu Böhmen geschlagen —, be-

gleitet das Erzgebirge, das so wenig eine Sprachgrenze ist wie der Böhmerwald, wendet sich dann beim Durchbruche der Elbe durch das Elbsandsteingebirge gegen Südosten, wo der Sudetenzug, dessen höchsten Teil das Riesengebirge bildet, abermals an beiden Seiten von deutschen Siedelungen begleitet wird. In Mähren schließt sich im Süden, an Niederösterreich längs der Grenze ein breiter Streifen deutschen Landes an, so daß auch hier die Landesmark mitten durch deutsches Sprachgebiet hindurchgeht. Im Inneren Mährens sehen wir eine Anzahl deutscher Sprachinseln, von denen die um die Landeshauptstadt Brünn und um Olmütz an der March die bedeutendsten sind. Im Westen greift die Iglauer Sprachinsel nach Böhmen über, und dasselbe tut die etwas weiter nördlich gelegene Trübauer Sprachinsel.



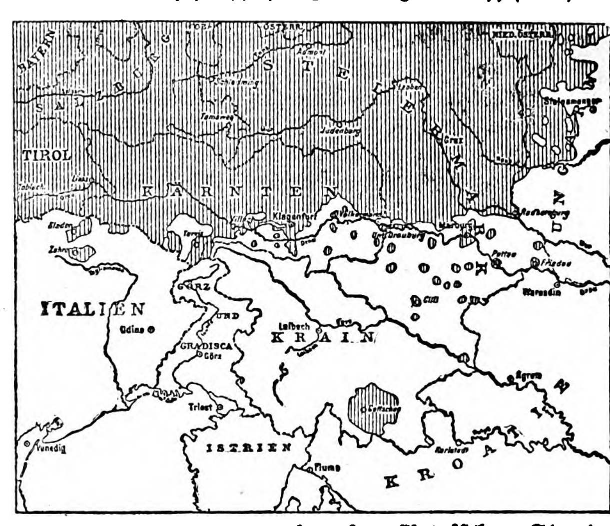
Grenze des deutschen „Sudetenlandes".

Sudetenland.

An der gebirgigen Nordostseite Mährens liegt, wie im Süden, ein größeres geschlossenes deutsches Sprachgebiet, das nordmährische, von dem die Olmützer Sprachinsel und das kleine deutsche „Kuhländchen" bei der Stadt Neutitischein nur durch schmale Brücken tschechischen Bodens getrennt werden. Schlesien zerfällt in das überwiegend deutsche West-Schlesien, wo nur bei der Landeshauptstadt Troppau Tschechen in größerer Zahl wohnen, und Ost-Schlesien, in das sich Deutsche mit Polen und Tschechen teilen. Westschlesien und die angrenzenden nordmährischen Gebiete bilden zusammen das deutsche „Sudetenland". (Vergl. das Kärtchen.) Einige Zahlen mögen den gegenwärtigen Zustand beleuchten: Böhmen hat insgesamt 6 796 378 Einwohner, davon sind 2 467 554 oder 36,45 v. H. Deutsche. Im deutschen Sprachgebiete erreichen die tschechischen Minderheiten, abgesehen von den Kohlenstädten Dux und Brüx (Nordwestböhmen), nicht mehr als 5 v. H. In Mähren sind unter 2 622 297 Einwohnern 719 439 oder 27,44 v. H. Deutsche. Schlesien zählt unter 756 949 Seelen 325 530 Deutsche, die zum weitaus größeren Teile in Westschlesien leben. In Ostschlesien beschränkt sich die deutsche Bevölkerung auf einige Städte und Sprachinseln. Hier überwiegen die Polen.

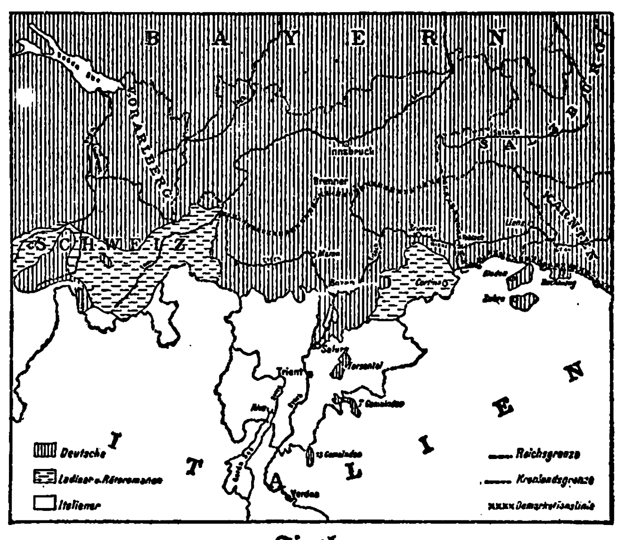
Von den Alpenländern besitzen die Steiermark, Kärnten und Tirol nichtdeutsche Minderheiten, die nun sämtlich abgetrennt werden sollen, großenteils tatsächlich bereits abgetrennt sind. In Kärnten und Steiermark bildet im ganzen die Drau die ungefähre Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slowenen, greift aber an vielen Stellen über den Fluß, auf sein linkes (nördliches) Ufer hinüber. Wenn die Stadt Marburg an der Drau dem Deutschtum erhalten bleibt, was sie verdient, denn sie ist fast rein deutsch, so würden die günstigsten Bedingungen, wie sie die Deutschen fordern, vorausgesetzt, der Steiermark 966 000 Deutsche (81,1 v. H.) und 224 000 (18,8 v. H.) Slowenen verbleiben, dagegen 184 000 steirische Slowenen und 11 000 Deutsche abgetrennt werden. Wird dagegen den slawischen Forderungen Rechnung getragen, so kämen 65 352 Deutsche an Jugoslawien und es verblieben nur noch 4425 Slowenen bei Deutschsteiermark. Wie die Dinge liegen, muß leider mit letzterer Möglichkeit gerechnet werden. Nicht besser erginge es Kärnten. Die Deutschen wünschen hier die natürliche und historische Grenze des Landes, die durch den Gebirgszug der Karawanken gebildet wird, mög-

lichst zu erhalten, so daß Kärnten 301 057 oder 79,0 v. H. Deutsche und 79 976 oder 21,0 v. H. Slowenen beherbergte. An Jugoslawien fielen dann nur 5 Deutsche und 709 Slowenen. Setzen die Slawen, wofür allerdings mehr Aussicht ist, ihre Forderungen durch, so behielte Kärnten 288 364 oder 88,4 v. H. Deutsche und 37 781 (11,6 v. H.) Slowenen. An das südslawische Reich gingen 12 698 Deutsche verloren. Nun ist zu beachten, daß sowohl die untersteirischen wie die kärntnerischen Slowenen durchaus deutschfreundlich sind und namentlich in Kärnten ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl beide Stämme verbindet. Die jugoslawischen Machthaber sind aber auch mit der zweiten der angedeuteten Möglichkeiten heute nicht mehr zufrieden und fordern sogar die Abtretung der urdeutschen Landeshauptstadt Kärntens, Klagenfurt, und womöglich auch des nicht minder deutschen Villach. Die Entscheidung steht einstweilen bei den Wortführern der Ententestaaten.



Sprachengrenze gegen den jugoslawischen Staat.

Tirol ist derzeit militärisch ganz von den Italienern besetzt. Ihre Forderungen gehen bekanntlich weit über das Maß der von Italienern und Friaulern bewohnten Gebiete hinaus. Werden sie erfüllt, wird wirklich die Linie Etsch—Eisack-Brenner—Rienz die künftige Südgrenze des Landes, so fallen 221 170 deutsche Tiroler italienischer Fremdherrschaft anheim, das ist fast die Hälfte der insgesamt 508 458 Köpfe starken deutschen Bevölkerung Tirols. Von irgendwie geschichtlich begründeten Forderungen Italiens kann hier keine Rede sein. Niemals noch war auch nur ein Fußbreit Deutschtirols italienischer Besitz — was übrigens auch von Welschtirol gilt —, aber Italien hat es auch gar nicht der Mühe wert gefunden, sich auf historische Ansprüche zu berufen, es will einfach eine „strategische Grenze“.



Tirol.

Was nun unter Abrechnung der sudetischen Gebiete, wo Deutsche wohnen, und nach

Abtrennung der von den Südslawen und Italienern angesprochenen Teile der Steiermark, Kärntens und Tirols noch übrig bleibt, das ist das heutige „Deutsch-Österreich“, ein Mittelstaat von kaum mehr als 6 Millionen Einwohnern, mit unmöglichen Grenzen. Dazu droht die Gefahr eines weiteren Verlustes, denn bei der kürzlich in Vorarlberg abgehaltenen Volksabstimmung über den Anschluß an die Schweiz wurde dieser mit 80 v. H. der abgegebenen Stimmen beschlossen, und es liegt nun nur mehr an der Eidgenossenschaft, diesem Beschlusse Wirklichkeit zu verleihen. Damit ginge Deutsch-Österreich seines Anteils am Rheingebiete und am Bodensee verlustig. Einen kleinen Zuwachs dagegen vermöchte Deutsch-Österreich zu erzielen durch den Anschluß Deutsch-Westungarns. Die Deutschen der drei Grenzkomitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg fordern immer lauter die Lostrennung von Ungarn und den Anschluß an Deutsch-Österreich, wobei sie sich auf das sattsam bekannte Selbstbestimmungsrecht der Völker berufen. Auch hier schneidet die politische Grenze mitten durch deutsches Sprachgebiet willkürlich hindurch, und an geschichtlichen Ansprüchen fehlt es nicht, denn nicht weniger als achtmal war im Laufe der letzten Jahrhunderte Deutsch-Westungarn ein Teil Österreichs. Hätte die Wiener Regierung vor Monaten, da in Ungarn völlig ungeklärte Verhältnisse herrschten, rasch zugegriffen, so wäre Westungarn längst deutsch-österreichisches Land. Heute steht es unter der Gewaltherrschaft der madjarischen Räterepublik, und Bürgerkrieg durchtobt das Ländchen, in dem die Bauern und Kleinbürger sich verzweifelt gegen die kommunistischen Einrichtungen wehren. Leider fehlt es ihnen an Waffen und Führung; so werden sie wohl mit Gewalt unter das alte Joch gebeugt werden. An die 300 000 Deutsche und ein Gebiet, das die Verpflegung Wiens und Niederösterreichs mit Lebensmitteln sicherstellen könnte, bleibt so verloren.

Deutsch-Österreich umfaßt somit heute die Länder Ober- und Niederösterreich, Salzburg, ein Stück Deutschtirol, die deutsche Steiermark und den Rest von Deutsch-Kärnten. Vorarlberg ist unsicherer Besitz, Krain, das abgesehen von der deutschen Sprachinsel der Gottschee rein slowenisch ist, fällt naturgemäß an Jugoslawien. Der ganze Staat bildet ein unregelmäßiges, gegen Osten breiter, gegen Westen schmäler werdendes Rechteck mit ausschließlich festländischen Grenzen. Die südslawischen Länder trennen Deutsch-Österreich von der Adria, und Böhmen verlegt ihm den unmittelbaren Weg längs der Moldau und Elbe zur Nordsee. Abgesehen von den wenigen Talweitungen an der Donau ist Deutsch-Österreich vorwiegend Gebirgsland, dem es an der Möglichkeit fehlt, seinen Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen selbst zu decken. Die Industrie sieht ihre Entwicklung gehemmt durch den Mangel an Kohle und Eisen, die zwar nicht ganz fehlen, aber doch nur in beschränktem Maße, namentlich in Steiermark, vorhanden sind. Für die Kohle werden in Zukunft voraussichtlich die alpinen Wasserkräfte teilweisen Ersatz bieten können, aber auch von diesen sollen einige der bedeutendsten und bestgelegenen abgetreten werden. Tschechische Begehrlichkeit scheut sich auch nicht, die Hand nach den nördlichen Grenzgebieten der urdeutschen Länder Ober- und Niederösterreichs auszustrecken, um die dort gelegenen wichtigen Knotenpunkte des Verkehrs zu erbeuten. Dazu kommt das Mißverhältnis zwischen dem derzeitigen Umfange des Staates und der Hauptstadt. Wien mit seinen mehr als 2 Millionen Einwohnern ist in der Tat, wie es ein boshaftes Wort bezeichnet hat, der „Wasserkopf“ Deutsch-Österreichs. Es ist aber auch die schwache Stelle in nationaler Hinsicht, denn mit rund 200 000 Tschechen und etwa eben so vielen polnischen Juden, überdies etlichen Tausend anderen Nichtdeutschen heute schon eine vielsprachige Stadt, stört es den geschlossenen deutschen Charakter des Staates empfindlich, da die gewählten Vertreter dieser fremden Elemente in allen Selbstverwaltungskörpern sitzen und sich bemühen, redlich gegen alle deutschen Belange aufzutreten. Bei den internationalen Neigungen der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie leider nicht immer ohne Erfolg.

Ziehen wir aus dem Gesagten das Ergebnis, so sehen wir in den Nachbarstaaten Deutsch-Österreichs überall größere und kleinere deutsche Irredenten, deren Schicksal in nächster Zukunft sicherlich kein rosiges sein wird. Deutsch-Österreich selbst ist zwischen engste Grenzen ein-

gepfercht und nicht imstande, ein selbständiges wirtschaftliches Leben zu führen. Früher oder später wäre es genötigt, sich in irgend einer Form, um sich Zufuhr an Lebensmitteln, Kohlen und Rohstoffen zu sichern, an die slawischen Nationalstaaten anzuschließen. Damit aber wäre nicht allein das Ende des österreichischen Deutschtums besiegelt, sondern auch das Deutsche Reich von einer weiteren Flanke bedroht. Deutsch-Österreichs Dasein und des deutschen Volkes Zukunft hängen daher vom Anschluß dieses für sich allein lebensunfähigen Gebildes an das Deutsche Reich ab. Prof. Dr. Benno Imendörffer

Soziale Fragen im Tierreich

Wo Lebewesen in größerer Anzahl beisammenleben, müssen soziale Fragen von selbst entstehen, aber während sie dem Menschen Kopfzerbrechen über Kopfzerbrechen machen, werden sie im Tierreich auf die denkbar einfachste Weise gelöst, nämlich durch den Instinkt, jenen unbewußten Drang, dem — im Gegensatz zum Menschen — kein Tier der Erde entgegenarbeitet.

Schon eine der wichtigsten sozialen Fragen, die der Gleichberechtigung der Frau, findet bei den Tieren insofern eine natürliche Lösung, als bei verschiedenen Tierklassen, so vielen Säugetieren und Vögeln, die Zahl der Männchen die der Weibchen überwiegt, so daß der „weibliche Wert" schon deshalb erheblich gesteigert wird. Außerdem findet bei den meisten Tieren, sofern die Geschlechter überhaupt beisammen leben, was bei Amphibien und Fischen und den meisten niederen Tieren aber nicht der Fall ist, Arbeitsteilung statt. Hierbei fällt freilich die größere Arbeitsleistung zumeist dem Weibchen zu, das fast immer die Aufzucht der Brut zu besorgen hat. Diese Arbeitsvermehrung verleiht dem Weibchen aber sehr oft auch eine höhere Geltung. Bei vielen Insekten und Spinnen spielen deshalb die Männchen eine recht klägliche Rolle und es ist keineswegs eine Fabel, daß sich die Ehepaare der Spinnen oft so „spinnefeind" sind, daß die fleißig spinnende Gattin ihrem trägen Gatten kurz und bündig den Garaus macht und ihn verspeist. Auch die äußeren Unterschiede, Größe oder schönere Färbung und dergleichen, die das Männchen oft auszeichnen, bedingen gewöhnlich keinen höheren sozialen Wert, wenn auch das männliche Tier oft mit Schutzwaffen ausgestattet ist, die dem Weibchen fehlen, so daß es also schon von der Natur bestimmt zu sein scheint, die Verteidigung des Weibchens zu übernehmen. Wer aber jemals Tiere beobachtet hat, wird wissen, wie mutig und heftig sich auch die Weibchen zu verteidigen verstehen, wenn Gefahr droht. Gelegentlich treten auch Verschiebungen in der Arbeitsleistung ein. So hilft der Strauß seinem Weibchen getreulich beim Brüten, so trägt die männliche Geburtshelferkröte die schnurförmig aneinandergereihten Eier um die Hinterbeine gewickelt, so klemmt sich das Männchen eines tropischen Fisches das Eipaket unter einen hornartigen Fortsatz an der Stirne und so füllen sich die Männchen einer indischen Wels-Art das Maul voller Eier und nehmen keinen Bissen zu sich, ehe die Jungen nicht glücklich ausgeschlüpft sind. Doch sind das nur einige Ausnahmen der bestehenden Regel.

Bei den meisten höheren Tieren wird die Frage der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts also durch seine Teilnahme an der gemeinschaftlichen Lebensarbeit gelöst, die die Bedeutung des Weibchens ohne weiteres in sich trägt. Bei den niederen Tieren aber verschwindet diese Frage von selbst, denn die Geschlechter leben nicht beisammen und da somit jedes Einzelwesen auf seine eigene Kraft angewiesen ist, hört jeder Unterschied von Wertung und Recht von selbst auf.

Am idealsten wird die soziale Frage bei den staatenbildenden Insekten und zwar gleichfalls durch die Arbeitsgemeinschaft der Tiere gelöst. Denn nur auf dem einheitlichen Zusammenwirken der Einzeltiere gründet sich die Erhaltung des Staates. Häufig läßt sich eine genaue

Verteilung der Arbeit beobachten, so, um nur zwei Beispiele anzuführen, bei den Termiten, wo die „Soldaten“ ausschließlich die Verteidigung zu besorgen haben oder bei manchen Blattschneider-Ameisen, wo die mittelgroßen Arbeiter die Blätter abschneiden, die großen sie zerkauen und die kleinen aus der zerkauten Masse die sog. Pilzgärten herstellen, auf denen die dem Volk zur Nahrung dienenden Pilze gezüchtet werden. Auch bei den Staaten, die, wie die Bienen und Termiten ihre Königin im Mittelpunkt haben, bleibt die Staatsform volksfreiheitlich. Mit dem „Regieren“ könnte sich so ein geplagtes Geschöpf, das nur Eier und immer wieder Eier hervorbringen muß, ja auch mit dem besten Willen nicht abgeben. Eine führende Rolle spielt die Königin bekanntlich nur, wenn die Bienen schwärmen.

Viele schwierige Fragen, die den Menschengeist bewegen, beseitigt der instinktive Egoismus der Tiere schon von vornherein. Wenn zwei verschiedene Tiere in einer Lebensgemeinschaft, einer Symbiose, leben, Beispiele hierfür sind Seerose und Einsiedlerkrebs, Medusen und kleine Fische oder Muscheln und Krabben usw., so haben sie nur einen Zweck im Auge, nämlich, sich durch diese Verbindung Vorteile zu schaffen. Und wenn gewisse Vögel, wie Pelikane, Lummen, Geierfalken oder Kohlkrabben den Gegner gemeinsam angreifen, so empfindet vermutlich auch keines der Tiere das Wohl des Ganzen, sicher aber die eigene Sicherheit als Triebfeder seiner Handlung. Ein Gefühl des Zusammenhaltens wohnt gleichwohl in vielen Tieren und man kann es am besten an jenen Tieren beobachten, die, wie zahlreiche Vögel, Fische oder Schmetterlinge in großen Zügen zu wandern pflegen oder an solchen, die herdenweise beisammen leben. Ein kennzeichnendes Beispiel einer solchen Gemeinschaft bildet das Tierleben der afrikanischen Steppe. Die verschiedensten Tiere bevölkern sie: Strauß, Zebra, Gnu und Hartebeest, gilt es aber einmal die Verteidigung, so vereinigen alle ihre feinen Sinne und starken Kräfte gegen den Feind, und in gemeinsamer Abwehr und Flucht entrinnen sie der Gefahr. Vom Zusammenhalten im wahren Sinne des Wortes kann aber auch bei dieser gemeinsamen Wehr und Flucht kaum die Rede sein, denn schließlich ist jedes Tier doch auf die eigene Sicherheit bedacht, während das Bestehen des Ganzen viel weniger in Betracht kommt. Eine wirkliche Gemeinschaft besteht eben nur bei den staatenbildenden Insekten, deren Einzelwesen ihr Leben tatsächlich jeden Augenblick dem Wohl des Ganzen zu opfern bereit sind.

Also abgesehen von solchen Ausnahmen: Egoismus, wohin wir blicken. Und so ist es denn kein Wunder, daß auch die wichtigste aller sozialen Fragen, die Fürsorge der alten und kranken Einzelwesen im Tierreich nicht vorhanden ist. Instinktive Fürsorgegefühle empfindet das Tier nur dann, wenn es sich um die Sorge der Nachkommenschaft handelt. Jeder anderen Sorge- oder gar Mitleidempfindung versagt der gesunde tierische Instinkt. Aber natürlich gibt es auch hier allerhand Ausnahmen, wenn auch der Hund, der ein Kind aus den Fluten rettet oder sein Leben einsetzt, um das seines Herrn zu schützen, nicht aus Mitleid, sondern aus dem instinktiven Pflichtgefühl handelt, daß er hier helfen muß.

Und so werden denn bei den Tieren alle sozialen Probleme, soweit sie sich überhaupt auf ihr Leben übertragen lassen, einfach durch die Naturgesetze gelöst, die schließlich jedes Lebewesens bester Führer durchs Leben sind.

M. A. v. Lütgendorff



Auch in England!

Einer der unausrottbaren Irrtümer, die unser heutiges Schicksal verschuldet haben, war die Wahnvorstellung wohl der meisten Deutschen, wir allein müßten an den Lasten und Opfern des Krieges so furchtbar tragen, unsere Feinde litten nicht entfernt so schwer, und darum könnten sie den Krieg noch beliebig lange durchführen, wenn unsere Kräfte schon längst erschöpft sein würden. Daß auch unseren Feinden das Wasser bis zum

Halse stand, daraus machen die Ehrlichen unter ihnen, da sie es jetzt nicht mehr nötig haben, die von ihnen — im Gegensatze zu unserem haltungslosen und nur verderblichen Gejammer — geübte Disziplin zu wahren, auch kein Hehl mehr. Von unwiderstehlicher Beweiskraft ist aber die Tatsache, daß sich auch in dem gesegneten und gefeiten England die selbe innere, soziale Umschichtung vollzogen hat, deren Gegenstand oder Opfer wir allein zu sein glaubten. Auch dem englischen Gesellschaftskörper ist der Krieg ins Innere, ins Blut getreten, und — was könnte beredter für seine Wirkungen auch für dieses, in seiner Gottähnlichkeit nicht „bange" werdende Volk sprechen?

Es ist die Londoner „Daily Mail", die diesen Vorgang in aller Umständlichkeit feststellt und schildert: „Während wir im letzten halben Jahre laut über den Frieden gestritten haben, ist eine stille Revolution, die Äußeres und Inneres unseres nationalen Lebens völlig verändert, unbemerkt vor sich gegangen. Der Grundbesitz und die großen Häuser Englands gehen aus einer Hand in die andere über. Die Klasse, die durch viele Geschlechter die Fackel des Wohlstands und der Kultur vorantrug, ist allmählich aus ihrem Besitz gedrängt worden. Große Ländereien und prachtvolle Paläste werden versteigert und den Meistbietenden zugeschlagen. Und mit ihnen strömen in andere Hände die Juwelen, die Gemälde, die kostbaren Möbel und die herrlichen Bücher, die der schönste Schmuck dieser Paläste waren. Tag um Tag geht der Ausverkauf lustiger vor sich. Mit unbedachter Lustigkeit stecken die neuen Reichen die alten Schätze in ihre Taschen. Und so wenig haben fünf Jahre Krieg die Taschen zu leeren vermocht, daß diese Glücklichen immer höhere Preise zahlen, je stärker die Nachfrage wird. Die Märkte von London und Paris stehen der ganzen Welt offen, und durch eine seltsame Ironie finden wir, wo wir eine Weltarmut erwarteten, die sorgloseste Verschwendung der wohlgefülltesten Geldsäcke ... Gewiß ist es traurig, unser Land von all seinen Juwelen, den wirklichen und den künstlerischen, entblößt zu sehen. Aber noch ein größeres Unglück ist der Verkauf des Landbesitzes, ausgenommen, wenn er die Zahl der kleinen Besitzer vergrößert und dadurch den besten Handel der Welt ermutigt, das Pflügen des Ackers. Aber nur zum kleinsten Teile sind es kleine Besitzer, die Land erwerben, sondern die großen Güter wechseln ihre Herren, und der kostbare Boden kommt in den Besitz von Menschen, die nicht wissen, daß das Land ihnen auch Pflichten auferlegt, und die aus dem Boden nur, wie aus ihren Fabriken, einen möglichst großen und leicht zu verdienenden Nutzen ziehen wollen. Die Grundbesitzer Englands, wie wir sie in früheren Zeiten gekannt haben, betrachteten ihren Besitz nicht als bloße Quelle des Nutzens. Sie fühlten sich eins mit ihren Pächtern, deren Verluste sie teilten und an deren Gewinnen sie mäßigen Anteil nahmen. Aber der Krieg hat seine Arbeit verrichtet, und die Klasse, die ohne Zögern ihre Jugend für die Sache des Vaterlandes opferte, sieht sich nun gezwungen, nicht nur den aufgestapelten Reichtum der Bibliotheken und Gemäldegalerien zu veräußern, sondern auch auf den Grund und Boden zu verzichten, den sie, zum größten Teil, mit Klugheit und Anstand verwaltet hat. Alle, die nicht blind sind, müssen die Bedeutung dieser plötzlichen Veränderung erkennen. Ein Mann kann die Pflichten eines Großgrundbesitzers nicht in einem Jahr oder in einer Generation lernen. Der Besitzwechsel, von dem wir täglich hören, bedeutet also nicht eine weitere Zerstreuung des Reichtums oder des Landes, er bedeutet vielmehr die Ersetzung einer Klasse durch eine andere. Dieser Wechsel, der in unserer Geschichte schon öfters stattgefunden hat, war stets mit höheren Preisen und schlechterer Bewirtschaftung verknüpft."

In diesem Bekenntnisse ist viel mehr enthalten, als was man auf den ersten Blick und aus dem Feuilletonstil herauslesen mag. Nichts Geringeres nämlich, als daß England aus dem Kriege nicht mehr als die unberührte und unberührbare Inseljungfer hervorgeht, daß es fortan allen den internationalen Versuchungen, Lüsten, Krämpfen überantwortet sein wird, die immer zur inneren Zersetzung führen müssen und deren erstes blindes und törichtes Opfer unser armes Deutschland geworden ist. Bei England wird der Prozeß

länger dauern, aber durchsetzen wird er sich, um so eher und leichter, als ja nun Deutschland, dieser so schöne Blitzableiter für alle inneren Geladenheiten, zerschmettert am Boden liegt.

Die „Weltrevolution" ist keine Phrase, nur wird sie in den anderen Ländern nicht so erbärmlich und idiotenhaft in die Erscheinung treten, wie in Deutschland. Aber daß das „Proletariat" in den anderen Ländern auf die Dauer nicht länger und nicht billiger wird arbeiten, in keiner Hinsicht schlechter wird gestellt sein wollen, als die Genossen in Deutschland, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Diese wirtschaftliche Weltrevolution wird sich dann auch in der inneren Struktur der Staaten und der Weltpolitik auswirken, damit auch Deutschland, trotz des Schandfriedens, neue Bahnen und Möglichkeiten öffnen, — wenn es das ihm bevorstehende Durchgangsstadium überlebt und sich nicht wieder selbst mördert oder verrät. Englands Sonne hat ihren Zenith überschritten, dabei bleibe ich, trotz allem! Sie wird sobald nicht untergehen, aber sie wird auch nicht der alleinherrschende Stern am Firmament bleiben. Gerade in diesem „siegreichen" Kriege hat England die schwerste, weil innere Wunde erlitten. England konnte nur als Alt-England seine Höhe behaupten, ein so alt ausgearbeiteter Körper verträgt Eingriffe nur schlecht, kann nicht in andere, neue Lebensgewohnheiten umgestellt werden und doch das selbe leisten.

Gottähnlich dünkt es sich heute in seinem Triumphe: Eritis sicut deus. Aber Mephisto hat seine Freude dran: „Trau nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange, — Dir wird gewiß einmal in deiner Gottähnlichkeit bange!"

J. E. Frhr. v. Grotthuß



Wer war Plötz?

Die Frage, wer Plötz war, der bekannte Französischdriller, verdiente nicht aufgeworfen zu werden, wäre sie nicht auch noch in anderer Weise gegenwartswichtig als nur durch den 100. Geburtstag dieses Schulbuchverfassers am 8. Juli dieses Jahres. Kopf und Herz, Verstand und Gemüt, der Wert der Persönlichkeit und die inhaltsreichen Beziehungen zwischen Pädagogik und Technik sind an dieser Frage beteiligt. Beginnen wir mit letzteren!

Pädagogik und Technik

Man erschrecke nicht: wir sind weit entfernt, der Geldmacherei durch Technik das Wort zu reden, unsere Chemikerkultur liegt uns genug im Magen. Wir fassen im folgenden, wie man sehen wird, den Begriff Technik weiter als nur industriell. Wir sehen in der Gleichstellung der höheren Schulen ein verhängnisvolles Entgegenkommen gegen demokratisches Massengeschrei: der humanistischen Bildung hätte man ihren Vorrang lassen sollen. Im Geistigen gibt es nur Aristokratie, zur humanistischen Bildung aber gehört mehr Geist als zur realistischen. Und nun zur Sache.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde gegen das damals kulturell und religiös höchststehende Völkchen Europas, Nachfahren der ketzerischen Westgoten, vom Geistesbruder Wilsons, dem Papst Innocenz III., der Kreuzzug gepredigt und das Land jener Ketzer, zwischen Garonne und Pyrenäen, in zwanzigjährigen Kriegsgreueln verödet, die Albigenser selbst aber so gut wie ausgerottet, nur daß ihr Geist fortwaltete und in der Reformation bis auf heute nachwirkte.

Diesem Bubenstück und Schurkenstreich der europäischen Menschheit hat sich im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts noch eine Übertrumpfung zugesellt: der Überfall auf Deutschland durch die mißgünstigen Völker ringsum. Auch uns war und ist das Albigenserschicksal zugedacht: Ausrottung, — bewahren davor kann uns nur Aufbietung aller erfinderischen Kräfte, was keineswegs auf Kosten der humanistischen Bildung zu geschehen braucht, im Gegenteil

von dieser sogar gefördert werden kann. Es hat berühmte Erfinder gegeben, die eine ausgezeichnete humanistische Bildung besaßen, z. B. Senefelder und Hertz. Aufbietung aller erfinderischen Kräfte bedeutet aber Einstellung der Pädagogik auf Technik in viel größerem Ausmaß als bisher; seinerseits bedeutet dies wieder ganz neue Fragen und Untersuchungen, denn merkwürdigerweise scheint das technische Genie gerade da am besten zu gedeihen, wo es am meisten von Pädagogik verschont geblieben ist. Aber der Schein trügt, und die Pädagogik kann sicher für die Steigerung unserer technischen Leistungsfähigkeit nutzbar gemacht werden und muß es. Um die Bedürfnisse von Herz und Gemüt braucht man deshalb nicht zu bangen: gerade deren Pflege, also auch besonders die Pflege der humanistischen Bildung, kommt der Wissenschaft und ihrer Anwendung, der Technik, zugute. Herzenstiefe und Entdeckerschaft, Gemütskraft und Erfinderschaft, Idealismus und Blick für Notwendigkeiten schließen sich gegenseitig nicht aus; Gewinnsucht aber ist der dürrste Schoß technischer Errungenschaften.

Ist aber Technik der Inbegriff aller Schöpfungen, die uns entweder Kraft ersparen oder Waffen zum wirtschaftlichen wie kriegerischen Kampfe liefern, so bekommt dadurch die Pädagogik auch ein neues Gesicht: auch sie kann als Technik betrachtet werden, Kräfte zu sparen und Kräfte zu entwickeln. Dieser Gesichtspunkt wird für sie von großer Fruchtbarkeit sein. Denn bis heute liegen die Dinge doch so, daß pädagogischerseits, am allermeisten hochschulpädagogischerseits, vielfach nicht Kräfte gespart, sondern nutzlos vertan, nicht Kräfte entwickelt, sondern durch wissenschaftliches Geröll versandet und erstickt werden. Unter dem neuen Gesichtspunkt aber hat der Pädagoge, der sich als Techniker im Dienste seines zertretenen Landes betrachtet, auch Anspruch auf die Dankbarkeit, die man im Volk und zumal in der Jugend dem Techniker entgegenbringt.

Mit Recht bewundern wir Lokomotive, Kraftwagen und Flugzeug. Es sind Wanderprediger der Moral. Sie künden uns, was Sinnigkeit des Hirns und Sauberkeit der Handarbeit vollbrachten. Mit Wörterhumbug und Schwindelreden hat man die Menschheit Jahrtausende prellen und narren können; aber wer könnte mit Lug und Trug ein modernes Verkehrsmittel schaffen? Einträchtiges Zusammenwirken von Hand und Hirn, zuverlässiges Wissen, peinlich genaue Arbeit, sinniges Ergründen der Naturgesetze waren vonnöten, um jene Siege des Geistes über den Stoff davonzutragen, die wir als Lokomotive, Kraftwagen, Flugzeug bewundern. Nun ist es das Wesen der genannten Verkehrsmittel, uns rasch über die Entfernungen des Raums und der Zeit hinwegzubringen. Solche Verkehrsmittel sind aber auch die Bücher, also auch die Lehr- und Schulbücher. So ein Schulbuch kann den Benutzer ans Ziel bringen entweder als knochen- und darmdurchrüttelnder, nicht federnder Leiterwagen oder als Eisenbahnzug, Kraftwagen und Flugzeug. Und was vom Schulbuch gilt, läßt sich auch auf das Lehrverfahren, die Methode, anwenden, auch die ist ein Verkehrsmittel. Warum begeistert sich nun das Volk nur für die Erfinder der gewerblichen Technik, für einen Stephenson oder Zeppelin, aber nicht für Schulbuchverfasser und Lehrverfahrenerfinder?

An der Merkwürdigkeit der Persönlichkeiten kann es nicht liegen. Helden wie Stephenson und Zeppelin gibt es auch in der Geschichte der Pädagogik, Männer von eiserner Willenskraft und unbeirrbarer Findigkeit, dazu noch Genies des Herzens. Auch daran kann es nicht liegen, daß Lehrbücher und Lehrmethoden vielfach für die Jugend ein Fluch, eine Qual, ein Abscheu geworden sind. Neben viel Schlechtem, Vertracktem und Überflüssigem gibt es doch auch viel Gutes, Geistvolles, Wunderbares, und Faul und Dumm sollte doch nicht den Ton angeben dürfen. Nein, die Sache liegt vielmehr so, daß sich die Lehrerwelt bisher selber im Lichte gestanden und die Helden ihres Faches nicht genugsam herauszustreichen verstanden hat.

Fürst Bülows Logarithmentafel

„Ein schöner Augenblick meines Lebens war es, als ich nach abgelegtem Abiturientenexamen die Logarithmentafel mit dem Bewußtsein in den Ofen schob, daß ich sie nie wieder

erblicken würde" — so schrieb der ehemalige Reichskanzler, Ehrendoktor mehrerer Universitäten und Ehrenmitglied mehrerer gelehrter Akademien, Bernhard Fürst von Bülow, in einem Buche, in welchem auch noch andere Tagesberühmtheiten von ihren Schuljahren erzählten. Bülow, der kein Freund der Mathematik war, aber die Geschichte liebte, hätte vielleicht bessere Geschichte gemacht, wenn er Mathematik mehr geliebt hätte. Daß dieser Staatsmann aber obendrein so unvorsichtig war, sich der Verbrennung seiner Logarithmentafel zu rühmen, ist fast unverzeihlich, mag aber seinem Mathematiklehrer ins Schuldbuch geschrieben werden. Denn eine Logarithmentafel ist in ihrer Art ein Wundergeschöpf wie ein Kraftwagen oder ein Flugzeug; auch dies Zahlenbuch ist eine Kraftmaschine, die mich Rechnungen in einer Minute ausführen läßt, wozu ich ohne dies Beförderungsmittel die tausendfache, zehntausendfache Zeit benötigen würde. Dampfmaschine und Logarithmentafel, welch rührend dankbarer Vergleichsstoff! Die Lokomotive wird mit Raum und Zeit, die Logarithmentafel mit Zeit und Zahl fertig; der höhere Geist, die größere Poesie steckt jedenfalls in der Logarithmentafel, und solch ein Werk dem Feuertode aussetzen und sich dessen auch noch als ausgedienter Reichskanzler rühmen — das läuft auf Barbarei hinaus, an der vielleicht der betreffende Mathematiklehrer Schuld trägt. Hier haben wir den Fall, daß die Pädagogik es unterlassen hat, die Persönlichkeitswerte zu nutzen, die mit den Namen schulwissenschaftlicher Tatsachen verknüpft sind. Kulturgipfel sind dort, wo der Geist seinen schwersten Sieg erringt, sportlich gesprochen einen Höhenrekord schlägt. Das geschah zur Blütezeit Athens nicht in den Prachtpalästen der Reichen, sondern im Häuschen und Oberstübchen des Sokrates; und ebenso wurden die Logarithmen nicht auf den Fürstenhöfen der Wissenschaft, auf den Universitäten der Kulturzentren, sondern oben in Schottland, abseits des Weltrummels, am Saum und Schaum Europas, wo man es am allerwenigsten hätte erwarten sollen, vom Sohn eines sechzehnjährigen Vaters erfunden, immer noch aber als Frucht zweitausendjähriger Götterarbeit begnadeter mathematischer Hirne. Freilich, ein hohes Lied auf die Logarithmentafel, wenn auch nur in Prosa, läßt sich weniger leicht und nicht für jede Fassungskraft so dichten wie auf die Lokomotive. Aber daß hier die Pädagogik noch etwas nachzuholen hat, scheint mir unbestreitbar. Richtig gefaßt und beschaut, enthält auch eine Logarithmentafel, enthalten auch Physik- und Chemiebücher, enthalten auch Schulgrammatiken und Übungsbücher Gemütswerte.

Nehmen wir das allergewöhnlichste Buch, das jedes Schulkind in die Hand bekommt, das Lesebuch. Es enthält entzückende Gedichte für das Kindesalter, leicht und lustig und doch wieder voll Gemüt und tiefster Weisheit. Wer kannte vor zweihundert Jahren solche Lesebücher! Aber wer kümmert sich heute dankbaren Herzens um die Heroen des Lesebuchs, um die Pädagogen des Kindesalters und um die Meister der Kindergedichte? Man hat noch keine Zeit gehabt, hier dankbar zu sein; aber dafür sind auch erhebliche Gemütswerte ungehobene Schätze geblieben und darf man sich nicht wundern, wenn ein Volk sich schließlich nicht sowohl dankbar, als allen Dankes bar erweist, wie in jetziger Zeit das deutsche Volk gegenüber seinen Laokoonen ...

Ein preußischer Junker als Vorgänger Pestalozzis

Ohne es zu wollen hat man der Selbstüberschätzung der Arbeiter Vorschub geleistet, indem man — ich bekenne mich dabei selber schuldig — auf die zahlreichen wissenschaftlichen und technischen Talente aus unteren Schichten mit Vorliebe hinwies. Man tat dies im Bestreben, die Klassengegensätze zu mildern, wollte aber damit keineswegs dem Proletariat schmeicheln, als ob dieses allein oder auch nur vorwiegend der Schoß geistiger Größen wäre. Sogar die vielgeschmähte Klasse der Junker hat außer Dichtern, Feldherrn und Staatsmännern auch Genies des Herzens hervorgebracht, so vor allem jenen Vorgänger Pestalozzis auf norddeutschem Boden, Eberhard Freiherrn von Rochow. Ein Mann von Schneid und Geist, im Frieden von den Leutnants verspottet ob seiner philosophischen Studien, im Krieg ein hervor-

ragend tapfrer Soldat, erbarmt er sich später der Roheit und Unwissenheit des Landvolks, gründet Schulen, bildet Lehrer, verfaßt Lesebücher und hat eben durch diese vielleicht mehr für den deutschen Geist und die deutsche Sprache getan als Lessing mit seinem überschätzten, eckigen und kantigen Stile. Aber wer kennt diesen hochgearteten Mann, der in der Technik des Schulbuchs und der Volkserziehung seinen Platz neben einem Pestalozzi und Fröbel behauptet? George Stephenson, der erste Eisenbahningenieur, hat sich vom Hütejungen und Maschinenwärter zum Landbesitzer mit fürstlichem Einkommen emporgearbeitet. Sein Lebensbild hat Millionen zum leuchtenden Muster gedient. Auch wir Deutsche bewunderten ihn, obwohl wir mindestens drei gleichwertige Größen deutscher Abkunft uns hätten mehr sollen am Herzen liegen lassen, Fraunhofer, Mannhardt und Herschel. Ausgleichende Gerechtigkeit aber hätte erfordert, daß auch Männer wie Rochow, trotz Junkertums, nicht vergessen wurden: Männer, die oben stehend sich in den Dienst des Unten stellten: das ist noch mehr, als sich von unten nach oben hinaufschaffen. Auch in Stephensons Leben finden wir den hilfreichen „Junker“, wie im Leben Fichtes und des Lexikographen Pape. Hätten wir eine Erziehung zur Dankbarkeit gegen Kulturheroen, so könnten Techniker der Jugendbildung wie Rochow nicht unbekannt sein. Einem Rochow, einem Pestalozzi, einem Fröbel, einem Diesterweg, ja selbst dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., dem Einführer der allgemeinen Schulpflicht, ist der Arbeiter tausendmal mehr Dank schuldig als seinen Götzen Marx und Lasalle. Leider hat in dieser Hinsicht unsre Schulerziehung versagt. Das ganze Volk hat die Segnungen verbesserter Lehrtechnik und gehaltvoller Lesebücher erfahren; aber es ist ihm nicht zum Bewußtsein gebracht worden, welchen und was für edlen, hochherzigen und weisen Männern es diese Segnungen verdankte. Erhebliche Persönlichkeitswerte blieben ungehobene Schätze. Jeder junge Deutsche brauchte viele Jahre lang täglich Namen wie Ostermann, Plötz usw., ohne auch nur ein einziges Mal zu fragen, wer waren diese Männer, oder ohne auf diese Frage gebracht zu werden — so wie man täglich den Schutz von Türschlössern genießt, ohne auch nur ein einziges Mal daran zu denken, wie denn so ein Schloß eigentlich konstruiert und erfunden worden ist. Die Plötzschen Lehrbücher verdankten ihre große und allgemeine Verbreitung ihrer vergleichsweisen Vorzüglichkeit. Es stak noch keine Mache und Brüderschaft dahinter wie bei so vielen heutigen Lehrbüchern. Der „Plötz“ war ein neues Verkehrsmittel, den Deutschen ans Ziel — die Kenntnis des Französischen — zu bringen. Unberechenbar viel Zeit, Kraft und Geld hat dieser Techniker der Pädagogik dem deutschen Volk erspart. Die Frage ist also keine Versündigung am Geiste großer Männer, sondern versteht sich unter dem Gesichtspunkt der Dankbarkeit eigentlich von selbst: Wer war Plötz?

Ein initiativer Mensch mit Wandertrieb und Wagemut!

Massen machen Geschichte? O ja, wie Wanderratten und Heuschrecken, aber selbst dann noch sind Männer die Führer. Der Zauber des Ziels geht einzig von Männern aus, und initiative Menschen kann ein Volk nicht genug haben. Ein initiativer Mensch war auch Plötz, der Mann seiner eignen Wege, und wenn wir hinzusetzen, mit Wandertrieb und Wagemut, so haben ja zwar alle Deutsche wenigstens den Wandertrieb, aber doch nicht in dem Maße, wie er das auffällige Kennzeichen vieler Bahnbrecher der Wissenschaft war, Mayers, Chladnis, Bessels, Darwins. Das reichere Leben, der größere geistige Schwung strebt über die Landesgrenze hinaus; man will Fahrten machen, um Erfahrungen zu machen. Plötz war der Sohn eines Wachtmeisters der Gardeulanen in Berlin. Er besuchte das Gymnasium und erwarb sich durch Privatstundengeben die Mittel, seinem ungewöhnlichen Wandertrieb zu folgen. Damals gab es noch kaum Eisenbahnen, so wenig wie Neuphilologen. Plötz faßte den damals ungewöhnlichen Entschluß, nicht, worauf ihn seine guten Leistungen auf dem Gymnasium wiesen, alte Sprachen, sondern die neuen zu studieren, und demgemäß verlor er keine Zeit mit feuchtfröhlichem Burschentum, sondern wanderte nach Paris, um dort sein Französisch

zu vervollkommnen. Privatstunden und journalistische Tätigkeit für deutsche Blätter verschafften ihm den Lebensunterhalt. Später wurde er in Deutschland regelrechter Gymnasialprofessor, dessen neusprachliche Bücher sich den Markt eroberten. Er selbst betrachtete sich nur als Fortbildner der Seidenstückerschen Methode. Wie es scheint, wurde Plötz der Erbe Meidingers. Auch der war ein initiativer Mensch gewesen, Privatlehrer in Frankfurt a. M. im 18. Jahrhundert, dem kein Verleger sein Schulbuch drucken wollte, so daß er es auf eigene Faust herausgab und ein glänzendes Geschäft damit machte. Die Meidingerschen Bücher beherrschten viele Jahrzehnte lang den Markt, so wie später die Plötzschen, und noch vor wenigen Jahren konnten Meidingers Erben der Stadt Frankfurt ein Geldgeschenk vermachen. Die Meidingersche Methode, die Sprache an Witzen und Scherzen zu erlernen, ist heute noch nicht ganz verlassen — zum Glück. Aber der Ruhm des Plötz und überhaupt die Gewinnsucht hat ein Strebertum von Schulbuchfabrikanten erzeugt, das nur ausnahmsweise einmal etwas Besseres zwischendurch schlüpfen läßt. Weniger die innere Güte, als Einflüsse „hintenherum" haben eine Hochflut von Schulbüchern gezeitigt. Besser konnte man es nicht machen — ich spreche jetzt allgemein von allen Schulwissenschaften — abschreiben war riskant, so bestand denn das Neue und der pädagogische Fortschritt im Schlechtermachen oder in der Preisgabe des guten Alten — Ausnahmen zugestanden. Herrlichen Zeiten gehen wir aber erst noch entgegen, wenn auch die guten Freunde der Arbeiter- und Soldatenräte ans Sozialisieren der Schulbücher gehen. Für Initiative im Guten schrumpft dann der Platz, und man kann den Totengräbern Deutschlands nicht zumuten, sich für initiative Menschen zu begeistern. Gleichwohl kann aber der einzelne Lehrer, der noch nach Plötz unterrichtet, nunmehr, nachdem er gesehen hat, daß Plötz immerhin, wenn auch kein großer Geist, so doch eine nicht alltägliche Persönlichkeit war, einen Schritt auf dem Wege der Erziehung zur Dankbarkeit und Ehrfurcht tun und in der Klasse einmal die Frage aufwerfen: Wer war Plötz?

Dr. Georg Biedenkapp



Die imperialistische Kolonialpolitik Roms und Englands

Ein geschichtlicher Vergleich

Wenn sich nach Dietrich Schaefers Urteil die Bedeutung des einzelnen Volkes für den Gang der Weltgeschichte in erster Linie nach seinen Leistungen auf dem Gebiete der Kolonisation abmißt, so stehen in der alten Welt Rom, in der neuen Zeit England an der Spitze. Denn Kolonisieren im großen heißt nicht etwa nur weite Gebiete außerhalb der Grenzen des eignen Volkstums in Besitz nehmen, sondern sie entweder mit eignen Volksgenossen besiedeln, oder deren Bewohner organisch an die eigne Volkswirtschaft und Weltstellung angliedern, so daß sie sich — soweit die Rasseunterschiede es gestatten — als Genossen und Teilhaber an den Geschicken eines größeren Verbandes mit dem Mutterlande als Mittelpunkt fühlen. Man kann dies die „flächenförmige Kolonisation" nennen im Gegensatz zur „punktförmigen" der Griechen, Karthager, Portugiesen, die im allgemeinen das System der Handelsniederlassungen in geeigneten Häfen an fremder Küste bevorzugten. Dazu kommt freilich noch ein zweites: stets wird ein kraftvolles staatlich hochentwickeltes Volk politisch zurückgebliebene, ein hochzivilisiertes Volk geistig rückständige Völker sich anzugliedern und in sich aufzulösen versuchen und hierzu nicht nur eine äußere Veranlassung wahrnehmen, sondern auch ein inneres Recht geltend machen. Von diesen Gesichtspunkten aus können nur Römer und Briten als Kolonialvölker ersten Ranges angesehen werden, alle anderen Kolonial-

völker der Geschichte standen oder stehen in einer dieser Bedingungen zurück und rücken damit von selbst an die zweite Stelle. Es geht schon hieraus hervor, daß kolonisierende Völker stets ausgesprochen kriegerische gewesen sind, und wenn Kant von den Engländern sagt, sie seien das „gewaltsamste, herrschsüchtigste, kriegserregendste“ Volk gewesen, so kann für die alte Welt über Rom dasselbe Urteil gefällt werden. Es ist der Geist des rücksichtslosen Imperialismus, der durch die Geschichte der beiden Völker einhergeht und sie mit allen anderen Völkern ihrer Zeit ohne Ausnahme in kriegerischen Konflikt gebracht hat. Denn nicht in sattem Behagen sich des Erreichten zu freuen, sondern mit kampfesfrohem Mute immer neuen politischen Aufgaben, immer weiteren Horizonten zuzustreben, ist nun einmal Eigenart und Geschick der wahrhaft großen Völker, der Weltvölker im eigentlichen Sinne.

Rom hat ebenso wie England eine „kontinentale Epoche“ seiner Geschichte gehabt. Für ersteres war dies die Zeit der Eroberung Italiens und der Angliederung der italischen Völker an den lateinischen Staat der Siebenhügelstadt am Tiber, für letzteres die Zeit des „hundertjährigen Krieges“ in Frankreich und daran anschließend bis zum Tode Cromwells (1658) die Eroberung Irlands und der Anschluß Schottlands zu einem „Großbritannien“. Fast unmittelbar folgte für beide kräftig aufblühende Staaten das Zeitalter der kolonialen Entwicklung und damit der Beginn einer ausgreifenden imperialistischen Politik, die man für England in Anbetracht seiner Insellage bezeichnend die „ozeanische Epoche“ seiner Geschichte genannt hat. Für Rom begann die koloniale Epoche mit den punischen Kriegen im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr., d. h. mit dem Kampfe gegen die erste Seemacht der damaligen Zeit, denn alle Kolnialpolitik ist im innersten Wesen seepolitisch. Sie erreichte nach Unterwerfung Siziliens, Karthagos, Spaniens, Griechenlands und der westasiatischen Diadochenreiche ihren Höhepunkt mit der Eroberung Galliens und ganz Nordafrikas zu Cäsars Zeit und endete in der Kaiserzeit mit der Ausdehnung der römischen Grenzen bis nach Britannien hinauf, quer durch Mitteleuropa von der Rhein- bis zur Donaumündung und quer durch Westasien und Nordafrika bis zum Rande der Wüste — ein ungeheures Gebiet, die ganze damalige Kulturwelt umfassend. Nicht minder stetig und weltumspannend war die koloniale Entwicklung Englands, das aus kleinsten Anfängen in der Zeit der Königin Elisabeth (Besiedlung Virginiens 1584) und Cromwells (Eroberung Jamaikas 1654) in über 160jährigen, fast ununterbrochenen Kriegen gegen die älteren See- und Kolonialmächte Spanien, Portugal, Holland und Frankreich und durch gewaltsamen Erwerb riesenhafter herrenloser Gebiete in Nordamerika, Indien, Afrika und Australien sein gewaltiges, ein Viertel der ganzen Menschheit umfassendes Weltreich, wie es heute dasteht, schuf. Beiden Völkern, Römern wie Engländern, ward durch ihre überseeische Ausbreitung der Blick auf das Meer hinaus gerichtet und ihrer Staatskunst jener Zug von Größe und Kühnheit gegeben, der nach Ratzels Wort den See- und Kolonialvölkern aus endlosen Horizonten zuwächst. Vor allem England hat von den Tagen Raleighs (1552—1618) an den ausschlaggebenden Wert der Seemacht für jede koloniale Betätigung klar erkannt, getreu seinem denkwürdigen Ausspruch, daß wer die See beherrscht, über die Reichtümer der Welt verfügt. Bei den Römern war diese Erkenntnis vielfachen Schwankungen unterworfen, erst mit Errichtung des demokratischen Kaiserreichs durch Julius Cäsar war das Mittelmeer ein Mare romanum geworden, um es bis zum Untergange Roms zu bleiben.

Wenn hiernach bei Römern wie Briten der Drang zur unersättlichen, ländergierigen Erweiterung der Macht rein imperialistisch war, so weist das politische System der Angliederung kolonialer Gebiete doch neben vielen Ähnlichkeiten auch mancherlei Unterschiede auf.

Keines der beiden Völker hat mit der Eroberung innegehalten, solange noch irgendein erreichbares lockendes Ziel sich bot. Der Weltkrieg hat dies für England wiederum schlagend bewiesen. Jeden Wettbewerber, jeden, der irgendwie gefährlich werden kann, niederschlagen, ehe er wirklich gefährlich wird, war stets das gleiche römische wie britische Ziel aller Staats-

kunst. Die Kolonien selbst wurden von Rom wie England in gleicher Weise durchaus als Objekte der Bereicherung und Ausbeutung angesehen und behandelt. Für England gilt dies nach dem Urteil eines so milden Beobachters wie Seeley (Expansion of England, Kap. IV) zum mindesten bis zur Befreiung der nordamerikanischen Kolonien von der englischen Herrschaft, und über das System der römischen Kolonisation spricht Mommsen das harte Wort, daß jeder Handelsrival durch die Heere des Staates aus dem Wege geräumt wurde, und die herrlichsten Städte, wie Karthago und Korinth, nicht der Barbarei der nackten Herrschsucht, sondern der weit scheußlicheren Barbarei der Spekulation römischer Geldmänner geopfert wurden. Tatsächlich stand hinter allen Kolonialkriegen Roms und Englands als treibende Kraft die geschäftshungrige Kaufmannschaft und der Kapitalismus der Geldmänner. Das kapitalistische Übergewicht Roms bzw. Londons gegenüber allen anderen Wettbewerbern war um die Wende unserer Zeitrechnung für die römische, um 1800 für die europäische Welt ebenso entschieden, wie das politische und kommerzielle.

Während bei dem Erwerb neuer Gebiete mit barbarischer oder wenig kultivierter Bevölkerung bei beiden Kolonialstaaten das System der Herrschaft fast das gleiche war — sie wurden einfach Untertanenstaaten, wie Gallien, Germanien und Thrakien für Rom, wie die tropischen Kolonien für England —, bestand in der Behandlung von Gebieten mit einer Bevölkerung von gleicher oder höherer Kultur ein großer Unterschied. Rom führte grundsätzlich zuerst das milde System der Klientel ein, d. h. es beließ den besiegten Völkern hellenischer oder phönikischer Kultur ihre innere Selbständigkeit in Recht, Gesetz und Verwaltung, betrachtete sie dem Namen nach als „Bundesgenossen", verbot ihnen aber jede eigne äußere Politik und legte ihnen als Zeichen der Abhängigkeit meist recht beträchtliche Tributzahlungen auf. Dieses System der gönnerhaften Bevormundung ohne feste Besitzergreifung mußte bei dem Zustande nationalistischer Gärung besonders in der damaligen hellenistischen Welt freilich bei jeder ernsten Beanspruchung zusammenbrechen. Unaufhörliche Aufstände zur Befreiung von der römischen Vorherrschaft, Bündnisse mit auswärtigen Feinden der Republik, besonders mit pontischen und innerasiatischen Herrschern, waren die Folge, und schließlich sah sich Rom gezwungen, nach einer Reihe blutiger Kriege das bequeme Klientelsystem ganz aufzugeben und alle außeritalischen Besitzungen zu römischen Provinzen unter straffe Verwaltung des Staates zu nehmen. Die Folge war in politischer Hinsicht allerdings Grabesruhe, dafür aber nicht nur eine stark gesteigerte Ausbeutung der Provinzen durch römische Beamte, Zöllner und Spekulanten, sondern auch eine politische Entrechtung der Provinzialen, die zu Bürgern 2. Klasse herabgedrückt wurden. Daran ist das römische Weltreich schließlich mit gescheitert. Der römischen Auffassung war der geniale Gedanke der sich selbst regierenden Freiheit als staatenerhaltendes Agens fremd und somit der Ausweg verschlossen, den unterworfenen Völkerschaften eine verfassungsgemäße Vertretung ihrer Belange und damit eine Gewähr ihrer politischen Freiheit und das Gefühl zu geben, nicht Gegenstand der Ausbeutung, sondern berechtigte Glieder eines größer-römischen Staatswesens mit gemeinsamen Rechten und Pflichten zu sein. Nach altrömischem Staatsrecht war und blieb die Volksversammlung auf dem Forum romanum, wie sie sich gerade zusammenfand, die souveräne Macht, die über Wohl und Wehe des ganzen römisch-hellenischen Weltreiches selbstherrlich und herrisch entschied. Als später die aus den Stürmen der 50jährigen Revolution hervorgegangene anfangs demokratische, dann rein autokratische Alleinherrschaft der Cäsaren die Geschicke Roms leitete, war erst recht nicht an ein politisches Recht der Provinzialen zu denken, nachdem nicht einmal die „cives romani" ein solches mehr besaßen. Da war es kein Wunder, daß in den ausgesogenen Provinzen keine Hand für Rom sich erhob, als in den Stürmen der Völkerwanderung die germanischen Völker gebieterisch an die Tore des Weltreichs klopften. Eine Provinz nach der anderen bröckelte ab und riß das italische Herrenland mit in den Abgrund hinein.

In England befolgte man den umgekehrten Weg. Dort wurden die Kolonien mit weißen Ansiedlern (Nordamerika, Kanada, später Australien und Kapland) anfangs in völliger politischer und wirtschaftlicher Abhängigkeit gehalten und ebenso wie die Tropenkolonien nur als Gegenstände der Ausbeutung betrachtet. Als aber die nordamerikanischen Kolonien sich eben deshalb Ende des 18. Jahrhunderts vom Mutterlande losgerissen und ein Zerfall des ganzen gewaltigen britischen Kolonialreiches befürchtet werden mußte, lenkte man in London ein, stattete die von Weißen bewohnten Kolonien mit eigenem Recht aus und ließ ihnen jede mögliche innere Freiheit der Entwicklung. Damit wurden sie im besten Sinne Klientelstaaten Englands ohne die nationalistischen Auswüchse der antiken Klientelstaaten Roms. Nur um so fester waren sie nun an die weltumspannenden Belange des „Greater Britain" gekettet, wie gerade der Weltkrieg es schlagend bewiesen hat. Denn treu und opferfreudig ist das ganze überseeische England dem Rufe zu den Waffen gefolgt und hat damit bewiesen, daß England das schwierigste sittliche Problem der Geschichte, den Kampf der Notwendigkeit mit der Freiheit, besser zu lösen verstanden hat als das antike Rom. Nur in der größten aller britischen Kolonien, in Indien, wird noch heute ebenso wie in Irland das römische System der unmittelbaren Herrschaft und Ausbeutung befolgt; wie lange es sich noch aufrechterhalten lassen wird, ist heute mehr denn je eine Schicksalsfrage für das britische Weltreich, nachdem man offenbar schon zu lange gezögert hat, beiden hochbegabten Völkern das Recht eigener Verwaltung zu geben, das es seit Jahrzehnten stürmisch fordert. Wo das einigende sittliche Band zwischen Herrschern und Beherrschten fehlt, steht nicht nur jeder Staat, sondern erst recht jedes Kolonialreich auf schwankendem Boden, wie die Geschichte aller Kolonialvölker lehrt.

Überblickt man im ganzen die Entwicklung des römischen und britischen Kolonialreiches, so kann man weder der Größe der politischen Leistung noch der Art der Durchführung des kolonialen Gedankens der Machterweiterung des Mutterlandes die Bewunderung versagen. Freilich ist die Kolonialgeschichte beider Völker mit Blut geschrieben und bedeutet im einzelnen nichts anderes als eine lange Reihe von Gewalttaten und Greueln aller Art, von Rechtsbrüchen und Freiheitsberaubungen schwächerer Völker, aber das Ergebnis war doch die Zusammenfassung einer ungeheuren Macht in den Händen eines an Kopfzahl verhältnismäßig kleinen Volkes. Rom hat als größte Kolonialmacht der Geschichte der antiken Welt über 300 Jahre äußeren Friedens gesichert, England hat in den 300 Jahren seiner kolonialen Entwicklung, die heute mit nichten abgeschlossen scheint, der Welt das Gegenteil, ewige Unruhe, ewige Kriege gebracht. Als die Tiberstadt nach dem Untergange Karthagos auf der Höhe ihrer Macht stand, drängte sich auf die Lippen eines der größten und ehrenfestesten Römer, des Marcus Porcius Cato, die bange Frage: Was wird aus Rom, wenn es keine Feinde mehr zu fürchten hat? Dieselbe Frage gilt heute auch für das britische Weltreich, denn es liegt nach Ranke nicht in der Natur vorwaltender Mächte, sich selbst zu beschränken, die Grenzen müssen ihnen gesetzt werden. Dem deutschen Volke schien diese Aufgabe vom Schicksal gestellt. Gegen zehnfache Übermacht mußte es unterliegen. Aber die Frage ist damit nicht aus der Welt geschafft. Sie ist die Schicksalsfrage der Zukunft nicht nur für Deutschland, nicht nur für Europa, sondern für die ganze zivilisierte Welt, soweit sie nicht schon englisch ist!

Konteradmiral z. D. A. Meurer



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Offener Brief an die Deutsche Nationalversammlung

Sehr geehrte Damen und Herren!

Man vergleicht — und nicht mit Unrecht — das Deutschland von 1919 mit dem Preußen von 1806. Hier wie dort ein nicht unverschuldeter Zusammenbruch, hier wie dort ein reiner Diktatfrieden für den Besiegten. Aber in einem unterschied sich das Preußen von 1806 von dem Deutschland von 1919: es ging nicht freiwillig noch über das hinaus, was der Sieger von ihm verlangte, wie Sie es getan haben. Denn daß Sie die schwarz-weiß-rote Reichsfahne herabholten, das hat noch nicht einmal Herr Clemenceau von Ihnen gefordert.

Nun könnte man ja freilich allenfalls sagen, Ihr Beschluß hätte eine gewisse Folgerichtigkeit gehabt: es wäre nur konsequent gewesen, daß ein Staat, der seine Selbständigkeit verloren, auch die Flagge, unter der er selbständig war, einzog. Aber wenn Sie so gedacht, dann hätten Sie gleich ganz konsequent sein und die veränderte Sachlage auch bei der Wahl der neuen Fahne zum Ausdruck bringen sollen. Ganz passend wäre z. B. eine Fahne mit weißer Grundfarbe (als Zeichen der Kapitulation) gewählt worden, auf die außerdem die Wappen Englands, Amerikas und Frankreichs anzubringen gewesen wären als die Hoheitszeichen der Verwalter der derzeitigen Kolonie Deutschland.

Aber Sie taten ganz etwas anderes. Sie bestimmten Schwarz-rot-gold zum künftigen Reichsbanner und machten damit vielen guten, wenn auch politisch nicht besonders kritisch denkenden Deutschen eine rechte Freude. „Unser altehrwürdiges Schwarz-rot-gold kommt nun wieder zu Ehren", hieß es, „wenigstens ein Trost in dieser traurigen Zeit! Und wer gegen diese Farben etwas hat, der kann doch nur ein rechter Reaktionär sein."

Nun, ich versichere Ihnen — und das ist ja auch in der Nationalversammlung ausgesprochen worden — auch unter den Deutschen, die Ihre Majorität für reaktionär hält, gibt es keinen, dem das Schwarz-rot-gold nicht ein ehrwürdiges Symbol wäre als die Farben, unter denen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für ein einiges, mächtiges und freies Deutschland gestritten und gelitten wurde. Aber gerade diesen Farben haben Sie damit nichts Gutes getan, daß Sie sie zum Banner des Deutschlands von heute erkürten. Denn dadurch wird man von nun an bei Schwarz-rot-gold nicht mehr an das deutsche Einheitsstreben vor seiner Erfüllung, sondern an den deutschen Zusammenbruch unserer Tage denken. Farben, die 1919 die neuen deutschen Reichsfarben wurden, sind damit unausbleiblich gleichzeitig zum Symbol der deutschen Knechtschaft geworden. Was aber einstmals Schwarz-rot-gold war, das wird von nun an Schwarz-weiß-rot sein: das gemeinsame Erkennungszeichen derer, die auch in trübster Gegenwart noch an eine deutsche Zukunft glauben, für die Barbarossa immer noch nicht tot, sondern nur wieder einmal schlafen gegangen ist.

Noch eine kleine Bemerkung zum Schluß. Schwarz-rot-gold wurde einst von kurzsichtigen Regierungen als revolutionär beargwöhnt. Möge Ihre Mehrheit, die ja faktisch die Regierung des heutigen Deutschlands ist, sich daran ein abschreckendes Beispiel nehmen und uns Schwarz-weiß-rote nicht als „gegenrevolutionär" verdächtigen. Denn Sie werden sich doch nicht einst von der Geschichte sagen lassen wollen, Sie wären ebenso kurzsichtig gewesen wie zwei Menschenalter vor Ihnen die Regierungen im — fi donc — Obrigkeitsstaat?!

Hochachtungsvoll! Der arme Thoms



Literatur · Bildende Kunst · Musik ◇◇◇◇

Walt Whitman über Emerson

Die Hundertjährung des Geburtstages Walt Whitmans hat die Aufmerksamkeit Europas neuerlich auf jene heute bereits als die klassische zu bezeichnende Blütezeit des amerikanischen Schrifttums gelenkt, die vor etwa 30 Jahren in Deutschland besonders durch Hermann Grimm und Anton Schönbach in schönen Darstellungen gewürdigt wurde und lebhafte, verständnisvolle Anteilnahme fand. Vor allem Emerson, aber auch Thoreau, Whitties, Jones Very, und späterhin der große Dichter Walt Whitman wurden uns seit den achtziger Jahren so bekannt und vertraut, wie irgend eine Gruppe von Bahnbrechern der Weltliteratur, und ihr Schaffen und Denken von uns nicht nur genossen, sondern nach echter deutscher Art unserm geistigen Besitze völlig einverleibt. In den letzten Jahren allerdings traten die Amerikaner hinter den Skandinaviern, Vlamen, Russen und hinter Bergson zurück: es wäre schade, wenn das so bliebe, wenn nicht die außerordentlichen Werte, die wir von Emerson und seinem Kreise gewinnen können, den Rang zumindest neben den andern ausländischen Größen unseres geistigen Marktes behaupten würden. Mag Emerson, der in der Hauptsache Fichtesche Gedanken nachdachte und imstande war, einen naturseligen Pantheismus mit dem ausgesprochenen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zu vereinen, als Philosoph überschätzt worden sein: in seiner besondern Art, als lyrischer Denker, der die Stimmen der Wesen und der Fluren erlauschte und mit feinen Sinnen die Seelentiefen großer Menschen ergründete, als edler, reiner Geist von bezwingendem Idealismus und leuchtender sittlicher Hoheit, kann er, ja soll er allzeit als ein Führer und Heiliger der Menschheit gelten und stets ein geliebter Ehrengast im deutschen Hause bleiben. Was er für Amerika bedeutete, hat ihm Carlyle geschrieben: „Sie sind eine neue Ära, mein Freund, in Ihrem neuen, gewaltigen Lande!"

Zugleich zur Kennzeichnung der Art Walt Whitmans, über den in diesen Tagen soviel Eindringliches und Oberflächliches durcheinander zu lesen war, wie als Beitrag zur Emersonliteratur, der eine kritische Ergänzung von Anfang an not getan hätte, habe ich aus dem Tagebuche Whitmans eine Reihe von Aufzeichnungen herausgehoben, die den Dichter in einer Art Befreiungskampf dem Denker gegenüber zeigen; der Sechzigjährige fühlt sich dem Achtzigjährigen ebenso fremd wie verwandt, und ehrfürchtige Bewunderung ringt in ihm mit klarblickender Kritik der geistigen Schwächen des Weisen der Nation.

Dr. Albert Ritter

* * *

Erst im Jahre 1881 beginnt sich Whitmans Tagebuch mit Emerson zu beschäftigen. Ob der Besuch, den er dem Greise auf seinem Landsitze Musquetaquit bei Concord (Massachusetts) machte, das erste Zusammentreffen war, ist nirgends angedeutet. „Ein ähnliches Glück", notiert er unter dem 17. September, „ist mir wohl nie geworden — ein langer, reicher Abend mit Emerson und alles so, daß ich es nicht besser oder anders hätte wünschen können ... Ohne Zweifel machte ich in dieser angeregten Gesellschaft eine schlechte Figur — ich saß blöde da und spendete kaum ein Wort für die Unterhaltung; aber ich hatte meine eigenen ‚Eimer zum Melken', wie der Schweizer sagt. Mein Platz und die Anordnung überhaupt waren so, daß

ich, ohne unartig zu sein, gerade zu Emerson hinschauen konnte, was ich denn auch eine gute Weile in den zwei Stunden tat. Bei seinem Eintritte hatte er kurz und höflich mit einigen aus der Gesellschaft sich unterhalten, sich dann auf seinem Sitz niedergelassen, ein wenig zurückgeschoben — und während des ganzen Abends sein Schweigen nicht mehr gebrochen, obwohl er sichtlich aufmerksam und mit Teilnahme den Erörterungen folgte. Eine ihm befreundete Dame nahm den Platz an seiner Seite ein und schien nur für ihn da zu sein. Sein Gesicht zeigt die gesundeste Farbe, die Augen sind klar und haben immer noch den Ausdruck hoher Milde, die beredte Miene ist stets dieselbe."

Im Oktober 1881 weilte Whitman in Boston. Er verbrachte den größten Teil seiner Zeit in den städtischen Anlagen. Die großartige Umgebung rief in ihm die Erinnerung an ein bedeutsames Gespräch mit Emerson wach, dessen er in seinem Tagebuch wie folgt gedenkt: „Ganz denselben Weg, die Beaconstraße zwischen den alten Ulmen auf und nieder ging ich einmal zwei Stunden lang — es war vor vierundzwanzig Jahren und ein frostig klarer Februartag — mit Emerson, der damals in der Vollkraft seiner Jahre und des unwiderstehlichen Zaubers stand, den er in körperlicher und geistiger Beziehung auf jeden ausübte, da er nie eine Schwäche an seinem Geiste erkennen ließ und alle Saiten des Gemütes und des Verstandes erklingen lassen konnte, nach seinem Belieben. In diesen zwei Stunden war er der Vortragende und ich der Hörer. Es war eine Beweisführung, Schlag auf Schlag, Rekognoszierung, Aufstellung, Angriff und Rückwärtsdrängung, als ob er ein Armeekorps mit Reiterei, Geschütz und Fußvolk in die Schlacht führte, und es handelte sich um meine Gedichte „Adamskinder". Gewiß war diese Aussprache für mich mehr als Gold wert, die eigenartigen und paradoxen Sätze blieben mir stets in lebendiger Erinnerung. Emersons Behauptungen waren Punkt für Punkt unwiderleglich, keine gerichtliche Rede konnte lückenloser und überzeugender sein, nie hörte ich alles, was sich sagen ließ, methodischer ausgeführt — und gerade da fühlte ich es über meine Seele kommen: die klare und feste Überzeugung, daß ich dem allem mein Ohr verschließen und meinen eigenen Weg verfolgen müsse. ‚Nun, was sagen Sie dazu?' fragte Emerson, als er zum Schlusse gekommen war. ‚Nur das eine, daß ich auf Ihre Ausführungen nichts erwidern kann, aber gerade deshalb mich um so mehr bestimmt fühle, meiner eigenen Auffassung zu folgen und sie in meinen Werken zum Ausdruck zu bringen!' lautete meine bündige Antwort. Dann gingen wir in das American House zu einem trefflichen Diner. Und von dem Tage an war ich ohne Wanken fest und fühlte keine Bedenken mehr, wie es — ich verstehe es — früher einigemal der Fall war."

Ein halbes Jahr nach ihrer letzten Begegnung verließ Emerson die Welt; Körper und Geist waren bis in seine letzten Lebenstage rüstig geblieben. In einer Aufzeichnung „An Emersons Grab" 6. Mai 1882 gibt Whitman seinen schmerzlichen Gefühlen über den Heimgang des großen Toten Ausdruck. Eine zusammenfassende Auseinandersetzung mit den Werken des Dahingegangenen bringen dann die folgenden Tagebuchblätter:

„Wie gewaltig ist der Bereich dessen, was wir Natur nennen, nach allen Seiten in die Unendlichkeit sich dehnend, von unfaßbarer Höhe und Tiefe — wie gering ist im Vergleich dazu jener Raum, welcher den Menschen einschließt mit seiner Kultur, seiner Geschichte, all seinem geistigen und sittlichen Denken — und wiederum einen wie kleinen Teil dieses kleinen Ausschnittes hat uns bis jetzt die Literatur beschrieben, selbst wenn man jeden Buchstaben, der zu irgend einer Zeit aufgezeichnet wurde, in Betracht zieht! Es ist schon ein wohlmeinendes Urteil, wenn man den Vergleich mit einer kleinen Flotte wagt, welche die Küsten eines endlosen Meeres sucht und nie dazu gelangt, ein Bild des Ozeans zu gewinnen, auf dem sie segelt, welche niemals Kolumbus gleich eine neue Welt finden oder gar das Rund des Alls umkreisen wird.

Das ist ungefähr der Gedanke, der oft das Leitmotiv Emersonscher Werke bildet, und Emerson selbst ist es dann, der uns dennoch ein oder zwei Dinge von diesem Ozean, aus dieser

endlosen Atmosphäre, mitbringt und uns Amerikanern dieses Jahrhunderts besser zu schildern versteht, als irgend einer vor ihm. Ich habe jedoch diesmal nicht die Absicht, solche Aussprüche über ihn zu wiederholen, ich will ihn einmal von einer andern Seite fassen und damit beweisen, daß ich nicht ohne Verständnis bin für seine tiefste Eigenart. Ich will einmal seinen Werken gegenüber einen demokratischen und ungelehrten Standpunkt einnehmen. Ich will ganz genau die Schatten auf seinen weiten sonnigen Flächen aufsuchen. Es gibt einen Ausspruch über heroische Charaktere, welcher lautet: ‚Wo die höchsten Gipfel stehen, müssen notwendigerweise auch tiefe Täler und Abgründe sein'. So will ich einmal die erfreuliche Aufgabe übernehmen, von den himmelanstrebenden Gipfeln und den lichtfrohen Weiten niederzusteigen in die dunkleren Mulden und Klüfte — ich habe meine Gründe dafür. Meine Ansicht ist, daß es keinen Künstler und kein Werk, selbst vom allerhöchsten Range, ohne solche Schattenseiten gibt.

So sei denn zunächst gleich gesagt, daß seine Aufsätze zu gehaltreich, zu konzentriert sind. Wie gut — um recht verständlich zu sprechen — sind Butter und Zucker — vorausgesetzt, daß sie gut sind — aber, wer wollte immer Zucker und Butter essen, auch wenn sie noch so gut sind! Jeden Augenblick spricht der Verfasser von Freiheit, Ursprünglichkeit, Einfachheit und Naturwüchsigkeit und niemand hat seine Werke mit so peinlicher Beobachtung aller Gebote der Wissenschaftlichkeit und der feinen Sitte in ihren höchsten Ansprüchen ausgeführt, wie er. Er nennt das zusammen Kultur und erhebt es in die dritte und vierte Potenz, um dann erst auf dieser Grundlage seine Werke aufzubauen. Darum trägt auch ein jedes das Kennzeichen der Mache, nicht des freien Wachstums. Es sind Porzellanfiguren von Löwen, Hirschen, rothäutigen Jägern und gewiß sehr zierliche Figuren, die sich auf irgend einem Rosenholz — oder Marmorgesims eines Besuchs- oder Bücherzimmers reizend ausnehmen werden — aber eben nie die Tiere selbst oder der Jäger selbst. Aber — ist denn jemand da, der das wirkliche Tier und den Jäger haben möchte? Würden diese hineinpassen zwischen die Leuchter und den Krimskrams und die Prunkmöbel und die Damen und Herren, die in gedämpfter Sprache von Browning und Longfellow und der Kunst reden? Kaum erwähnen dürfte man ein wildes Tier oder einen Indianer oder die freie Art der Natur — wollte man nicht alle die guten Leute in bleicher Flucht auseinanderscheuchen.

Emerson leistet nach meiner Ansicht sein Größtes nicht als Dichter oder Künstler und auch nicht als Lehrer, obwohl er in jeder dieser Richtungen groß ist. Seine höchste Kraft offenbart er in der Kritik oder, sagen wir, in der Diagnose. Da ist er frei von jeder Leidenschaft und Einbildung, von jeder Unsicherheit und Schwäche, von jeder Voreingenommenheit und Sonderliebhaberei. Der kalte blutleere Forschungstrieb allein hat Gewalt über ihn. (Für meinen Teil weiß ich wohl, was für ein Feuer, was für ein reges Gefühl, welche Menschenliebe und Selbstliebe diese kühle Außenseite verbirgt — das ist des Neu-Engländers Art.) Emerson hat nicht, wie so manche Dichter oder Salonschriftsteller bei der Beurteilung eines Werkes nur für die eine oder die andere Seite, nur für diesen oder jenen Vorzug ein Auge — er überblickt alle Seiten. Sein Einfluß auf den Leser bewirkt endlich, daß dieser aufhört, irgend etwas hochzuschätzen, ja sogar an irgend etwas zu glauben. Mit solchen Büchern lassen sich gewisse Abschnitte des Lebens, gewisse Stufen der Entwicklung ausfüllen und im besten Sinne ausfüllen, sie sind wie die religiösen Grundsätze, welche ihr Verfasser als junger Mann vortrug, als Übergangsbehelfe zweifellos schätzbar und nutzbringend. Aber in den Stunden des Alters, der Krankheit, des Todes, wenn man Sehnsucht trägt nach der heilenden, lebenspendenden Urkraft der Natur oder einem ihr verwandten Zuge bei den Dichtern oder in der menschlichen Gesellschaft, wenn die Seele vor allem Abscheu empfindet, was der bloße Verstand, selbst der allererleuchtetste, geschaffen hat — dann wird man nicht zu diesen Büchern greifen.

Für einen Philosophen besitzt Emerson eine merkwürdig oberflächliche Auffassung von Kultur und Sitte. Er scheint nie daran gedacht zu haben, daß die Sitten nichts anderes sind, als die Zeichen, an welchen der Chemiker oder Metallurg seine Metalle erkennt. Ein ernster

Mann der Wissenschaft sieht alle Metalle für gleich bedeutend an, wie sie es in der Tat auch sind. Es ist die seichte Art der Alltagswelt, welche ein besonderes Wesen mit Gold und Silber macht. So sieht, wer einen wirklichen Künstlerblick für die Eigenschaften der Menschen hat, in den Sitten, die man schlecht zu nennen pflegt, oft die eigenartigsten und anziehendsten. Wenn diese Bücher uns in Fleisch und Blut übergingen und für immer das Mark unseres amerikanischen Volkscharakters bilden würden — was für eine schnurgerechte und weißgewaschene, aber auch was für eine blutlose und schwächliche Rasse müßten wir werden! Nein, mein bester Freund! Amerika braucht ohne Zweifel eine studierende Jugend und vielleicht auch Damen und Herren, welche fleißig Toilette machen, welche nie laut lachen oder ein unpassendes Wort verbrechen — aber Amerika kann diese studierende Jugend, diese Damen und Herren doch nicht brauchen, wenn es auf die andern verzichten müßte. Die andern, das sind tüchtige Farmer, Matrosen, Handwerker, Schreiber und Bürger, ein wohlgeordnetes Geschäft und geregelte soziale Zustände und gute Väter und Mütter. Wären nur diese Leute da und solche, die ihnen nahestehen — eine rechte Menge, stark und groß und gesund, brav und vaterlandsliebend — sie würden freilich jedes Ding bei seinem Namen nennen und, käme sie die Lust an, lachen, als dröhnte eine Gewehrsalve. Das ist nicht alles was Amerika braucht, aber es ist in erster Linie notwendig und muß uns mit vollem Maße zugemessen sein. Und wie mir scheint, lebt diese Erkenntnis instinktiv im Geiste unseres Staatswesens, und trotz einzelner bedauerlicher Irrtümer und Abwege sind wir dabei geblieben, diese Lebensbedingungen als solche anzusehen und zu erfüllen. Eine überfeinerte Eliteklasse, die sich von den andern streng abschließt, wie sie die Kultur und Literatur der alten Welt hervorbrachten, ist nicht an sich so sehr zu bekämpfen, als gerade in Rücksicht auf die Grundlagen unserer Verhältnisse. Diesen brächte sie unfehlbar den Untergang. Amerika wird nie imstande sein, etwas dem blendenden Glanze der europäischen Gesellschaft, wie sie bei den vornehmsten Nationen schon früher bestand oder jetzt besteht, Ebenbürtiges zu erzeugen. Da fehlt überhaupt jede Ähnlichkeit, jedes Maß zu einem Vergleiche. Aber dieses weitgesiedelte und wohlgegliederte Bürgertum auf unsern mächtigen Gebieten, in so verschiedenen Zonen des Westens und Ostens, des Südens und Nordens, dieses große festgeschlossene Volk, das erste in der Geschichte, das wirklich diesen Namen verdient und das sich aus lauter selbstherrlichen Individuen beider Geschlechter zusammensetzt, das sind die vornehmsten, vielleicht die einzigen Träger von Amerikas Daseinsberechtigung. Will dieses Volk sich naturgemäß weiterentwickeln, so braucht es dazu ebensosehr, vielleicht doppelt so sehr, die Hilfe einer demokratischen Gesellschaftslehre, einer demokratischen Kunst und Literatur, als seine selbstverständliche demokratische Politik.

Es ist mir manchmal schon zweifelhaft geworden, ob Emerson das rechte Verständnis oder das rechte Gefühl dafür besitzt, worin das Wesen der höchsten Dichtkunst liege, in der Bibel z. B., bei Homer oder Shakespeare. Man sieht nur, daß er insgeheim oder offen eine besondere Vorliebe hegt für eine glattgefeilte, glänzende Sprache, oder für altehrwürdige Seltsamkeiten wie Wallers ‚Go lovely rose' oder Lovelaces Zeilen ‚An Locusta', für die verkünstelten Verse der alten französischen Dichter und dergleichen mehr. Die Kraft scheint er nur in der Art zu bewundern, wie es Gentlemen zu tun pflegen, aber in seinem innersten Herzen setzt er die göttlichsten Eigenschaften der Dichter in seiner Wertschätzung doch zurück gegen ihre Gewandtheit in glatten Versen, spitzsinnigen Einfällen, Merksprüchen und interessanten Verwicklungen.

Die Erinnerung daran, daß ich vor Jahren im Zuge war, wie die meisten jungen Leute eine Vorliebe für Emerson zu fassen (dieselbe kam ziemlich spät und blieb eigentlich nur oberflächlich) —, daß ich seine Schriften mit Ehrfurcht las und ihn sogar in meinen Büchern als Meister anredete —, diese Erinnerung bewahre ich nicht nur in voller Gemütsruhe, sondern sogar mit Befriedigung. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß fast alle Jünglinge von lebhaftem Geiste einmal diese Stufe der Entwicklung durchlaufen.



Das Beste am Emersonionismus ist, daß er selbst den Riesen großzieht, der ihn überwindet. Auf jeder Seite liest man: wer wird irgend jemandes Nachtreter sein wollen? Nie hat ein Lehrer gelehrt, der in so entschiedener Weise bestrebt war, den Schüler selbständig zu machen — Emerson ist also gewissermaßen das Ideal eines selbstlosen Erziehers, ein wirklicher und der größte Evolutionist."

Aus fernen Welten

Neue Geschichtsromane

Wir gehn einer Blüte des Geschichtsromans entgegen, ja wir stehen schon mitten darin. Die Romane der Enrica von Handel-Mazzetti stehen am Eingang, sie sind charakteristisch für die neue Einstellung zur Historie. Obwohl das Problem des neuzeitlichen deutschen Lebens im Mittelpunkte steht — denn die Glaubensspaltung hat den deutschen Volkskörper mit immer blutender oder heimlich schwärender Wunde geschlagen —, ist von der Glaubensspaltung selbst kaum die Rede, sondern immer nur von der Art, wie einzelne Vollmenschen sich mit ihr abfinden. Es weht shakespearesche Luft in dieser Welt, so wie sie der Schmoller Pankratius des Gottfried Keller atmete: „Er schildert die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr wie sie ist, aber nur wie sie es in den ganzen Menschen ist, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daseins und ihrer Neigungen vollständig und charakteristisch betreiben, und dabei durchsichtig wie Kristall, jeder vom reinsten Wasser in seiner Art, so daß, wenn schlechte Skribenten die Welt der Mittelmäßigkeit und farblosen Halbheit beherrschen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tausend unbedeutenden Täuschungen anfüllen, dieser hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungenen in seiner Art, das heißt wie es sein soll, beherrscht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wiederzufinden glauben."

So steht durchaus der Mensch im Mittelpunkt dieser Dichtung, der bedeutende Mensch, der auch beim geschichtlichen Roman keineswegs den im Schulbuch durch Fettdruck herausgehobenen Namen zu tragen braucht. Immerhin wird sich uns gegenüber jedem Menschen der Vergangenheit, dessen Eingreifen ins Rad der Weltgeschichte sich bemerkbar gemacht hat, die Frage aufwerfen: Wie kam dieser dazu? Erst recht, wenn ihn die Geburt nicht gleich an den Platz eines Maschinenmeisters gestellt hatte.

Der Stil des sogenannten Aktivismus ist der Darstellung solcher Menschen besonders günstig, weil ihre Wirkung auf die Umwelt der Steigerung der Lebenstemperatur vergleichbar ist. Im glücklichen Falle wird es die über sich selbst hinausgehobene, von Gott begeisterte oder im Glück emporschnellende Kraft einer alle hinreißenden Natur sein; im entgegengesetzten ein Fiebertaumel des Irrwahns.

Als besonders charakteristische Leistung dieser Art erscheint Klabunds „Moreau" (Berlin, Erich Reiß; geh. 5 M, geb. 7 M). In diesem „Roman eines Soldaten" zieht das Leben des wild-genialen Feldherrn wie ein leuchtendes Meteor an unsern Augen vorüber. Wir wissen und fühlen, daß es in unerhörter Geschwindigkeit den Weltenraum durchjagt, und doch liegt eine seltsam schöne Ruhe in der weit geschwungenen Linie. Und ein Aufleuchten beim Aufstieg, ein immer glühenderes Glänzen und ein rasches Verbrennen in voller Pracht. Oder man mag auch an einen stählernen Bogen denken: jeder kleinste Teil scheint hart und starr wie Granit, und doch spüren wir, daß alles angespannteste Erregheit ist. Die ausgiebigste Biographie vermöchte keinen so tiefen Einblick in die Artung dieses Gegenspielers Napoleons zu geben, wie dieser knappe Roman, in dem jedes Wort so unentbehrlich ist, wie in den Hochszenen Shakespeares, und der doch in jedem Zuge episch bleibt.

Nicht im gleichen Maße ist diese Form aus dem Inhalt herausgewachsen in Klabunds Roman eines Propheten „Mohammed“ (Berlin, Erich Reiß. Ausgabe A 110 M, Ausgabe B 30 M). Ein Prophet ist kein Soldat, auch dann nicht, wenn er gleich Mohammed seine Lehre mit der Schneide des Schwertes der Welt aufzwingt. Und der Rausch des Geistes vermag auf den Nüchternen nur langsam überzuschlagen. So fehlt diesem „Prophetenroman“ die Erhöhung ins Typische des Soldatenromans und es bleibt bei packenden Einzelheiten. Die Knappheit der Fassung, dort ein Vorteil, ist hier ein Schaden.

Das fühlt man erst recht, wenn man erlebt, wie es Alfred Döblin gelingt, den Leser allmählich zur Gefolgschaft zu zwingen. Sein Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun“ (Berlin, S. Fischer) ist ein Buch von hervorstechender Eigenart. Schon durch den Stoff. Aber für diesen Stoff ist auch eine Form gefunden worden, die wenigstens für jenen, dem die dargestellte Welt fremd ist, als ganz aus dieser herausgewachsen wirkt. Wir erhalten die Geschichte eines jener großen Sektiereraufstände, die von Zeit zu Zeit den Riesenleib des chinesischen Reiches durchwühlen, ohne an seinem Gesamtaussehen etwas Wesentliches verändern zu können. Erstaunlich ist, mit welcher Selbstverständlichkeit diese fremde Welt dargestellt ist. Nirgendwo sucht der Verfasser zu erklären, nirgendwo stellt er sich als Vermittler zwischen den deutschen Leser und diese ihm in allen äußeren Erscheinungen und auch in allen inneren Antrieben fremde Welt. Das Buch bleibt deshalb von Anfang bis zu Ende schwer zu lesen und ist beim ersten Male nicht voll zu genießen. Ich glaube aber, es wird auf jeden Empfänglichen so stark einwirken, daß er ein zweites Mal dazu greift, und dann ist er eines ganz ungewöhnlichen Genusses sicher. Döblin hat sich in erstaunlicher Weise in diese ferne Welt eingelebt, die er mit der ruhigen Selbstverständlichkeit eines darin Beheimateten darstellt. Wir werden dadurch in ihr auch so vertraut, wie etwa in einem fremden Lande, dessen Sprache wir beherrschen, nach wiederholtem längeren Besuche. Wir fühlen uns sicher, verstehen alles und behalten doch einen gewissen Abstand. Andererseits sind wir immer etwas erregt, weil wir uns nicht gehen lassen können.

Tiefer als diese Darstellung aller äußeren Lebenserscheinungen, die uns übrigens vom Kaiserpalast bis in die Dirnenschänke, zu Räubern und Priestern, zu Bauern und Fischern, durch die Paläste und alle Winkel der Städte führt, in der wir die verschiedenen Landstriche des Riesenreiches mit ihren elementaren Gegensätzen kennenlernen — ich sage, tiefer als das alles fesselt uns das seelische Problem.

Dieser Wang-lun entstammt einem armen Fischerdorfe und verbindet schon als Junge allerlei verschlagene Niederträchtigkeiten mit dem merkwürdigen Hang, den Ursachen und Zusammenhängen der Lebenserscheinungen nachzuspüren. Von großer Körperkraft, verschlagenen Geistes, nutzt er unbedenklich beide auch auf Wegen, die sein heimatliches Gesetz verbietet; aber es bleibt in ihm eine leidenschaftliche Empörung gegen alle Ungerechtigkeit der Mächtigen gegenüber den Armen und Bedrückten. Er versucht hier auf seine Weise auszugleichen und gerät dabei mit der Macht in solchen Zusammenstoß, daß er fliehen muß. Auch als Verfolgter fühlt er das an andern erlebte Unrecht stärker, als die eigene Not. Und ob ihn diese schließlich zum Führer einer Räuberbande macht, bleibt er doch im inneren Herzen ein Suchender nach dem Wege, der aus all diesen qualhaften Lebensnöten herausführt. So trifft er auf einen buddhistischen Einsiedler, der ihm die Lehre des großen Verzichts mehr dogmatisch vermittelt. Wang-lun erfaßt mit leidenschaftlichem Herzen als ihren Kern: Wenn wir keine Forderungen an das Leben stellen, so muß dieses Leben seine Verfolgung aufgeben und wir finden so den Weg nach dem Paradies. In gewaltigen, durch ihre Fremdartigkeit den Beschauer zuweilen seltsam benebelnden Bildern erleben wir, wie diese Lehre Anhänger gewinnt. Die kleine Schar der Verzichtler wächst und wächst, sie wird durch ihre Zahl eine Macht; der Verzicht auf Forderungen an das Leben wird dadurch, daß er als Gegenleistung von diesem Leben auch die Freigabe von allen Forderungen erwartet, ganz von selbst

zu einer Gegnerschaft gegen die bestehenden Mächte. Geheimbünde verbinden sich mit diesem Bettlerheere, das bald nicht mehr bloß zu sterben, sondern auch für seine Überzeugung zu kämpfen lernt; das ganze Reich wird aufgewühlt in gewaltigen Kämpfen. Der Kampfgeist trägt in sich mit der Bejahung den Willen zur Macht, und so sieht Wang-lun, wie er sich gerade dadurch immer weiter vom Wege ins Paradies entfernt, als seine Unternehmung von Glück und Erfolg begünstigt ist. Es gibt als letzten Ausweg nur ein furchtbares großes Sterben.

Es ist ganz unmöglich, durch einen solchen kurzen Aufriß der Entwicklung eine wirkliche Vorstellung von dem Inhalt des Buches zu geben, zumal dessen tiefste Wirkung auf der Ekstase aller Gefühle beruht. Und daß es dem Dichter gelungen ist, diese Gehobenheit, ja Verstiegenheit des Empfindens mit einer starken epischen Ruhe in der Darstellung zu vereinigen, gibt seinem Buche den besonderen Wert. Um so lebhafter wird der Wunsch, er möchte einen unserem ganzen Empfinden näher liegenden Stoff ergreifen und frei von exotischen Rauschdünsten uns durch die reine Gewalt seelischen Erlebens bezwingen. Die Kraft dazu besitzt er.

In gewissem Sinne finden wir dieses Buch in Peter Dörflers „Judith Finsterwalderin". (Kempten und München, Jos. Kösel.) Hier ist das Geschichtliche an sich ziemlich gleichgültig, aber doch das gegebene Mittel, um der Darstellung eines eigenartigen Seelenlebens den allein passenden Rahmen zu geben. Denn nur in der Umrahmung dieser Barockwelt werden wir zu willigen Gläubigen dieses seltsamen Menschenkindes Judith Finsterwalderin. Barock ist gleichzeitig Entartung und Überschwang, Schwäche und Kraft. Es ist Unbeherrschtheit gegenüber einem übermäßigen Drang alles Gefühls, das sich dann gelegentlich auch zum Tatenüberschwang steigert; es ist aber auch Unfähigkeit zu einer aus Beherrschtheit gewonnenen Einordnung in ein Ganzes und Unterordnung unter höhere Ziele. So wird es dann leicht zu unfruchtbarer Tatenlosigkeit.

Judith ist ein Spätkind einfacher Eltern, immerhin in so wohlhabende Verhältnisse geboren, daß sie an nützliche Arbeit nicht zu denken braucht. Ihre reich begabte, phantasievolle Natur wird durch äußere Begegnungen schon in frühen Kinderjahren ganz vom Religiösen erfüllt. „Ihr war Gott ein tägliches Erlebnis, eine kräfteverzehrende Aufgabe. Er saß wirklich auf dem Throne ihrer Seele, und die Gedanken umzitterten ihn scheu und ehrfürchtig. ... Ihre Religion war darum keine beglückende Heimat und Zuflucht, sondern ein Reich, das unter Tyrannen seufzt. Sie wurde von ihr mehr geplagt, geschreckt und gepeitscht als geleitet, erwärmt und erleuchtet. Was anderen für gut und recht, heilig und fromm galt, war ihr unerlaubt und sündig. Sie fühlte nichts als Verbote und mißtraute all ihren Gefühlen." In ihrer Natur paaren sich Leidenschaft und Scharfgeistigkeit mit einer herben Jungfräulichkeit, der die demütige Aufgabe des eigenen Seins in Liebe unmöglich ist, trotzdem sie ihr als Lebensziel klar geworden ist. Das ganze Wesen drängt zum Ungewöhnlichen, so daß nur ganz eigenartige abenteuerlich-phantastische oder vom Sturm der Weltgeschichte umwitterte Verhältnisse die Gelegenheit zu einer vollen Entfaltung dieser Natur schaffen können. Ihre Schwester vergleicht sie einmal einem Blumengarten, über dem das Hagelwetter steht, und meint: „Man sieht so wenig ganz ungewöhnliche Menschen und darum getraut man sich ihrer gar nicht ohne Angst zu freuen." Es ist der besondere Reiz des Buches, daß sich dem Leser diese Angst um die ungewöhnliche Heldin mitteilt. Und es ist dem Verfasser durch die kunstvoll echte Einkleidung ins Barock gelungen, in uns dauernd die Stimmung festzuhalten, daß wir vor einem ausschweifend Starken oder doch ungewöhnlich Phantastischen stehen. Daß dabei die Geschehnisse an sich trotz Krieg und Seuche kaum über das hinausgehen, was in den zwei Menschenaltern um 1700 in Deutschland allenthalben möglich war, erhöht den Wert des Buches, weil dadurch die seelische Entwicklung der Heldin immer den Brennpunkt abgibt. So ist hier ein Werk entstanden, in dem die seelische Erregtheit, die der Aktivismus und Expressionismus fordern, ohne künstliches Aufgepeitschtsein lebt und darum durchaus

natürlich wirkt. Wir sind wohl gerade heute für solche Seelenzustände besonders empfänglich. Mir fällt dabei ein, wie Heinrich Hansjakob in einem seiner Reisebücher das Aufkommen der Barockkunst dadurch zu erklären sucht, daß die langen voraufgehenden Kriegszeiten nur von den Kraftnaturen überstanden worden seien. Diese Erklärung trifft ja weder geschichtlich zu, noch erfühlt sie ganz das Wesen des Barocks. Aber sie ist ungemein bezeichnend dafür, wie gerade auf katholische Gemüter die in den katholischen Kirchen des deutschen Südens so mächtige Barockkunst wirkt, und es ist auch sehr fein in Dörflers Roman diese etwas „unmäßige“ Hingabe ans Religiöse mit der Kunst der ganzen Zeit in Verbindung gebracht. Das Werk zählt zu den wertvollsten Erscheinungen der neueren Romanliteratur und besitzt in mehrfacher Hinsicht die Bedeutung eines menschlichen Dokumentes.

So andersartig nach Stoff und Darstellung es auch ist, besteht doch eine seelische Verwandtschaft zwischen diesem Buche und den „Gesichten und Geschichten vom Dreißigjährigen Kriege“, die Walter Flex unter dem Titel „Wallensteins Antlitz“ (München, C. H. Becksche Verlagbuchhandlung; geb. 3 M) gesammelt hat. Diese acht Stücke hat der am 15. Oktober 1917 auf Oesel gefallene Dichter schon vor dem Kriege an verschiedenen Stellen veröffentlicht. Jetzt, wo sie gesammelt vorliegen, kommt einem der Gedanke, Flex habe ein großes Zeitbild geplant, in dessen Mittelpunkt die trotz aller geschichtlichen Aufklärung von einem geheimnisvollen dämonischen Reiz umwitterte Gestalt Wallensteins gestanden hätte. Für die verwirrende Fülle der Geschehnisse hatten sich ihm fertig gestaltet: der von wilden Blitzen durchzuckte, mit gewitterdüsteren Wolken drohende Himmel als Hintergrund und ein seltsamer, aus den verschiedensten Trieben genährter Blutrausch als alles durchtränkende Stimmung. Was in Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ in schwerer Erinnerung an ein furchtbares Erleben zu einer gewissen dumpfen Ergebenheit erstarrt ist, wird hier zu dramatischer Erregtheit, zu einem entsetzten Hineinstarren in furchtbare Abgründe des Menschentums. Walter Flex hat nachher den Krieg erlebt und wie wenige aus dem fürchterlichen Geschehen die Läuterung des Empfindens und ein Emporreißen seines Denkens auf einen Höhensichtpunkt erfahren, von dem aus alles zeitliche Geschehen im Dienste eines Ewigen stand. Er wurde mild und groß in diesem Erleben, und die furchtbarsten Gegensätze versöhnten sich ihm in einem gottgesegneten Opfergedanken. Nun sah er Licht in düsterster Finsternis, ja das Licht leuchtete ihm so, daß ihm das Dunkel nur dazu da war, um überwunden zu werden. Es ist begreiflich, daß mit diesem Erleben ihm sein vorangehendes dichterisches Schaffen wie in einem früheren Leben geboren erschien, und er darum nicht einmal mehr zur Sammlung und Herausgabe dieser fertig vorliegenden Stücke gekommen ist. Wir aber sind dankbar, daß nun eine andere Hand diese Gabe darreicht. Diese düsteren Nachtstücke sind von einer Erlebenskraft der Vergangenheit, die die stärksten Vergleiche aushält, und sie sind so sicher gesehen und gestaltet, daß die umnachtete Zeit des Dreißigjährigen Krieges uns aus ihnen unmittelbar vor die Seele tritt. Und auch hier ist Walter Flex bereits ein „Wanderer zwischen beiden Welten“. Zwischen dem furchtbaren Geschehen, das als sinnlich erfaßbare Tatsache vor unseren Augen steht, walten unfaßbare Kräfte, heimliche Zusammenhänge, die sich nicht ausdeuten lassen. Und mit grausigem Handeln, vor dem alle Hoffnung auf reines Menschentum sich ängstlich verzieht, mengen sich, kaum trennbar, Heilskräfte der Seele, die ein immer neues Auferstehen der Güte aus den Gräbern des Entsetzens gewährleisten. —

Wer den elementaren Unterschied erfassen will, den der Geist eines neuen Stiles allen von ihm erfaßten Erscheinungen aufprägt, greife zu Eduard Stuckens Roman „Die weißen Götter“ (Berlin, Erich Reiß; geh. 15 M, geb. 18 M). Der Gegenstand ist die Eroberung Mexikos durch Cortez und der Untergang des Aztekenreiches. Also ein Vorwurf, der etwa an Ebers gemahnt. Aber wie papieren wirkt nicht nur dieser, sondern sogar Scheffel und Gustav Freytag im Vergleich zum jüngeren Dichter. Selbst in Flauberts „Salambo“ tritt zwischen uns und die fremde Welt der Vergangenheit der Schilderer. Bei Stucken treten wir

in die Abenteurerschar des Cortez und machen diesen Zug in ein Wunderland mit, dessen Natur und Kultur uns berauscht und betäubt, die wir dennoch zerstören im jubelnden Bewußtsein, so dem „rechten Gotte" zu dienen. Das ist kein Lesen, nicht einmal ein Hören, das ist Erleben. Mit solcher Souveränität hat noch niemals ein Künstler im Reiche eines gewaltigen Fachwissens geschaltet, wie hier Stucken, der in dieser Welt so zu Hause ist, daß wir ihm seine Rede glauben, als sähen wir alles mit eigenen Augen. — Ich will mit diesem kurzen Hinweise dem Buche nur Leser werben oder besser jeden auf diesen köstlichen Genuß hinweisen. Noch liegt nur der erste Band der Trilogie vor. Das Buch ist keineswegs bloß Erzählung, obwohl es scheinbar nichts anderes anstrebt. Es gibt eine ganze Welt und ist wie diese voll Menschentums mit all seiner Torheit und Weisheit, seiner Niedertracht und Güte, voll des Furchtbaren und Schönen. Davon wird im besonderen zu reden sein, wenn das Werk fertig vorliegt, mit dessen erstem Bande sich Stucken gleich in die erste Reihe der Erzähler gestellt hat.

Karl Storck



Die Zukunft der fürstlichen Schlösser

In der Sitzung des erweiterten Ausschusses des Tages für Denkmalspflege wurde am 7. Juli in Berlin einstimmig folgende Entschließung angenommen, „Die Teilnehmer der erweiterten Ausschußsitzung des Tages für Denkmalspflege treten dafür ein:

1. daß bei der Auseinandersetzung zwischen den fürstlichen Häusern und den Staaten die bislang im Besitz der Fürsten befindlichen Baudenkmäler, vor allem die Schlösser und sonstigen fürstlichen Wohnsitze, mit ihren Gartenanlagen sowie der darin befindlichen künstlerisch bedeutungsvollen Ausstattung, als Zeugnisse deutscher Kunst- und Kulturentwicklung dauernd erhalten bleiben, um den Kunst- und Natursinn des Volkes zu stärken und die Volksbildung nach allen Richtungen zu fördern;

2. daß nach Maßgabe vorstehender Grundsätze die Denkmäler, die dem Staate aus fürstlichem Besitz zufallen, nicht verwandt werden dürfen zu einem Zweck, der ihre künstlerische und geschichtliche Bedeutung beeinträchtigt oder ihre Erhaltung gefährdet;

3. daß bei der Auseinandersetzung zwischen fürstlichem und staatlichem Besitz dahin gewirkt werde, daß auch die im Besitz der fürstlichen Familien verbleibenden hervorragenden Kunstdenkmäler nach Möglichkeit entsprechend ihrer geschichtlichen und künstlerischen Eigenart erhalten bleiben;

4. daß, da nunmehr der staatliche Besitz an Bau- und Kunstdenkmälern einen überaus wertvollen Zuwachs erhalten wird, der alten Forderung der Vertreter der Denkmalspflege Rechnung getragen werden soll, wonach auch dieser Besitz der Zuständigkeit der berufenen Organe der Denkmalspflege zu unterwerfen ist."

Wir dürfen erleichtert aufatmen, denn es ist zu hoffen, daß dieser Mahnruf auch in breiteren Volkskreisen Gehör finden wird. So viele Ausschreitungen im einzelnen auch vorgekommen sein mögen, alles in allem hat der ehedem fürstliche Schloßbesitz im wesentlichen fast unangetastet die Sturmtage der Revolution überstanden. Selbst in den Stunden der kranken Schwäche und Entartung hat sich unser Volk von jener Zerstörungswut gegen „politisch feindlichen" Kunstbesitz freigehalten, der eine für fast alle Revolutionen charakteristische Begleiterscheinung war. Die Zerstörungssucht hat sich bezeichnenderweise mehr gegen die Stätten der Aufhäufung materieller Werte (Nahrungsmittel, Kleidungsstücke u. dergl.) gerichtet. Das war natürlich sehr töricht, aber läßt tiefe Einblicke in die innersten Ursachen unserer ganzen Umsturzbewegung zu. Jedenfalls ist die schonende Behandlung des fürstlichen Kunstbesitzes

— von einem Angriff auf kirchlichen ist mir nichts bekannt geworden — ein sehr starker Beweis dafür, daß unserem Volke derartiges nicht im Blute liegt. Man ist daraus zu Rückschlüssen auf das Verhalten unserer Truppen im Kriege berechtigt.

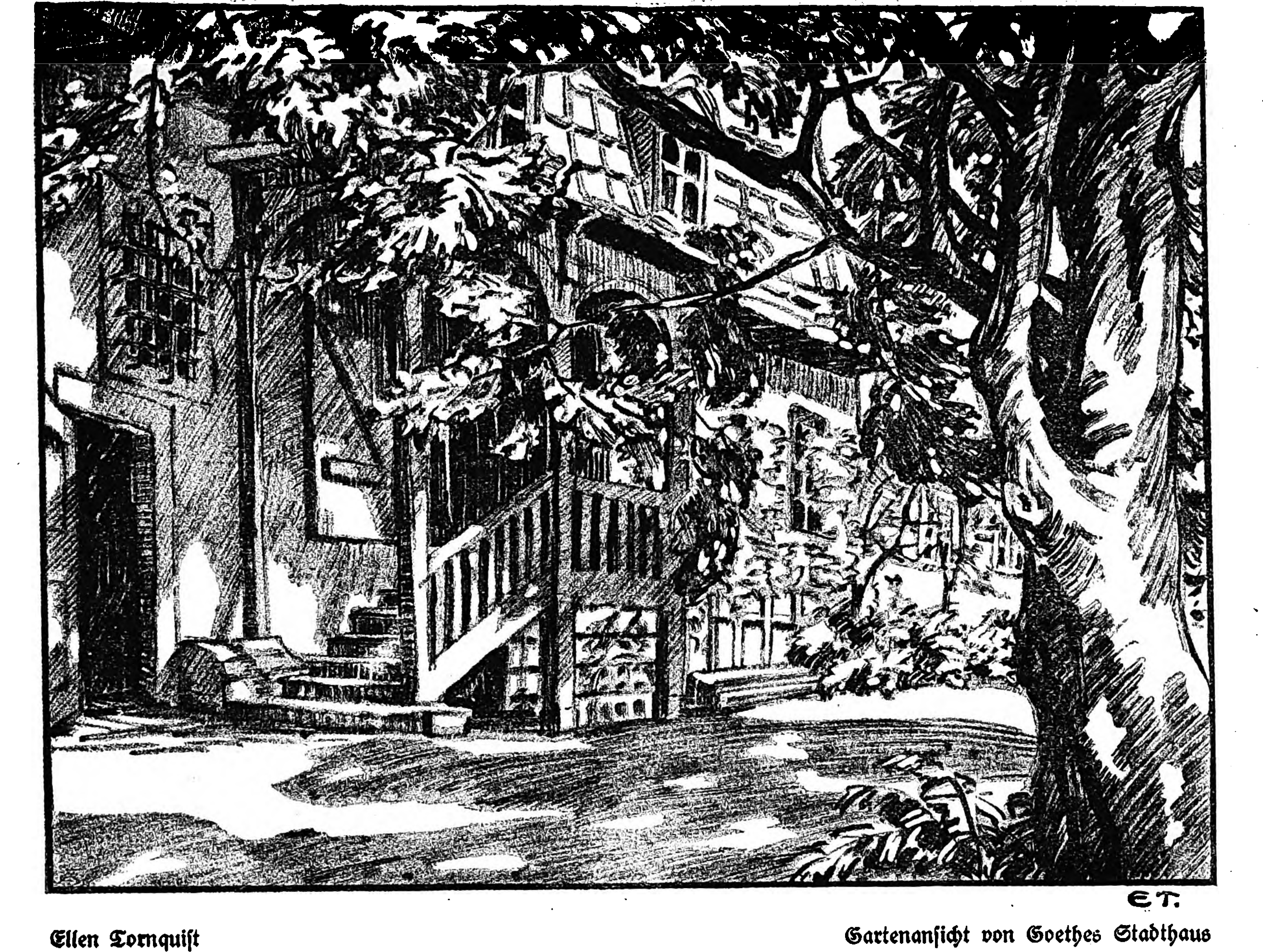
Die gefährliche Zeit für die Schlösser hat erst hinterher begonnen und sie ist noch nicht überstanden. Die jetzt am Reichssteuer sitzenden Herrschaften sind nicht mindere Systematiker, als ihre Vorgänger. Achtung vor dem Geschichtlichen ist da wenig zu erwarten und die Anerkennung künstlerischer Werte ist getrübt, wenn immer die politische Parteibrille auf der Nase sitzt. Aus dem Grundsatze, daß die bisher fürstlichen Schlösser zum Eigentum des Volkes würden, folgerte die Parteilehre, sie müßten nun den Bedürfnissen der Masse angepaßt werden. Wohl hat jedes Schloß beträchtliche Teile, die bei anderweitiger Benutzung keinen Schaden leiden, wenn diese schonend ist. Aber lediglich weil es im Grunewald liegt, ist das dortige Jagdschloß doch noch nicht für eine Lungenheilstätte geeignet. Schon vor Wochen erschallte ein Notschrei zugunsten Sanssoucis, dem ein Potsdamer Stadtverordneter ja noch einen „gewissen Entreewert“ zugebilligt hatte. Ebenso groß ist die Gefahr für die Parks. Es ist anzunehmen, daß das Publikum wieder mehr Schonungsgefühl für Blumen und Sträucher aufbringen wird, als es zur Zeit in den Berliner öffentlichen Anlagen betätigt, wenn das Freiheitsgefühl sich erst aus der Unerzogenheit des jungen Hundes herausgemausert haben wird. So sei es begrüßt, wenn alle Parks der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Aber deshalb dürfen sie doch nicht zu Rummelplätzen verschandelt werden. Viele der einsam gelegenen Schlösser könnten für besondere Zwecke nutzbar gemacht, so z. B. Künstlern und Gelehrten zu längeren Ferienaufenthalten angewiesen werden. Das wäre eine neue fruchtbare Form von Staatsstipendien.

Jedenfalls aber ist auf dem ganzen Gebiete höchste Vorsicht und größte Sorgsamkeit geboten, auf daß das deutsche Volk durch diese Umwandlung nicht an seinem wertvollen Kunstbesitz geschädigt werde. Der amtliche Denkmalsschutz ist die rechte Überwachungsstelle. Besonders wichtig aber wäre, daß unserm Volke eine starke Liebe zu seinem Kunstbesitz geweckt würde. Sie wird auch der sicherste Schutz sein. K. St.



Die neuen Briefmarken

Die Abgeordneten Dr. Riesser und Dr. Weidtmann (Deutsche Volkspartei) haben folgende Anfrage an die Reichsregierung eingebracht: „Die Reichsregierung hat zu Ehren der im Text der Marken besonders bezeichneten Nationalversammlung, die aber nicht befragt worden ist, neue Postmarken zu 10, 15 und 25 Pfennig ausgegeben, deren überaus geschmacklose Ausführung sehr bedauerlich ist. Die weiß-rote 10-Pf-Marke zeigt einen roten Baum, der bei gutem Willen des Beschauers die Absicht erkennen läßt, einen roten Eichbaum, also eine seltene Naturerscheinung, vorzustellen. Die braunblaue 15-Pf.-Marke bietet eine ebenso merkwürdige Erscheinung, blaue Ähren oder irgendwelche blaue Zweige, während die grün-weiß-rote 25-Pf.-Marke in rotem Grund an Stelle der Germania das Bild eines niederknienden nackten Jünglings aufweist, der ein entweder Backsteine oder Brot enthaltendes Brett auf dem Haupte trägt, während sein linker Fuß von einem niederstürzenden Fallschirm oder einer Maurerkelle bedroht wird. Wir fragen an, ist die Reichsregierung bereit, darüber Auskunft zu erteilen: 1. War vor Fertigstellung dieser Marken, die wohl nur das Inland erfreuen sollen, ein Wettbewerb unter Künstlern ausgeschrieben worden? 2. Wie lange diese Marken im inländischen Umlauf bleiben sollen. 3. Ob beabsichtigt ist, auch für die übrigen Postwertzeichen neue Marken ähnlicher Art herauszugeben.“



Ellen Tornquist — Gartenansicht von Goethes Stadthaus

(Mit Genehmigung des Furche-Verlages in Berlin)

Zunächst einige Worte über diese „Anfrage“ selbst. Die neuen Briefmarken sind so peinlich verfehlt, daß man wohl verstehen kann, wenn es jetzt keiner gewesen sein will. Aber die Herren Anfrager stellen sich mit ihrem Vorgehen trotzdem noch ein besonderes Armutszeugnis aus. Es hat ausführlich in allen Zeitungen gestanden, daß im März das Berliner Postmuseum eine Ausstellung von mehr als 4000 Entwürfen veranstaltete, die auf das Preisausschreiben für die Briefmarken eingegangen waren. Nicht jetzt, sondern spätestens damals hätte innerhalb der Nationalversammlung über die ihr zugedachte „Ehrung“ gesprochen werden müssen. Vielleicht hätten sich dann auch Stimmen der Bescheidenheit gefunden, die „Vorschußlorbeeren“ zurückgewiesen, Stimmen des geschichtlichen und politischen Gewissens, die bekannt hätten, daß kein Augenblick ungeeigneter sein konnte, auf die Betonung des deutschen Reichsgedankens zu verzichten, als der jetzige. Das einzige Gute, was so bei der ganzen Angelegenheit auszutifteln bleibt, ist die Hoffnung, daß diese Marken der „Erinnerung“ an die erste Nationalversammlung gelten sollen und deshalb so bald als möglich wieder dem Verkehr entzogen werden.

Bei der Neubestellung der deutschen Reichsmarken sollte man auf das umständliche Verfahren eines Preisausschreibens verzichten. Es ist so gut wie sicher, daß sich die besten Kräfte daran nicht beteiligen. Und will man nicht von vornherein darauf verzichten, in den kleinen Bildchen Symbole für unser heutiges nationales Leben zu geben? Dieses ist einerseits so verwickelt, anderseits so bar jeder großen gemeinsamen Idee, daß dabei doch nichts herauskommt. Man halte sich ehrlich an die Aufgabe, Postwertzeichen zu schaffen und beauftrage mit dieser Arbeit einige unserer ausgezeichneten und bewährten Schriftenzeichner. Es wird dann ganz sicher eine künstlerisch einwandfreie und sachlich-ehrliche Arbeit herauskommen. Und am Ende wäre diese ehrliche Sachlichkeit auch noch das allerbeste Symbol für das, was uns heute not tut.

Karl Storck



Das Weimar Goethes

Dieses Weimar ist jedem Deutschen ein Heimatwinkel, und es stimmt dazu, daß es im Herzpunkte Deutschlands liegt. Da fanden wir uns schon immer alle zusammen, und in Zukunft muß noch mehr von hier aus der Blutstrom deutschen Einheitsfühlens den von Wunden zerfetzten Leib kräftigend durchströmen.

So wollen wir es als eine Mahnung verstehen, wenn die erste Auflage eines hübschen Bilderheftes mit dem Titel „Auf Goethes Pfaden in Weimar“ ausdrücklich „zur Tagung der deutschen Nationalversammlung“ ausgegeben wurde (Berlin, Furche-Verlag; 4 M). Die zwanzig Federzeichnungen Ellen Tornquists einen, wie unsere Proben zeigen, Kraft und Anmut. Man könnte sie in ihrer tonigen Wirkung für Steindrucke halten. Friedrich Lienhard, der seit Jahrzehnten dem deutschen Volke von allen Seiten her „Wege nach Weimar“ gewiesen hat, übernimmt nun auch die Führung am Orte, und es versteht sich bei seiner Art von selbst, daß er auch den Geist spüren läßt, der hier gewaltet hat. Wenn er dabei selber den Ton froher Anmut anschlägt, so fließt auch das aus Goethes Geist, der als Fünfundsiebziger auf ein Bildchen des von der Abendsonne vergoldeten Schlosses Belvedere schrieb:

Erleuchtet außen hehr von Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich froh und hold.
Erzeige sich dein ganzes Leben so:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.

K. St.





Ellen Tornquist — Pforte zu Goethes Gartenhaus

(Mit Genehmigung des Furche-Verlages in Berlin)

Bodenständige Musikpflege

Deutschland, das Land der Musik. Deutschland die musikalische Vormacht in der Welt. Das war das Ergebnis der Entwicklung der deutschen Musik von Bach bis Wagner, Brahms und Bruckner.

Was müssen die Deutschen tun, um das zu bleiben, was sie geworden sind?

Sich das erhalten, das weiterbilden, was sie zu dem gemacht hat, was sie sind. Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.

Wir wollen nicht übermütig sein, wollen nicht sagen: „Was kann uns geschehen?", wollen der Gefahren, die drohen, rechtzeitig achten, ehe es zu spät ist.

Unter den Faktoren, die Deutschland zum Lande der Musik gemacht haben, ist einer der wichtigsten seine bodenständige Musikpflege, sein reich entwickeltes, vielgestaltiges Musikleben. Wir haben diese günstigen Verhältnisse unserem Schulwesen, wie es uns die Reformationszeit gab, und unserer Kleinstaaterei zu danken. Beide schufen uns eine Unzahl geistiger Mittelpunkte, die auch erhalten blieben, als die Zentralisierung des staatlichen Lebens immer größere Fortschritte machte.

Durch diese Fülle von Pflegestätten der Kunst, die ganz spezifisch lokale Färbung hatten, gewannen wir die Möglichkeit, die Musik dauernd in unmittelbarer Fühlung mit dem Volke zu erhalten, sie dauernd neu beleben und befruchten zu lassen aus dem lebendigen inneren Bedürfnis des Volkes heraus.

Wir erhielten auf diese Weise eine geschichtliche Entwicklung von fast unübersehbarem Reichtum, da wir nicht nur eine Geschichte der schaffenden und ausübenden Künstler, sondern auch eine glänzende und außerordentlich mannigfaltige Geschichte des Musiklebens einzelner Städte und ihrer Konzert-Institute hatten.

Wenn man die zahlreichen gedruckten Geschichten dieser einzelnen Institute überblickt und sich die vielen hundert gleich interessanten ungedruckten hinzudenkt, erhält man ein Bild von einer staunenswerten Reichhaltigkeit der Formen und Farbenschattierungen, eine Sammlung von musikalischen Charakterbildern, wie sie einzig in Deutschland möglich ist.

Das war der Reichtum, der uns in erster Linie groß und zum Lande der Musik schlechthin gemacht hat.

Das ist der Reichtum, von dessen Bewahrung unsere zukünftige Stellung in der Welt der Töne abhängt!

Ist es ungerechtfertigt, daran zu zweifeln, daß wir ihn in den letzten zwei Jahrzehnten gemehrt haben? Ist es falsch, zu behaupten, daß wir bereits vom Kapitale zehren, statt es immer sicherer anzulegen und zu vergrößern?

Leider nein! Im letzten Vierteljahrhundert ist auch in unserem Musikleben eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen. Und wenn uns der Krieg nicht zur Besinnung rief, weil wir alle Güter des Deutschtums, sittliche wie wirtschaftliche, jetzt nötiger haben denn je und alles tun müssen, um groß und stark zu bleiben, so wären wir vielleicht unrettbar einem Abgrund zugetrieben.

In unsere deutsche Musikpflege war wie in unzählige andere Gebiete der Geist eingezogen, der allen Idealismus tötet, der Gift für alle Güter des Deutschtums ist, der Händlergeist, der Geschäftsgeist. Ihm wurde die Kunst eine Ware und die Musikpflege ein Handel mit Kunst, ein Markt. Aus ihrem Tempel wurde eine Wechslerbude, und mit nüchternstem anglo-amerikanischem Geschäftssinn wurde der Wert von Kunst und Künstlern nach ihrer Marktgängigkeit eingeschätzt.

Alles Geschäftemachen verlangt Nivellierung, Schematisierung, um den Betrieb möglichst einfach und lukrativ zu machen. Man kann nicht für jeden Körper eine besondere Weste, für jeden Fuß einen besonderen Stiefel schneidern. Man geht zum Fabrikbetrieb, zum Einstellen des gesamten Organismus auf den Durchschnitt über, die amerikanische „sameness", die „Nämlichkeit", die „Einförmigkeit" wird zum gestaltenden Prinzip erhoben; der Begriff der „Musik-Mode" wird immer stärker ausgeprägt und immer einflußreicher; wir bekommen Mode-Komponisten, Mode-Werke, Mode-Dirigenten, Mode-Solisten.

Wer das Musikleben der deutschen Großstädte zunächst einmal mit dem vor dreißig, vor fünfzig Jahren vergleicht, wird erschrecken über die Folgen dieser Gleichmacherei, dieser Veramerikanisierung der Betriebe und des ganzen Musiklebens. Die wenigen alten bodenständigen Institute laufen Gefahr, ihr eigentümliches Ansehen, ihre Lokalfarbe völlig zu verlieren, und nur die meist anstandshalber aus der Vergangenheit geretteten altehrwürdigen Namen unterscheiden sie voneinander, die im übrigen dem Durchschnitt und der Mode frönen, wie es der Geschäftsgroßbetrieb verlangt.

Wo sind denn jetzt die Musiker-Charakterköpfe, die dem Musikleben einer Stadt eine persönliche Note gaben und einen eigenen Stempel aufdrückten? Wo sind diese Personifikationen der Kunst einer Stadt oder eines der kleineren oder größeren Bundesstaaten, die nicht nur ihre Konzerte dirigierten, sondern sich für das Gedeihen und die besondere Blüte der gesamten Musikpflege verantwortlich fühlten, dem musikalischen Unterrichtswesen genau so ihr Interesse zuwandten wie der Förderung der kirchlichen Musik, des Chorgesangs, der Pflege der besonderen traditionellen Eigenart des betreffenden Musiklebens, die die heimischen Kräfte weckten und stärkten und ihrer Stadt und ihrem Lande seinen ehrenvollen Sonderruf im Reiche der deutschen Musik gaben?

Gewiß, wir haben noch einzelne dieser altmodischen Musiker von altem Schrot und Korn; aber in den Großstädten sterben sie als „unzeitgemäß“ immer mehr aus. Sie haben zu viel Eigenart, zu viel Charakter, zu viel inwendige Figur. Das kann der deutsche Musik-Geschäftsgroßbetrieb nicht vertragen. Er braucht Nummern, die sich katalogisieren lassen, Ware, die eine Etikette verträgt, Mode-Artikel, die überall gut gehen.

Wir wollen heute von den Gründen dieser Zustände im Großstadtbetriebe nicht reden. Ihr wesentlichster ist, daß die verantwortlichen Inhaber der einzelnen Institute, die Intendanten der höfischen und städtischen Theater, die Direktoren, die Vorstände der Konzertgesellschaften nicht mehr auf die Suche gehen nach Persönlichkeiten, überhaupt keine Bewerbungen mehr veranstalten, keine sachliche Auslese treffen, sondern sich an eine Musiker-Handlung, genannt Agentur, wenden, sich von dieser die gangbaren Artikel vorlegen lassen und auf die Empfehlung dieser Händler und ihrer Helfer hin sich jemand nehmen, der dann die musikalische Leitung ihres Betriebs erhält. Die erste Voraussetzung ist, daß der Mann entweder einen großen, von der Reklame gut genährten Namen oder irgend etwas Sensationelles an sich habe, die zweite, daß er gut ins Schema passe und ja nicht etwa eine Persönlichkeit sei!

Es wäre töricht, so weltunerfahren sein zu wollen, daß man die Notwendigkeit und den vielfältigen Nutzen dieser Vermittlungsstellen, die in einzelnen Fällen ausgezeichnete Sachkenntnis haben, leugnen wollte. Das Geschäftliche des Betriebs hat es nur leider mit sich gebracht, daß den Forderungen der Kunst und der Künstler dabei oft nicht genügend Rechnung getragen werden kann, daß alles zu sehr vom Standpunkte der augenblicklichen Vorteilhaftigkeit, von dem der Mode angesehen wird. Ganz abgesehen davon, daß es dem geschäftlich unbegabten Künstler und dem, der nicht das Geld hat, Reklame für sich zu inszenieren, unendlich erschwert wird, einen Wirkungskreis zu erringen.

Doch über diese Dinge kann ein andermal geredet werden. Daß der ungeheure Verderb jeder einseitigen Großstadtkultur, der sich auf allen Gebieten zeigt, auch auf dem der Musik sichtbar werden muß, daran sind nicht nur die musikalischen Faktoren, sondern die allgemeinen, immer und überall zur Amerikanisierung, d. h. zur Verflachung führenden Großstadtzustände schuld.

Die große Gefahr ist aber, daß diese Großstadtzustände auf die Klein- und Mittelstädte übergreifen und dort das gleiche Unheil anrichten, so daß das kulturelle Gegengewicht unwirksam gemacht und alles über einen Leisten geschlagen wird.

Schon sehen wir deutlich die furchtbaren Folgen der Übertragung der Berliner Operette und des Kinos in die kleinsten Städte, ja den Import der gemeinen Operetten-Schlager selbst in die Dörfer durch die Grammophone.

Es ist ja der schlimmste Fluch alles Gemeinen und Niedrigen, daß es, wie in der Natur das Unkraut und die niedrigsten Tierarten, die größte Verbreitungsfähigkeit hat!

Seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren beginnt nun der Geschäfts- und Händlergeist des großstädtischen Musiklebens sich auch in den deutschen Mittel- und Kleinstädten breitzumachen. In diesen hatten wir bis dahin gewöhnlich Musikvereine, die Orchesterkonzerte und Kammermusikabende veranstalteten, gemischte Chorvereine, die Oratorien und andere Chor-

werke aufführten, Männerchöre, Kirchenchöre und Orgelvorträge der Organisten. Das Angebot regelte sich nach der Nachfrage, weil die Existenzmöglichkeit sich aus dem Zuspruch des Publikums ergab. So hatte jede Stadt das, was sie brauchte, und im Wetteifer benachbarter Städte eines Landes, im Wetteifer der heimischen Kräfte bildete sich ein bodenständiges Musikleben aus, das den Bewohnern genügende Anregung für ihre häusliche Musikpflege gab und ihnen von auswärts gute Künstler zuführte, die im Rahmen der heimischen Veranstaltungen als Solisten auftraten.

Da begann die Invasion von Solokräften aller Art, die auf eigene Faust und eigenes Risiko Konzerte in den Mittel- und Kleinstädten gaben. Natürlich konnten sich das nur finanziell gutsituierte Anfänger oder schon etwas bekanntere Größen leisten, die so en passant die kleinen Städte mit abgrasten und zufrieden sein konnten, wenn sie, statt die Tage zwischen anderen Konzerten untätig hinzubringen, einen leidlichen Zuschuß zu Reisekosten und Tagegeldern verdienten.

Damit verlor das Musikleben der Städte seine Eigenart. Denn diese aufs Abgrasen ausziehenden Gänse und Hämmel waren meist überall dieselben und hatten nur die Absicht, bekannt zu werden, Kritiken zu sammeln und womöglich Geld zu verdienen.

Es gab auch einige wenige Ausnahmen darunter, die eine künstlerische Mission erfüllten, indem sie neue, unbekannte Komponisten einführten, oder andere, die kraft ihrer bedeutenden Künstlerpersönlichkeit auf den Dank der Kleinstädter rechnen konnten, wenn sie ihnen ermöglichten, ihre große, eigenartige Kunst kennen zu lernen.

Aber das waren in der Gesamtzahl verschwindende Ausnahmen. Die Mehrzahl waren Herde; und ihr Wandern von Ort zu Ort hatte keinerlei künstlerische Berechtigung.

Dagegen richteten sie ungeheuren Schaden an durch das Überschwemmen der mittleren und kleinen Städte mit völlig überflüssigen Musikdarbietungen. Denn durch diese Darbietungen, die meist noch mit aufdringlich frecher Großstadtreklame inszeniert wurden, mußte die bodenständige Musikpflege selbstverständlich leiden.

Diese auswärtigen Eindringlinge brachten fast durchweg in ihren Programmen gangbarste Schlager, auf die die Masse immer wieder hineinfällt, sensationelle Modeware, an der die einheimischen Konzertgeber, die sich ihrer künstlerischen Verantwortung bewußt waren und nicht für den Augenblick, sondern für das Gedeihen des heimischen Kunstlebens wirkten, vorübergingen. Die Fremden traten mit dem schweren Geschütz gröbster Reklame auf und brachten alle Unsitten des Großstadtmusikbetriebs mit. Der organische Aufbau des Musiklebens wurde gestört, eine sinn- und skrupellose Überproduktion an Musik trat ein, unter der natürlich gerade die beste und ernsteste einheimische Musikpflege zu leiden hatte.

Jeder Künstler, der sich für das Musikleben seiner Stadt, seines Landes verantwortlich fühlt, will den Liebhabern der Musik nicht oberflächlichen Genuß, sondern Erbauung und Erhebung, nicht flüchtig berauschende Eindrücke, sondern tief nachhaltiges Erfassen von Kunstwerken ermöglichen.

Wir haben dieser Männer, die sich ihrer Verantwortung, ihrer hohen Kulturaufgabe ganz bewußt sind, immerhin noch eine ganze Anzahl, wenn auch die Zahl der nur an sich und ihre Karriere denkenden Streber auch in der Musik immer größer wird.

Diesen Verantwortlichen ist das Musizieren in einer Spielzeit nicht ein Sich-Produzieren; ihnen ist jedes Konzert ein Stein, den sie im Laufe der Jahre und Jahrzehnte zu dem geschichtlichen Bau des Musiklebens ihrer Stadt, ihres Landes zufügen. Jedes Konzert ist ihnen ein Teil eines künstlerischen Ganzen, der sich organisch einordnet; ihre Leistung für die ihnen anvertrauten Institute besteht nicht in der Leitung von Konzerten, die vorübergehenden Eindruck machen, sondern in der künstlerischen Gestaltung des ganzen Musiklebens und der künstlerischen Heranbildung eines Publikums, für das die Aufführungen innere Erlebnisse werden.

Es gibt gewiß noch viele ältere Leute, die sich erinnern, wie in einer Menge mittlerer

und kleiner deutscher Städte ein geistiges Band die Musikfreunde umschloß, und wie durch das zielbewußte, aufopfernde Arbeiten unermüdlicher Idealisten nicht nur den Erwachsenen Stunden schönster künstlerischer Erbauung bereitet, sondern auch die heranwachsende Generation in konsequenter, nachhaltiger Weise mit der besten Musik aller Zeiten bekannt gemacht wurde. Daraus ergab sich eine wirkliche musikalische Kultur.

Alle solche Leistung war aber nur möglich durch Konzentration, durch bewußte erzieherische Arbeit, die sich ohne Störung von außen über Jahre und Jahrzehnte erstrecken konnte. Es war nötig, alle Mitarbeiter treu bei der Sache zu behalten, gründliche Vertiefung zu erreichen und vor allen Dingen Überfütterung und Ablenkung durch blendende Nichtigkeiten zu vermeiden.

Diese musikalische Kulturarbeit ist jetzt fast in allen deutschen Städten wenn nicht vernichtet, so doch erheblich gestört.

In sinnlosem Durcheinander drängen sich in die organisch sich aufbauenden Darbietungen der einheimischen Kräfte die aufs Geschäft, auf persönlichen Vorteil ausgehenden Solisten, die sich einen Saal mieten und sich produzieren, durch ihren Reklamebetrieb und ihre fast durchweg auf „Schlager" eingestellte Programme die Neugierde des Publikums erregen und den einheimischen Arbeitern, denen daran liegt, die bodenständige Musikpflege zu erhalten, die Arbeit unsäglich erschweren.

Unsere Zeit ist an sich einer ernsthaften Kunstpflege nicht hold gesinnt. Übertriebener Sport und Kino und jede Art von oberflächlichem Lebensgenuß entziehen mit ihren Lockungen der Kunst so manchen, der im Begriffe war, in ihr eine Bereicherung seines Lebens zu suchen.

Durch die Zersplitterung und Überlastung des Kunstlebens wird die materielle Fundierung der einheimischen Institute immer schwieriger. Immer weniger Mittel stehen ihnen für große künstlerische Aufgaben zur Verfügung.

Ich höre längst den Einwand: Die Konkurrenz von außen belebt, zwingt zur Anspannung aller Kräfte. Unsinn! Um künstlerisch wertvolle Konkurrenz handelt es sich ja in den allerseltensten Fällen, und diese habe ich bereits ausgenommen und als dankbar zu begrüßende Ergänzung des heimischen Kunstlebens bezeichnet.

Konkurrenz entsteht in jeder, selbst in der kleinsten Stadt durch den Wettstreit der eigenen Kräfte, die immer in der der Größe einer Stadt entsprechenden Zahl vorhanden sind. Und gerät ein heimisches Institut in Verfall, weil der künstlerische Leiter eine Schlafmütze oder ein Faulpelz oder ein eitler Narr oder alles auf einmal ist, so beseitige man ihn oder setze ihm, wenn jenes nicht möglich ist, eine kräftige einheimische Konkurrenz auf die Nase, wie das ja fast durchweg schon geschieht. Es gibt überall Kräfte, die sich regen. Aber es sollen Kräfte sein, die, von sozialen Impulsen getrieben, der Allgemeinheit dienen, die Kunst fördern und sich eingliedern wollen in den Gesamtorganismus des Musiklebens einer Stadt, eines Landes!

Die Überschwemmung mit Konzerten wildfremder Veranstalter, die nur ihren eigenen Vorteil suchen, trägt nicht zur Belebung, sondern zur Ertötung des Musiklebens einer Stadt bei; sie erstickt die heimische Musikpflege und nimmt dem Nährboden, auf dem sie erwachsen soll, die notwendigsten Quellen der Kraft: Luft, Licht und sachverständige Bestellung!

Man vergleiche doch einmal den Geist der Musikpflege der Städte zwischen 20000 und 200000 Einwohnern, wie er etwa 1885 war und wie er 1917 geworden ist. Welch ein Kulturniedergang trotz oder vielmehr infolge von Überproduktion!

In den Großstädten ist die wirkliche bodenständige Musikkultur ja bereits völlig überwuchert; aber nächstens wird der Ausspruch des geplagten Großstadtkritikers: „Das hält ja kein Pferd aus!" auch von den Musikfreunden der mittleren und kleinen Städte übernommen werden.

Wer trägt die Schuld an diesen Zuständen? Wie ist Besserung, Umkehr zu gesunder Musikpolitik zu erzielen?

Wer schuld ist? Im allgemeinen gewiß der berühmte Zug der Zeit, der Geschäftsgeist, der der Fluch unseres ganzen deutschen Lebens zu werden drohte und in seinen schamlosen Ausbrüchen des Wuchers ja auch in unserer so gerühmten großen Zeit das ekelhafte, erniedrigende und empörende Merkmal menschlicher Gemeinheit ist.

Geschäftsgeist und Eitelkeit und Unkenntnis der Bedingungen des künstlerischen Existenzkampfes, Überflutung unseres Musiklebens mit Künstlerproletariat, das durch gewissenlose Gesang- und Instrumentallehrer, durch profitwütige Konservatoriumsbesitzer herangezüchtet worden ist: das sind die Grundlagen des unsinnigen Treibens auf dem Musikmarkt. Daß an der schrankenlosen Ausbreitung dieses Treibens unsere Tagespresse einen großen Teil der Schuld trägt, weil sie aus Rücksicht auf Inserateneinnahmen (!) alle Kulturforderungen meist nur verschämt andeutet und sich fast nirgends zu einem konsequent durchgeführten tätigen Protest aufrafft, sei nebenher erwähnt.

Die größten Schädlinge auf dem Gebiet beginnen aber je länger, je mehr die Inhaber von Musikalienhandlungen zu werden.

Ich habe schon neulich einmal auf deren Sündenregister bei dem Anpreisen von Schundmusik hingewiesen. Die Zeiten haben sich ja auch auf dem Gebiete des Musikaliensortiments gewaltig geändert. Ich entsinne mich aus meiner Jugend noch einiger Musikalienhändler, die musikalische Charakterköpfe, die Musiker durch und durch waren, feinstes Verständnis für die Forderungen der Kunst und regen Sinn und lebendiges, mithelfendes Interesse für das Musikleben ihrer Stadt hatten. Auch jetzt kenne ich deren noch, und es sei ferne von mir, den Stab über einen ganzen Stand zu brechen, dem die Kunst sehr viel verdankt.

Aber gerade die besten der Musikalienhändler alten Schlages leiden in Städten, wo es Konkurrenz gibt, unter dem Sich-Breitmachen einer neuen Generation, deren musikalische Kenntnisse minimal sind, die ohne alle innere Beziehung zur Musik ist und sich nur auf kaufmännische Konkurrenz und robuste Reklame versteht.

Aus den Kreisen dieser Leute, die Handlungsgehilfen in einer anderen Branche waren und sich mit oder ohne Kapital „in die Musik hineingemacht" haben, kommen dann meist auch die Kräfte her, die eines schönen Tages firmieren: „Musikalienhandlung und Konzertdirektion"! Der Herr Konzertdirektor, der dabei oft in den Katalogen der Verleger so wenig Bescheid weiß wie in den Tonarten und den Werken der Klassiker, verbindet frisch, fromm, fröhlich, frei mit seinem Handel mit Musikalien einen Handel mit Musikern und Musikerinnen. Ein Risiko ist ja für ihn nicht dabei. Er läßt sich in bar, ehe er überhaupt einen Finger krumm macht, die sämtlichen künftigen Auslagen und seine „Provision" einzahlen, verdient also an jedem Konzert, auch wenn's dem Solisten ein Defizit von mehreren hundert Mark bringt, sein hübsches rundes, glattes Geld.

Da er Geschäftsmann ist, liegt ihm natürlich daran, daß möglichst viele Dumme seine Stadt heimsuchen, und so entsteht dann das mit Recht so beliebte „rege Musikleben" der Städte von 20000 bis 400000 Einwohnern. Die Tageszeitungen, die gute Inserate bekommen, erheben gegen die Minderwertigkeiten und die abgesungenen und sonst auf dem Abstieg befindlichen Größen auch keinen Einspruch, und die einheimischen Kunstinstitute, die unter dieser Übersättigung des Publikums leiden, das von den vielen Angeboten abgestumpft wird, mögen sehen, wo sie bleiben.

Ich weiß und halte es für notwendig, daß es Tummelplätze gibt, auf denen die Künstler ihre Kämpfe um den Vorrang austragen, Plätze, auf denen sie sich maßgebenden Musikern und Kritikern vorstellen können. Für diese mögen die Konzertdirektionen großen Stils, die Wissen und Erfahrung haben, Konzerte arrangieren. Und daß sie, die Verwaltungsspesen haben, dabei ihre Provisionen sicherstellen lassen, ist auch notwendig.

Nehmen wir also Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Dresden, Köln, Breslau, Frankfurt und etwa noch Königsberg als Zentrale für den Nordosten aus. Diese Städte genügen völlig zum Austoben der Künstler in schrankenloser Konkurrenz.

Gerade in diesen Städten aber hat dann die Kritik die allerschwerste Verantwortung; sie muß mit unbarmherziger Schärfe gegen alle Stümperei ebenso auftreten wie gegen alles Konzertieren der Großen, die, nur um Geld zu verdienen, ihre Popularität ausnützen, um die Leute mit zugkräftigster Allerweltsmusik in die Säle zu locken. Sie muß gerade hier von jedem, der sich öffentlich hören läßt, die Erfüllung einer besonderen, eigenartigen künstlerischen Aufgabe verlangen, die seinem Auftreten, das sonst nur niedrigstes Geschäftemachen ist, überhaupt Berechtigung gibt. Und gerade in diesen Städten muß die Kritik mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln die Musikliebhaber darauf hinweisen, daß das Wichtigste für das Gedeihen der Kunst die Förderung der einheimischen Konzertinstitute, der bodenständigen Orchester und Chöre ist. Diese muß sie zum künstlerischen Wetteifer anspornen und alle ihre Bestrebungen auf das nachdrücklichste unterstützen.

In allen anderen Städten ist es der größte Segen für das Musikleben, wenn Veranstaltungen geschäftsmäßiger Betriebe, sogenannter Konzertdirektionen, völlig unterbleiben. Die gegebenen Veranstalter für Konzerte sind dort die Musiker und die Musikvereine, nicht aber Kaufleute, die einen lohnenden Handel mit Menschenmaterial treiben und keine künstlerische Verantwortung haben! Durch diese ist das maßlose Überangebot von Musik geschaffen worden, das die Kunst bei so vielen Menschen in Mißkredit gebracht und zu einem Amüsement für Freibillettinhaber gemacht hat.

Denn das ist auch noch eine große Gefahr bei der Sache. Der Herr Konzertdirektor hat kein Risiko, seine Auslagen sind im voraus gedeckt, und seine Provision hat er in der Tasche. Der Konzertierende aber will für sein Geld wenigstens einen vollen Saal sehen. Da die Zahl der Dummen, die für Konzerte, die so eine Mittelstadt-Konzertdirektion inszeniert, auch noch Geld ausgeben, verhältnismäßig klein ist, wird der Saal also mit „Freibergern“ gefüllt. Was nur einigermaßen Beziehung zur Musik hat, genießt also Woche für Woche Konzerte gratis. Sein Bedarf an Musik ist damit gedeckt; und man verzichtet darauf, sich für die Veranstaltungen der bodenständigen Konzertinstitute, die auf Einnahmen angewiesen sind, Karten zu kaufen. Man unterschätze diese Gefahr nicht!

Wie soll aber nun dieser Überflutung der deutschen Städte bis zu 300000 und 400000 Einwohnern mit Musik abgeholfen werden?

1. Die Musikliebhaber besuchen prinzipiell alle Veranstaltungen der heimischen ernsten Institute aus dem Pflichtgefühl heraus, die Entwicklung und das Ansehen der bodenständigen Musikpflege in jeder Weise fördern zu müssen.

2. Sie verzichten prinzipiell selbst auf Freikarten zu Veranstaltungen sogenannter Konzertdirektionen.

3. Die Kritik macht gegen den Unfug grundlosen, überflüssigen Musizierens von Künstlern, die Städte abgrasen, Front und lehnt jede Veranstaltung ab, die nicht einen außergewöhnlichen künstlerischen Charakter trägt und der Stadt bedeutsame Darbietungen von Werken vermittelt, die in den ständigen einheimischen Aufführungen nicht geboten werden.

4. Die führenden Kreise des Musiklebens einer Stadt organisieren sich zu gerechter Verteilung der künstlerischen Aufgaben an die einzelnen Institute und zur Einhaltung einer Zahl von Konzerten, die den Bedarf völlig deckt und eine gesunde Ernährung, nicht eine Überfütterung des Publikums gewährleistet. Alle verpflichten sich, bis der Konzertdirektion am Orte das Handwerk oder vielmehr der Handel gelegt ist, jede Veranstaltung dieser prinzipiell zu meiden.

Als Maß des Notwendigen und Zulässigen für den Musikbedarf einer Stadt von 100- bis 200000 Einwohnern wird anzusehen sein:

1. Wöchentlich ein gutes volkstümliches Orchesterkonzert;
2. jährlich 8—10 Symphoniekonzerte;
3. „ 4—6 Aufführungen größerer Chorwerke durch einen oder mehrere Vereine;

4. jährlich 4—8 Kammermusik- und Klavierabende;
5. „ 4—8 Liederabende;
dazu Konzerte der vorhandenen Kirchenchöre, Männergesangvereine.

Kleinere Städte vermindern die einzelnen Zahlen entsprechend, achten aber darauf, daß alle Gattungen berücksichtigt werden; größere, bis zu 400000 Einwohnern, erhöhen sie.

Durchaus aber ist daran festzuhalten, daß die Veranstaltungen auch in den großen Städten ausnahmslos von einheimischen Vereinen und einheimischen Fachmusikern ausgehen, die durch Vermittlung der Konzertdirektionen der oben genannten Zentralen oder selbständig die nötigen Solokräfte gewinnen.

Nötig ist dazu in den Städten von 150000—400000 Einwohnern die Organisation aller Konzertgeber zu einem Verbande, in dem die Arbeitsverteilung geregelt wird. Das geht trotz der Konkurrenz untereinander, die bleibt und bleiben soll! Denn schließlich haben doch alle diese Konzertgeber die Absicht, die heimische Kunstpflege groß zu machen und ihr ein eigenartiges, charakteristisches Gepräge zu geben. Darum müssen sie alle einig sein im Kampf gegen die örtlichen Konzertdirektiönchen, die aus Eitelkeit und Geschäftsgründen ihre Veranstaltungen inszenieren, durch ihre aufdringliche Reklame den Ton in der öffentlichen Musikpflege herunterbringen und durch ihr sinnloses Massenangebot von Musik die heimische Musikpflege ruinieren.

Das deutsche Musikleben darf nicht amerikanisiert werden! Jede Stadt muß ihre Eigenart behalten, muß aus ihren spezifischen Bedürfnissen heraus sich das Musikleben schaffen, das gerade für sie passend ist.

Da ist dort ein berühmter Kirchenchor, dort ein ausgezeichneter großer Chorverein der Mittelpunkt; wieder in einer anderen Stadt sind die volkstümlichen Konzerte vorbildlich; in einer vierten ist die prächtige Organisation des Ganzen, die erzieherische Wirkung, die eine jahrzehntelang festgehaltene Tradition gibt, zu rühmen.

Von größter Wichtigkeit ist, daß die Stadtverwaltungen der Organisation der Musikpflege größte Aufmerksamkeit zuwenden! Ich würde absolut dafür sprechen, daß jede Stadtverwaltung die Bedürfnisfrage erörtert und, nachdem die musikalischen Sachverständigen erklärt haben, daß durch die einheimischen Kunstinstitute der Bedarf durchaus gedeckt ist, von jeder selbständigen Veranstaltung auswärtiger Künstler oder einer einheimischen Konzertdirektion eine Abgabe von mindestens 100 ℳ im voraus erhebt.

Ich möchte noch kurz erwähnen, daß ich es für wünschenswert halte, wenn die Musikvereine, die die Symphoniekonzerte veranstalten, auch die Kammermusikabende (mit einheimischen oder fremden Kräften) und die Liederabende in die Hand nehmen und so eine große einheitliche Organisation schaffen. In größeren Städten können und werden sich getrennte musikalische Gesellschaften bilden, die sich Sondergebiete wählen, wie etwa die Pflege des modernen Liedes oder die Pflege der alten Kammermusik, die Bekanntmachung der reichen Schätze unserer musikalischen Vergangenheit.

Das wesentliche ist, daß alle öffentliche Musikausübung in der Hand von Fachleuten und solchen kunstsinnigen Persönlichkeiten einer Stadt ist, die Verantwortlichkeitsgefühl für die Musikgeschichte ihrer Stadt fühlen, und daß der Händlergeist völlig ausgeschaltet wird.

Es genügt durchaus, wenn wir die Konzertdirektionen in Berlin und den genannten größten Städten haben und wenn diese Städte die Märkte sind, auf denen die Künstler in freien Wettbewerb um die Herrschaft treten.

Alle anderen Städte halte man unerbittlich rein von der Verseuchung und Überlastung durch geschäftliche Veranstaltungen und setze alles ein, um durch den Wetteifer der heimischen Kräfte ein mannigfaltiges, eigenartiges, bodenständiges Musikleben zu erhalten, dessen Blüte die Voraussetzung dafür ist, daß Deutschland in alle Zukunft bleibe: das Land der Musik.

Dr. Georg Göhler



Türmers Tagebuch

Illusionen · Sklavenlos · Der Schandfleck · Die neue Moral · Das Recht der anderen

Das Unerhörte, Beispiellose ist geschehen, das Opfer gebracht. Wofür? — Und was wäre geschehen, wenn das Erzberger-Scheidemann-Deutschland nicht Brief und Siegel auf seine eigene Knechtschaft und Erniedrigung zur Wehr- und Ehrlosigkeit gegeben hätte? Belehre darüber die Unbelehrbaren ein namhafter sozialdemokratischer Politiker, Heinrich Cunow in der Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie, „Die Neue Zeit“. Auch er gibt sich natürlich keiner Täuschung darüber hin, daß über das physisch und geistig erschöpfte, demoralisierte deutsche Volk eine neue harte Prüfungszeit hereingebrochen wäre: „Aber auf wie lange? Die innere Zersetzung der Entente wäre durch solche Gewaltmaßnahmen schnell gefördert, der Widerstand politisch einflußreicher amerikanischer Volkskreise gegen Wilsons Regierung gesteigert worden. Ein Ergebnis, das um so höher zu bewerten ist, als hauptsächlich Amerika die Nahrungsmittel für die einmarschierenden Truppen und die neubesetzten deutschen Gebiete hätte liefern müssen und als ferner das von den amerikanischen Iren geforderte Selbstbestimmungsrecht für Irland in der Union immer mehr Unterstützung findet.

Die Folge der Nichtunterzeichnung wäre also wohl zunächst eine Verstärkung des Druckes gewesen — aber mit der ziemlich sicheren Aussicht, daß die Gegensätze zwischen den Ententestaaten sich bald noch weit mehr zugespitzt und sie sich zu noch weit beträchtlicherer Reduktion ihrer Friedensbedingungen verstanden hätten. Durch die Annahme des Friedensdiktats ist zwar der Einmarsch fremder Bataillone im Westen verhütet, die neue Hungerblockade abgewehrt, aber dieser augenblickliche Vorteil ist erkauft mit der Auslieferung weiter östlicher Gebietsteile an Polen, mit einer fortgesetzten Gärung in den Ostprovinzen, dem Verlust der bisherigen Lebensmittelzufuhr aus dem Osten nach Mitteldeutschland, mit der wirtschaftlichen Versklavung des deutschen Volkes und der Aufrichtung einer fremden Finanzhoheit, die — das wird noch immer in den Arbeiterkreisen zu wenig begriffen — alle Aufwendung größerer Mittel für Sozialisierungs- und Kulturzwecke unmöglich macht und mit innerer Notwendigkeit dahin treibt, daß alle Verstaatlichungen, Monopolisierungen, Kommunalisierungen in einen ausgeprägten Staats- und Kommunalfiskalismus ausmünden.

Zur Begründung der Zustimmung zu dem Versailler Friedensedikt wird meist, wenigstens in unserer Partei, ausgeführt, die Nichtunterzeichnung würde in den deutschen Großstädten, in denen ‚Unabhängige‘ und Spartakisten eine größere Anhängerschaft besitzen, neue Putsche und Ruhestörungen zur Folge

gehabt haben. Daß für diese Annahme die Wahrscheinlichkeit spricht, muß zugegeben werden; aber bietet denn die Unterzeichnung irgendwelche Garantie dafür, daß die Masse nicht doch, sobald sie erst die brutale Härte der Friedensbedingungen und der Arbeitsfron, in die diese Bedingungen sie zwingen, erkennen lernt — heute kennt sie diese noch nicht —, zu gewaltsamer Auflehnung greift? Der Unterschied wird voraussichtlich dann nur sein, daß die Regierung den Kampf nach zwei Fronten zu führen haben wird, nach links und zugleich nach rechts gegen eine erstarkende Reaktion, die sich darauf berufen kann, daß sie gegen die das deutsche Volk versklavenden Bedingungen gestimmt hat...

Mancher tröstet sich zwar mit der Hoffnung, die harten Friedensbedingungen würden wahrscheinlich gar nicht zur Ausführung kommen; denn sie seien beim besten Willen nicht zu erfüllen, und wenn man erst auf Seite der Ententemächte einsähe, daß sie Unmögliches fordern, würde man schließlich doch manche Forderung fallen lassen. Derselbe naive Optimismus, mit dem man noch im vorigen Jahre verkündete, wenn erst der Militarismus in Deutschland beseitigt sei und Wilhelm II. abgedankt habe, würden die westlichen Demokratien gar bald mit uns einen billigen Frieden schließen. Derselbe naive Optimismus, mit dem man sich dann vertrauensselig auf die sogenannten vierzehn Punkte Wilsons verließ und mit dem noch im Januar hervorragende Politiker der ‚Unabhängigen' behaupteten, den harten Waffenstillstandsbedingungen würden, wenn sie von Deutschland eingehalten würden, um so mildere Friedensbedingungen folgen. Nichts als Illusionen. Gewiß, wo nichts ist, kann man nichts holen, und soweit die Friedensbedingungen durchaus unerfüllbar sind, werden die Ententestaaten auf ihre Erfüllung verzichten müssen; aber vorher werden sie, pochend wie Shylock auf seinen Schein, mit allen Mitteln des rücksichtslosesten Druckes und Zwanges versuchen, ihre ‚berechtigten', von Deutschland selbst anerkannten und feierlich unterschriebenen Forderungen durchzusetzen — und sie werden bei diesem Versuch in ihren eigenen Ländern kaum auf nennenswerten Widerstand stoßen, höchstens auf die Empfehlung einiger wohlmeinender Ideologen, ihre Forderungen, falls es nicht anders ginge, zeitweilig zu verlängern.

Von anderen Seiten wird die Unterzeichnung der Friedensbedingungen damit begründet, daß der Vertrag doch nicht zur Durchführung gelangen werde, da ihn sicher die bevorstehende Weltrevolution umstoßen werde. Eine andere Illusion; denn man versteht unter ‚Weltrevolution' nicht die durch den Krieg herbeigeführte Umwälzung aller wirtschaftlichen Lebensverhältnisse und deren stetig fortschreitende Rückwirkung auf die politischen Zustände, eine Revolution, die sich nicht nur schon heute auf die am Kriege beteiligt gewesenen, sondern auf alle europäischen Staaten erstreckt, sondern die Eroberung der Staatsgewalt durch die Arbeiterschaft und die Aufrichtung eines sozialistischen, beziehungsweise kommunistischen Regiments — noch genauer gesagt, man versteht darunter das Übergreifen des Bolschewismus auf ganz Europa. Wenn dann überall in England, Frankreich, Belgien usw. die sozialistische Republik errichtet sei, dann würden, so verheißt man, die proletarischen Regierungen dieser Länder friedlich zusammentreten und ihre noch aus dem Zeitalter des Kapitalismus stammenden Verträge

im Geiste der Brüderlichkeit revidieren. Schöne Träume! Wer darauf seine Hoffnungen setzt, dürfte noch recht lange auf eine Revision des Gewaltfriedens warten müssen. Möglich, ja wahrscheinlich, daß noch die Zeit der Aufstände und lokalen Putsche nicht vorüber ist und auch die Ententestaaten nicht ganz davon verschont bleiben werden, doch die vereinigten bolschewistischen Republiken Europas sind ein utopistisches Nebelgebilde. Im Gegenteil, die Tage bolschewistischer Herrschaft neigen selbst in Rußland ihrem Ende zu.

Recht wahrscheinlich ist zwar, daß der Friedensvertrag nicht zur vollen Auswirkung kommen wird, aber nicht, weil der Bolschewismus in Europa zum Siege gelangt, sondern weil die durch den Friedensschluß geschaffenen politischen Verhältnisse, vor allem die neuen Staatengebilde Mitteleuropas, gar nicht lebensfähig sind, vor allem nicht der geplante Polenstaat, der nicht nur Polen umfaßt, sondern ein buntes Gemengsel von Deutschen, Polen, Masuren, Litauern, Ruthenen, Weißrussen und Juden bilden wird, geradezu eine Parodie auf das von Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Aber solche Auflösung und Wiederumgestaltung der neuentstandenen Staatengebilde wird sich nicht ohne neue blutige Kämpfe, ohne neues Völkerringen vollziehen. Wer auf solche Änderung rechnet, erkennt daher zugleich an, daß der durch die Weimarer Abstimmung herbeigeführte jetzige Friedensschluß neue Kriege nach sich ziehen muß. Und tatsächlich statt des ewigen Friedens, von dem noch vor wenigen Monaten so viel geredet wurde, verheißt uns die Zukunft neue Nationalitäten- und Volkskämpfe — trotz des Wilsonschen Völkerbundsprojekts. Der jetzige Friedensschluß leitet nicht eine Friedensära ein, er bedeutet nur eine Kampfpause."

* * *

Die meisten Deutschen ahnen ja noch gar nicht, was da eigentlich alles um eines schäbigen, dazu noch höchst fragwürdigen Augenblicksvorteiles willen verschachert worden ist. Einmal werden auch den Blindesten die Augen aufgehen und dann übergehen, wenn es — wie immer bei diesem verbockten Volke — zu spät ist. Mit Dr. von Szczepanski in der „Gegenwart" möge hier nur Eines zum vollen Bewußtsein gebracht werden:

„Wie schon Machiavelli ausgesprochen, wird ein Staat seine augenblickliche Machtstellung nur behaupten können, wenn er auch zur Machtentwicklung fähig und bereit ist. Die dazu erforderliche Unabhängigkeit nach außen ist aber erst durch zweckentsprechende Entwicklung seiner Wehrkraft gewährleistet. Zu deren historischen Grundlagen nun gehörte in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht. Das Friedensbuch verlangt, die Unterzeichnung bedingt deren Abschaffung: das künftige deutsche Heer darf nur durch freiwillige Verpflichtung gebildet und ergänzt werden. Dies gleiche Prinzip der Werbung hat in Deutschland bereits Anwendung bei Aufstellung der vorläufigen Reichswehr gefunden. Doch war diese nur als eine Übergangsformation bis zum Neubau einer nationalen Wehrmacht gedacht, für deren Aufrichtung und Gliederung schon zahlreiche Vorschläge an das Licht getreten waren. Sie alle fußten auf dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, für deren Beibehaltung auch die Parteien der Linken logischerweise sich ja bereits ausgesprochen hatten...

Jeder derartige Ehrgeiz ist ja für die Zukunft vereitelt. Die ‚bedingungslos unterzeichnenden‘ Vertreter des deutschen Volkes haben der Verpflichtung zugestimmt, 12 Millionen ihrer Brüder fremder Herrschaft auszuliefern und die verbleibenden 60 Millionen in wehrlosem Stande zu belassen. Wir werden künftig nur noch eine Heeresmacht von 100000 Köpfen halten dürfen. Nun hat ja die Übernahme der Verpflichtung, den Sollstand der Heeresstärke auf eine bestimmt festgelegte Anzahl von Mannschaften zu beschränken, ihren wenn auch unrühmlichen Vorgang in der Geschichte. Napoleon der Erste gestattete dem verkleinerten Preußen nur ein Heer von 42000 Mann. Aber der neue Friede von Versailles stellt nicht nur die zahlenmäßige Höhe, sondern auch die Ergänzung und Gliederung der sogenannten Streitmacht, in Wahrheit nur eine Polizeitruppe, unter Kuratel der bisherigen Gegner und greift damit tief in das Selbstbestimmungsrecht des Reiches über sein Verfassungsleben ein. Die Grundlage der Wehrverfassung, die allgemeine Verpflichtung zum Heeresdienst, wird in ein Werbesystem gewandelt, das Volksheer durch ein Söldnerheer ersetzt. Über die ernste Bedeutung dieser Neuerung dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: die Grundlagen der Heeresverfassung ändern, heißt die Staatsverfassung ändern. Dies Wort von Treitschke hat noch heute und auch in seiner Umkehr Geltung. Aber der Umsturz im Regierungssystem, der im November 1918 zur Einführung der Demokratie in Deutschland führte, erzwang an sich durchaus keine grundsätzlich veränderte Heeresergänzung, denn deren demokratisches Prinzip war ja dem Verfassungsprinzip des Staates weit vorausgeeilt. Selbst der sozialistische Staat würde zwar die Gestaltung der Heereseinrichtungen in verschiedenster Hinsicht zu beeinflussen vermögen, das ihnen zugrunde liegende System der allgemeinen Verpflichtung aber schwerlich anrühren, solange er Wert auf eine selbständige Behauptung in der Reihe der Nationen legt. Denn auch die bei den Sozialisten so beliebte Einführung des Milizsystems wäre doch nur denkbar unter pflichtmäßiger Beteiligung aller Volksgenossen an vorgeschriebenen Übungen im Waffenwerk.

Dem deutschen Volke fehlt aber von nun an die Voraussetzung, den Grad seiner Wehrhaftigkeit und das Maß der persönlichen Anstrengung des einzelnen für die Zwecke des Ganzen, auch nur für die Ordnung im Innern, selbst bestimmen zu dürfen. Damit fehlt ihm aber nicht nur die Möglichkeit, seine Unabhängigkeit nach außen aufrechtzuerhalten, sondern auch die von ihm gewählte und beschlossene Staatsverfassung sicherzustellen. Denn ebensowenig wie irgendwelche Vorkehrungen oder Vorbereitungen zu einer Kriegsbereitschaft in Deutschland getroffen werden dürfen, ebensowenig ist es erlaubt, daß Verbindungen oder Vereinigungen irgendwelcher Art im Waffenhandwerk oder im Gebrauch von Waffen sich unterrichten oder ausbilden lassen oder überhaupt mit militärischen Dingen sich beschäftigen. Die praktischen und die moralischen Folgen dieses Zustandes sind nur allzu klar. Die nationale Verteidigungskraft ist unter den toten Punkt herabgedrückt, die innere Unruhe verewigt; denn wenn es wirklich gelingt, 100000 disziplinierte Freiwillige unter den Waffen zu halten, so reicht diese Anzahl doch niemals aus, selbst in Verbindung mit Polizei und Gendarmerie,

um auch nur die Ordnung oder Grenzschutzaufgaben durchzuführen. Damit ist aber schon die Entwicklung unserer inneren Kräfte auf anderen Gebieten, durch die das Ansehen des Reiches von neuem sollte gehoben werden können, unterbunden. Deutschland wird sich selbst zerfleischen oder die Kirchhofsruhe einer unter fremdem Schwerte — denn nichts anderes ist der Völkerbund — lebenden Gemeinschaft auf sich zu nehmen haben. Der Begriff der Nationalehre aber muß vorläufig aus dem Sprachschatz der Deutschen ausscheiden. Auch der einzelne Deutsche wird kaum mehr Anspruch auf Ehrenhaftigkeit machen dürfen, denn Sklavenlos ist Verzicht auf Selbstachtung, mögen auch viele geneigt sein, durch Bildungsdünkel und geistigen Hochmut über diesen Mangel sich hinwegzusetzen: es ist ja eine alte Erfahrung und ein tägliches Erleben, daß geistige Bildung sehr gut mit Falstaffschen Ehrbegriffen sich verträgt."

* * *

Haben wir nicht das allerlebendigste, allbekannte Beispiel dafür? Oder sollte — Herr Erzberger nicht zu den „geistig Gebildeten" gezählt werden dürfen? Auf dem Deutschnationalen Parteitage erklärte der Abgeordnete Pfarrer D. Traub: „Das Häßlichste an dem Friedensschlusse ist und bleibt die Rolle des Herrn Erzberger, nicht deshalb, weil es mir daran liegt, eine Person zu bekämpfen. Ich betrachte es als ein Ohnmachtszeugnis sämtlicher politischer Parteien im Parlament, daß sie einen Mann wie Erzberger noch nicht zur Strecke gebracht haben. Es wird ja die Zeit kommen, in welcher die Geschichte — und zu der Geschichte gehören ja auch wir — das Recht und die Pflicht hat, zu fragen, warum denn eigentlich die französische Presse zuerst in der Lage gewesen ist, über die Haltung des Herrn Erzberger gegenüber dem Friedensvorschlage zu berichten. Diese Frage darf nicht verstummen im deutschen Volk. Wir haben Nachrichten von Holland, wonach es klar war, daß die Entente, wenn wir an dem ‚Unannehmbar' festgehalten hätten, tatsächlich ihre Friedensbedingungen wesentlich geändert hätte. Wir haben Nachrichten über Holland, daß gerade in dem Augenblick, in dem dann diese französischen Meldungen kamen, die zuerst von England herübergekommen sind, diese Haltung sich geändert hat. Ich meine, ein Volk, das nun seine Kinder ins Elend stößt, und das nicht weiß, was für einen Beruf es seine Gymnasiasten ergreifen lassen soll, das hat vor Gott und seinen Kindern das Recht, zu wissen, ob ein Mann an der Spitze der Regierung in diesem Augenblick gegenüber dem Grafen Brockdorff-Rantzau ein falsches Spiel gespielt hat...

Sie sagen: Warum habt Ihr Euch da nicht gewehrt? Die Art, wie man den Friedensausschuß in Weimar behandelt hat, ist ja im deutschen Volke gar nicht bekannt. Der Friedensausschuß in Weimar war eine große Dekoration und weiter nichts. In der entscheidenden Sitzung am Samstag vor dem 22. Juni ist uns verweigert worden, den Grafen Brockdorff-Rantzau überhaupt noch zu hören. Man kann ja sagen, der Mann war nicht mehr in der Regierung, Herr Preuß ist auch nicht mehr in der Regierung, man kann ihn trotzdem kommissarisch vernehmen. Da konnte Graf Brockdorff-Rantzau auch einmal kommissarisch vernommen werden, aber es hieß, daß er in der Millionen-

stadt Weimar nicht aufzufinden sei. Dabei wollte es das Schicksal, daß er zufällig in demselben Restaurant saß, das eine Stunde vorher Herr Erzberger verlassen hatte. Aber nicht nur Graf Brockdorff-Rantzau wurde nicht gehört, die Friedensdelegation selbst kam bloß durch den Mund des Herrn Erzberger zu Wort, und vor allem die Sachverständigen, obgleich es von den Parteien der Rechten verlangt und obgleich sie da waren, konnten sie nicht zu Wort kommen. Ich möchte einmal wissen, was man bei der alten Regierung gesagt hätte, die in einem solchen Augenblick alles in die Brüche gehen läßt...

Was ist es eigentlich — man muß einen Moment stehen bleiben — für eine wahnsinnige Tat zu halten, daß ein Volk nun zu einem Friedensschluß gedrängt wird, bei dem gerade die, die es doch selbst acht Tage vorher als die verantwortlichen Führer gemeinsam nach Paris geschickt haben, überhaupt nicht gehört werden, bloß deshalb, weil man weiß, daß sie einheitlich anderer Meinung gewesen sind. Ich mache auf die ‚Neue Züricher Zeitung' aufmerksam, die sagt, daß selbst in der neuen Regierung noch einer gegen die Friedensunterzeichnung sich ausgesprochen hätte. (Zuruf: Noske!) So lagen die Dinge, und trotz alledem kam Herr Erzberger zum Siege; denn das war seine Mache. Die ‚Neue Züricher Zeitung', die nicht deutschnational ist, hat ihr Urteil darüber so gefällt, daß sie sagte, an dem Morgen des 23. Juli habe Erzberger Angst und Blut geschwitzt, bloß damit sein Anschlag wirklich durchkommt."

* * *

Auch der bekannte sozialdemokratische Schriftsteller Paul Lensch hebt in der sozialistischen „Glocke" das Ungeheuerliche der Auslieferungsbestimmungen hervor: wohl noch niemals sei einem kriegführenden Volke angesonnen worden, seine Kriegführer auszuliefern. „Das tat man bisher nur, wenn es sich um die Emeute unterworfener Stämme handelte und wenn man demgemäß in ihren Heerführern rebellierende Untertanen erblickte. Diese Friedensbedingung an Deutschland ..., verrät deutlich die Absicht der Feinde, uns als Nation zu schänden. Jedenfalls würde die deutsche Sozialdemokratie im umgekehrten Falle, wenn Deutschland gesiegt hätte, die Auslieferung der Ententeverbrecher, also der englisch-französisch-italienischen Staatsmänner und Generäle und ihre Aburteilung durch ein deutsches Gericht mit aller Leidenschaft unmöglich machen.... Es ist charakteristisch und entwicklungsgeschichtlich lehrreich, daß die englische Mentalität, der man bisher so etwas wie innere Vornehmheit nachsagte, jetzt derartig zersetzt ist, daß sie solche, sie selber schändende Friedensbedingungen aufstellen konnte. Dieser sittliche Zerfall, der hier zutage tritt, ist eine internationale Erscheinung. Am krassesten ist er vielleicht in Deutschland zum Ausbruch gekommen. Aber er beschränkt sich nicht, wie man annehmen könnte, auf die Gebiete der Niederlage. Die der ‚Sieger' sind ebenfalls seine Opfer. Wir haben hierin die Ausbildung jener geistigen Gleichförmigkeit zu erblicken, die eine so charakteristische Produktionsweise, wie der Kapitalismus ist, schließlich für alle ihr unterworfenen Länder und Völker auf die Länge der Zeit herbeiführen muß und die sie in der Tat in den letzten Jahren schon angebahnt hatte. Der Krieg hat die kapitalistischen Nationen näher aneinander gebracht,

als irgend eine Erscheinung vorher, er hat das Trennende, die nationalen Sonderheiten noch weiter in den Hintergrund geschoben und das Allgemeine schärfer hervorgehoben. Die Tendenz aber, die allem Kapitalismus zugrunde liegt, ist die Herausbildung aller Verhältnisse nach der rationalistischen Seite hin. Das rein ‚Praktische' siegt und alle frühere, nicht handgreifbare Ethik wird als unpraktischer ‚Idealismus', verstiegene Romantik usw. verlacht und damit abgelegt. Es ist bekannt, daß die englische Arbeiterbewegung durch ihre frühere Ablehnung aller ‚verstiegenen' Anschauungen und durch die ‚nüchterne' Auffassung ihrer Lage und Aufgaben charakterisiert ist. Ebenso, daß die Bewegung in Amerika, die freilich als ein ausgesprochenes kapitalistisches Kolonialgebiet, ohne psychologische Belastungen aus den Zeiten des Vor- und Frühkapitalismus sich nicht erst mit einer vorkapitalistischen Gefühls- und Anschauungswelt herumzuschlagen hatte, von Anfang an rein ‚rationalistisch' war und keinen nicht in Dollar und Cent ausdrückbaren Gefühlsregungen irgendwelchen Einfluß gestattet hat. Auf der andern Seite war Deutschland noch lange das ‚Land der Eichen und Linden' und der ‚blöden Jugendeselei'. Wie es als jüngster Staat in den Vollkapitalismus eingetreten war, so hatte sich in ihm auch am längsten eine vor- oder frühkapitalistische Ideologie erhalten, die nicht zum mindesten auch in der deutschen Arbeiterbewegung zum Ausdruck kam, in der rührenden Treue, mit der man an der ‚Internationalen' hing und für sie Opfer brachte, zu einer Zeit, wo die älteren kapitalistischen Nationen über diese ‚kindliche' Auffassung schon lange hinausgewachsen waren. Man wird zugestehen müssen, daß im Kriege und erst recht seit dem 9. November die deutsche Arbeiterklasse diese vorsintflutliche Anschauungsweise gründlich abgestreift hat. Die Revolution, einst ein Wort, bei dessen Klange heiliger Schauer von Völkerbefreiung und Menschenglück ein Proletarierherz erfaßten, ist ihr zu einer handfesten Lohnbewegung geworden. Der Klassenkampf erscheint ihr als eine Messer- und Gabelfrage. So ist sie reif geworden, als ebenbürtige Genossin an die Seite der westlichen Arbeiterklassen zu treten, und da in der dritten Internationalen weder die Theorie noch der Idealismus irgendeine Rolle spielen dürfte, so ist es ganz in der Ordnung, wenn der Vorkampf in dieser neuen Internationale von den unpraktischen Deutschen auf die praktischen Engländer übergeht."

* * *

In einem literarischen Blatte, der Zeitschrift der „Literarischen Gesellschaft zu Hamburg", finde ich folgende Anmerkung:

„... Das militärische und bureaukratische Preußentum hatte seine harten Ecken und Kanten; es mußte sie haben, um der partikularistischen Widerstände Herr zu werden. Daneben hatte es seine wirklichen Fehler und Mängel, die wir nie verkannt haben; die Kulturlosigkeit eines guten Teiles der führenden Schichten und die damit verbundene Kurzsichtigkeit in der Volkspolitik standen obenan. Daran ist es zugrunde gegangen. Aber wer jetzt seine Stärke und Tüchtigkeit zu verkleinern sucht, beweist einen nicht minder kurzen Blick. Der Blitz ist in die Eiche gefahren und hat sie verstümmelt; Schlehdorn,

Brombeerstrauch und Ginster haben leicht sagen, wie sie besser, verständiger und wertvoller seien."

Wie vielem, was der Türmer jahrzehntelang sich bemüht hat, zur Erkenntnis und zum Bewußtsein zu bringen, ohne Widerhall außer in seinem Kreise zu finden, begegnete er — nun! In diesen Jahrzehnten hat eine Gemeinde von treuen Gleichgesinnten sich durchgesetzt. Über die Maßen traurig, daß sie sich erst durchsetzen mußte — bei denen, deren Aufgabe es war, Führer zu sein; erst durchsetzen konnte, als es zu spät war, als längst die Führung in andere Hände übergeglitten war. Ein neues Geschlecht reift heran. Das wird nicht nur die „Demokraten" und „Revolutionäre" anklagen, es wird noch schwerere Anklage erheben — gegen die, welche den „Patriotismus" und den „nationalen Gedanken" in Erbpacht oder in Miete genommen hatten, aber so wenig über ihr eigenes kleines Selbst hinaus konnten, daß sie es nicht über sich brachten, das Recht der anderen anzuerkennen. Nicht das materielle, nicht das moralische, nicht einmal das geistige Recht, denn es konnte einer mit Menschen-Engelszungen reden und auch der Liebe haben, — gehörte er nicht zur Kaste, zur Klasse, zum Klüngel, zum engeren „Bau", dann wurde er, solange das Mittel zureichte, als „Luft" behandelt, sonst aber angeödet und nach Möglichkeit geschädigt. Das Schlimmste war: eine eigene, nicht abgestempelte Meinung, eine Persönlichkeit, ein Charakter, ein politischer gar, — der „Narr"!

Aber bitte, jetzt nicht alles auf Wilhelm II., die Regierung oder die „Junker" abwälzen: im Bürgertum war es nicht besser, eher schlechter, und auch nationale Presseschiffe ließen ihre Segel vom byzantinischen Äolus so pausbackig aufblasen, daß sie das kleine Türmerboot schier rammen wollten, wenn es ihren byzantinischen Kurs kreuzte.

War das nicht eine Vorbereitung für das, was geschehen ist? Ist das Heute nicht eigentlich eine regelrechte Ablösung des Gestern! Das „alte System" — um mich dieses dummen Wortes, das aber darum gemeinverständlich geworden ist, zu bedienen — das „alte System" hat das Recht der anderen nicht geachtet, das „neue System" tut es auch nicht, vergilt also nur Gleiches mit Gleichem. Insoweit, subjektiv, steht die Partie gleich, hat keiner dem anderen was vorzuwerfen.

Nur tritt hier das objektive Recht in Kraft, das über den Parteien steht: das Recht der Tatsachen, der Geschichte, des in mühsamer, opferreicher Arbeit Gewordenen, Geschaffenen, das Recht der Geschlechterreihen, das nicht mit ihrem Tode erloschen ist. Eine Oberflächlichkeit, Gedankenlosigkeit, daß nur „der Lebende recht" habe. Das gibt es nicht, weil es dem Naturgesetz widerspricht, und an dem wird wohl auch keine demokratische oder sozialistische oder revolutionäre Regierung ein Jota ändern können. Der Tote macht sein Recht schon durch das Gesetz der Vererbung geltend: keiner von uns, der nicht in seinem Äußeren und Inneren durch seine Vorfahren bestimmt und begrenzt wäre, tatsächlich also auch in seinen Rechten. Theoretisch mag der geistig und körperlich schwach Veranlagte seine Gleichberechtigung mit dem Starken füglich anmelden dürfen. Aber wer kann ihm zur Ausübung, zur Nutznießung dieses Rechtes verhelfen?

Auch im denkbar sozialistischen Staate wird er minderen Rechtes sein. Er wird immer in den Niederungen bleiben, nie die höchsten Gipfel erklimmen. Seine höher begabten Genossen werden ihn auch innerlich nie als gleichberechtigt anerkennen. Wenn sie nichts anderes im Leibe haben, als nur den materialistischen, „ökonomischen" Sozialismus, werden sie ihn sogar verachten, diese Verachtung ihn fühlen lassen. Und er kann doch nichts dafür — das Recht der anderen! Totenhände krampfen sich aus Gräbern auf, die nicht mehr sind, Jahrhunderte liegt ihr Recht zurück, jedoch sie nehmen es sich — Atavismus! Grausam, tierisch fast! — Samiel, hilf!

Hier hilft kein Samiel mehr, kein materialistisch-sozialistisch-marxistischer Talmud, kein „demokratisches" Fibel- und Fabelbuch. Hier ist die Grenze zwischen dem Pithecus, meinetwegen Pithecanthropos erectus (Haeckel) und dem Homo sapiens, also gemeinverständlich: zwischen Affen und Menschen. Aber das sind Formeln, sind Worte. Die „Grenze", die doch keine Grenze und auch kein ausgetüftelter Übergang ist — weil alles Eines — ist: Sinnlich-Übersinnlich.

Die Sinne sind das Mittel, das Übersinnliche dienend zu erfassen. Im Übersinnlichen erst finden wir uns befreit. Drängte nicht aus der Eichel, sie zerspaltend, eine Wurzel tief ins dunkle Erdreich, nie könnte die Eiche gen Himmel streben und wachsen, in freier Luft und lichter Sonne sich eratmen, neues Leben treiben und reifen. Beschneide aber der Eiche den Stamm und die Zweige, damit sie allen anderen, auch den Kleinen, auch dem Gestrüpp um sie herum, „gleich" werde: dann verkümmert die Eiche, aber das Gestrüpp um sie bleibt — Gestrüpp. Bis der vergewaltigten Eiche kraftüberfüllte Wurzeln, nach Entlastung wühlend, das Gestrüpp unterirdisch tödlich umklammern, bis alte Eichensaat aus „der Mütter" Tiefen wieder aufgeht und das Gestrüpp die Wahl hat, zugrunde zu gehen oder im Bannkreise der Eichen — das Recht der anderen, und sogar der Eichen, zu achten.

Grausam, tierisch fast — aber nur, weil das sozialistische und demokratische Prinzip hier versagt. Denn es sind Doktrinen, Worte, nicht Werte, die jeder Vollmensch fühlt: Gefühlswerte und darum Tatsachen. Demokratie kann rationalistisch gelehrt und eingetrichtert werden, Aristokratie muß religiös gefühlt werden. Nicht jeder, der sich von Geburts- oder sonstwegen für einen Aristokraten hält, ist religiös. Aber jeder rechtschaffen religiöse Mensch ist Aristokrat. Denn er erkennt Höheres über sich an und er sieht Niederes unter sich. Aber auch das Niedere verachtet und erwürgt er nicht, sondern er hebt es mit liebenden Armen zu sich empor und fühlt sich noch beschämt dabei. Weil er doch nichts dafür kann, daß er so viel stärker und der andere so viel schwächer ist.



Auf der Warte

Warum wir Posen verloren

Wenn wir, so wird im „Tag" geschrieben, beim Friedensschluß außer auf andere deutsche Gebiete auf Posen mit seinen 850000 Deutschen verzichten müssen, so haben wir dies nächst der Revolution der ungeheuerlichen Politik der Regierung zuzuschreiben, die die polnischen Forderungen samt und sonders bewilligte, während sie den Lebensnotwendigkeiten der eigenen Volksgenossen völlig verständnislos gegenüberstand. Es kann nicht etwa eingewendet werden, Posen wäre doch verloren gewesen. Paderewski hat sich bei seinem Aufenthalt in Posen am 28. Dezember, wie einwandfrei feststeht, dahin geäußert, daß die Entente, insbesondere Amerika, den Polen die Lostrennung preußischer Gebietsteile abgelehnt habe, daß man aber bereit sei, ihnen diejenigen Gebietsteile zuzusprechen, die sie beim Friedensschluß militärisch besetzt haben würden. Nur durch die grenzenlose Nachgiebigkeit der Regierung war es den Polen möglich, schon vor dem Abschluß des Friedens ihre Bestrebungen im deutschen Osten in einem Maße zu fördern, daß die Entente sich letzten Endes den geradezu ungeheuerlichen polnischen Ansprüchen auf Posen, West- und Ostpreußen sowie auf Oberschlesien gefügt hat.

*

Ehrlos!

Die demütigende Phrase, mit der man den „Friedens"-Vertrag endgültig zu unterschreiben sich bereit erklärte, beweist so recht die Verlogenheit, das peinliche Schuldbewußtsein der regierenden Kreise. Hat man wirklich „mit Erschütterung" vernommen, daß die Feinde, wie sie es ja beständig und eindringlich während der fürchterlichen Kriegsjahre verkündet haben, uns der Ehre entkleiden wollen? Jetzt endlich, endlich hat man begriffen, nachdem das eitle Geschwätz von der Weltrevolution und die ausschweifenden Hoffnungen auf die Internationale nicht mehr zu verfangen imstande sind? Gibt es ein jämmerlicheres Zugeständnis, als das des Herrn Ebert: „Das Erwachen ist fürchterlich"? Ja, geschlafen haben sie alle, haben sich sattsam in ihren Kissen gewendet und versucht, einen nach Möglichkeit weichen und sicheren Platz unter der warmverhüllenden Decke zu finden! Und nun unterfangen sich diese Verstockten, das heilige Wörtchen „Ehre" in die Welt zu rufen? Klagen sie jetzt unsere hartnäckigen, verbissenen Feinde an, weil sie folgerichtig ihr Programm erledigt haben, das sie vor aller Ohren eindeutig und laut genug hinausgeschrien haben? — Wer erlebte etwas so Klägliches, als dieses kriechende Werben um Aufnahme in den vorzüglichen Völkerbund, — den es nicht gibt! Glaubt man in Deutschland, nach all den Erfahrungen, die wir erlitten haben, noch ernsthaft daran, daß uns ein Heil erwachsen könnte durch eine Vereinigung, die von unseren unersättlichen Widersachern geleitet wird? Ja, hält man es überhaupt für möglich, daß unsere Gegner nach der endgültigen Besiegung Deutschlands noch irgend einen Nutzen empfinden, sich vor der Welt durch den Versuch einer Durchführung dieses zweifelhaften Planes, der noch dazu ihren Machtgelüsten ein Hemmnis wäre, lächerlich zu machen?... Als man in jenen unseligen Novembertagen sich unbeschützt und willfährig der schnaubenden Wut unserer Nachbarn auslieferte — damals verlor unser Volk seine Ehre; nicht erst heute, wo es nur die selbstverständlichen Folgen seines schmachvollen Handelns erfahren muß! Eine Nation, die untergehen wollte, war eines günstigeren Schicksals freilich unwürdig. Dämmert den Herren, die jetzt so tränenbereite Reden über das arme, gemißhandelte Vaterland

stammeln, noch immer nicht die schreckhafte Erkenntnis dessen, was sie gefrevelt haben? Damals galt ihnen die hohe, ewige Idee „Vaterland" freilich eine Nichtigkeit; damals opferten sie Kraft und Pracht des Deutschen Reiches den Gelüsten einer beschränkten Partei, die nur — wie bezeichnend! — im Zusammenbruche den Beginn ihrer Führerschaft erringen konnte. Als man ihnen im Reichstage das Scheltwort „vaterlandslose Gesellen" entgegenhielt, da lärmten sie in entrüstetem Eifer, — und nun priesen sie den Fall dieses verleugneten Vaterlandes durch einen Nationalfeiertag! Sie, die grinsend eingestanden, die Schlaggewalt unseres sieghaften Heeres meuchlings geschwächt zu haben; sie, die in der Etappe, in den Munitionsfabriken das Zehnfache dessen als Verdienst einnehmen durften, wofür der tapfere Soldat im Felde sein Leben hingab, um auch sie vor der Wut eindringender Horden zu schützen! Mit einigen gepreßten Tränen geben sie sechs Millionen Deutsche den imperialistischen Gelüsten der Entente preis, sechs Millionen, unter denen so viele „Genossen" leben, die jetzt gewiß mit zweifelhafter Anteilnahme das Treiben ihrer gelobten Führer verfolgen werden. Hören die Regierenden die Jammerrufe aus den besetzten Gebieten herübergellen? „Das Volk ist reif zur Revolution!" so jubelten diejenigen, die den Bürgerkrieg ermöglichten, die in treuer Kameradschaft den plündernden Horden offene Tore wiesen. Und diese Herren, die mit schmunzelndem Seufzen ihre Sendung zu beteuern wagen, das deutsche Volk aus dem durch sie selbst bereiteten Niederbruche zu erretten, unterfangen sich, über die geschändete Ehre des Vaterlandes zu greinen! Wo — so fragt man sich mit Entrüstung — wo **bleibt der geforderte Staatsgerichtshof für diese Vergehen?** Wann endlich fühlt sich das laue Bürgertum gedemütigt genug, um aufzubegehren gegen Schmach und Trug? Wahrlich, es wäre gut, wenn alle nationalen Zeitungen und Zeitschriften künftig an den Kopf ihres Blattes für jeden Tag einen der famosen Kernsprüche unserer Feinde druckten, nicht nur der äußeren, sondern vor allem der inneren, der Scheidemann, Ebert, Erzberger, Harden, Haase, Theodor Wolff, Liebknecht, Eisner. Man bewahre die Aussprüche von Adolf Hoffmann und Frau Zietz als schmerzliches Menetekel. (Sie haben so viel geredet, daß man mehr als 365 Zitate finden könnte!) Und daneben setze man dann die Mahnungen deutscher Männer: Luther, Fichte, Arndt, Körner, Uhland, Görres, Lagarde, Bismarck, damit dem Volke, das dem Vergessen nur allzu willig geneigt ist, niemals aus der Erinnerung schwinde, durch welche Künste man ihm die Ehre raubte und auf welchem Wege es ihrer wieder teilhaftig werden könnte!

E. L. Sch.

*

Womit die Engländer agitieren

Auf Veranlassung der englischen Besatzungsbehörde werden zurzeit in Köln folgende Schriften vertrieben: 1. „Die Schuld der deutschen Regierung am Kriege", **Lichnowsky: „Meine Londoner Mission" — Die Dokumente Dr. Mühlons.** Preis 50 Cents, gedruckt in Paris. 2. „**Der Antisemitismus in Deutschland**", von **Israel Cohen**, gedruckt in London bei William Clowes and Sons. 3. Fernau: „**Gerade weil ich Deutscher bin**". 4. „**Der Hungerkrieg, wer hat angefangen?**" von S. Zurlinden, London. Diese Schriften werden unter Selbstkostenpreis von der englischen Besatzungsbehörde den Buch- und Zeitungshändlern zum Weiterverkauf überlassen und finden auch Absatz.

Man wird den Engländern nicht leicht nachsagen dürfen, daß sie nicht wüßten, was sie tun.

Gr.

*

Nur nichts Geschichtliches!

Im Verfassungsausschuß für den Freistaat Danzig wurde vorgeschlagen, dem neuen Freistaate die Bezeichnung „**Freie und Hansestadt Danzig**" zu geben. Die Mehrheitssozialisten widersetzten sich diesem Ansinnen, weil sie aus dem Worte Hansestadt eine unliebsame Betonung der **Handelsaristokratie** heraushörten.

Nur keine geschichtlichen Belastungen und gar noch — „aristokratische“! Da wird den Braven so übel zumut, wie dem Teufel beim Weihwasser. Und — — der Hahn könnte ja auch bald krähen! Gr.

*

Her!

Am 9. Oktober 1528 ließen die Türken zwischen der Hofburg und dem Kärntnertor zu Wien eine Mine fliegen. Die riß eine weite Bresche. Aber als sich der Strom der Islamiten heulend hinein ergoß, rannte er plötzlich auf eine eisenstarrende Wand. „Her!“ brüllten hundert deutsche Landsknechte und stießen dem Fremdvolk das Eisen zwischen die Rippen, daß es aufkreischend von dannen stob, insoweit es nicht liegen blieb. Am 12. desselben Monats flog die zweite, zwei Tage später die dritte Mine. Wieder rollte die Türkenflut hinein und wieder zerschellte sie am deutschen „Her“! Und vor diesem „Her“ der hundert deutschen Landsknechte bekam der Türkenheerbann, der das Land ringsum so weit bedeckte als das Auge reichte, das Grimmen ins Gedärm und flüchtete von dannen, obwohl ihm die Stadt Wien eine sichere Beute gewesen wäre. Darum merkt's euch: dieses Her der deutschen Landsknechte und die Kerle, die es brüllten, sind schuld daran, daß wir Anno achtundzwanzig nicht türkisch geworden sind.

„Her! ...“ riefen sie. Darin lag alles: Mut, Kraft, Nationalbewußtsein, der ganze tüchtige Kerl. Hundert gegen Hunderttausend. Begreift ihr das heute?

Nein, ihr begreift es nicht. Denn sonst stündest du nicht, deutscher Spießer, siebzig Millionen stark da, das Maul offen und die Hände in den Hosentaschen, und ließest dir von siebenhundert Spartakisten der Gosse und des Salons (Marke Cassirer) auf der Nase herumtanzen.

Her! ... Eine Stadt von siebzigtausend Einwohnern und vierzig Desperados herrschen darin. Tolleriana. Von den siebzigtausend hat die Hälfte, ein Viertel schwere, gefährliche Fäuste. Ein Schlag, und die rote Herrlichkeit wäre in alle Winde zerstoben. Aber ...

Es waren Deutsche, die dem Erbfeind der Christenheit die Partisanen in den Leib rannten. Wir sind es nicht mehr. Denn diese Feigheit ist nicht deutsch. Wir sind innerlich verlumpt. Ein Hieb — und wir wären die Pest der Zeit los. Ach, du lieber Gott — wenn's hoch kommt, ein Eingesandt ans Lokalblättchen: erlauben Se gietigst...

Warum soll der Bolschewismus sich nicht seiner Erfolge freuen? Das Spießertum ist ja sein bester Schrittmacher. Es stärkt seine Frechheit nach Kräften. Die Bahnspartakisten zwingen die Eisenbahn zur Stillegung des Betriebes —, kaum ein Streik ist dem Publikum je so unsympathisch gewesen, schrieb mildölig die Provinzpresse. Ach Gott, ja, hoffentlich hat's Herr Spartakus nicht gehört, das schlimme Urteil; es könnte ihn verletzen.

Wir sind ja Neudeutsche, Gott sei Dank, haben nichts gemein mit jenen frumben Landsknechten, über deren Treiben man heute noch so erschröckliche Dinge in den Volksbüldungsschriften lesen kann. Wir sind ja jetzt viel menschlicher und zarter besaitet, wir Zeitgenossen des Baralong. Immerhin, laßt euch sagen: es war eine wilde Rotte, diese frumben Landsknechte teutscher Nation, aber sie hatten doch verdammt viel Soldatenehre in den Knochen und für mehr als einen Kreuzer persönlichen Mut. Und den habt ihr nicht, liebe Zeitgenossen.

Her! ... Wer von euch bringt's aus der angsttrockenen Kehle?! Manch einem ist's gelungen und gut bekommen. Denn Spartakus ist unsäglich viel feiger, als ihr in eurer gnädigst verliehenen politischen Reife ermessen könnt. Aber, mit Verlaub: ich glaube, eure Hirnkasten sind eingerostet. Oder solltet ihr euch doch eines Tages durchfinden zu der Erkenntnis: nunc dubitatio exempta est? Vielleicht dann, wenn euch der rote Hahn vollends auf dem Dach sitzt.

Ihr wartet auf den Messias. Laßt euch die Zeit nicht lang werden. Ihr tragt ihn schon in euch, das sei euch verraten: in euren Fäusten nämlich... Aber ihr habt den bewährten Grundsatz: Hannemann, geh du voran...

Es hilft alles Drumherumreden nichts, liebe Zeitgenossen: ihr seid zu feig. Nichts mehr und nichts weniger.

*

Die beiden, die sitzen blieben

Als Lloyd-George, der Sieger, neulich im Hause der Gemeinen erschien, als sich das ganze Unterhaus jubelnd erhob und „God save the King" anstimmte, weil nun endlich der schwindelnde Gipfel des weltpolitischen Gaurisankar erklommen war (nur Shaw mit der Schellenkappe hatte mit der Freiheit, die sich ein Shakespearescher Narr nimmt, zu bemerken beliebt, daß die Spitze des Gipfels der Rand des Abgrunds sei), da geschah etwas Unprogrammgemäßes, etwas Befremdendes, etwas unsäglich Ungeziemendes: in diesem Augenblick höchster nationaler Weihe blieben zwei Arbeitervertreter sitzen!

Die Bedeutung dieser Tat (denn es ist eine solche) kann nur der einschätzen, der mit den nationalen Ideen des englischen Volks vertraut ist. Ihr Grundcharakter ist Uniformität. Die öffentliche Meinung in England wird durch ihre Wiederholung in Millionen Individuen zu etwas auf immer Festgelegtem, Unantastbarem, etwa wie die zehn Gebote oder die Sakramente. Man diskutiert deshalb gewisse nationale Gedanken und Gewohnheiten nicht, man glaubt sie. Der König ist die sichtbare und verehrte Zinne dieser Glaubensstruktur. So anrüchig der Privatmann Eduard VII. war, der König gleichen Namens war heilig. Ein Engländer, der seine Großmutter umbringt, findet mildere Richter in der öffentlichen Meinung, als einer, der den König nicht ehrt. Dieser durch nichts zu beeinflussende Konservatismus der nationalen Ideen hat den Krieg gewonnen.

Dennoch ist dies nicht das erstemal in der Weltgeschichte, daß im Augenblicke ekstatischen nationalen Triumphs eine Flammenschrift an der Wand erschien. So unfaßbar es auch — nicht uns republikanischen Deutschen, sondern der ganzen angelsächsischen Welt — erscheinen muß, es haben sich doch zwei gefunden, die gerade in diesem Augenblick das Joch der öffentlichen Meinung abgeschüttelt haben. Es gibt in Deutschland keine revolutionäre Tat, die sich dieser vergleichen ließe, denn als bei uns die Revolution ausbrach, gab es schon seit einiger Zeit keine öffentliche Meinung mehr.

In England gibt es ein Scherbengericht. In dessen Vollzug beantragte man die ewige Festnagelung dieses Vorkommnisses in den Akten des Parlaments, zur Kenntnis von Kindern und Kindeskindern.

Moralisch hat man die beiden auf den Sandhaufen gestellt. Und die Uniformität ist wieder einmal gerettet.

Oder nicht? Vielleicht nicht, denn die Zwei bedeuten eine Bresche.

Und weiter: Hat England, eben dieses königstreue England, nicht die Völker gelehrt, wie man mit Monarchen umgeht, die ein Ärgernis sind? Zar — Kaiser — Basileus! Sie sind aus seinem Weg gefegt. Man agt aber, die Geschichte sei gerecht. Das heißt wohl, ihre Gerechtigkeit ist die Logik. Heute ich, morgen du. Deutsche Kronen sind in den Staub gerollt, weil — seien wir uns darüber klar — weil England es wollte. Englische Kronen werden folgen. Ob Deutschland das will oder nicht, bleibt gleichgültig. Es wird so sein, weil es muß. Der revolutionäre Gedanke vollendet seine Bahn. Er kehrt zu seinem Ausgangspunkt zurück.

Die beiden, die sitzen blieben, sind die Pioniere der englischen Republik.

L. M. S.

*

Zum Kapitel Erzberger

Herr Erzberger, dem jeder Rock paßt und der auch in der bolschewistischen Räterepublik ein Pöstchen finden würde, hat von der Ministerbank aus, die ihm Immunität sichert, sein Mütchen an Herrn Helfferich gekühlt. Man mag gegen den ehemaligen Staatssekretär Helfferich allerhand einzuwenden haben, seine Enthüllungen über die verlogene und verräterische Politik Erzbergers sind von dem Angegriffenen auch nicht in einem Punkte entkräftet worden. Daher die Wut des neuen Finanzministers, daher der Versuch, vom sichern Hinterhalt

der Weimarer Tribüne aus giftige Verleumdungen statt sachliche Widerlegungen gegen den Angreifer zu schleudern. Es ist ja nicht das erstemal, daß Herrn Erzberger Dinge vorgeworfen worden sind, um deretwillen jeder — sagen wir — Normalempfindende den Weg zum Kadi angetreten hätte. Schließlich gibt es doch Pfeile, deren Durchschlagskraft auch die Haut eines Elefanten nicht standzuhalten vermag. Um nur zwei Punkte herauszugreifen:

Reichsminister Erzberger wird in der deutschen Presse, z. B. in der „Rhein. Westf. Ztg." unlauterer Machenschaften in Sachen eines Hafenprojektes beschuldigt.

Reichsminister Erzberger wird von Staatssekretär Helfferich in Sachen der Friedensentschließung vom Juli 1917 beschuldigt, glatt die Unwahrheit gesagt zu haben.

Ist der Herr Reichsminister Erzberger bereit, diese unverblümten Anschuldigungen vor einem ordentlichen Gerichtshof zu widerlegen? Sch.

*

Nutzloses Opfer

Deutsche Prinzen, an ihrer Spitze Prinz Eitel und Prinz Heinrich, haben sich der Entente als Ersatz für den Kaiser zur Auslieferung angeboten. So edel und menschlich wohltuend dieser Vorgang anmutet, vom politischen Standpunkte muß er als verfehlt betrachtet werden, da er eine völlige Verkennung der niedrigen Motive bedeutet, den die Feinde mit dem Kaiserprozeß im Auge haben. Es handelt sich bei der Entente hier um die Befriedigung der allergemeinsten Racheinstinkte, aber auch eiskalte politische Berechnung, und es war von vornherein klar, daß sie bei diesem Riesen-Prunkstück, das sie dem ententistischen Pöbel zu bereiten gedenkt, niemals auf die Hauptattraktion verzichten würde. Die Hohenzollernsche Dynastie, das preußische Königshaus, das deutsche Kaisertum soll durch die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. symbolisch an den Pranger gestellt, Deutschland für alle Zeit schuldig und ehrlos gemacht werden — das und nichts anderes ist der nackte Sinn der barbarischen Veranstaltung. Mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages ist deutscherseits jede Möglichkeit des Einwirkens abgeschnitten. Bitten, die doch aussichtslos sind, erspart man sich besser. Wen trifft es nicht ins Herz, den alten, treuen Hindenburg beim Marschall Foch an die „Ritterlichkeit" der Franzosen appellieren zu sehen? Wollen sie ihn greifen, dann sollen sie selbst Hand an ihn legen. Wir haben keine Veranlassung, der Entente die Schergenrolle, die sie sich selbst gewählt hat, irgendwie zu erleichtern, zumal doch eine ganze Reihe englischer Pressestimmen erkennen läßt, daß es Old England nicht so wohl dabei ist, als es sich vor aller Welt den Anschein geben möchte.

*

... kann nicht untergehen?

„Ein Volk von siebzig Millionen kann nicht untergehen" — auch so eine der vielen bequemen und darum so gerne nachgeschwätzten Redensarten, mit denen man sich um die Wahrheit und die eigene mannhafte Tat herumdrücken will. „Ach ja," bemerkt die „Gegenwart", „auch ein Siebzigmillionenvolk kann untergehen. Nicht Mann für Mann mit Frau und Kind, aber das, was mehr ist, als die Summe der einzelnen Volksgenossen, das Volk mit seinem einheitlichen Denken, Fühlen und Wollen, das kann zerbrechen und in wertlosen Teilen aufgehen in anderen Völkern und vielleicht den Boden für neue Völker bilden.

Sind wir soweit? Es ist wahr, ein Siebzigmillionenvolk kann nicht vernichtet werden von fremder Hand. Aber es kann durch eigene Schuld zugrunde gehen.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Seien wir ehrlich! Es ist kein bloßer Zufall, es ist nicht die erdrückende Übermacht der Feinde gewesen, die uns in den Staub gedrückt haben. Gewiß, die Probe war grausam hart, aber wenn wir sie nicht bestanden, so lag doch bei uns die größte Schuld. Nicht der einzelne, nicht das System sind schuldig. Beide, System und Männer, waren doch nur der Ausdruck unseres tiefsten Wesens. Und was wir in der letzten Woche

in Weimar erleben mußten, das wirkt wie eine letzte Bestätigung, daß das Schicksal, das uns trifft, uns auch zukommt. Tiefer kann ein Volk nicht sinken, als wir gesunken sind in den letzten Tagen vor der Entscheidung. Nicht, daß die Entscheidung gefällt wurde, aber wie sie gefällt wurde, rechtfertigt dies Urteil..."

*

Die sterbenden Balten

In erschütternden Bildern schildert Else Frobenius im „Tag" die Leiden der von ihrem Volke preisgegebenen deutschen Balten. Weil sie diesem Volke unter Aufopferung ihrer selbst die Treue hielten, darum werden sie nun mit allen Höllenqualen gepeinigt, darum müssen sie sterben. Dennoch sagte ein Bolschewist: „Diese Deutschen sind nicht tot zu machen. Man nimmt ihnen all ihr Geld, ihre Möbel und Kleider; man läßt sie hungern, kerkert sie ein und richtet sie hin. Aber ich habe noch keinen gesehen, der klagte oder um Gnade bat."

Sie wußten zu sterben, diese Edelleute, von der ganzen demokratischen Welt gehaßt und begeifert; gleich jenen französischen Aristokraten, die während der großen Revolution mit so viel Grazie das Schafott bestiegen. Diese bekenntnistreuen Geistlichen, die seit Jahrhunderten dem Lande Kultur und Gesittung gepredigt, und die hanseatischen Bürger, die ihr Leben lang vor niemand den Rücken gebeugt hatten.

Wie viele mußten sich selbst ihr Grab graben!

Am Rande des Grabes stehend, ihrer Kleider beraubt, mußten sie auf den Todesschuß warten, der ihnen oft von Weibern gegeben ward. Dann stürzte man sie in das offene Grab, zuweilen während sie sich noch bewegten. Die warmen Leichname verkrampften sich ineinander, so daß die Gestalten zu unkenntlichen Massen verschmolzen.

Wie viele holten sich in schwerer Fronarbeit den Tod! Mit dünnen Kitteln bekleidet, in schlechten Schuhen, mußten sie in der Winterkälte Müll abführen, Kloaken reinigen, Gräber graben und niedrigste Arbeit tun. Man spannte sie vor schwere Karren und ließ sie Lasten durch die Straßen ziehen.

Und dennoch: Ein Geistiges erstand in ihnen, das größer war als alle Leiden. Eine Loslösung vom Materiellen, eine Steigerung der Lebensmasse ins Große, Wesentliche.

„Die Zeit im Gefängnis war entsetzlich; aber sie brachte uns eine innere Gehobenheit und Stille, die wir nie missen wollen", sagen heute viele.

Sie waren wie Brüder und Schwestern im starken Gefühl innerer Gemeinschaft, das sie alle beseelte. Sie sangen geistliche Lieder und pflegten ihre Leidensgenossen. Junge Mädchen gingen leise singend in den Tod. Sie fühlten die Nähe Gottes.

*

Deutsche Auswanderung

Nach einer Mitteilung des Leiters des Reichsauswanderungsamts in Berlin, Geheimrat Jung, erwartet man in den nächsten Jahren eine starke Auswanderung von annähernd 5 Millionen Köpfen, bestehend aus Berg-, Industrie- und Landarbeitern, Offizieren, Technikern, Lehrern, Ärzten und andern Berufsangehörigen, die in dem verkleinerten Deutschland keinen Erwerb mehr finden. Nach den Schätzungen des Geheimrats Jung wird jeder Auswanderer ein kleines Kapital von durchschnittlich 2000 Mark mitnehmen, was bei 5 Millionen Auswanderern rund 10 Milliarden Mark macht. Noch weit größer würde Deutschlands Verlust an mehr oder minder kundigen gelernten Arbeitswilligen und befähigten Kräften sein.

Mitte Juli wurde aus Zürich gemeldet, daß bei der schweizerischen Regierung bereits über 70000 Anträge für Pässe von Leuten eingereicht wurden, die aus Deutschland auswandern wollen. Diese Leute sind keine Auswanderer im herkömmlichen Sinn, sie wollen nicht nach der Schweiz gehen, um dort zu arbeiten, wo alle Berufe überfüllt sind und der Fremde scheel angesehen wird, sie wollen in der Schweiz von ihren Renten leben und dabei allenfalls internationale Spekulationsgeschäfte betreiben.

In deutschen Bankkreisen nimmt man an, daß seit dem Ausbruch der Novemberrevolution in Deutschland viele Milliarden deutschen Kapitals ins neutrale Ausland abgeschoben worden sind, anfangs aus Furcht vor der Revolution, später aus Scheu vor der angekündigten Vermögenssteuer. Die nach der Schweiz abgeschobenen Vermögen sollen allein weit über 25 Milliarden Mark betragen. Auch nach anderen neutralen Staaten, nach den Niederlanden und nach Skandinavien, haben steuerscheue deutsche Kapitalisten im Schmuggelwege oder auch durch Flugzeuge Milliarden verbringen lassen.

P. D.

*

Das Ausland muß es uns sagen

Die Basler Nationalzeitung richtet in ihrem Handelsteil an die Zentralbehörden des Deutschen Reiches die dringende Aufforderung, die Einfuhr nach Deutschland freizugeben, wie ja auch die Schweiz den deutschen Erzeugnissen den Eingang nicht verwehrt. Das Blatt schreibt: „Während wir alles tun, um den internationalen Handel auf privatwirtschaftlicher Grundlage unter natürlicher Entfaltung anzubahnen, halten die deutschen maßgebenden Instanzen starr an der Zentralleitung des Importes fest. Alle Erleichterungen seitens unserer Behörden haben daher nur problematischen Wert, weil die Kräfte in Deutschland nach wie vor gebunden bleiben. Das deutsche Volk selbst muß die Zeche bezahlen, wenn seine Behörden die Grenzen nicht unverzüglich öffnen. Ist einmal der erste Bedarf gedeckt, so tritt automatisch die Beruhigung des Marktes und billige Preise ein. Die Aufhebung der S. S. S., die Aufhebung der Ausfuhrverbote durch die Schweiz nützen dem deutschen Volk nicht, wenn nicht die deutsche Regierung ihrer Kaufmannschaft die gleichen Freiheiten zurückgibt."

Aber das läßt sich das „freie" deutsche Volk ruhig gefallen. — Wie bezeichnete es doch der französische Geschichtsgelehrte Lavisse erst kürzlich? „Montoniers" — schafsmäßig, hammelmäßig.

*

Das Danaergeschenk

Zehn Jahre kämpften die Griechen um Troja, aber trotz aller Tapferkeit gelang es ihnen nicht, die heldenhaft verteidigte Stadt zu erobern. Erst durch List kam sie zu Fall. Die Trojaner selbst bereiteten sich den Untergang, indem sie — trotz ernstester Mahnungen — das hölzerne Pferd in ihre Stadt nahmen. Troja fiel durch Odysseus' List und die unerklärbare Torheit und Vertrauensseligkeit der Trojaner, die das Danaergeschenk in ihre Stadt schleppten.

s' ist alles schon dagewesen! Anno 1918 und 1919 erlebten wir wieder dasselbe! Über vier Jahre rangen die Feinde um die heldenhaft verteidigte Festung Deutschland — — vergebens! Da — versuchten sie als letzte Rettung: das hölzerne Pferd des Odysseus — Wilsons Völkerbundsidee — in die belagerte Festung einzuschleppen! An Warnern hat's in Deutschland nicht gefehlt: Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes! Aber auch diesmal die Warner in der Minderzahl! Verstand ist niemals bei der Masse! Und nun haben wir's erlebt, wie die betörten Belagerten das hölzerne Pferd selbst in die Festung schleppten, die Mauern niederrissen, um es hereinzubringen — und Freudenfeste über den Erfolg feierten. — Odysseus, du hast gesiegt!

Eins sehen wir aber jetzt ein: Wie gut wäre es gewesen, wenn unsere gegenwärtigen Minister einen blassen Schimmer von klassischer Bildung gehabt hätten! Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei genügt noch nicht! Denn sonst wären sie nie und nimmer auf den alten Schwindel hineingefallen, von dem schon der alte Vergil gesungen hat!

H. N.

*

England all-everywhere!

Die Ostsee war bisher dasjenige Handelsgebiet, das den englischen Fangarmen am weitesten entrückt war. Daher ist es nicht verwunderlich, daß sich bereits ehe der Krieg noch endgültig entschieden war, allerhand Bestrebungen zeigten, irgend eine Basis

für englische Einflüsse zu gewinnen. Nun die Frucht reif ist, streckt sich der Londoner Arm mit dem bekannten Griff danach aus. Es ist, wie man hört, in London die United Baltic Corporation mit einem Kapital von 2 Millionen Pfund Sterling gegründet worden, um den Handel mit Rußland, dem Baltikum, Litauen und Polen zu betreiben. Sieht man nun, wem zuliebe gewisse Paragraphen in die Friedensbedingungen gekommen sind? Sieht man nun z. B., warum Danzig Freistaat werden mußte? Nicht etwa Polen zuliebe, denn dann hätte man wohl kaum Bedenken getragen, noch ein paar Hunderttausend Deutsche mehr in Polen aufgehen zu lassen. O nein, Danzig mit Polen vereint hätte dem jungen Staat eine zu große Unabhängigkeit gegeben, hätte ihm möglicherweise die Aussicht eröffnet, seine Handelsbeziehungen einmal nach eigenem Gutdünken zu gestalten. Danzig als Freistaat aber ist für England die allzeit offene Tür, das Einfallstor, die Kontrollstation, das Schloß vor dem nach dem Meere jappenden Polenmund. Jetzt schon sieht der noch nicht geborene Freistaat sich veranlaßt, den Aufkäufen von Industriegelände, Lagerräumen, Unternehmungen seitens des Auslandes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zweifelt jemand, daß Danzig in Bälde noch etwas anderes als eine angelsächsische Kolonie sein wird? Je länger es dauert, desto offenkundiger wird es werden, daß der Friedensvertrag nichts weiter darstellt als ein Riesenprojekt zur wirtschaftlichen Ausbeutung.

Dr. E. K.

*

Dumm und gemein

Der „Kreuzztg." wird folgender Brief eines Amerikaners aus dem besetzten Gebiete zur freundlichen Bespiegelung übergeben:

„... Du sollst die gewünschte offene Antwort haben. Das früher gefürchtete und gehaßte deutsche Volk hat sich seit den Novembertagen 1918 zu 90 v. H. als dumm und gemein entpuppt. Einige Beweise: Dumm war euer Volk, als es die Revolution machte und sein Heer zerschlug, gemein ist es, weil ihm jedes Nationalgefühl fehlt. Die ‚flammenden' Proteste gegen den Gewaltfrieden sind hier nicht ernst genommen worden, denn für 90 v. H. war und ist die Hauptsache, Geld erpressen, nicht arbeiten, nur essen und tanzen können, schieben, plündern, stehlen, morden; Frieden und Schicksal des Vaterlandes war und ist diesem Teil gänzlich gleichgültig.

Dumm sind eure Arbeiter; unsagbar dumm, wenn sie von der Internationale etwas erhoffen. Dumm sind sie, weil sie nur Hetzern jeden Alters glauben, etwas anderes gar nicht hören wollen. Dumm sind sie, weil sie nicht merken, daß ihre Hetzer und Verführer sich stets aus dem Staube machen, wenn es ernst wird und weil sie nicht glauben, daß es den Führern nur um persönliche Macht und Vermögensvorteile zu tun ist. Gemein ist der Arbeiter, der die Not des Vaterlandes durch sinnlose Streiks auszunutzen sucht; dabei sieht er nicht, daß er sich selbst schadet.

Eure Regierung ist eine überaus traurige. Aus Angst vor einer Gegenrevolution von rechts — wozu der Bürger zu träge und zu feige ist — läßt sie dem Spartakismus freie Hand. Die bolschewistischen Drahtzieher sitzen im Parlament, denn zwischen Unabhängigen und Spartakisten ist doch kein Unterschied. Jedem Gebrüll halbwüchsiger Burschen wird nachgegeben, stets wird verhandelt, aber nicht gehandelt. Nein, mein Freund, auf diese Weise wird es nie etwas. Und die Sozialisierungspläne! Ein Teil der Regierung hat sicher schon eingesehen, daß es damit nie und nimmer etwas Gutes werden kann, aber es fehlt der Mut des Eingeständnisses. Die Partei geht über das Vaterland, auch im Parlament! Wenn sie nur ihre fetten Posten haben, das Vaterland ist trotz aller Reden Nebensache. Und das Volk merkt es nicht ... Ein Volk, das den Krieg ohne Eingreifen Amerikas sicher gewonnen hätte! Blasse Angst hat den Frieden diktieren lassen, einen Frieden, wie ihr ihn nun verdient habt.

Politisch seid ihr unreif, unreif auch für die Freiheit ..."

Hat der Mann unrecht? — Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel.

*

Christentum und Kommunismus

Treffender kann der Unterschied zwischen beiden nicht gekennzeichnet werden, als es durch Karl Gerok in seiner kritischen Auslegung der Apostelgeschichte „Von Jerusalem nach Rom" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) geschehen ist:

„Der christliche Kommunismus sagt: ‚Was mein ist, ist dein'; der unchristliche sagt: ‚Was dein ist, ist mein'; bei jenen ersten Kommunisten hieß es: ‚Nimm hin, was ich habe'; die heutigen Kommunisten möchten sagen: ‚Gib her, was du hast!' Jene urchristliche Gütergemeinschaft beruhte auf dem Geiste der Liebe gegen die Armen, die jetzt gepredigte beruht auf dem Geist des Hasses gegen die Reichen."

*

Arbeiter gegen Arbeiter

Der unheilige Hunger nach Gold siegt auf der ganzen Linie. Er erstickt jedes Pflichtgefühl gegen den Staat, die Allgemeinheit, ja gegen den eigenen Klassengenossen. Wie weit die Zersetzung jeglicher Moralbegriffe auch innerhalb der werktätigen Bevölkerung vorgeschritten ist, darüber legt ein Klagebrief Zeugnis ab, den in der sozialdemokratischen „Westf. Allg. Volksztg." die Bauarbeiter an die Bergarbeiter richten. „Wir Bauarbeiter", heißt es darin, „wenden uns an euer Ehrgefühl, könnt ihr dulden, daß Leute Tag für Tag eine Schicht auf der Zeche arbeiten und 7—8 Stunden im Baugewerbe? Ist euer Beruf, den auch die Regierung doch als den der Schwerstarbeiter bezeichnet, so leicht, daß ihr täglich zwei Schichten verfahren könnt? Wir als Leichtarbeiter können das nicht. Im letzten Streik, wo wegen der schlechten Ernährung 6 Stunden verlangt wurden, habt ihr unser Gewerbe fast lahmgelegt, jetzt duldet ihr, daß Bergarbeiter den Maurern und Erdarbeitern die Arbeit wegnehmen, während Tausende unseres Berufes arbeitslos sind? Seid ihr Bergarbeiter noch Menschen? Rafft euch auf und übt Solidarität!"

Eine feine Taktik! Der „zielbewußte" Proletarier geht hin und nützt seine durch Streiks erpreßte freie Zeit dazu aus, den „Genossen" Konkurrenz zu machen. Dabei freilich läßt sich bestehen. Die Lohnschraube arbeitet auf der einen Stelle selbsttätig, während man auf der andern gemütlich seine weitern Groschen verdient. Was macht's, daß es auf Kosten der Parteibrüder geschieht!

*

Der unsterbliche deutsche Knechtsgedanke

„Noch werden deutsche Kinder von deutschen Müttern geboren, aus unseren Gebeinen wird uns einst der Rächer entstehen!" So sprach am 12. Mai der Präsident der Nationalversammlung. Er ist mitsamt den Seinen seither etwas vergeßlich geworden. Am 22. Juni wurde das Manneswort „unannehmbar" wie ein Streichhölzchen geknickt und weggeworfen. In den Tagen seither aber, läßt sich die „T. R." aus Weimar berichten, wurde um die Seele der heutigen und der noch ungeborenen künftigen deutschen Jugend geschachert, einigten sich Zentrum und Sozialdemokratie über die Beute. In dem Kompromiß über den Verfassungsabschnitt „Bildung und Schule", das die beiden Parteien abgeschlossen und am 18. Juli angenommen haben, ist mit keinem Wort von vaterländisch-deutscher Erziehung die Rede. Dagegen wird Bildung „im Geiste der Völkerversöhnung" nunmehr verfassungsmäßig festgelegt — das ist das Zugeständnis an die Sozialdemokratie, an die Internationale, das ist die Verewigung des deutschen Knechtsgedankens ...

Wir werden im katholischen Deutschland katholische, im protestantischen Deutschland sozialdemokratische Bildung haben. Alles, auch das neue Provinzialstatut in Preußen, arbeitet auf diese Zerreißung hin. Die Schwarzen und die Roten teilen sich in die

deutsche Jugend und verschütten die deutsche Zukunft. Cius regio eius religio. Wir sind genau so weit wie nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Der Wechsel ist ja schon im voraus eskomptiert. Die Sozialdemokratie hat zuerst im Nassauischen, dann anderswo das Lernen und Singen des Liedes „Ich bin ein Preuße" in den Schulen verboten, hat in mehreren Berliner Anstalten im Geschichtsunterricht an Stelle der Durchnahme unserer Freiheits- und Einigungskriege die Besprechung der Revolutionen von 1848 und 1918 gesetzt und hat hier und da die „Hindenburg-Schulen" zu einem Namenswechsel veranlaßt, hat für Schüleraufsätze das Thema über „die Vergehungen Wilhelms II." gestellt und ist bereits dabei, in den neuen Einheitsbüchern alles, was die Jugend zur Ehrfurcht vor Größe erzieht und damit zu eigener Größe, zu streichen. Sie will jedem Schulkind zu seiner Erbauung ein Exemplar der republikanischen Verfassung in die Hand geben. Sie müßte — das wurde bereits von Rednern der Rechten hervorgehoben — als Kommentar dazu auch einen Abdruck der Friedensbedingungen an die Heranwachsenden verteilen, denn dann erst wäre es ein richtiger staatsbürgerlicher Katechismus.

*

Was will England mit der Auslieferung?

Von einer neuen Seite beleuchtet „Asiaticus" in der „Deutsch. Tagesztg." diese Frage:

England allein von allen Kriegführenden ist es gelungen, alle seine Kriegsziele zu erreichen. Es hat unsere Auslandsbeziehungen vernichtet, uns im Innern wirtschaftlich ruiniert, unsere Kriegsflotte als Machtfaktor ausgeschaltet, unsere Handelsflotte und unsere Kolonien sämtlich genommen.

Nur Eines hat es bisher nicht vermocht: den Glauben der von ihm unterdrückten Völker an uns, den gewaltigen, durch unsere Kriegsleistungen, namentlich im Osten erworbenen Ruhm, zu zerstören.

Diese Lücke in der Summe seiner Erfolge gilt es, den Völkern Afrikas, Indiens und Chinas gegenüber auszufüllen. Hierzu gibt es kein besseres Mittel als den Prozeß gegen den Kaiser, in dessen großem Namen jede die Phantasie der Orientalen beschäftigende Tat geschah. Nichts dient ihm hier besser als das an Deutschland gestellte Verlangen, ihm seine verdientesten Söhne zu überliefern, dadurch dem schon so haltlos gewordenen Volke seine letzten Stützen zu entziehen und aller Welt für alle Zeiten das Bild der englischen Übermacht über den bisher stärksten seiner Gegner mit unübertrefflicher Anschaulichkeit einzuprägen.

Seinen Untertanen in Nepal und Dekkan, in Betschuanenland und im Sudan wird England die furchtbare Schwäche und die tiefe Schmach, die unser Vaterland jetzt erdulden muß, auf anderen Darstellungswegen nicht leicht glaubhaft machen können, zumal ihm überall ein nur zu berechtigtes Mißtrauen begegnet.

Wenn es aber Wahrheit würde, daß man ihm einen Hindenburg zur Aburteilung ausliefert, einen Hindenburg, dessen Namen die der deutschen Sprache fremdesten Zungen nachzubilden versuchen, dann ist ihm wohl der Erfolg sicher.

Jede andere unserer Verzweiflungshandlungen wird gerade der durch seine eigene Geschichte in ähnlichen Lagen vielgeprüfte Orientale verstehen, weil sie unter dem unentrinnbaren Druck der Verhältnisse zustande gekommen. Die Übergabe des eigenen Volksgenossen zur Aburteilung durch eine feindliche Macht wird seiner Gedankenwelt auf immer unbegreiflich bleiben...

Die kürzlich in der ausländischen Presse angedeutete Möglichkeit, daß der einstige „Schutzherr des Islam" aus eigener Wahl ins Exil nach Java gehen würde, wäre die Dauerkrönung des englischen Triumphes. Gerade darin würde die mohammedanische Welt den sichtbarsten Beweis von etwas Niegeglaubtem erblicken. Der Gedanke an Java ist so echt englisch, wie er nur

sein könnte. Groß-Britannien würde sich selbst Weiterungen mit Holland, eine immerhin peinliche Überwachungstätigkeit, vielleicht auch den Prozeß ersparen, auf den man dann kein Gewicht mehr zu legen brauchte. Unser Kaiser würde in unmittelbarster Nähe der 70 Millionen indischer Mohammedaner, unter 32 Millionen Javanern gleichen Glaubens zu Englands Nutz und Frommen Deutschlands tiefsten Fall bis in die entlegensten Länder veranschaulichen und der Transport dieses einst so mächtigen Monarchen, welch glänzende Gelegenheit zur politischen Ausbeutung in allen Erdteilen!

Dahin kann es ja nicht kommen, sagen wir mit den einen. Aber wäre es auch so, dann ist wenigstens die unaufhörliche Erörterung all dieser vielen kaum denkbar erscheinenden Möglichkeiten, ihre ausführliche Behandlung in allen Ländern, für Englands Geltungspolitik unschätzbar. Weil das kleine europäische Inselreich dieser psychologischen Geltungspolitik in der übrigen Welt unendlich viel verdankt, deshalb ihre rücksichtslose, unchristliche, unmenschliche, wahren Kulturnationen kaum verständliche Durchführung.

*

Friedenstee

Mit einem stereotypen süßen Lächeln redet ein Fräulein Doktor in einem Wiesbadener Hotel über die ernste Frage des Weltfriedens. Etwa hundert Damen der Gesellschaft hören zu. Etliche zeichnen sich auch in die während des Vortrags umkreisende Liste mit kleinen Beiträgen ein. Fräulein Doktor spricht vom Weltfrieden. Eine Frauenfirma — Verzeihung! — -liga, international natürlich, aber aus einem — deutschen Frauenbund hervorgegangen, „macht“ die Sache. Haben die Männer gemacht den Krieg, werden wir machen den Frieden, lautet das Programm. Es ist furchtbar einfach. Wir sagen den Männern einfach: Laßt das Kriegführen sein, und wenn sie es doch nicht lassen können, dann verweigern wir ihnen die Mithilfe. Wir rühren keine Hand mehr für sie, schicken ihnen keine Kniewärmer, keine Socken, keine Romane und keine Marmelade mehr ins Feld. Unsere heiratslustigen Damen besuchen die Lazarette nicht mehr usw. Eine Lage, nicht auszudenken! Ja, ja, das ist in Zürich beschlossen worden. Drei Australierinnen — wie furchtbar interessant! — waren dazu erschienen. Und die englischen Damen luden die übrigen zum Tee ein. Doch furchtbar nett, was? Etwa zwei Stunden erzählt das Fräulein Doktor davon. Einigen Zuhörerinnen steigt die Galle. Es kommt zu einer bewegten Debatte. Aber die Vertreterin der internationalen Liga hat ihren applaudierenden Anhang, und der zornwehe Aufschrei niedergetretener nationaler Empfindung erstickt unter dem Siegerlächeln der Friedensmaklerinnen ...

Natürlich — denn die Mehrheit geht nie in einen Vortrag, um zu widersprechen, sondern nur um die Zeit totzuschlagen und zum Dank dafür zuletzt zu applaudieren. Morgen tut man dasselbe in einem Vortrag entgegengesetzter Richtung.

Wer glaubt im Ernst an die Möglichkeit eines Weltfriedens? Wenn es wirklich noch Sonderlinge gab, die davon träumten, — die Posaunen des Weltgerichts, das über unser zusammengebrochenes Deutschland ergeht, müssen sie erweckt haben!

Aber wenn wir nicht daran glauben — und wir glauben nicht daran! —, woher nehmen wir in einem Augenblick, der auf unsre Kräfte wartet, die Zeit, die kostbare Zeit, mit gänzlich unausführbaren Ideen zu tändeln? Woher nehmen wir den Mut, in der Stunde des nach fünfjährigen Kriegsleiden erfolgten sittlichen Zusammenbruchs unsres Volks uns in Mitleidstiraden über die Leiden unsrer Feinde zu ergehen, statt zunächst das eigene Elend lindern zu helfen?

Woher nehmen wir den den Frauen so oft nachgerühmten Liebeswillen, die Welt zu versöhnen, während wir noch nicht die Kraft in uns entdeckt haben, im eigenen Hause Frieden und Ordnung zu stiften?

Es ist abgeschmackt, mit Theorien zu spielen, während die Wirklichkeit mit ganz anderen Forderungen an uns herantritt.

Das Wort, das seit Jahrzehnten den deutschen Frauen im einzelnen mahnend zugerufen wird: Bleibt zu Hause! Sorgt für eure Angehörigen! Sorgt für die Kultur der Familie! es gilt jetzt im allgemeinen: Helft im Land Ordnung schaffen! Helft die Kriegsschäden heilen! Helft den sittlichen Gehalt des Deutschtums wieder heben!

O, es ist so viel zu tun! Viel, viel wichtigeres als — bei Engländerinnen in Zürich Tee zu trinken. Civis.

*

Die Tapferen!

Eine Randbemerkung zur Nationalversammlung in der „T. R.". Weimar, 12. Juli: Das Haus versagt, wie üblich, in der Beratung die Strafverfolgung einiger seiner souveränen Mitglieder, darunter des unabhängigen Abgeordneten Geyer-Sachsen, der durch Nötigung, unterstützt von Pöbelmassen, die Freilassung des russischen Staatsangehörigen und bolschewistischen Aufrührers Jakob Schleifstein in Leipzig Ende April erzwungen hat. Auch noch vier andere Abgeordnete, die dieses oder jenes Gericht liebend gerne haben möchte, werden durch den parlamentarischen Königsmantel gedeckt und der Gerechtigkeit nicht überantwortet. Nur wenn die Schergen zu Hindenburg und Ludendorff und Tirpitz kommen oder den Skagerraksieger, Admiral Scheer, aus seinem Weimarer Ruhesitz zerren wollen, um diese und andere Führer der Nation an England auszuliefern, hat das Parlament nichts dagegen.

*

Humor?

„Bei allen Nöten des Tages", schreibt die „Post", „gibt es für den kritischen Zeitgenossen wenigstens hin und wieder ein Stückchen Humor, an dem er sich zu laben vermag. Ist es nicht humorvoll, wenn jetzt, ein halbes Jahr nach dem ersten Spartakusaufstand, der öffentliche Waffen- und Munitionsverkauf amtlich verboten werden muß? Wenn Scheidemann von den Mühen seiner bismarckischen Nachfolgerschaft in der schönen Schweiz Erholung sucht? Wenn das Kriegsministerium in Nöten den ‚gehorsamen' General Hoffmann belobt? Wenn die streikenden Berliner Schaffner beim Polizeipräsidenten Unterstützung ihres Streiks durch Verbot der ‚wilden Fuhren' verlangen? Oder — noch schöner! — wenn der Eisenbahnpräsident ihnen die dort entgangene Unterstützung freiwillig gewährt, indem er die Stadt- und Ringbahn mitstreiken läßt? ..."

Ich bin — zu meinem aufrichtigen Bedauern — auch „Zeitgenosse", glaube auch einigermaßen „kritisch" veranlagt zu sein, aber „laben" kann ich mich an diesem „Humor" nicht. Schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil Irrsinn niemals Humor ist, noch „humorvoll" wirken kann. — Machen wir uns doch nichts vor: was heute in Deutschland agiert wird, ist nichts anderes als das Schauspiel einer großen Idiotenanstalt. Und das ist noch das mildeste Urteil, weil psychiatrische, nicht — ethische Diagnose! Gr.

*

Was sich die Deutsche Republik leisten kann

Das „fluchbeladene alte System" konnte sich's nicht leisten. In der preußischen Landesversammlung brachte der Abgeordnete Dr. Negenborn folgende aller Achtung werte Zahlen vor:

Der Etat der Reichsdruckerei betrug im Jahre 1918 für Vergütung, Löhne, Tagegelder usw. 4300000 Mark, im Jahre 1919 aber 27600000 Mark, das sind 23300000 Mark mehr, es ist mehr als das Sechsfache.

Für Papier betrug der Etat der Reichsdruckerei im Jahre 1918 3300000 Mark, im Jahre 1919 24000000 Mark, also 20700000 Mark mehr, fast das Siebenfache.

Die „Deutsche Tageszeitung" trägt zu diesem Kapital fröhlicher Geldvergeudung in bitterster Notlage aus Eigenem bei: Im Februar d. J. wurde von großen Berliner Druckereien eine Broschüre hergestellt, die den Titel führte „Gegen den Bureaukratis-

mus", und die wüste Beschimpfungen der Beamtenschaft als solcher mit intensiver sozialistischer Propaganda verband. Die Broschüre hatte eine Auflage von einer Million, und als Auftraggeber erschien der „Werbedienst der deutschen Republik". Von dieser Million Broschüren, die ein den derzeitigen Verhältnissen entsprechendes anständiges Sümmchen gekostet hatten, wurden bei den Herstellern 600000 abgefordert. Die restlichen 400000 blieben liegen und wurden schließlich einer Berliner Firma zum Einstampfen zugeführt. Papierkosten, Druckkosten, Buchbinderkosten, alles zum Fenster hinausgeworfen.

*

Das Regierungsblatt

Ein „dauerndes Witzblatt, ein unfreiwilliges", nennt die „Post" das Blatt der deutschen Revolutionsregierung, den „Vorwärts": Wenn es nach seinem revolutionären Herzen ginge, so drückte er Haase und Genossen am liebsten stündlich an den roten Busen. Jetzt macht er Reklame für ein „Kunstblatt" des „Wahren Jakob", in dem Liebknecht, Rosa Luxemburg, Eisner, Landauer verherrlicht werden — dieselben Leute, auf deren Konto die damalige Besetzung des „Vorwärts" geht! Und dann wieder knurrt er denselben Kommunistenklüngel an: „Arbeetet!" Was freilich in den zarten Ohren eines modernen „Arbeeters" gar nicht lieblich tönt. Wer zur „Arbeet" auffordert, ist eben erzreaktionär. Und da der „Vorwärts" diese reaktionäre Gesinnung mit dem Verlust seiner Abonnenten büßen muß, die zur „Freiheit" abgeschwenkt sind (zur Freiheit nämlich von jeder Arbeit und Vernunft), sucht er zu retten, was zu retten ist und heult gegen die „Konterrevolution". Männer, die die weltbekannte Tatsache nun noch einmal festnageln, daß in München von jüdischen Kommunisten (Lewin, Leviné, Toller usw.) arisch-deutsche Gefangene hingemeuchelt worden sind, beehrt er mit dem Ausdruck „freches Gesindel" und ruft — nach Noske.

Noske ist dem „Vorwärts" überhaupt sozusagen „Mädchen für alles". Noske soll die „Generalsfronde" abstellen, den störrischen Grenzschutz maßregeln, die Streikenden beruhigen, Eisenbahnerlasse herausgeben, Eisenbahnerlasse zurücknehmen; er soll mit seinen militärischen Verbänden den „Vorwärts" schützen, er soll dieselben Verbände von seinen Rockschößen abschütteln, er soll alles und nichts tun — und alles zu gleicher Zeit. Wehe, wenn die Handgranaten nicht fliegen, falls der „Vorwärts" bedroht ist, wehe aber auch, wenn sie fliegen. Der Frieden darf nicht unterzeichnet werden, er muß unterzeichnet werden! Er wird nie und nimmer erfüllt werden, aber man muß ihn getreulich halten! Die Weltrevolution ist ein „unabhängiger" Unsinn, die Weltrevolution muß schleunigst kommen...

In seiner Angst, noch mehr Abonnenten einzubüßen, die nun einmal von alters her an den Kneipenton des „Vorwärts" gewöhnt waren und von seinem zeitweise geheimrätlichen Stil nichts verstehen können (so hoch geht's halt nimmer!), sucht er „Freiheit" und „Republik" wenigstens in puncto Schimpfen zu übertrumpfen. Und fürwahr, es gelingt. Mit seinem Artikel von dem schwarz-weiß-roten „Lappen", der auf den „Misthaufen" gehört, hat er den Höhe- oder, besser gesagt, den Tiefpunkt erreicht: er ist nicht mehr zu unterbieten...

Ein Gedicht des „Vorwärts" Anfang Januar, durch das er „Wahlstimmung" gegen „rechts" machen wollte. „Haut sie — die Schweinebande", so hieß es wörtlich darin. Das war an einem Sonntag — und am Dienstag wurde der „Vorwärts" von den Spartakisten besetzt und so lange besetzt gehalten, bis die von ihm als „Schweinebande" betitelte Schar, mit schwarz-weiß-roten Kokarden an den Mützen, ihn befreite!

*

Fremdblütige Hetzer

Immer wieder muß die dringende Forderung erhoben werden, daß endlich energische Maßnahmen getroffen werden, um den Zustrom fremdblütiger Hetzer zu verhindern. Nachdem wir mit russischen Auf-

peitschern und russischen Geldern überschwemmt worden sind, hat sich eine gleiche Welle ungarischer Kommunisten und Banknoten über das arme Deutschland ergossen. Daß es die Leute desselben Schlages sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß die ungarische Räteregierung sich fast ausschließlich aus Juden zusammensetzt. Unter den 27 „Volksbeauftragten“, welche die Räteregierung in Ungarn bildeten, befanden sich nicht weniger als 24 Juden mit drei verschieden „übersetzten“ Kohns (Kun, Kunzi und Kalmar)!

In welchem Maße fremdblütige Ausländer bei dem Münchener Putsch mitgewirkt haben, erweist sich aus einer Liste von Personen, die als Hochverräter gesucht werden. Man findet da einen Hermann Besati aus Czernowitz, der Mitglied der Verhaftungs- und Geiselkommission war, einen Henry Boulaye aus Belgien, Mitglied der geheimen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution, einen Rat Marut, geboren in San Franzisko, der der Kommission zur Bildung eines Revolutionstribunals angehörte und einer der wütendsten Hetzer gegen die Presse war. Auch eine Frau Friedjung oder Rubiner aus Mariampol in Litauen gehörte einer der vielen Kommissionen von Ausländern zur Verfolgung und Mißhandlung des bayerischen Volkes in seinem eigenen Lande an. Von Eisner angefangen bis zu Levien, Leviné, Toller und Axelrod — alle dieselbe „Kulör“. Und das haben sich die biederen Münchener gefallen lassen!

*

Gegensätze

Vor etwa zehn Jahren kaufte ich in einem guten Straßburger Geschäft einen Satz Tafelmesser. Bei näherem Zusehen entdeckte ich auf der Klinge L. Jost à Strasbourg. Als ich in diesem Frühjahr Lothringen zwangsweise verließ, aß ich im Saarburger Hotel Bour zu Mittag mit einem Messer, worauf der Name seiner deutschen Herkunft ausgeschliffen war (nämlich Solingen, wie man an den Endbuchstaben noch deutlich erkennen konnte).

Als ich während meiner Ausreise den von Metz kommenden Transportzug mit etwa 2000 Deutschen in Saarburg bestieg, waren mir unaufgefordert französische Kolonialsoldaten, Anamiten, behilflich und nahmen mir mein nicht leichtes Gepäck ab. Auf dem deutschen Bahnhof Offenburg empfingen uns wohl ungezählte Gaffer, aber keine hilfreiche Hand, von Kindern abgesehen, rührte sich, die Last des Gepäcks tragen zu helfen; zuweilen vermochte man sich nur mit Mühe seinen Weg durch die biederen Zuschauer zu bahnen.

Drüben in Lothringen erlebte ich während der französischen Besetzung mehrfach das Schauspiel der Abholung der Regimentsfahnen. Noch 500 Meter von der Fahne entfernt salutierten die Franzosen, und rasch hatten Elsässer und Lothringer begriffen, daß angesichts der Trikolore sowie beim häufigen Spiel der Marseillaise das Haupt zu entblößen sei — es hat manchmal nicht an schlagfertiger Nachhilfe gefehlt!

Meine ersten Eindrücke im Vaterland waren anders. „Generalstreik in janz Deutschland!“ tönte es mir in Karlsruhe entgegen. Und bald darauf, wo man angeblich gegen den Gewaltfrieden protestieren wollte, trug man anstatt schwarz-weiß-rot den Popanz „Hoch die Internationale!“ mit Hunderten von geistlosen roten Lappen durch die Straßen unserer Städte!

Drüben in Lothringen hab' ich mich auf die Heimkehr gefreut; hier in der Heimat hab' ich mich meiner Landsleute geschämt.

Dr. F. E. S.

*

Proletarier

40—50

jüngere gebildete Herren von nationaler Gesinnung, die in Erkenntnis der Lage des Vaterlandes bereit sind, in ernster und gewissenhafter Tätigkeit sich allen landwirtschaftlichen Arbeiten zu unterziehen, finden bei monatl. Taschengeld von 60 Mark, freier Station und Wäsche, sowie standesgemäßer Behandlung freundliche Aufnahme. Betten evtl. eiserne Bettstellen mitbringen.

Mehrere
junge Herren
nationaler Gesinnung, die alle Arbeit mitmachen wollen, finden in meinem landwirtschaftlichen Betriebe gegen Entgelt bei standesgemäßer Aufnahme Stellung.

Aus dem Anzeigenteile einer Nummer einer Berliner Zeitung. — Wer sind nun die Proletarier? Gr.

*

Die andere Seite

Gerstäcker schildert uns, wie die Regulatoren in Arkansas zur Selbsthilfe griffen, als keine Regierung sie vor verbrecherischem Gelichter schützte. Als Kulturmensch wird man die Lynchjustiz auch in diesem Falle als etwas Barbarisches empfinden, aber verstehen kann man es, wenn die Wut der Masse sich an einem so widerwärtigen Schmutzfinken und Betrüger wie dem Hamburger (wir müssen leider wieder einmal feststellen jüdischen) Kommerzienrat Jakob Heil ausläßt, der mit seiner Ratten-, Hunde- und Katzensülze Millionen verdiente. Man kann sich gar nicht genug darüber wundern, daß die Behörde, der wiederholt Meldungen über den Fabrikbetrieb zugegangen waren, auch nicht einen Finger rührte, um den skandalösen Zuständen auf den Grund zu gehen.

Aber noch über ein zweites muß man sich wundern, und darüber sollten vor allem einmal auch die nachdenken, die diese wie jede andere Gelegenheit nur immer dazu benutzen, den Kapitalismus in ungebührlich verallgemeinernder schonungsloser Beleuchtung zu zeigen. Um die ekelerregenden Schmutzereien, die da tagtäglich vor sich gingen, hat doch nicht allein der Kommerzienrat Heil gewußt. Es hat jeder, es haben alle darum gewußt, die in der Fabrik beschäftigt waren. Und ist es nicht ein geradezu niederschmetternder Vorgang, daß es Leute gibt, die in solchen Betrieben arbeiten und — schweigen! Die täglich sehen, was den Leuten verkauft wird, die selbst diese unsagbaren Sachen verarbeiten und — anders verhält es sich doch nicht — sich mit Geld ihr Schweigen erkaufen lassen?

Der Ruf nach der Filmzensur

In Nr. 17 der Fachzeitschrift „Der Film" hatte ein vorsichtiger Fachmann geschrieben: „Tagtäglich sieht man an den Anschlagsäulen Affichen, in den Tageszeitungen Inserate, die nur darauf ausgehen, die Sinnesgier des Publikums zu befriedigen. Fabrikanten und Verleiher bringen in der Fachpresse und in ihren Prospekten Abbildungen, die den frivolsten Titelpostkarten des früher bekannten Witzblattes „Sekt" in keiner Weise nachstehen, ja diese sogar noch übertreffen. Das ist ein Zustand, der auf die Dauer unheilbringend sein wird. Wollen denn unsere Reklame-Spartakiden durchaus die Zensur wieder eingeführt sehen wissen? Wenn auf diese Art und Weise weitergearbeitet wird, dann wird die Gefahr der behördlichen Bevormundung wieder akut werden. Wer nichts von Propaganda versteht, der soll lieber die Hände ganz davon lassen. Also: Ihr seid gewarnt!"

Dieser „kluge" Herr hat seine Fachgenossen überschätzt. Sie haben seine „Warnung" nicht verstanden. Oder die „Natur" war so stark in ihnen, daß sie nicht widerstehen konnten. Und so haben sie sich in so schamlos-gemeiner Weise ausgetobt, daß jetzt schon viele Leute die Wiedereinführung der Zensur ersehnen, die sich früher mit allen Reden dagegen sträubten. So war es nämlich sehr bequem: man war selber ein „fortgeschrittener" Mann und konnte weidlich über die Rückständigen schimpfen, die aber doch schließlich allein dafür sorgten, daß man nicht im Schmutze verkam.

Wie stark der Wunsch nach einem erneuten Mittel gegen die schamlose Ausbeuterei der niedrigsten Instinkte durch die Filmindustrie ist, zeigt die Tatsache, daß die Furcht davor den Reichsverband deutscher Lichtspieltheaterbesitzer zu einer Zusammenkunft veranlaßt hat, die den Organisationen folgende Vorschläge zur Herbeiführung einer gemeinsamen Entschließung unterbreitet:

„Die Konferenz steht auf dem Standpunkt, daß man sich der Wiedereinführung der Zensur aufs schärfste widersetzen müsse.

Die Konferenz ist der Meinung, daß Auswüchse bezüglich des Inhalts, der Titel und der Reklame vorgekommen sind. Die Konferenz führt diese Auswüchse darauf zurück, daß unter dem alten System die Knebelung des Schaffens so groß war, daß der jetzige Zustand als eine, wenn auch nicht erwünschte Reaktion gegenüber dem früheren Zustande anzusehen ist. Die Konferenz hat das Vertrauen zu den gesunden Instinkten des Volkes, daß der Wunsch und die Lust, derartige obszöne Filme zu sehen, sehr bald schwinden wird. Die Konferenz ist ferner der Meinung, daß dieser Zustand sich um so schneller ergeben wird, wenn eine freiwillige Begutachtung für Filme durch die Branche nach folgenden Gesichtspunkten stattfindet: Es wird eine Kommission eingesetzt, die aus Fabrikanten, Filmverleihern, Theaterbesitzern und vielleicht unter Hinzuziehung geeigneter Persönlichkeiten bestehen soll, die von der Gesamtbranche ausgewählt werden. Inhalt und Titel der Filme sind von der Kommission zu prüfen und zu begutachten. Beschließt diese Kommission, daß der Film unzüchtigen Inhalts, oder öffentliches Ärgernis erregend ist, so darf kein Filmverleiher, der in dem Zentralverband der Filmverleiher Deutschlands organisiert ist, den Film erwerben, kein Theaterbesitzer darf einen solchen Film aufführen."

Ist das nicht niedlich? Also weil sie unter „dem alten System in ihrem Schaffen (!) geknebelt" waren, müssen sie sich jetzt wie Schweine im Drecke sielen. Merkwürdig, wozu sich die Herrschaften getrieben fühlen, wenn sie frei sind. Und solche Leute wollen die Zensur über sich selber ausüben?! Mag sein, daß sie etwas „vorsichtiger" würden! Aber sauberer?

Da hat die oben angeführte Fachzeitschrift „Der Film" schon ehrlichere Stunden gehabt. In Nr. 51, am Schluß des Jahrgangs 1918, schreibt darin einer der ältesten bayerischen Lichtspielbesitzer: „Die Abschaffung der Zensur würde uns um mindestens zwanzig Jahre des mühsam errungenen Ansehens unserer Branche zurückwerfen. Jeder vernünftig denkende Mensch muß einsehen, daß wir in diesem Falle allen Kitsch, wie Hintertreppenromane und anderen Schund, wieder vorgesetzt bekommen würden. Es würde also den Untergang der Kinematographie bedeuten, wenn wir die Zensur verlieren. Die Selbstverwaltung der Zensur kann unter keinen Umständen vorgenommen werden, denn welcher Fachmann würde sich wohl zu einem derartigen Amt hergeben? Was meinen Sie wohl, was solcher Zensor hören müßte, der sich erlauben würde, einen Film teilweise oder ganz zu verbieten? Er wäre doch „der dümmste und unverständigste Mensch, der nichts versteht" usw., denn jeder Fabrikant erzeugt doch bekanntlich die „besten Filmwerke". Trotzdem ich einer der Ältesten in der Branche bin, würde ich mich bedanken, einen Zensorposten ohne Zuziehung eines polizeilichen Beamten zu übernehmen, denn dieser hat eine doppelte Aufgabe: erstens muß er bezüglich der Zensur ganz energisch vorgehen können, wenn es nötig ist, braucht also keine Rücksichten zu nehmen; und zweitens muß er den ihm beigegebenen Fachmann schützen, da sich dieser doch nicht ohne Schutz erlauben dürfte, ein ungünstiges Urteil abzugeben. Also fort mit der Selbstverwaltung der Zensur!"

Man mag über Einzelheiten streiten, zwei Punkte aber sind unwiderleglich: 1. die Filmzensur ist unentbehrlich; 2. sie muß von einer mit den entsprechenden Vollmachten ausgerüsteten Behörde ausgeübt werden.

K. St.

*

Deutsche!

Entgegen den feierlichen Versicherungen unserer Feinde wird das deutsche Volk seines Selbstbestimmungsrechtes beraubt, wird es in Stücke gerissen. Gerade den „Auslandsdeutschen", die am nächsten dem Herzen Deutschlands wohnen, den Deutschböhmen, droht besonders schwere und demütigende Knechtschaft. Im Namen des Völkerbundes, unter dem Schutze Frankreichs wird in der Mitte Europas mit äußerster Gewalt ein neues Österreich, ein Völkergefängnis schlimmster Art angestrebt. Sechsmal so viel als für Schulen wirft der tschecho-

slowakische Staat für das Heer aus — nicht zum wenigsten auf Kosten der deutschen Steuerträger, die die Segnungen dieses Heeres aus erster Hand genießen. Von deutschböhmischen Lehrern und Beamten wird, wenn sie nicht von der heimatlichen Scholle weichen wollen, ein unsittlicher Eid erpreßt. Über deutsches Nationalvermögen beschließt eine aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzte, nicht vom Volke gewählte, rein tschechische Nationalversammlung. Die deutsche Bevölkerung ist jeden Rechtes auf Vertretung beraubt. Deutsche Zeitungen werden beschlagnahmt, deutsche Gemeindevertretungen aufgelöst, zum Teil sogar unter Anschuldigung des Hochverrates verhaftet, unerhörte Bedrückungen sind an der Tagesordnung.

Immer wieder erhebt Deutschböhmens Volk, zwar waffenlos, aber ungebeugt und seines heiligen Rechtes gewiß, einmütig Einspruch gegen die Unterdrückung von 3½ Millionen Deutschen durch ein maßlos über seine Kraft hinausstrebendes Volk von 6 Millionen. Am wirksamsten geschah dieses am 4. März d. J., am Tage des Zusammentrittes der deutschösterreichischen Nationalversammlung, zu der deutschböhmische Vertreter nicht entsandt werden durften. Tausende von Arbeitern, Bauern und Bürgern aller Stände füllten an diesem Tage die Marktplätze der deutschböhmischen Städte. Tausende gaben sich den Schwur, ihrem Volke treu zu bleiben, aller Not zum Trotz. Die tschechische Soldateska aber schoß ohne jede Herausforderung in die waffenlose Menge, auf Männer, Frauen und Kinder ohne Wahl. Zahlreiche Tote, in der kleinen Stadt Kaaden allein 26, blieben am Platze, die Verwundeten nicht gerechnet.

Nicht genug damit, daß die Prager Machthaber diesen rechtswidrigen Militarismus gegen die wehrlose deutsche Bevölkerung losgelassen: sie wollen deutsche wehrfähige Männer dazu pressen, ihm zu dienen und Kameraden derer zu werden, die auf deutsche Männer und Frauen geschossen haben. Täglich kommen Scharen deutschböhmischer Flüchtlinge über die Grenze, nicht um auszuwandern, nicht um die deutschböhmische Heimat auf immer zu verlassen, sondern weil ihre Freiheit in diesen Tagen der Bedrückung bedroht ist. Diesen Volksgenossen muß über die nächste Zeit hinweggeholfen werden. Es ist Pflicht des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, für die Hinterbliebenen der deutschböhmischen Märzgefallenen zu sorgen, die ein Opfer ihrer Treue zum deutschen Vaterlande wurden. Es muß auch jenen beigestanden werden, die vor der tschechischen Bedrückung oft ohne jede Habe nach Deutschland flüchten müssen. Wir rufen für unsere Bemühungen, solche Hilfe zu spenden, auch Ihre Teilnahme an und bitten, eine Geldspende an die **Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, Dresden, Altmarkt,** für das Konto: **„Deutschböhmische Hilfsaktion"** Nr. 26030, oder 80292 des **Postscheckamts Leipzig** überweisen zu wollen. Das Geld soll dazu verwendet werden, einen größeren Betrag nach Deutschböhmen für die Hinterbliebenen der Märzgefallenen zu senden und andrerseits den zahlreichen Flüchtlingen beizustehen.

Nicht nur unser Gefühl gebietet uns werktätige Hilfe, auch die nüchterne Überlegung. Die Feinde wollen das deutsche Volk zerstückeln, und seine Teile untereinander entfremden. Um so zäher und enger müssen wir zueinander stehen, unsere gemeinsame Not gemeinsam tragen. Nur aus der inneren Einheit des ganzen deutschen Volkes kann uns Rettung erwachsen.

Deutschösterreichischer Volksbund, Sitz Dresden:

Für den Bundesvorstand: Hofrat Prof. Dr. **Hueppe,** Dresden; Architekt Emil **Rösler,** Plauen i. V.; Geh. Rat Prof. Dr. **Seeliger,** Leipzig.

Deutschböhmisches Hilfsbureau:
Dr. Ernst **Wilde;** Waldemar Quaiser.

Deutschösterreiche Mittelstelle, Berlin:
Dr. H. **Ullmann,** Berlin.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart



XXI. Jahrg. September 1919 Heft 15

Das internationale Gift

Von G. Buetz

„Es ist an sich unmöglich, daß sich die Staaten anziehen, die Natur will, daß sie sich abstoßen."

Diesen Satz schrieb Thous, der Adjutant Karl Augusts, in seiner politischen Abhandlung „Was wird uns die Zukunft bringen". Doch man verstand ihn nicht; weltbürgerliches Denken erfüllte noch die öffentliche Meinung und machte die Augen blind. Man erträumte ein Weltbürgertum und glaubte in ihm seine sittlichen Ideale erfüllt. Und dennoch schrieb man damals das Jahr — 1815!

Wer die Ideenwelt der Tage zwischen Sein und Nichtsein Preußens in sich wach ruft, findet in der deutschen Gegenwart eine Widerspiegelung. Ein Gift, das Bismarck dem deutschen Körper entzog, das die nachbismarckische Zeit restlos verbannt zu haben schien, sickert heute erneut durch die Lebensadern. Achtet dieses Giftes! Man ist gewillt, die weltbürgerlichen Empfindungen, die schlingpflanzenhaft die ragende Mauer eines gesunden Nationalitätsempfindens rankend und klammernd zu zersetzen streben: eine deutsche Nationaleigentümlichkeit zu nennen! Wie in vergangenen Tagen will man das Kranke in eine Tugend wandeln. Wieder soll es „einseitig, unkulturell, geistig erstickend" sein, das Nationalgefühl als restlose Empfindung einem Volke einzuimpfen. Wieder sollen die universalen Bestandteile in der inneren Politik vorherrschen, die Aufgaben des Staates sollen wieder von dem

Ideenbilde einer „Menschheitsnation" aus aufgefaßt werden, dem scharfen Gegner des Nationalstaatsgedankens, wie wir ihn in dem Menschlichkeitsideal Hallerscher Kreise erblickten, dessen Konsequenz es war, das Universale so weit zu treiben, daß selbst ein Leopold von Gerlach von dem „Laster des Patriotismus" sprechen konnte. Eine Ideenwelt, die in der Verleugnung jedes gesunden Nationalstaatsgedankens die Forderung erhob, die nationale Verfassung des damals neuzubildenden Preußens unter die Garantie ausländischer Mächte zu stellen; eine Forderung, welche, getragen von dem Gedanken der „Menschheitsnation", des Wesens Preußens als eines Teiles nur des zu einer nationalen Organisation gegliederten Europas, Humboldt zu erfüllen suchte, als er im Dezember 1813 mit dem Plane hervortrat, die Garantie für den Deutschen Bund den Großmächten Europas, namentlich Rußland und England, zu übertragen! Die nämliche interstaatliche Empfindung, welche aus einer eigensinnigen Leugnung der Tatsache des Bestehens von Staats- und Kulturnationen uns der unseligen Politik Österreich gegenüber in die Arme trieb, die eine Staatsnation leugnete bis zu dem Satze: „Es gibt keine Nationalstaaten." Ein Ausruf, der bezeichnenderweise damals von — einem russischen Diplomaten bekämpft wurde, der Haller zurief: „Die Nationalität ist die Lebensquelle jedes Volkes, und dasjenige, welches sie versiegen läßt, verdammt sich selbst zum Tode"...

Wir haben eine Geschichte hinter uns, die so groß war, wie sie hart war. Wir haben Wunden empfangen, die nur wir, nicht andere Mächte Europas blutend trugen. Bis nahe zum Verbluten tragen mußten. Wo diese Wunden am schwersten, am — man könnte fast sagen — uneuropäischsten waren, sind sie in eine Formel zu bringen, welche eine Unterlassung des Wortes Steins darstellt, dieses großen, allmächtigen Wortes: „Deutschland kann nur durch Deutschland gerettet werden." In allen Zeiten, da Deutschland sich nicht durch sich selbst zu retten und zu entwickeln suchte, da es im internationalen Weltbürgertum schwelgte, kam es an den Abgrund.

Der Macht, Kultur und Reichtum vernichtende 30jährige Krieg war ein Ergebnis einer emsig betriebenen europäischen Universalpolitik, genau wie die Revolutionskriege eine Folge des Universalismus darstellten. Und wenn auch die Märzereignisse zu einem Teile eine Quittung für die nach Österreich gerichtete interstaatliche Politik Preußens mit ihren Folgen bildeten, so waren sie doch wiederum eine Ausdrucksform des so eifrig übernommenen französischen Gedankengutes, das man einführte, um sich vor Preußen zu bewahren. Man lehnte Preußen, „das Produkt der Angst", wie Lagarde es spöttisch dem preußischabgeneigten Süddeutschland zurief, ab und erfüllte sich mit dem liberalen Nationalstaatsgedanken, der den alten Reichsgedanken mit seinem Allmenschentum nach Frankreich übertrug, dem Lande der Freiheit des „großen Napoleon". Wenn es Deutschland gelang, unter der Faust Bismarcks seine endliche Gesundung, seine innere Einheit und damit seine äußere Macht zu erlangen, so geschah dies nur, weil Bismarck in seinem tiefinnerlichen unbewußten und seinem bewußten reinen Nationalempfinden jede europäische Hilfe, jede internationale Romantik ablehnte und unerschütterlich dem einen wahren Prinzipe folgte, Deutschland

nur durch Deutschland zu retten. Der universale Gedanke im Staatsleben ist von Bismarck als Krankheit empfunden worden! Der konservative Nationalstaatsgedanke, frei von den Schlacken vormärzlicher Tage, ist von ihm dem Deutschtume gegeben. In einer klaren, geraden, einer bismarckischen Form ist das Gift der interstaatlichen Romantik, der Giftzahn des bewußten und unbewußt nachgebeteten Universalismus ausgebrochen worden. Bismarck erklärte zu Hunderten von Malen, daß er die einzige gesunde Grundlage der deutschen Frage in einem rein staatlichen Egoismus erblicke. Bismarck hat es den Herren, welche sich ereiferten ob der Kulturgemeinschaft der Völker, der Rassenverwandtschaft der einzelnen Nationen, dem internationalen Kulturelemente, dem man Rücksicht, Entgegenkommen, Zugeständnisse, kurz Bücklinge aller Art schuldig sei, zugerufen das klare, gesunde Wort: es sei eines großen Staates nicht würdig, „für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehöre".

Diese einfache Lehre verfolgt England seit seiner staatlichen Zusammenfassung. England hat keinen vernichtenden Religionskrieg erlebt, kein Olmütz gehabt, und nach einer so riesenhaften Anstrengung, wie sie für Preußen die Erhebung nach 1806 darstellt, hätte England die kargen Errungenschaften Preußens auf dem Wiener Kongresse nicht erlebt! Es ist ja eine nicht umdeutbare Tatsache, daß nicht die schwache Stellung Preußens die geringen positiven Erfolge des Wiener Kongresses schuf, sondern das Hinneigen zu der heiligen Allianz einerseits und dem weltbürgerlichen Gedanken andererseits, der Österreich so überaus zugute kam und England ein erkleckliches Maß an Bewegungsfreiheit zu seinen eigenen Gunsten schuf. Den Wiener Kongreß in seinen Wirkungen für Preußen zu verstehen, heißt sich daran erinnern, daß es Gneisenau, der alle seine Kraft, seine hohe Intelligenz und seine zähe Liebe in den Dienst der deutschen Sache gestellt hatte, in den Zeiten der Not durchaus mit seinem Empfinden vereinbar fand, seine Mitarbeit an der Bildung eines englisch-deutschen Staatswesens in der Form der Errichtung eines englischen Welfenstaates zwischen Schelde und Elbe nicht zu versagen. Man muß sich erinnern, daß Stein, um einen Schutz gegen Frankreich für die Zukunft zu erreichen, keine nationale Erniedrigung darin erblickte, England in die preußischen Häfen zuzulassen. Stein fand auch keine Verletzung einer nationalen Ehre in dem von ihm unterbreiteten Gedanken, eine deutsche Verfassung durch eine Kommission ausarbeiten zu lassen, in welcher Österreich und Rußland vertreten waren. Allerdings hat Stein eine andere Stellung insoweit inne, als er im Dienste Rußlands gestanden und wohl am weitestgehenden beurteilen konnte, in welchem Umfange das Zusammengehen Rußlands und Österreichs mit Preußen das erwünschte Ergebnis für Preußen brachte. Immerhin würden Empfindungen, wie sie hier herrschten, weder im Frankreich noch im England jener Tage unter ähnlichen Umständen für möglich zu erachten sein. Es kann nicht übersehen werden, daß Frankreich sich gerade in den Tagen seiner großen Revolution eine Erkenntnis von dem Wesen des Nationalstaates mit vollem Bewußtsein schuf, während in Deutschland ein praktisches Nationalempfinden erst mit den Tagen von 1866 entstand. England seinerseits hatte die Politik der nur englischen Interessen bereits seit dem Beginne seiner Kolonialpolitik

betrieben. Es ist für die deutsche staatliche Anschauung ja bezeichnend, daß Goethe so Kosmopolit sein zu müssen glaubte (und auch wohl tatsächlich war), daß er sich zu einer Anerkennung Fritzischen Geistes bekannte, und im nämlichen Augenblicke Preußen, das Produkt dieses Geistes, ablehnte. Schiller seinerseits konnte noch unangefochten den deutschen Geist von dem deutschen Staate als an sich unzusammengehörig trennen, und noch Ranke mußte es aussprechen, daß Deutschland die Aufgabe habe, den echten deutschen Staat so auszubilden, wie er dem Genius der Nation entsprach. Und er glaubte dem noch immer umherspukenden Allmenschheitsgedanken gegenüber betonen zu müssen, daß diese Aufgabe „eine uns eigene große deutsche Aufgabe sei".

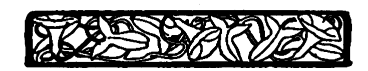
Wenn nun der Gedanke des deutschen Weltbürgertums innerhalb Europas eine politisch unsagbar schwerwiegende Wirkung für das Geschick Deutschlands hatte, so müssen heute hervortretende neue Tendenzen des Weltbürgertums um so verderblicher wirken. Und das zwar aus folgenden Gründen. Die Staatenentwicklung Europas hat sich zunächst keineswegs unter der Tendenz der nationalstaatlichen Gesinnung vollzogen, sondern hat ihren Anfang in einem Staatsgefüge gefunden, in welchem einer Allmacht herrschender Gruppen ein Gefüge von dienenden Menschen unterstand. In einem so unausgebildeten und unverzweigten Systeme konnte von einem Gebilde der Kulturnation oder der Staatsnation keine Rede sein. Der Begriff „Nation", wie er im Ausgange des 16. Jahrhunderts entstand, stellt einen Sammelnamen, einen territorialen Zugehörigkeitsbegriff dar und genügt sich hiermit. Aus diesem Chaos löste dann die Eitelkeit Frankreichs zuerst den Begriff Kulturnation aus und schaffte sich damit einen nationalstaatlichen Abschluß gegenüber den „Nur"-Nationen. Eine Bewegung, die sofort von dem gesamten denkfähigen Volke aufgegriffen und von dem Adel wie den bürgerlichen Kreisen auf eine breite Basis gestellt wurde. Frankreich hat auch in der Revolution seine gesunde nationalstaatliche Empfindung nicht aufgegeben und damit einer napoleonischen Ära ein so schnelles Folgen auf die Revolution ermöglicht. Getreu dem Worte Bismarcks ließ es seine Ehre nicht zu, die Interessen anderer Staaten zu pflegen. In Deutschland hat Moser im Ausgange des 18. Jahrhunderts sein Wort von dem deutschen Nationalgeiste gepflegt, er fand aber kein Verständnis. In Deutschland konnte noch Humboldt dem engen Nationalstaate seine Aufgabe als eine kräftelähmende vorwerfen, und eben derselbe Humboldt erkannte es „dankbar" an, daß der Deutsche die politischen Schranken anderer Nationalcharaktere nicht kenne. Er stellt also das staatliche Nationalempfinden dem deutschen Weltstaatentume gegenüber, das er als den wahren Kulturgeist empfindet. Die Romantiker haben alles getan, die interstaatlichen Motive zu vertiefen. Und wenn man nicht international kulturell war, dann hatte man zum mindesten seine eigene Auffassung von Staat und Nation. Schlegel sah zum Beispiel eine Übereinstimmung in den Begriffen Adelsherrschaft und Nationalität. Fichtes Reden an die deutsche Nation konnten ja nur von dieser übermächtigen Wirkung sein, weil sie die gesponnenen Schillergewebe der Romantik mit kühler Schärfe und einer hohen und elementaren Kraft durchschnitten. — All diesem gegenüber muß bedacht werden, daß die universalen Menschheitsideen zunächst in den deutschen Landen länger ihre Heimstätte

fanden, als in den zu nationalpolitischen Staaten zusammengefügten übrigen Staaten, daß diese Staaten zwar früher zu einem nationalstaatlichen Empfinden übergingen, dem Wesen des Menschheitsgedankens dennoch aber nicht überall restlos entwachsen waren. Heute liegen die Verhältnisse hier nun so, daß die Moderne die reine Staatenidee abgeschlossen hat, daß alle Tendenzen eines Nationalstaatsempfindens entwickelt sind. Die Moral des Staatsegoismus ist anerkannt und durch eine ununterbrochene Ära des Nationalstaatsgedankens in ausgeprägtester Form von 1870 an praktisch angewandt worden. Wenn heute ein neues Weltbürgertum herausgebildet wird, wenn man in Deutschland die Rücksichten auf die „fremden Nationen", kurz, die interstaatliche Moral erneut verkündet, dann bedeutet das eine Rückbildung. Man will uns zwar von einer Fortbildung sprechen, einer Höherentwicklung der Menschheit, einer Veredelung der Staatskultur; — man möchte daran glauben. Wohl möchte man es! Indessen stehen so schwerwiegende Tatsachen diesen internationalen Wünschen gegenüber, daß nur bewußte Absicht und unbewußter Fanatismus hier Glauben finden können. Wenn der Glaubensatz vom Nationalstaate, von der einzigen Aufgabe dieses Nationalstaates, nur seinen Interessen zu dienen, schon vor dem Weltkriege seine kraß ausgesprochene Tendenz zeigte, so hat der Weltkrieg mit seinem völkischen Fanatismus diese nationale Bewegung nur noch vertieft. Wo sind die Handlungen eines Weltbürgertums innerhalb der Staaten?! Frankreich verfolgt in ausgesprochenem Maße nationalstaatliche Ziele. Kein Land kann einen höheren staatlichen Egoismus zur Schau tragen, als Frankreich. Frankreich kennt nur sich, kennt nur seine eigenen Interessen, lehnt ab, was nicht seine eigensten Interessen vertritt. In England bemüht man sich, einen gewissen interstaatlichen Schein zu wahren. Für England ist das um so leichter, als das ganze Gefüge britischen Staatslebens infolge der britischen Kolonialwirtschaft einen internationalen Charakter trägt. Über diesen Schein hinaus finden wir nicht eine tatsächliche Handlung, welche erkennen läßt, daß England bereit ist, im Interesse des Weltbürgertums seine staatlichen Lebensinteressen hinter die Interessen eines anderen Volkes zurücktreten zu lassen. Wo war, wo ist und wo würde England bereit sein, ein Opfer für andere Staaten zu bringen?! Haben wir in der ganzen neuzeitlichen Geschichte dieses Englands eine Handlung, welche nicht eine Handlung im Interesse Englands sein sollte? Die kleinen neutralen Staaten Europas, haben sie im Kriege eine Neigung zur interstaatlichen Politik erkennen lassen? War ihr System nicht das einer ausgesprochen nationalen Politik? Es hat sich für diese Staaten nicht einmal ermöglichen lassen, ein einheitliches Vorgehen der englischen Blockadepolitik gegenüber durchzusetzen. Jeder der Staaten fürchtete im Interesse des andern seine nationalen Interessen gefährdet zu sehen. Wenden wir uns Italien zu, zeigt sich das gleiche Bild. Italien, das an dem Kriege nur teilnahm, um angeblich seine italienischen Gebiete zu befreien, legt heute die Hand auf altösterreichisch-deutsches Gebiet, treibt eine reine innenstaatliche Großmachtspolitik, getragen von den selbstsüchtigsten Instinkten. Ein Entgegenkommen, das Suchen nach einer interstaatlichen Gerechtigkeitspolitik ist hier mit dem besten Willen nicht zu finden. Halten wir in dem weiteren Auslande Umschau, finden wir ebenfalls nur Mächte, die das Wort

international lediglich zu ihren Gunsten auslegen. Japan ist ein Staat, der keine Sentimentalitäten kennt! Japan wird nie zu einem ethischen Opfer bereit sein, es wird im Gegenteil keine Opfer scheuen, um seine nationalen Großmachtspläne zu erreichen! Von den Vereinigten Staaten von Amerika können wir nur sagen, daß für Amerika der Völkerbund ein gefälliges Mittel zu dem Zwecke darstellt, England an Europa zu binden, um ihm nicht völlig freie Hand in Asien zu lassen. Amerika weiß, daß geographisch Deutschland Europa bedeutet und daß es eine Machtverschiebung zuungunsten Amerikas darstellt, Frankreich oder England in den europäischen Zentralpunkt treten zu lassen. Ein Land, das zwar keine Prinzipien hat, die dahin lauten, sich nicht in die Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen, das aber den Satz aller Sätze einer nationalen Politik aufgestellt hat: Amerika den Amerikanern! Kann ein solcher Staat als ein Gebiet interstaatlicher Weltanschauung angesehen werden? Amerika hat infolge seiner Lage den Vorteil Englands in noch erhöhtem Maße. Amerika kann sich den Schein einer Weltbürgerpolitik leisten, da es keine Gegenhandlungen zu erwarten hat. Europa ist nicht in der Lage, internationale Opfer zu verlangen, die Amerika seinem Weltbürgertume zu bringen hätte. Amerika hat das schöne Prinzip, für andere zu verhandeln, um im eigenen Interesse zu arbeiten. Amerika trieb stets eine agressive nationale Politik, während es mit Menschheitsworten um sich warf. Diese Politik ist China, Japan und Spanien gegenüber angewendet worden und soll jetzt, in ein neues Gewand gekleidet, auf Europa übertragen werden.

Wenn man uns die ethische Notwendigkeit predigt, in unseren staatlichen Handlungen die allmenschlichen, die internationalen Motive in den Vordergrund zu stellen, dann müssen wir doch fragen: Sind wir, gerade wir heute in der Lage, uns einen Luxus zu gönnen, während die siegenden Staaten schärfer denn je in ihren Handlungen die Notwendigkeit eines staatlichen Egoismus betonen?! Müssen wir nicht jedes Hilfsmittel, das sich uns dartut, ergreifen? Können wir, die wir ärmer als arm sind, — verschenken wollen?! Und wenn man uns nun vorbetet, die anderen Staaten werden uns entgegenkommen, wenn nur erst ein Staat den Mut und die ethische Kraft findet, eine Allmenschheitspolitik zu treiben, können wir da gläubig werden? Nein, wir können es nicht! Denn wo sind die Beweise, daß man uns entgegenkommen wird?! Die Regierungen jener Länder zeigen uns täglich, daß sie in einem geradezu wilden Wahne nationaler Herrschsucht befangen sind. Und die proletarische Masse, die sich angeblich erheben soll, uns zur Hilfe zu eilen, um für den Allmenschheitsgedanken zu kämpfen, wo — wir fragen: wo erhebt sie sich? Wir können nur sehen, daß man die vernichtenden Pläne von seiten der Massen unterstützt. Wenn einige radikale Elemente, einige hirnverwirrte Volksbeglücker gegen ihre Regierung schöne und zu nichts verpflichtende Proteste erheben, sollen wir auf diese Zuckungen hin die Reste dessen, was wir noch besitzen, aufgeben?! Wo sind die Hände, die sich uns bieten? Wo sind die Regierungen, die, um ihren weltstaatlichen Gedanken auszuleben, zu Opfern bereit sind, wie sie zu bringen Friedrich Wilhelm IV., Radowitz und sein Kreis gewillt waren? Wollen wir uns auch diesem Unglück noch ergeben, das zu allem Elend bis zur Lächerlichkeit führt? Wir haben heute nur eine Politik

zu treiben, die sich in den Worten der zwei großen Kämpfer um Deutschland, Stein und Bismarck, verkörpert. Wir wollen und wir müssen Deutschland durch Deutschland retten, und wir haben eingedenk zu sein: Gift war uns stets das weltbürgertümliche Handeln, Gift war uns, Gift wurde uns der internationale Gedanke. Wir haben nicht dem Internationalismus zu dienen, wir haben ihn mit allen Kräften zu bekämpfen, wie man die Gifte im Menschenkörper bekämpft, täglich, stündlich und mit allen Mitteln. Deutsch sein heißt uns die Losung!



Kindergräber am Erntefest

Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Drei kleine Hügelchen decken sie,
Die Berta, die Lisbeth und die Marie. —

Ein schiefes Gläschen Astern steht
Auf Bertas kleinem Grabesbeet,
Und Lisbeth hat einen dicken Kranz
Georginen in leuchtendem Purpurglanz,
Mariechen aber liegt ganz in Efeu versteckt,
Daß nicht der Glocken Geläute sie weckt,
Das brausend und brummend über den Kirchhof geht
Und die Rüdigsdorfer zum Erntedankfest lädt.

Über die Kindergräber tief gebückt
Ein alter Apfelbaum über die Mauer nickt,
Und singt den Särgen in seinen Wurzelarmen
Wiegenlieder voll Erbarmen:

„Hört, ihr Kleinen, hört, ihr Kleinen,
— Komm, Liesel, nicht weinen!
Hört, ihr Kinder im Grabe, — seid getrost,
Daß euch der Lärm dieser Zeit nicht umtost,
Meine Äpfel, Bertchen, sind dies Jahr gar nichts wert,
Und wärst du hier oben, sie wären dir doch verwehrt,
Der lange Krieg und die böse Hungerzeit
Liegen auf Deutschland schwer und breit.
Mariechen, freu' dich, daß du im Bettchen liegst
Und nicht wie einst in meinen Ästen dich wiegst,
Ja, laßt uns den lieben Heiland loben,
Drunten ist besser als droben!" —



Zwei Bilder vom Schloß La Fantaisie

Von M. Gehrke

I.

h non! Jamais, Mr. le Marquis, jamais!!“ Anneliese zitterte und war schon weinerlich. Und während sie sich hinter ihren Zorn zu retten suchte, fragte sie sich ängstlich, was er wohl jetzt mit ihr anfangen werde. Ob er —?

Aber der Marquis — Mr. le Marquis Henri St. Seignant de Marny — tat gar nichts. Während ihrer entschlossenen Worte hatte er ein wenig, ein ganz klein wenig gelächelt; jetzt trug er eine finstere und unglückliche Miene zur Schau und ließ seine goldknöpfige Reitgerte bei jedem zweiten Schritt unbarmherzig an der Buchsbaumwand heruntersausen. Er war in ein tadellos kokettes Jagdkostüm aus grünem Samt gekleidet, wie etwa heute der Graf Almaviva im ersten Akt des Figaro, war zweiunddreißig Jahre alt, brünett und sehr hübsch.

Anneliese sah scheu auf das feine und hochmütige Profil, das sich ihr nicht wieder zuwenden wollte, und seufzte. Aber er schwieg und lächelte nunmehr innerlich um so stärker.

Sie kamen zu dem Platz unter den Fichten, wo es um die schwüleren Vormittagsstunden einzig erträglich war. Die ganze Gesellschaft fand sich beieinander, und alle Herren machten ernste Gesichter, als die beiden zusammen ankamen, und alle Damen lächelten diskret und winkten der petite Allemande zu. Anneliese ging auf die Schloßherrin zu, Mme. la Comtesse St. Seignant de Marny, knixte artig und küßte ihr die Hand. Der Graf rief in bester Laune seinem Bruder zu: „Eh bien, mon cher, Hortense, comment va-t-elle?“ Jedoch der Marquis überhörte die taktlose Anspielung auf seine Marquise in Paris und begann wütend der hübschen Baronin Claire den Hof zu machen, die sich mit Anstand in die leicht zu durchschauende Rolle des Köders fand. Auch Anneliese überhörte die gräfliche Frage, denn sie hatte sich gerade hilfesuchend ihrem Bruder an den Arm gehängt, der hinter der Gräfin stand, tief über sie gebeugt. Jedoch der große blonde Bursche hatte keine Zeit; seine Herrin, la comtesse, verlangte volle Aufmerksamkeit für ihre Koketterien, und so konnte es gar nicht anders kommen, als daß Anneliese auf den Köder anbiß. Mit großen Augen sah sie ihren Marquis zu Füßen der hübschen Claire gelagert; zögernd schlängelte sie sich in die Nähe, der Marquis war blind; zögernd erhob sie ihr Stimmchen zu einigen belanglosen Worten an eine ihrer adligen Gönnerinnen; der Marquis war taub. Zögernd ging sie an dieser irritierenden Gruppe vorbei, ihr Kleid streifte seine Schulter; der Marquis war gefühllos. Und so geschah es, daß nach Tisch, als alle Einwohner des Schlosses in mehr oder minder großer Einsamkeit auf ihren Gemächern die Hitze abwarteten, Anneliese in ihrem Eckzimmer auf dem Bett lag und entsetzlich darüber weinte, daß sie so hartherzig und der Marquis so charaktervoll war.

Es war so gekommen: Als man die Reisewagen rüstete, die im Frühling die St. Seignants nach dem Stammschloß Marny (d. h. vor acht Jahren war

es zum Glück abgebrannt, und man hatte ein zierlicheres Gebilde, „La Fantaisie“ genannt, an Stelle der klobigen Mauern errichtet) in Lothringen bringen sollte, da gab es am letzten Tage noch einen Streit. Madame la Comtesse, die ihre Launen hatte, überwarf sich mit dem Hauslehrer gewisser moralischer Anschauungen wegen, und so durften der kleine Graf Victor und die kleine Gräfin Blanche gänzlich aufsichtslos in den großen Familienwagen hüpfen. Es dauerte aber die Freude nicht lange, denn einer der Sommergäste besorgte Madame (die viel auf Kindererziehung hielt) einen Ersatzhauslehrer aus Strasbourg, einen Deutschen, der des Gastes Versicherung nach mehr wußte, als fünf Pariser Kollegen zusammengenommen. Das glaubte die Gräfin aufs Wort, sobald sie Herrn Hans Keller, den blonden Riesen (er mußte wohl von Prussiens stammen) erst einmal angesehen hatte. Man war damals tolerant im französischen Adel und ließ gebildete junge Bürgerliche, die von schönen Frauen protegiert wurden, niemals ihre Inferiorität fühlen — —, und gar einen Protegé der Gräfin Denise.

Ihr gefiel „Monsieur 'Ans“ so gut, daß sie ihn schon am zweiten Tage durch Kokettieren mit ihrem Schwager, dem Marquis Henri, zur Verzweiflung brachte, daß sie am dritten Tage sich von ihm, der für einen Deutschen merkwürdig feine erotische Instinkte besaß, küssen ließ und am vierten bereits ihm eine Szene machte. Das kam daher, daß sie in seinem Zimmer — die Gründe, aus denen sie es betrat, sind nebensächlich — das Bild eines reizenden Mädchens fand, in Wasserfarben und auf Porzellan gemalt. Hans Keller stellte den Blondkopf mit viel Überzeugung als seine Schwester vor, und das veranlaßte die Gräfin zu einem Strom von Tränen. „Oh 'Ans!“ rief sie aus, „unsere Marquis, die haben Mätressen et pourquoi pas? Aber ihr Deutsche, Ihr dürft nur e i n e Frau lieben, so gehört es sich für euch. Oh, das hätte ich nicht von Ihnen gedacht.“ Dann trocknete sie ihre Augen und fügte kühler hinzu: „Lassen Sie die demoiselle hierher kommen, dann werde ich sehen, ob es Ihre Schwester ist.“ Worauf der Hauslehrer sich tief verbeugte und „wenn madame la Comtesse sie einer Einladung für wert halten“ erwiderte. Da stutzte die Gräfin, aber dann schrieb sie ein von feinem Hohn durchtränktes Brieflein an Mademoiselle Anneliese Keller, unter das Hans die Nachschrift setzte: „Liebes Schwesterleyn, wenn unser Herr Vater es Dir permittirt, so komme recht bald, denn Du wirst nicht noch einmal in Deinem Leben eyne so illustre Gesellschaft beysammen finden wie hier auf der Fantaisie.“

Und so geschah es, daß vierzehn Tage später die blonde, zierliche Tochter des würdigen Herrn Rektors Keller zu Strasbourg, ahnungslos, welchen Gefühlen sie die liebenswürdige Berufung verdanke, ängstlich und erwartungsvoll aus der Diligence sprang, bewaffnet mit einem Dankschreiben des Herrn Rektors, das die letzten Zweifel verscheuchen mußte, — und zum erstenmal im Leben einer leibhaftigen Comtesse das weiße Händchen küßte.

Seitdem wohnte sie im Turmzimmer, von dem Hofstaat der lustigen Gräfin Denise verhätschelt wie ein fremdartiges, aber wider Erwarten anmutiges Tierchen, das zu endloser Erheiterung diente. Furchtbar naiv war Annelieschen. Sechs volle Tage brauchte sie, um zu merken, daß zwischen ihrem Bruder und der Gräfin — hm! Aber als sie es endlich gemerkt hatte, wurde sie sehr nachdenklich, und

in ihrem blonden deutschen Köpfchen machten die Gedanken, heftig von der Phantasie gestachelt, die bizarrsten Sprünge. Es müsse doch eine hübsche Sache sein, einmal über seinen Stand hinaus zu lieben, dachte das törichte Anneliesschen; und es fand sich mit Geschwindigkeit der Partner, der die heimlichen Gedanken in laute oder flüsternde Sprache übertrug. Ach, wäre diese Sprache nur nicht das galanteste Französisch gewesen, und hätte der Marquis Henri nicht eine gar so betörende Stimme besessen!

So aber ließ sich das Mädchen langsam einlullen von der weichen Stimme und den schmeichelnden Worten, und immer angelegentlicher sah sie dabei dem Marquis auf den Mund und die schönen Zähne, und immer tiefer seufzte sie, und immer länger ließ sie sich küssen.

Allzu süß war der Sommer des Jahres 1774, allzu betäubend dufteten die tausend Rosen, allzu verschwiegen schlängelten sich die Irrwege zwischen Taxus und Buchs von den Rosenbeeten fort in die Tiefe des Parkes. So verliebt waren die kurzen warmen Juninächte, so verliebt das ganze tändelnde, tanzende Völkchen von leichtgesinnten, seidenen Marquis und Marquisen. Und alle, alle glaubten sie das Selbstverständliche, daß Anneliesschen und Marquis St. Seignant — mon Dieu, Henri konnte andere Eroberungen aufweisen, als die nette kleine Deutsche, die eigentlich Gott danken sollte. — Grausam war der tiefgewurzelte feine Hochmut der adligen Gesellschaft. —

Am Abend jenes Tages, da Anneliese die weitergehenden Wünsche des Marquis mit so energischem „Jamais“ und so betrüblich folgender Reue abgelehnt hatte, an diesem selben Abend gab es hinten am Teich, wohin die Geigen und das Lachen nur noch leise wehten, eine entzückende deutsch-sentimentale Versöhnung. Ganz wohl war dem frivolen Henri nicht dabei; aber er kam dem Ziel seiner Wünsche näher, und das war die Hauptsache. Und dann flüsterte er ihr ins Ohr, sie könne sich ruhig seiner Diskretion anvertrauen, er sei kein junger Galan mehr, wie sie wisse, er sei verheiratet und habe einen Sohn. — Das wußte nun Anneliesschen keineswegs; aber die wohlschmeckende und bequeme Pariser Moral war schon tief genug in sie eingedrungen, um sie die Worte ihres Marquis durchaus überzeugend finden zu lassen. Und so gab es in dieser mondhellen holden Nacht hinter den hohen, schmalen, weißlackierten Türen der Fantaisie ein glückliches Liebespaar mehr . . .

Es gab noch viele solcher Nächte, duftende, seidene französische Nächte und himmelblaue süße Tage, in denen das blonde deutsche Mädchen mit der sommerlich blühenden Natur zu reifen schien und zur leidenschaftlichsten Geliebten wurde, die der verwöhnte zarte Marquis jemals besessen. Und wenn er sie in den fünf Wochen zweimal, so daß sie es merken mußte, betrog, so geschah es nur aus Verstandesgründen, um sich das Vergnügen einer Eifersuchtsszene zu verschaffen. Er wollte sie eben auch in dieser Situation kennen lernen. Im ganzen war er ihr unerhört treu.

Aber in dieses zärtliche und feurige Idyll flog eines Tages ein Brief, ein kleines weißes parfümiertes Billett. Das kam von der Marquise Hortense, und es stand darin, daß Ihre lebenslustige Majestät Marie Antoinette Versailles ver-

lasse, um ein paar trübseligen Wochen in Paris entgegenzugehen; für diese Zeit jedoch habe sie ihrer vielgeliebten Hofdame Hortense Urlaub gewährt zu dero Gatten auf der Fantaisie. Sie komme mit nächstem, freue sich auf cher mari, belle-sœur et beau-frère und die vielen lieben Freunde, und bringe auch gleich einen neuen Gast mit, den Baron Raoul d'Arneuil.

Nun war der Marquis gewiß der Gatte, den eine verwöhnte kleine Rokokodame sich nur wünschen konnte, aber auch der Nachsichtigste hat eine Achillesferse, und Henris Achillesferse war der sehr elegante Baron d'Arneuil. Er gönnte seiner Frau alle die galanten Abenteuer, die man haben muß, um sich nicht lächerlich zu machen, er gönnte ihr die extravaganten Naturphilosophen und die schmeichlerischen Spielerexistenzen vom Schlage Cagliostros, wie sie in der Liebhabermode waren, nur Raoul d'Arneuil, der so viel Ähnlichkeit mit Henri selbst hatte, war ihr nicht gegönnt. Denn warum auch? Gelüstete es Hortense nach diesem Genre, so war er aufmerksam genug, selbst zur Verfügung zu stehen.

Und darum war in der nächsten weichen Nacht voll Glühwurmleuchten und warmem seufzenden Wind der Marquis zerstreut und kalt, und da er den Grund der Änderung mißmutig eingestand, sprang aus Anneliesens zärtlichem Seelchen plötzlichst eine kleine, barbarisch fauchende Wildkatze dem ungetreuen Liebhaber entgegen. Ein wilder Mädchenstolz hob sich aus der Kränkung, und vierundzwanzig Stunden, nachdem ein kapriziös lachendes, seidenflatterndes Geschöpfchen dem Marquis aus dem Reisewagen in die Arme gesprungen war, verließ Anneliese heimlich La Fantaisie und fuhr mit der nächsten Diligence der Heimat zu.

Voll schmerzlicher Verwunderung war das Erwachen aus dem liebenswürdigen Traum dieses Sommers, der hinter ihr ins Nichts glitt, als sei er wirklich nur ein Traum gewesen.

Doch da dem nicht so war...

Vier Wochen nach ihrer Heimkehr heiratete Anneliese Keller, schnell und kühl entschlossen, den Herrn Lateinpräzeptor Friedrich Helming, der so lange still um sie geworben. Das erste Kind war ein zartgliedriger brünetter Knabe, der in der Taufe den Namen Henri erhielt; man mußte sich doch der Franzosenherrschaft anbequemen.

Aber da Anneliese in der kurzen und gründlichen Schule des Marquis kluge Vorsicht genug gelernt hatte (sie führte kein Tagebuch nach Art ihrer sentimentalen Zeitschwestern, sie bewahrte kein Andenken, nicht einmal das goldene Medaillon mit dem Bildnis des Marquis hatte sie mitgenommen), so hat nie jemand erfahren, woher denn seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Male so viel leichte Grazie in die bauernentstammte Helmingfamilie gekommen sei, so eine leis verführerische Fremdländischkeit in den Enkelinnen der Anneliese Keller und solche zufassende Behendigkeit des Geistes in den Männern, durch die Henri Helming, der erste Kaufmann seines Namens, die Grundlage schuf zum wachsenden Wohlstand seiner Nachkommen.

Das Geheimnis starb mit Frau Anneliese zusammen, ihr selbst kaum mehr bewußt.



II.

Heinz Helming, Oberleutnant und Abteilungsadjutant in einem Feldartillerieregiment, ritt unter sinkender Sonne in langsamem Trab. Er hatte, kaum daß er Quartier bezogen, noch einmal aufs Pferd gemußt, um dem Major von der dritten Abteilung persönlich eine Meldung zu überbringen; an der Wiederherstellung der Telephondrähte war noch für Stunden zu arbeiten. Nun waren sieben von den neun Kilometern des Rückweges schon überwunden; er hob sich im Sattel und spähte, am Rand des Birkenwäldchens haltend, nach dem Schloß hinüber, das ihm Wohnung geben sollte. Es lag weiß und zierlich, mit Fenstern, die im Abendlicht golden blendeten, auf halber Höhe eines Hügels, seinem Standpunkt grade gegenüber; man konnte nun durch Unterholz bergab reiten, dann quer durch das Dorf Marny hügelan, und durch den Park. Aber Helming mochte nicht durch das Dorf; lieber machte er den Halbkreisumweg über das Hügelland. Der müde Gaul mußte noch einen Endgalopp hergeben; er galoppierte brav, freute sich auf die Krippe wie der Reiter aufs Abendessen. Donner ja! Dieser Tag war fürchterlich anstrengend gewesen, wenn auch weniger gefährlich als die vorhergehenden.

Nun nahm ihm der Bursche das Pferd ab; sie waren zu Hause. Helming lächelte, als er dies Wort dachte. Genau eine Viertelstunde war er am Nachmittag in Schloß Fantaisie gewesen, es lag in Feindesland, in Französisch-Lothringen, und er dachte das liebe Wort: zu Hause. Nun, ein paar Aufenthaltswochen hier waren ihnen gewiß.

Helming wusch sich notdürftig in der Garderobe, ehe er in den großen, heiter ausgemalten Speisesaal, links im Erdgeschoß, trat. Man aß schon. Er machte seine Meldung und setzte sich still auf den frei gebliebenen Platz. Der Major, zwei Hauptleute, der Oberarzt, ein paar Leutnants saßen an der Tafel, alle noch vorhandenen Offiziere der ersten Abteilung, zwei ausgenommen, die vorläufig im Dorf kampieren mußten bei den Mannschaften. Sie aßen alle heißhungrig von dem ausgezeichneten Mahl, die Ordonnanzen bedienten flink und aufmerksam, und es war fast wie im Kasino. Nur andere Uniformen und durch die Fenster der Kanonendonner, der nicht abriß. Der Major fragte zwischenhindurch seinen Burschen nach der französischen Dienerschaft aus; sie mache einen gutwilligen Eindruck. Nur Weiber und ein uralter Gärtner. Zu trauen sei dem Gesindel freilich nie; aber in ein Franktireurnest scheine man nicht gerade geraten zu sein. In wessen Hause man sich hier eigentlich befinde, fragte der eine Hauptmann. Bis auf zwei Herren hatten sie alle den Nachmittag über im Dorf zu tun gehabt, wo die Abteilung am Mittag eingerückt war. Das Quartier wurde ihnen lakonisch bezeichnet; nun waren sie satt, ausgeruht und wollten Näheres wissen.

„Erzählen Sie, Holthaus!“ rief der Major. Der lange Herrenreiter, Oberleutnant Freiherr von Holthaus, der nur Sportblätter, Dienstvorschriften und den Gotha las, nahm das dienstlich ernst. „Das Schloß, La Fantaisie genannt“, begann er. „So ungefähr das einzige, was wir bereits alle wissen“, sagte Hauptmann Bercken trocken. Aber Holthaus hielt seinen Vortrag weiter, ohne sich stören zu lassen. Oberleutnant Helming hörte nur halb zu. Er sah sehnsüchtig durch das Fenster in einen unerhört schönen Abendhimmel. Erst nach einer Weile wandte

er sich in gleichgültiger Höflichkeit, kaum hörend, dem Sprecher zu. Der Herrenreiter hatte eine ganze genealogische Abhandlung gegeben. Von dem altfranzösischen Adelsgeschlecht der Marquis St. Seignant, die mit den lothringischen Marnys verschwägert waren und denen im sechzehnten Jahrhundert Grafschaft und Stammschloß des ausgestorbenen Marny-Geschlechtes zufiel. Seitdem führte der jeweils Älteste den mit der Erbschaft verknüpften Grafentitel, während — ein genealogisches Kuriosum — der in Frankreich viel höher bewertete „Marquis" den jüngeren Söhnen vorbehalten blieb. Dorf und Stammschloß Marny, das übrigens erst 1768 durch das Schlößchen, in dem man sich zurzeit befinde, ersetzt worden sei, hätten sich bis zur Revolutionszeit in direkter Linie fortgeerbt; damals sei leider der Graf gouillotiniert worden, und auch sein Söhnlein sei ums Leben gekommen. Darauf sei das ganze Erbe an den einzigen Bruder, einen Marquis Henri St. Seignant, zur Revolutionszeit gerade in England befindlich, gefallen. Dieser nun —". „Fabelhaft, wie Sie das alles wissen!" sagte der zwanzigjährige Leutnant von Winter bewundernd. Holthaus blieb ernst und verschwieg die Familienchronik, die er sofort aufgespürt und hinter der er die anderthalb dienstfreien Stunden vor dem Abendessen gesessen hatte.

„Nun", vollendete er, „ist das Geschlecht am Aussterben. Es ist nämlich nur noch eine Erbin da, die unvermählte Komtesse Blanche-Marie —". Bis dahin hatte Helming die Worte kaum gehört. Wohl liebte er, selbst bürgerlich, den Adel mit fast zärtlicher, ihm selbst befremdlicher Zuneigung, aber er mochte das starr Formelle des Kameraden nicht. Jetzt ließ ihn Klang und Rhythmus dieses Frauennamens aufhorchen: Blanche-Marie.

„Schade, daß die junge Dame — ich nehme doch an, daß sie jung ist — hier nicht die Honneurs machen kann", sagte der Major behaglich.

„Jung ist sie, nach allem, was ich höre", erwiderte Holthaus, nach der Zigarre greifend. „Und können könnte sie schon. Sie ist nämlich hier in der Fantaisie. Aber sie wird nicht wollen." Wie, sie war hier? Die Offiziere standen sofort unter jener abenteuerwitternden Erregung, die im Feindesland durch die nur geahnte Nähe einer kultivierten Frau hervorgerufen wird. Holthaus mußte berichten, was er oder vielmehr sein gewandter Bursche, der, im bürgerlichen Leben Koch, des Französischen mächtig war, von den Dienstboten des Schlößchens erfahren hatte; es war nur spärliche Befriedigung der Neugier. Daß die Komtesse, ein eigenwilliges Geschöpf ohne Zweifel, die Sommermonate völlig allein auf der Fantaisie zu verbringen pflege, während sie zwei Drittel des Jahres in ihrem Pariser Haus mit einer Verwandten der früh gestorbenen Mutter zusammen lebe; daß der im Sommer 1914 drohende und schließlich ausbrechende Krieg sie keineswegs habe bewegen können, entgegen der lieben Gewohnheit vor Mitte September nach der Kapitale zurückzukehren, zumal da man in Lothringen des siegreichen Vormarsches der Franzosen gewiß war; daß sie nun aber auch beim Herannahen der Deutschen geblieben sei, aus Trotz, Gleichgültigkeit oder Abenteuersucht. Der letzte Grund, bestimmte Holthaus, sei unwahrscheinlich, da die junge Dame zwar den Befehl sorgfältiger Bedienung gegeben habe, sich jedoch keineswegs herablasse, die Feinde ihrer Heimat zu sehen.

Während des folgenden Streites, ob die Herrin der Fantaisie irgendwie förmlich zu begrüßen sei, schlug der Hauptmann Bercken dem Adjutanten einen kleinen Abendgang vor. Helming stand sofort mit kurzem Ruck auf; ohnehin hörte er der Unterhaltung nicht mehr zu, und sie entfernten sich unbemerkt durch Speisesaal und Vorzimmer. Vor der Türe holte Bercken einen Brief aus der Tasche und beorderte seinen Burschen nach Marny hinunter, von wo aus der Brief am nächsten Morgen der Feldpost eingeliefert werden konnte. „Es ist das einzige," sagte er mit einem guten Lächeln, „wie sich die Trennung leichter trägt." Helming antwortete nicht; er wußte, daß der Hauptmann seit drei Jahren verheiratet war und zwei kleine Jungen hatte. Aber ihm ging Familiensinn ab; er hob das feine und hochmütige Profil ein wenig und gedachte innerlich zufrieden der eigenen Einsamkeit. — Sie waren inzwischen um das Schloß herumgegangen, hatten einen Platz mit ausnehmend schönen alten Fichten gekreuzt und verloren sich an noch reich blühenden Rosenbeeten und grünen Rasenflächen vorbei in die dunkleren Gänge des Parks. Die Sonne warf im Untergang ihr Rot weit über den Himmel, im mattfarbigen Osten schwammen die Wolken in Grün und einem grauen Lila. Kanonendonner rollte von Zeit zu Zeit herüber, dazwischen seltener das Knattern kleiner Abwehrgeschütze. Das gleichmäßige Surren eines Fliegers tönte auf, entfernte sich, verstummte bald wieder. Die abendliche Luft war von wunderbar süßer Herbheit. Sie gingen jetzt auf Irrwegen zwischen hohen Taxuswänden und sprachen willenlos gedämpft; Helming, der in Paris gewesen, gedachte verträumt der französischen Königsparks, und Bercken erinnerte sich an Schwetzingen und Nymphenburg. Sie kamen zum See, sahen auf rokokohaft abgezirkelte Ufer, verstummten, starrten hinüber, wo am anderen Ufer statt der Taxuswände natürlich gewachsener Buchenwald begann. Daraus glitt etwas, kam über den leis knirschenden Kiesweg um den Teich herum auf sie zu mit gleichmäßig langsamen Schritten; sie sahen das Mädchen bei beginnender Dämmerung erst, als es schon sehr nahe war. Sie war groß und adlig schlank, keine Farbe störte ihre brünette Blaßheit, auch das Tuch, das ihr über Schultern und Armen lag, war von weißester Seide. Eine nadelschmale schmerzliche Falte stand zwischen den zarten Brauen, als sie, den sporenklirrenden Gruß erwidernd, das feine und hochmütige Profil ein wenig neigte. Die beiden Offiziere warteten in wortlosem Übereinkommen zwei Minuten, ehe sie den schmalen weißen Tennisschuhen nachschritten, wieder dem Schloß zu. Holthaus und der kleine Winter kamen ihnen entgegen, erfreulich angeregt: „Haben Sie gesehen? Die Komtesse!" „Die Komtesse — la Comtesse Blanche-Marie", dachte Helming, gefangen von dem Eindruck dieses rhythmischen Klanges, der so harmonische Begleitung war für die Weiße, Fremde, Schöne. Dann sprach er ein paar verhastete, laute Gutenachtworte, traf nötige Verabredungen für den nächsten Morgen, ging sehr rasch ins Haus, zwei Treppen hoch bis zu dem Turmzimmer, das ihm angewiesen war, schloß die hohe, schmale, weiß lackierte Türe zweimal ab, und nun überfiel ihn plötzlich die tiefe Erschöpfung des übermäßig angestrengten Tages. Er lag nach fünf Minuten und schlief, bis ihn um halb sechs der Bursche weckte.

Nun kam eine gute Zeit für die Herren von der ersten Abteilung. Aus

dem beginnenden Stellungskrieg hatte man das übermäßig angestrengte Regiment in Ruhestellung zurückgenommen, drei volle Wochen waren ihm zur Erholung bestimmt. Sie vergingen mit friedlichem Exerzieren hinter der Front, mit Auffüllen der breiten Lücken durch nachgeschobene, noch einzuübende junge Truppen, mit langsamem Sichgewöhnen an das fremd mißtrauische Volk, mit Ausruhen endlich. Die Offiziere von Helmings Abteilung, die den besten Wohnsitz der Gegend inne hatten, erlebten die erste jener seltsamen Zwischenzeiten, wie sie ihnen im späteren Lauf des langen Krieges noch öfter wiederkehren sollten: diesen unwirklich friedlichen Gegensatz zu dem Vorher und Nachher voll blutiger Schrecken und rastloser Angespanntheit. Jetzt waren sie ein wenig Grandseigneurs, hausten in Park und Schloß, jeder im eigenen bequemen Zimmer, aßen regelmäßig ausgezeichnet, konnten lesen, spielen, fischen — die, übrigens nicht lohnende, Jagd war verboten —, rafften sich öfters auf zu langen Ritten unter gleichmäßig blauem Septemberhimmel, zur Begleitmusik der kaum mehr gehörten Kanonen, hatten wenig Dienst und dachten, Glückliche, nicht des anderen Morgens.

Durch diese ihre Tage ging die Herrin des Schlosses in immer gleicher Fremdheit. Sie sorgte durch gut ausgeführte Anordnungen, daß den einmal eingenisteten Feinden nichts abgehe und daß ihre Dienstboten verträglich seien. Sie hatte auch notgedrungen der Vorstellung des Majors und der jüngeren Offiziere standgehalten, während zwischen ihren zarten Brauen die schmale, schmerzliche Falte gestanden hatte; aber sie blieb den gemeinsamen Mahlzeiten fern, sie betrat die Gesellschaftsräume des Erdgeschosses nur in Abwesenheit der Deutschen und lebte zurückgezogen in den drei Zimmern des ersten Stockes, die sie sich vorbehalten hatte, und in dem Park, wo ihre immer weißen Kleider auch in den heißesten Mittagsstunden aufleuchteten; sie schien die Sonne zu lieben. Aber sie kannte immer wieder abgelegene Gänge und Lauben, zu denen die Deutschen selten gelangten, und sie wich auch vorsichtigen Annäherungsversuchen in einer Weise aus, die weniger Scheu bekundete als Hochmut.

Trotzdem verliebten sich die jüngeren der Herren leise in ihre fremde Holdheit, der kleine Winter so besinnungslos, daß der Major ihn mit gütigen Worten zurechtweisen mußte. Er hatte keinerlei Verdacht gegen die Komtesse, nichts in der Richtung von Spionage und Verräterei, dennoch mißtraute er ihr. „Sie ist doch eine außerordentlich gute Französin!“ sagte er beim Mittagessen, aber Bercken widersprach. „Das glaube ich nicht, daß daher ihre Zurückhaltung kommt; wir sind ihr als Menschen unangenehm, vielleicht auch als Stand, nicht als Deutsche.“

Helming wunderte sich ein wenig, wie hier der Freund die eigenen unbewußten Beobachtungen so klar aussprach. Auch er hatte sich dem herrschenden, gleichsam die Atmosphäre des Schlosses erfüllenden Gefühl nicht entziehen können. Nur war seine Zuneigung anderer Art; sie war nicht Verliebtheit, eher eine Empfindung seltsamer Zugehörigkeit zu der Französin.

„Habt ihr übrigens schon gemerkt, daß Helming der Komtesse Marny ähnlich sieht?“ fragte Holthaus am unteren Tafelende. „Aber Unsinn!“ „Aber nein, seht nur!“ Holthaus hatte nicht unrecht. Die überzarten Schläfen, die schmale Nase, die weichen und ein wenig vollen Lippen, das ganze feine und hochmütige

Profil hatte Ähnlichkeit mit dem Gesicht der Komtesse St. Seignant ... „Aber es ist eigentlich mehr eine typische, ich möchte fast sagen Rassenähnlichkeit, als persönliche Gleichheit", sagte Bercken. „Erlaube mal," widersprach Helming, „das verbitte ich mir. Wir sind zwar Elsässer, aber es ist kein Tropfen französisches Blut in uns, soweit es sich verfolgen läßt." „Das läßt sich eben nie ganz verfolgen," sagte Holthaus bedächtig, „du magst deine verehrten Vorfahren bis 1600 kennen — und vielleicht ist grade 1580 das französische Blut hineingekommen, das sich in dir wieder zeigt." „Doch kaum anzunehmen", schnitt Helming ein wenig verächtlich ab, und dann sprachen sie von anderen Dingen.

Später war Helming allein in der Bücherei, hatte sich die „Lettres persanes" geholt und saß mit dem Buch in einem tiefen Gobelinsessel am Fenster, viele Zigaretten rauchend. Es war wieder so lächerlich friedlich und still, die Kameraden waren teils im Dorf, teils zu einem Hauptmann von der Dritten hinüber geritten, der auf einem Gehöft jenseits von Marny hauste, und er genoß den dienstfreien Nachmittag in geliebter Einsamkeit. Es störte ihn dann aber nicht und verwunderte ihn nicht einmal, daß plötzlich Blanche-Marie neben ihm stand, schmal und weiß und ernst wie immer. Heinz Helming stand auf, höflich, aber ohne Hast, und fragte, ob es ihr um diesen Fensterplatz zu tun sei, den er usurpiert habe. „O nein!" antwortete sie, sie suche nur nach den Zeitungen, die für gewöhnlich auf dem Tisch neben seinem Sessel lägen. „Das seien aber nur deutsche." Das mache nichts, antwortete sie ernsthaft, die hole sie sich täglich, wenn die Herren fortgegangen seien. Doch enthielt diese Bemerkung keinen Wink für ihn, und ihm kam auch dieser Gedanke nicht. Er fand es nur selbstverständlich, daß sie sich in den Sessel ihm gegenüber setzte, und daß sie dann zusammen sprachen; über die Bibliothek, in der er oft war, und über Montesquieu, den er gerade las. Zwischendurch fragte sie einmal, ob er mit der Aufnahme in der Fantaisie zufrieden sei, so als frage sie einen geladenen Gast, und er antwortete entsprechend. Danach redeten sie vom schönen Park des Schlosses, und dann standen sie ganz natürlich auf, um ein wenig herumzuspazieren in diesem schönen Parke. Holthaus, der aus Marny zurückkam, sah sie nebeneinander gehen und konnte beim Abendessen eine Frage nicht unterdrücken; aber er bekam nur kurzen und fast gleichgültigen Bescheid. In der Tat dünkte Helming das Erlebnis des Nachmittags, wie er es überdachte, zwar erfreulich, doch immerhin als eines, das hatte kommen müssen und keine größere Verwunderung verdiene. War doch in ihnen beiden jener unerklärliche Gleichklang, der in der ersten Minute ein Gefühl jahrelangen Sichkennens und eine geschwisterliche Vertrautheit schafft. Wie das komme, darnach fragte er nicht, und auch die Komtesse schien nicht darüber nachzudenken.

Er sprach Blanche-Marie nun täglich, war in allen dienstfreien Stunden mit ihr zusammen. Sie genossen im Park den goldnen September in jeder Stunde, zu der es sich so fügen wollte; sie saßen auch in der Bibliothek, jedes für sich lesend, aber in dem Bedürfnis, beieinander zu sein. Übrigens sprachen sie immer französisch, und als sie die Unterhaltung einmal in einem korrekten Deutsch begann, bat er sie wieder um die Muttersprache, die er liebe und gern spreche. „Sie sind sonst nicht Offizier?" fragte sie, es war am vierten Tage ihrer Freund-

schaft. „Doch, und mit meiner ganzen, vollkommen deutschen Seele“, antwortete er, halb lächelnd. „Aber ich liebe Ihre Sprache.“ „Sie sind kein Preuße?“ „Nein, Elsässer.“ „Oh, un Alsacien —“. „Aber von den deutsch gesinnten“, betonte er, ohne sich zu ereifern. „Sie haben nicht viel Deutsches,“ sagte sie nachdenklich, „und eigentlich auch nichts Elsässisches.“ Da hatte er wieder die Gewißheit des unbegreiflich Fremden in sich, aber zum ersten Male ohne Qual und Beschämung.

Bald darauf sagte sie unvermittelt: „Sie halten mich wohl für sehr deutschfeindlich, Ihre Kameraden, aber ich bin es nicht — es ist ja auch unwesentlich, was von mir gedacht wird. Sie glauben es auch nicht, wie? Natürlich ist es schlimm, daß so viele Menschen in meinem Schloß sind, ich liebe die Einsamkeit, will nur sprechen, wenn es mir paßt, und darum bleibe ich euch fern. Nebenbei gehört es sich natürlich, Zurückhaltung gegen den Landesfeind zu üben — es schickt sich eben so, es ist ein Stilerfordernis, — aber eine aufdringliche Franzoseneinquartierung wäre mir ebenso unangenehm — ich liebe diese republikanischen Helden nicht, meine Zeitgenossen —“. Ihre Mundwinkel zuckten ein wenig, und sie war ganz royalistisch gesinnte Aristokratin.

Aber gemeinhin sprachen sie nicht von Politik und nicht vom Kriege. Sie redeten über alte und neue Bücher, sie schenkten sich hübsche und bilderreiche kleine Sätze über diesen süßen lothringischen Spätsommer und genossen ihn so zwiefach. Heinz Helming tat seinen Dienst mit der gewohnten aufmerksamen Regelmäßigkeit, dachte nicht viel dabei an Blanche-Marie; ihr Dasein war dem Heimkehrenden eine ständig beruhigende Gewißheit. Zwei-, dreimal fuhr er mit dem Major viele Kilometer weit nach vorne bis zur Feuerstellung der Infanterie, kam erst nach dem Abendessen wieder. Da merkte er, daß sie auf ihn wartete; sie ging noch nach Sonnenuntergang in den Taxusgängen auf und ab, wo er seine letzte Zigarette rauchte. Am ersten dieser Abende fragte sie, ob er starkes Feuer bekommen habe, es sei den ganzen Tag über sehr laut gewesen. Sie sah sonst über die doch fühlbar nahen Tagesereignisse mit sonderbarer Gleichgültigkeit hinweg, und nun empfand er die Angst im Grund ihrer Frage, wie ein Streicheln der überschmalen, nervösen Hände, angenehm und erregend zugleich.

Über zwei Wochen der Ruhezeit waren verbraucht, und Heinz Helming war ganz eingesponnen in den widersinnigen Frieden dieser Tage, an deren Ende er nicht gedachte. Er hatte in seinem Turmzimmer einen Brief geschrieben, der Bursche, der ihn besorgen sollte, hatte die Türe halb offen gelassen, und nun hörte er im Gang den gleichmäßigen, sehr leichten und dennoch müden Schritt der Freundin. „Blanche Marie?“ Er nannte sie schon seit acht Tagen beim Vornamen, er wußte keine andere Möglichkeit. Der Schritt stockte. „Kommen Sie!“ rief er eifrig, „ich habe eine Entdeckung gemacht, etwas gefunden.“ Er sprang auf und öffnete vollends. Da trat sie durch die hohe schmale weiß lackierte Türe. Sie war selten im zweiten Stock. „Ich wollte nach der Wäschekammer,“ erklärte sie mit einem flüchtigen Erröten, „selber ausgeben, das tue ich immer, ich liebe den frischen Duft ...“ Er hörte ihre Erläuterung gar nicht. „Sehen Sie,“ sagte er und griff etwas von der Schreibtischplatte auf, „das habe ich in Ihrem netten kleinen Rokokoschreibtisch gefunden, ganz hinten in einem höchst unschuldigen

Geheimfach. Es ist sehr hübsch, gehört es Ihnen?“ Sie wog den Fund, ein goldnes Medaillon, in der Hand. „Aber nein — hier haben immer nur Gäste gewohnt, das letztemal schon vor — ja mindestens vor sechs Jahren. Und dann ist doch dieser Schreibtisch — sicher, der war doch immer abgeschlossen —“. „Natürlich, auch noch als ich kam, und Sie haben mir vor über einer Woche den Schlüssel herausgesucht“ — er zeigte das kleine verschnörkelte Ding —, „weil ich gern hier oben schreiben wollte. Erinnern Sie sich nicht? Heute habe ich zum erstenmal die Fächer untersucht — Gott weiß, wie lange das Medaillon schon hier liegt.“

Sie sahen es sich näher an. Es war sorgfältige Goldarbeit mit Einlagen von Emaille und Brillantstäubchen, und nun öffnete sie es. Ein Männerkopf war auf dem Emailleplättchen innen gemalt, ein schöner brünetter Typ, ein feines und hochmütiges Profil unter der Lockenperücke des Rokoko. Sie beugten sich beide darüber, um die winzige Umschrift lesen zu können: „Pour Analice, ma bien-aimée. H. St. S. d. M.“ entzifferten sie. „Die Buchstaben deuten auf Ihren Namen“, stellte er fest. „Natürlich,“ nickte sie, „ich erkenne ihn doch nach dem Bild in unserer Pariser Galerie. Es ist Henri St. Seignant de Marny, gestorben 1809, mein direkter Vorfahr. Seit ihm gehört uns erst das Schloß und der Titel. Er war noch Marquis, mein schöner Urahn.“ „Die direkte Abstammung merkt man“, sagte der junge Offizier. „Er kommt in Ihnen ganz lächerlich ähnlich noch einmal zum Vorschein, Blanche-Marie, Ihr schöner Urahn.“ Seine Stimme war sehr zärtlich. „Finden Sie?“ antwortete Blanche-Marie nur, und dann nahm sie wieder das Medaillon. „Ich möchte wissen, was es damit für eine Bewandtnis hat. Analice — ich kenne den Namen nicht, in unserer Familie kommt er nicht vor.“ „Es ist sicher kein französischer Name,“ bestimmte Helming, „jedenfalls eine Entstellung unserer deutschen Anneliese; meine Schwester heißt so nach einer bildhübschen Rokokoahne meines Vaters; seit ihrer Zeit ist der Name häufig in der Verwandtschaft.“ Die Komtesse grübelte noch über der Unterschrift. „Sie heißen doch Henri?“ „Erst seitdem Sie mich so nennen — eine Zeitlang war wohl der Name bei den Helmings üblich, aber er ist dann sehr bald zu Heinrich geworden — oder Heinz.“

Die Komtesse stand wieder über den schönen Männerkopf gebeugt, nun blickte sie betroffen auf. „Es ist ganz sonderbar, aber Sie sehen dem Marquis ähnlich, weit mehr als ich, ja wirklich, halten Sie die weiße Lockenperücke weg, dann wird es ganz deutlich, — nun weiß ich doch, was mir gleich so bekannt an Ihnen war — sehen Sie doch!“ Helming konnte sich dem nicht verschließen, es war zu augenscheinlich. Nun gestand er ihr Holthaus' Beobachtung, die er kürzlich zurückgewiesen, und sie hörte sie mit einem nachdenklichen Kopfschütteln an. Danach nahm Blanche-Marie das Medaillon, sie gingen treppab, und im Heruntergehen sagte sie zögernd: „Es ist doch merkwürdig, Henri, daß Sie bürgerlich sind“ ... Am Abend im Park sprachen sie noch einmal vom Ahn Henri und der unbekannten Vielgeliebten, der er sein Bild geschenkt, und von dieser doppelten und verbindenden Ähnlichkeit. „Jetzt weiß ich doch,“ sagte die Komtesse sehr leise, „was mir an Ihnen so vertraut war, daß es mich anzog — —“

Wußten sie es?



An diesem Abend küßte Heinz Blanche-Marie zum ersten Male, hinten am Teich, wo der Rosenduft nur noch schwach wehte, und sie standen lange in einer stummen und fast bewegungslosen Umarmung. Das wiederholte sich in den folgenden Tagen, ohne daß über dies Neue ihrer Beziehungen ein Wort gewechselt wurde. Wozu auch? Ihre Liebe, die zart und sehnsüchtig und im Anfang schon ein wenig müde war, bedurfte der Worte nicht, so lange sie beieinander sein konnten. Sie fühlten wohl, daß es nicht lange dauern würde, fühlten es ungewiß in ihren Träumen, ohne daß ihr von der ganzen Unwirklichkeit dieser Tage verschattetes Bewußtsein die Erkenntnis klar gefaßt hätte. Sie kam ohnehin früh genug, mit endlich wieder herrschender Tatsächlichkeit, mit dem früher als erwartet eingetroffenen Befehl, auszurücken.

Der Regimentsstab hatte bei grauendem Morgen auf der Fantaisie angeschellt, seitdem war Heinz ununterbrochen unterwegs bis nach V., wo der Stab der zweiten Abteilung sein Quartier hatte. Der Abtransport begann schon am nächsten Tage mit seiner, der ersten Abteilung. Das Regiment löste sich von der Division, sollte nach Flandern. Heinz kam um zehn Uhr abends zurück, den Kopf voll Meldungen. Der Major hatte sich schon das Pferd vorführen lassen. Er sagte rücksichtsvoll: „Helming, wenn Sie jetzt packen wollen, ich muß nochmal nach Marny herunter. Erwarten Sie mich in einer Stunde wieder.“ Dann ritt er davon.

Heinz ging mechanisch den gewohnten Weg, an den mählich abblühenden Rosen vorbei, durch die Irrwege nach dem Teich. Blanche-Marie saß auf der weißen Bank, in einen weichen weißen Umhang gehüllt, so daß nur ihr dunkler Kopf sich abhob. Er setzte sich neben sie, nahm die eine schmale, nervöse Hand in seine viel ruhigere und sagte: „Ich gehe nun fort, Blanche-Marie.“ Sie wußte es schon. „Wann?“ fragte sie nur. „Morgen ganz früh!“ Und er lehnte behutsam seine Wange an ihren Scheitel. Sie antwortete nicht, doch ihre Rechte ging aus den Falten des Umhangs und fügte sich zu seinen Händen. So blieben sie lange. Sie sprachen kein Wort von Wiedersehen, sie wußten, daß es das nicht geben würde. Sie standen endlich auf, der Nachtwind blies aus leis sich bewölkendem Himmel ihr das Haar in die Stirne. Da küßte er sie noch einmal: die überzarten Schläfen, die Augen unter den schmerzlich verzogenen Brauen, die weichen und ein wenig vollen Lippen, und zum erstenmal schien Leidenschaft von ihrem Mund zu ihm herüberzuströmen. Da löste er sich: „Adieu, Blanche-Marie, ma bien-aimée.“

Am Ende des Taxusganges stand er einen knappen Augenblick, das Schwingen seines Herzens fühlend, und spürte Verlangen, das jetzt ausschwingen lassen zu können in der Ruhe des Parkes oder in der Stille seines Zimmers. Aber schon gewann der Gedanke an den Dienst seinen Willen, und der Oberleutnant Helming ging straff und eilig zum Schlosse zurück, arbeitete bis Mitternacht mit dem Major, ging dann hinauf, warf in großer Eile seine Sachen in den Koffer, den der Bursche noch zur Bagage besorgen mußte, und genoß schließlich seine vier Stunden Schlaf, ohne der Komtesse noch einmal zu gedenken.

Die nächsten Tage waren Eisenbahntransport, Beziehen anderer verwahr-

loster Stellungen, scharfe Arbeit und völliges Umstellen. Der Wechsel vom warmen Lothringen in das schon unter herbstlich nasser Kälte leidende Flandern, von sicherer Ruhe in gefahrvolle Arbeit war plötzlich und schmerzhaft wie eine Operation; dem äußerlich jähen Umschwung mußte sich das Innere mit notgedrungener Schnelligkeit anpassen. Heinz Helming unterwarf sich dem ohne Widerstreben, ja beinahe geflissentlich; er war erfüllt von neuer Tätigkeit. Adjutant war ein anderer geworden, ihm hatte man die Batterie Bercken anvertraut, deren Führer gleich in den ersten Tagen durch eine Sprengung schwer verwundet worden war. Während der Tag und Nacht anspannenden Arbeit drängte Heinz Helming die Erinnerung an das holde Erlebnis der letzten Wochen gewaltsam zurück, hütete sie eifersüchtig zuinnerst in seinem Herzen, bewahrte sie dort für eine erste Feierstunde. Aber als die endlich kam, da war Blanche-Marie vor seiner Seele in eine unbegreifliche Fernheit gerückt, und es gelang ihm nicht, den Glanz und Duft ihrer gemeinsamen Tage zurückzurufen. Nun versuchte er wenigstens, sich nachträglich über die Art ihres Zusammenseins und Scheidens klar zu werden. Er erinnerte sich des Kennenlernens und Freundwerdens, das zu all seinen bisherigen Erlebnissen, ja zu seiner und seines Standes Lebensweise überhaupt im Gegensatz gestanden hatte; er grübelte darüber nach, warum er nie gesagt hatte: „Blanche-Marie — nach dem Kriege, vielleicht —". Er empfand das Unbürgerliche und Ausnahmsweise der Fantaisietage nicht mehr beglückend, sondern beängstigend und beunruhigend, wie das manchmal zutage tretende, uneinheitlich Fremde in seinem Wesen immer gewirkt hatte, nur nicht in jener Zeit mit Blanche-Marie.

Aus dieser ratlosen Stimmung schrieb er ihr einen sachlich kurzen Brief, den die Komtesse aufmerksam las und dann gelassen in viele kleine Stücke zerriß, die sie eines nach dem anderen in die Kaminflammen warf. Es war kalt geworden, und sie saß nun meist vor dem Kamin in der Halle, die ihr jetzt wieder allein gehörte.

Aber auch sie, die bis jetzt, unbestimmt hingegeben der zarten und süßen Erinnerung, einhergegangen war, dachte nun nach über den noch immer so nahen Freund, den der Brief erst ihr ferngerückt hatte. Klar wußte sie den stets gefühlten Zwiespalt: daß ihre Liebe sehnsüchtig gewesen war, ohne doch Erfüllung irgend welcher Art zu suchen; daß sie, im Erwachen schon zukunftslos, doch die Gegenwart nicht völlig auszuschöpfen getrachtet hatte. „Waren wir nicht ein wenig wie Geschwister?" dachte Blanche-Marie.

Auch für Heinz Helming muß diese Antwort noch erwacht sein, denn zwei Tage vor seinem Tode — der ihn bereits zu Anfang November traf — schrieb er wieder an die Komtesse, schrieb plötzlich aus dem Rückerleben ihrer goldenen Septembertage heraus einen kleinen, warmen, zärtlichen Brief, in dem der Satz stand: „Ich will Dich wiedersehen, meine liebe, kleine Schwester!" Während er es schrieb und während sie es las, wußten sie beide, sicherer noch als beim Abschied, daß sie sich nicht wieder sehen würden, aber beide überfiel hier zum ersten Male der Gedanke an den äußerlichen, rohen Grund dieses Niewiedersehens.

Wie gesagt, zwei Tage später fiel Heinz Helming bei einer freiwillig übernommenen Patrouille, zu der ihn immer wacher Diensteifer und eine manchmal

fremd auftauchende Abenteuerlust getrieben hatten. In seinen letzten Augenblicken lebte Blanche-Marie, und eine ungeheuere schmerzliche Sehnsucht, nun ewig unerfüllbar, wachte auf und starb mit ihm.

Die Komtesse erfuhr seinen Tod durch einen Brief des Leutnants von Winter. Sie hatte in einem der tiefen Bibliotheksessel geruht, das Buch auf den Knien, das Heinz Helming unausgelesen hatte zurücklassen müssen. Nun schlug sie es langsam zu und legte es wieder auf den Tisch. Ruhige Trauer wollte sich auf sie senken; doch griff für Minuten noch einmal jene seltsame, zeitlebens unenträtselte Zuneigung in einer letzten Steigerung an ihr Herz, so daß sie den Kopf in die Hände senkte zu den schmerzlichsten Tränen ihrer Jugend.

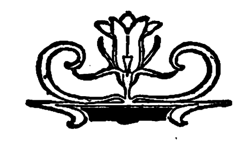


Sommernacht · Von Karl Lieblich

Kein Abend lastet so voll Traurigkeit,
Als wenn im Sommer, spät, die Dinge weit
Zum Himmel ragen, fröstelnd, leer und stumm,
Und dann vom Wald her jäh ein Käuzchen schreit,
Wer weiß, warum.

Und nichts ist dann so voll Melancholie
Wie jene ewig gleiche Melodie
Der Grillen, wenn der Mond vom Berge schwebt,
Und langsam Stund' um Stunde tröpft und webt,
Man weiß nicht, wie. —

O Sommernacht, wer deine Schauer so
In tiefster Brust gefühlt, wird nimmer froh;
Denn jeder Schrei, den eine Grille zirpt,
Klagt um ein Wesen nur, das eben stirbt,
Fern ... irgendwo ...



Der Adel

Von A. W. Müller-Jurgens

Der Adel ist eine Gemeinschaft von Menschen, die zu irgend einem Zeitpunkt, durch irgendwelchen Umstand aus der Menge emporgehoben wurden. Er ist — im wörtlichsten Sinne, eine Gemeinschaft von Hervorragenden. Ihren Mitgliedern ist zur Pflicht gemacht, nur ihresgleichen zu ehelichen.

Zum ersten und einzigen Male ist damit für den Menschen ein Züchtungsprinzip aufgestellt: „Die Standesgenossen" sind ebenso irgendwie ausgezeichnet durch kriegerische Tugend, Herrschersinn, Willen zur Macht, Reichtum; jedenfalls sind es Starke, die ihren Platz an der Sonne zu behaupten wußten. Nur unter solchen ist Heirat erlaubt, und so verbinden sich lebenstüchtige Eigenschaften, verankern sich fester in späteren Generationen, werden bereichert, weiterentwickelt. Dieses Züchtungsgesetz, in dessen Plan durch Verbindung von Wohlhabenden unausgesprochen auch der Schutz vor den Schädigungen des Lebens liegt: Bewahrung vor entstellender schwerer Körperarbeit, Sicherung genügender Ernährung, ist imstande innerhalb des Volksganzen eine Rasse zu schaffen mit besonderen körperlichen Merkmalen: u. a. eine hohe, die Augen deutlich trennende Nasenwurzel („hochnäsig"), schmaler Kopf, hohe Gestalt oder wenigstens lange untere Extremitäten (hochschreitender Gang, ὑψοπαϑός), schmaler Fuß, im ganzen Harmonie des Skelettbaues (Grazie) — einen Typus, den man ohne weiteres als besonderen erkennt, der als „schön", „edel" empfunden und eben als „aristokratisch" bezeichnet wird.

Indes, nicht immer werden die bestmöglichen Züchtungsresultate erzielt. Verwandten-Ehen, durch Generationen hindurch fortgesetzt, die unheilvolle Inzucht, bringen nicht selten die Kraft der Geschlechter zur Verödung; der kleine Kreis der Auslese birgt unter Umständen die Gefahr günstiger Verpflanzung von Siechtum (Tbc-lues) oder es kann der Rasse verhängnisvoll werden, wenn unter brutaler Unterdrückung der Natur gar zu kaltschnäuzig nur nach Name und Besitz geheiratet wird. Aber diese im ganzen spärlichen Schatten können die Helle des Bildes nicht verdunkeln. Wann übrigens wäre etwas an sich Gutes nicht schon in sein Gegenteil verkehrt worden durch den Unverstand oder die Herzensenge der Menschen!

Und — wir sprechen vom Prinzip an sich, das viel mehr ist als eine beliebige Satzung einer beliebigen sich exklusiv fühlenden Kaste; es ist eine mit ungeheurer Wucht weit auswirkende Idee.

Der das Menschengetriebe unbefangen prüfende Blick stellt fest, daß die Befolgung dieses (aristokratischen) Züchtungsprinzips sich durchaus nicht auf den Adel beschränkt. Es ist ja keine Formel, willkürlich und verstandesmäßig aufgestellt, sondern es äußert sich hier aus der Tiefe quellender Lebensinstinkt. Seitdem wir Menschen kennen, sehen wir, daß sie sich scheuen, bei der Wahl des Lebensgefährten aus ihrem sozialen Ring zu treten, um — hinabzusteigen, und dies nicht

allein aus ökonomischen Bedenken. Angehörige der „höheren" Schichten, Kleinbürger, Kleinbauern, sogar das gehobene Proletariat, sie alle haben eine feingestimmte Empfindung für den Begriff der — „Mesalliance". Ist das öder, das Volk vergiftender Klassenhochmut? Nein. In den „unteren" Schichten wenigstens läßt weder die Arbeit noch das gesellige Leben eine eitle Absonderung zu. Man duzt sich ja allgemein. Im Bauerntum, wer wüßte es nicht — herrscht nahezu ideale „Demokratie des Herzens", und doch wird gerade auch da wie im strengsten Feudalkreis fast nur „standesgemäß" geheiratet. Das ist der eugenetische Instinkt, der die Menschen treibt, durch die Zuchtwahl ihren Nachkommen das — im höheren Sinne! — Erworbene zu sichern, sie nicht hinabgleiten zu lassen auf eine Stufe, wo wieder Auseinandersetzungen mit dem Leben notwendig werden, die man bereits überwunden hat.

Dieses Züchtungs- und Vererbungssystem in der Form einer gewissen gebundenen Ordnung kann Nachteile haben; mancher Zufallstreffer der Natur, den vielleicht chaotische Freiheit beschert, mag verloren gehen, aber es sichert am besten in seiner glücklichen Vereinigung von Bedingtheit und Freiheit eine gleichmäßige stetige Fortentwicklung. Die Geschichte der Menschheit lehrt es; denn diese hat ihren weiten Weg zurückgelegt, ohne jemals die Form der gesellschaftlichen Umschichtung aufzugeben, eine Form, immer sich erneuernd durch die Jahrtausende in dem Gefüge dieses Züchtungs- und Vererbungssystems.

Aber, sagt man, dieses System verewigt die Trennung und Zerklüftung des Volksganzen. Doch nicht. Es differenziert nur, d. h. es bewahrt in dem zusammenhängenden Gebilde Verschiedenheiten und erfüllt damit ein Gesetz des Lebendigen. Das Volksganze ist nichts anderes als ein großer biologischer Bereich, der seinen Ursprung in der Zelle hat und wie diese, die kleinste biologische Einheit, braucht er Differenzierung, wenn er leben soll. Oh, auch in der Zelle gibt es eine Veränderung, die diese Differenzierung aufhebt. Dann verschwindet die vielgestaltige Architektur des Zellkörpers, und an ihre Stelle tritt eine gleichmäßige Körnelung: Das ist der Kommunismus der Zelle. Dem Anatomen bekannt als „kleinkörnige Degeneration" und bedeutet das Ende — den Zelltod. Dank des (aristokratischen) Züchtungsprinzips, dem sich die Menschheit unterwarf, blieb der Volksgesamtheit — der großen Zelle — die Architektur ihres Körpers erhalten. So gelang die Heraufzüchtung vom Halbtier zum reichen Menschen unseres Jahrhunderts. Der historische Adel aber hat dieses Prinzip in der klarsten Ausmünzung sichtbar aufgerichtet, er hat das Verdienst des reinsten Vorbilds und der gewissenhaftesten Befolgung.

„Dein Blut, dein höchstes Gut", ist sein Gesetz.

Der Mensch ist in Wahrheit kein Einzelwesen, nur auf sich gestellt. Er ist die Summe seiner Vorfahren, die ihre ererbten Eigenschaften und die erworbenen, den Niederschlag ihrer Erlebnisse, in den Boden der Nachkommenschaft verpflanzt haben. Der Mensch ist nur ein Blatt am großen Baume und die Gegenwärtigen werden lediglich das Sein dieses einen Blattes gewahr. Aber auch in diesem kleinen Teil kreisen die Säfte des Ganzen. Die Würdigung dieser tiefen Zusammenhänge hat im Adel allein Form und Gestalt gewonnen. Leidenschaftliches

Bekennen zum Blute schuf den Begriff des Geschlechtes und — das edelste Reservat des Adels, die Pflege des Gedächtnisses der Ahnen: ein unschätzbarer Gewinn, ein erhabener Schritt aus dem Dunkel der Tierheit. Der Mensch ist von da an nicht mehr allein. Das beklemmende Gefühl einer furchtbaren Einsamkeit auf dieser Welt lastet nicht mehr auf ihm. Er verliert das niederdrückende Bewußtsein einer Zufallerscheinung und eines Eintagdaseins. Dem mit den Lebensschicksalen der Vorfahren Vertrauten, dem Wahrer teurer Erinnerungen, ersteht aus der Welt der Vergangenheit ein immer bereiter Tröster und Helfer, aber auch Warner und Richter.

Unzweifelhaft muß sich so der psychologische Standpunkt dem Leben gegenüber verändern: es lockert sich das geradezu verzweifelte Anklammern an das individuelle Dasein. Dieses verliert in der Vorstellung viel von seiner übertriebenen Wichtigkeit und der Glaube an das Fortleben in den Kindern gewinnt an lebendiger Kraft. (Die Form des Eigentums — Fideikommiß, ist der charakteristische Ausdruck für diese Lebensauffassung.) Der Tod verliert seine Schrecken.

Zu allen Zeiten sehen wir deshalb eine immer gleiche Bereitwilligkeit des Adels, sein Leben in Krieg und Waffendienst einzusetzen. Beleidigung findet Sühne im Zweikampf, wo man mit Grazie zu sterben weiß. Ja, in manchen Zeitläuften wird das Spiel mit dem Tode zur Frivolität, aber auch nicht wenige Aristokraten der Geschichte gehen für eine große Idee mit seltener Unbeschwertheit ihren letzten Gang. Man stirbt leichter, aber die Verantwortung für das Leben wird darum nicht weniger schwer; denn die Vergangenheit spricht: Zahlreiche Glieder der Familie, die in Ehren und Ansehen, vielleicht mit Ruhm bedeckt, gelebt, sehen auf dich herab. Kinder und Kindeskinder werden dich zur Rechenschaft ziehen, bist du doch nur Mittler und Verwalter des Lebens, das du als Geschenk empfangen und unversehrt weiterzugeben hast. — Welchen Ansporn zur Tugend und welchen Schutz vor Niedrigkeiten bietet ein solches Verankertsein in einem Geschlecht! „Ich weiß, was ich meinem Namen schuldig bin", lautet der allgemeine stolze Wahlspruch. Geschlecht bedeutet Befestigung und Kultus der Familie in den Generationen und ist Wesen und Werk des Adels. — Eine hohe, wahrhaft menschwürdige Einrichtung, in der ein armes Menschendasein seine Bogen über ferne Zukunft und Vergangenheit zu spannen vermag. Unwürdig aber ist es, kaum von Eltern und Großeltern zu wissen, dem Tiere ähnlich, das heute dem Dunkel enttaucht und morgen unbewußt um Ahnen und Kinder, im Dunkel verschwindet.

Es sind mehr als hundert Jahre verflossen, seit die zivilisierte Menschheit in eine neue Epoche getreten ist. In dieser Zeit war sie unablässig bemüht, Schranken niederzureißen und die berühmte „Entfesselung der gebundenen Kräfte" zu vollziehen. Es lohnt sich jetzt, das Ergebnis zu ziehen. Was ist das kulturelle Ergebnis?

Es ist Chaos und die Anarchie der Form. Ein Zeitgenosse (Fritz Wichert im „Leuchter"), einer von vielen, klagt: „Durchwandert man die Straßen der Städte ... so ergibt sich ein grauenhaftes Bild. Kein Haus gleicht dem andern, und wenige sind Gestaltungen, bedienen sich einer Ausdrucksregel; wohl aber finden wir fast überall eine planlose Anhäufung geschmackloser Zierformen, aus allen Stilen über-

nommener Motive oder stammelnder Neubildungen ohne Sinn und Seele ... Es ließe sich die Verirrung des Seins und Strebens in fast allen Lebensgebieten nachweisen. Uns fehlt es an Kultur des Essens, der Unterhaltung, des Reisens, der Geschäftsgebarung, der Kleidung, des Gedankenaustausches: Formlosigkeit überall."

So sieht es in der körperlichen Umwelt aus, und sie ist doch nur Ausdruck des Geistigen. Dieses reiche, ach so stolze Jahrhundert hat also trotz materiellen Überflusses das nicht zu gestalten vermocht, was wir Kultur nennen. Die Ursache all dieser unseligen Verwirrungen und Verwahrlosungen liegt in der Abwendung von der Tradition. Dadurch gingen der Menschheit die Früchte der Vergangenheit und der Same für die Zukunft verloren. Sie wollte es sein und war es: entwurzelt. Aber sie nannte sich „frei" und wanderte irrend in heimatloser Weite.

Wenn der große Versuch, bei dem die Idee des Adels und der Tradition verneint wurden, so kläglich endete, sind damit nicht diese beiden wiederhergestellt, ihr Wert überzeugend genug dargetan? Tradition ist vom Adel nicht zu trennen; es ist unmöglich, die eine zuzulassen und den andern zu ächten. Der Adel ist der Schöpfer der Idee des Geschlechtes, worauf ein Gutteil aller Traditionen beruht, deren lebendiger Repräsentant er wiederum ist. Diese drei sind Glieder desselben Körpers. Man vergesse nicht: das Adelige ist vor allem Umfriedigung und Schranke gegen fahrige Problematik; es ist vorgezeichneter Weg und festgegründetes Haus. Nur in der beschützten Ruhe dieser, wenn auch manchmal engen Welt, kann langsam heranreifen, was uns Heutigen beinahe sagenhaft erscheint: Lebensstil, d. h. Formung in allen Äußerungen des Lebens. Sie aber ist die Zwillingsschwester der Kultur, vielleicht diese selbst. Wer glaubt, daß der Adel nichts anderes darstellt als eine Klique von Leuten, die für irgendwelche fragwürdigen Verdienste in nebelhafter Vergangenheit eine bevorzugte Stellung im Leben beanspruchen, ein Zustand, der „um der Gerechtigkeit willen" beseitigt werden muß — der irrt. Eine Erscheinung, die die Menschheit bei allen Völkern durch die Jahrtausende hindurch von den frühesten Anfängen an begleitet hat, muß etwas mehr sein, als der täppische Verstand der Straße sich vorstellen mag. Der Adel ist ein Reis vom Baume des Lebens selbst; dunkel wie dieses, haften seine Wurzeln in der Tiefe des Irrationalen.

In der Gegenwart dürften sich nur wenige Hände rühren, um einem Bekenntnis zum aristokratischen Gedanken Beifall zu spenden.

Mag es so sein.

Allen denjenigen aber, deren Sache es nicht ist, jedem Narrenzug, der um die Ecke biegt, nachzulaufen, soll es zum Troste gereichen, daß der Fortschritt von heute, der mit so viel Lärm die Gassen erfüllt, keinen einzigen Fürsprecher von Bedeutung gefunden hat. Goethe, Nietzsche, Schopenhauer, Dostojewsky, der ältere Strindberg, alle haben ihn verurteilt und bekämpft. In der Gefolgschaft dieser Großen mögen sich die Einsamen unserer Tage genügen.



Aufbau

Von Judith Stamm

In dem schmalen Vorraum des ersten Hotels der kleinen Landstadt liegen Berge von Mänteln, Decken und Fußtaschen. Es ist dies ein Raum, in dem beständig die Türe auf und zu geht, große Herren in gewaltigen Pelzen hereinkommen, während ihre Gesichter von der Fahrt in der frischen Luft gerötet sind und die Augen blank und scharfsichtig daraus hervorsehen. Verschleierte und umhüllte Damen begrüßen erleichtert die ihnen entgegenschlagende Wärme und greifen schon nach den Handtaschen, in denen die langen Besorgungszettel stecken. Begrüßungen gehen durcheinander.

An diesem Tage ist jeder Fleck bedeckt mit hochgetürmten Decken und den braven abgeschabten kleinen Pelztaschen. Es ist eine große landwirtschaftliche Versammlung. Man wird dort viel Reden halten, und die brennende Notwendigkeit, mitzugehen und dabei zu sein, ist in jedem einzelnen. Ich weiß nicht, ob Frauen dabei sein dürfen, ich folge einfach dem Strom, winde mich auf dem Hof durch die zahllosen Wagen, die mit den sperrigen Deichseln Fallstricke legen wie ein Fischgericht mit spitzen Gräten, und gehe mit in den großen Versammlungssaal. Er ist sehr groß und unschön, wie alle diese Säle, die für Feste gemacht sind und dabei die ganze Armseligkeit dieser nur aufs Geschäftliche bedachten Anstreicherkunst offenbaren. Dicker blauer Rauch liegt in Wellen über den schon dicht gedrängten Menschen. Ich fürchte mich vor der schrecklichen Luft, und meine Lunge tut lauter kurze, stoßende Atemzüge, um sich zu wehren. Plötzlich sehe ich nicht mehr den Saal, sondern ein unerwartetes Bild, ein einziges großes Bild. Die Sonne bricht durch die kahlen Fenster und macht die Rauchwolken zu sanftem blauen Dunst, und in diesem Dunst blitzt eine Farbe auf. Es ist nur eine der Frauen mit großen Tabletts voller Biergläser — diese Frauen scheinen keine Gesichter, sondern statt dessen einen weißen Fleck, mit etwas dunklem Haar bedeckt, zu haben —, und eine solche trägt hoch über den Köpfen weg ihr Tablett. Das Bier hat die Farbe reinen, durchsichtigen Messings und steht in dem blauen Dunst, als gäbe es dies alles nur, um ein Bild zu sein. Ich weiß, wenn ich ein Maler wäre, würde mich das getroffen und verfolgt haben. Nichts mehr von der Wichtigkeit einer Versammlung, von erhitzten und gespannten Köpfen, nur die Idee dieses Bildes würde ich sehen.

Aber ich will die Versammlung miterleben und suche mir einen Platz. Es sind noch einige Damen anwesend, die mich an ihren Tisch heranwinken. Die alte Gräfin X. ist unter ihnen. Sie sitzt hochaufgerichtet und unbeweglich da. Die Hände, die sie vor sich auf den Tisch gelegt hat, drücken gespannte Erwartung aus.

Ich sehe in die große Zahl der Zuhörer hinein und finde, daß es eigentlich ein trostloser Anblick ist, alle diese Köpfe, von hinten, unbedeckt und den Blicken ausgesetzt, außerstande, etwas vorzutäuschen, nun, da man nicht die Seele aus den Gesichtern leuchten sieht, den Ausdruck eines kleinen, mittelmäßigen oder großen Geistes erkennen kann. Es erscheint mir die menschliche Armseligkeit doppelt

herausgehoben durch das Aufleuchten der Idee des Bildes, das, wenn auch von sonst niemand gesehen, doch siegreich und überlegen über diesem Saal stand, in der Kraft des Gedankens an sich.

Da fängt der Vorsitzende an zu reden. Eingeführt von dem kurzen, herrischen Klang der Schelle, die solche Versammlungen wie der mechanische Druck auf den Knopf zu eröffnen pflegt. Die vielen Köpfe vor mir erheben sich nun etwas. Der Redner ragt wie ein tüchtiger Schwimmer, der tiefes Wasser durchkreuzt, hervor. Ich will zuhören. Das Bild menschlicher Armseligkeit, die erwartungsvollen Hände der alten Gräfin sollen mich nicht mehr ablenken. Es fallen lauter einfache Sätze, praktisch klar, von gesundem Verstand eingegeben. Dem Vorsitzenden folgen viele Redner, wie das so üblich ist. Alles Männer der Praxis, festgewurzelt in eigenem Besitz. Alte Namen stehen auf wie blanke Schilder, über die ein Strahl des Lichtes geht. Angesehene Bauern melden sich zum Wort und reden ganz rasch ihre wohlvorbereiteten Sätze, während ich sie halb im Profil aus der Menge auftauchen sehe, in einen unmöglich dicken Anzug von brauner oder grüner Farbe gekleidet. Es herrscht große Einigkeit. Viele „Sehr richtig!" und „Bravo!" laufen nach besonders allgemein für richtig erkannten Sätzen wie ein Wellenkräuseln vor dem Windstoß über alle hin.

Es handelt sich um die Gründung eines Bundes, in dem alle Landwirte zusammengeschlossen sich schützen wollen, gleichzeitig den Landarbeiter mit. Ein nicht verzweifelt und mit zusammenbrechenden Kräften aufgetürmter Wille gegen die drohende Vernichtung, sondern mit Kraft und Ruhe vorbereitete Verteidigungslinie.

Viele sprechen sehr lange, machen ihrem übervollen Herzen gehörig Luft, werden heiß und rot im Eifer. Die Spannung hat sich nun überall gelöst. Ich sehe es an der Handhaltung der alten Gräfin, die ihre Erwartungen erfüllt sieht. Da meldet sich noch ein Nachzügler zum Wort. Er steht, sehr schmal und hoch, vorne an. Der alte Name, den er trägt, scheint nicht mehr Strahlen zu versenden, sondern wie ein Flurlicht hinter bunten matten Scheiben nach innen in den Raum zu leuchten. Sein Gesicht ist klug und müde, er fängt erst unsicher, dann sich zusammenfassend an, langsam einen anderen Gedankengang einzuschieben. Das so flott gefahrene Gespann, welches mit dem Knirschen gutgearbeiteten Leders, donnernden Hufen und ratternden Rädern auf einer guten Straße weit ausgreift, versucht er aufzuhalten, um an den Zügeln etwas zu ändern. Ein matter Widerschein der kranken Zeit macht die Pferde leicht scheu.

Die Worte klingen so menschlich und so klug. Welch ideale Beglückung in unseren Jammer müßte diese Idee tragen! Ich empfinde es brennend, wie arm wir sind, und ich wünsche, fast wie ein Gebet, daß ich diesen Idealen glauben könnte.

Und nicht nur ein matter Widerschein, ein heller Fackelstoß brennt an, als nach diesem Redner ein anderer aufspringt. So jung und blühend, zwanzig Jahre alt vielleicht. Er sprüht von Ideen, und sein Kopf fliegt nach allen Seiten herum. Seine Züge leuchten kühn und begeistert. Ich genieße es, ihn in seinen Ideen flammen zu sehen in der Weise, wie ich das Bild erkannte, zugleich mit einem schmerzlichen Gefühl, daß die kranke Zeit auch in seinen Fackeln brennt. Nur



wenn er wirklich eine Kraft ist und seine Ideen in ihr ruhen, wird er aus der Krankheit den Aufbau zur Gesundung nehmen. Diese beiden werfen anklagende Sätze in die Verhandlung. Man müsse alles auf den Arbeiter einstellen, man müsse mit der Zeit gehen. Es wird ihnen ruhig geantwortet, daß nähere Bestimmungen über den zu schließenden Bund noch nicht festgesetzt seien und daß man durchaus gewillt sei, das möglichste zu tun.

Damit verblaßt das Interesse an den Verhandlungen. Es sinkt matt zusammen, um etwas anderem Platz zu machen. Es überfällt mich fast wie eine Offenbarung: Wenn es noch eine Kraftquelle gibt, dann liegt sie hier! Unter blanken Schildern und Pflugscharen, die weich und tief in die Erde gleiten, liegt sie beschützt. Unzerstörbarer Wille, festzustehen und dem Sturm zu trotzen, die überlieferte und bis in den letzten Nerv verankerte Pflicht zur Arbeit bereiten ihr das Bett und den Weg.

Diese Erkenntnis erfüllte mich mit einem großen Glücksgefühl. Eine solche Kraft muß unbesieglich sein, da sie nicht ein abstraktes Gebilde menschlicher Ideale, sondern eine Urkraft ist, — der Zellkern, aus dem sich der Organismus wieder aufbauen muß.

Ich gehe nun zurück, um noch einen Weg durch die Straßen zu machen. Die kleine Stadt läuft fast über von Fuhrwerken. Vor den einfachen Gasthöfen stehen die langen Reihen hochrädriger bäuerlicher Wagen mit altmodisch gebuchteten Sitzen oder von neuem Wohlstand schön gelackte und blanke Karossen.

Auf dem großen Marktplatz fahren die Fuhrwerke der Gutsbesitzer auf. Es klirrt und dröhnt, hoch thronen die Kutscher in kurzen Pelzkragen und zottigen Mützen. Die Pferde gehen mit weichen Bewegungen im Geschirr, bereit, mit Ausdauer und federnder Kraft den Weg nach Hause mit klingenden Hufen abzumessen.



Ernte · Von W. A. Krannhals

Es stehn im Ungewitter,
Die Waffen stark zur Hand,
Am Grenzwall tausend Ritter,
Es gehen tausend Schnitter,
Die Sense in der Hand.

Es sinkt die ernteschwere,
Die goldne Segenszeit,
Rot glüht am Strauch die Beere,
Vom Berge bis zum Meere
Steht alles Korn bereit.

Es ging ein großes Sterben,
Die Ernte stand zur Mahd,
Das Alte brach in Scherben,
Herrgott, laß nicht verderben
Die goldne deutsche Saat!



Zur Frage des humanistischen Gymnasiums

Von Dr. Adolf H. Braun

Die Zurückdrängung des Humanismus in unserer Bildung war bis zum Weltkriege nur ein Symptom der naturwissenschaftlich-industriellen Entwicklung der letzten hundert Jahre. Der unerhörte Aufschwung der Naturwissenschaft und mit ihr der Industrie, des Verkehrs, des Handels schmeichelten dem menschlichen Selbstgefühl mit der Verheißung einer Befreiung von religiösen Krücken, einer Stellung auf eigene Füße, einer Lösung der Welträtsel, einer glücklich machenden materiellen Kultur und einer Zivilisation von nie gesehenem Überfluß. Im Verein hiermit richtete die Materialisierung des Denkens, die Zerstörung aller jenseitigen Welten das allgemeine Streben und Wünschen immer mehr auf den Genuß des — wenigstens dem Anschein nach — an Wert ungemein gewachsenen Daseins. Das uralte menschliche Streben nach Besitz wurde aufs höchste angestachelt, um die Mittel zu erhöhtem Lebensgenusse zu erwerben.

Auch jene Gesellschaftsschichten, die bisher andere Ziele als den Preis des Lebens und Strebens angesehen hatten, die gelehrten Stände und die Beamten, wurden zum Teil von dieser materiellen Flut mitgerissen. Gleichzeitig wuchs neben der eben groß gewordenen Industrie der Kapitalisten die Industrie der Arbeiterglücklichmachung empor, die demselben Boden entwachsen war und ihre materiellen Ziele nicht verleugnete. Ein gewaltiger Trust von Diesseitsmenschen, welche mit der Kindlichkeit des Volkes die letzte Schlußfolgerung der materialistischen Philosophie: die Verlegung des Paradieses auf die Erde, gezogen haben wollten und ihrer Verwirklichung die ganze Glaubenskraft der Halbbildung entgegenbrachten.

Diese Entwicklung, geboren aus dem Geiste der Naturwissenschaften, war nicht dazu angetan, die sogenannten humanistischen Wissensgebiete zu befruchten. Sie war zu materiell, zu sehr mit der Frage um das tägliche Brot verknüpft, als daß sie besonders ansteckend auf die klassischen Wissenschaften gewirkt hätte, die im reinen Äther der Ideen auf aristokratischen Höhen leben und in ihrem Ahnenkult selbst den Tagesfragen nur ein historisches Interesse abzugewinnen vermögen. Sie gingen ruhig ihren Weg weiter, obgleich ihnen ein passives Verhalten von Jahr zu Jahr durch Abfall und Auflehnung gegen ihre Schulen schwerer gemacht wurde. Auf den Hochschulen erfolgte ein Abwandern der Studierenden zu den naturwissenschaftlichen Fächern, die humanistischen Gymnasien sanken im Ansehen, man lief Sturm gegen sie, bevorzugte Realgymnasien, richtete Oberrealschulen und Reformgymnasien ein — der praktische Zeitgeist siegte auf der ganzen Linie.

Die alte Bildungsmethode hatte den Zweck verfolgt, den allgemein menschlichen Charakter in all seiner Schwäche und Stärke zu zeigen, auf die ewige Wieder-

kehr menschlichen Fühlens und Denkens durch das Studium der altklassischen Werke hinzuweisen und eben dadurch auf den Charakter zu wirken. Sie hatte es für nötig gehalten, gerade auch auf die Unvollkommenheit aller menschlichen Betätigungen aufmerksam zu machen und der Ausbildung des Gemütslebens ihre Sorge zuzuwenden. Sie suchte den Menschen vom Alltag abzuziehen und zur Weltklugheit zu erziehen zu jenem philosophischen Lächeln, das vom Aktuellen hinweg über Jahrtausende gleitet und sagt: Das Leben ist ein Traum. Gerade aus diesem Pessimismus heraus war dieser Auffassung die Wissenschaft Selbstzweck, eine Erquickung des Geistes und Gemütes, und erst in zweiter Linie dienstbar den Bedürfnissen des gemeinen Lebens.

Dem neuen Programm war die Wissenschaft nicht mehr Selbstzweck. Sie sollte die Maschine sein, welche zur materiellen Wohlfahrt arbeitet, eine alchemistische Kunst, die Gedanken in Gold verwandelt. Die Gelehrtenstube wurde gleichzeitig das Laboratorium der Industrie. Man versagte es der Wissenschaft, sich als Selbstzweck aufzufassen, man hielt sie als nützliches Haustier in der menschlichen Wirtschaft, wartete mit Ungeduld auf das Trächtigwerden ihres Leibes und das Vollwerden ihrer Euter.

Diesen Anforderungen vermochten die dem materiellen Nutzen nicht dienenden Geisteswissenschaften nicht zu entsprechen. Sie mußten an Ansehen und Einfluß verlieren, und leider nicht nur an Einschätzungswert, sondern auch — infolge Abwanderns der Intelligenz zu anderen Betätigungen — an tatsächlicher Bedeutsamkeit. Und diese Entwicklung schien nur gerecht zu sein, weil der materielle Aufstieg gleichzeitig eine ungemeine Steigerung des Daseinskampfes mit sich gebracht hatte. Dadurch wurden Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des einzelnen gestellt, die ihm nicht mehr den Luxus einer nicht direkt nützlichen Ausbildung gestatteten. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, belasteten die Humaniora nicht nur mit einem Ballast unverwertbaren Wissens, sondern schalteten in das Gemüt auch Hemmungen ein, welche den ins Leben Tretenden für dessen wichtigste Seite, den Erwerb, ungeeignet machten oder doch wenigstens schwächten. Demgegenüber schien ihr Wert für die Persönlichkeitsbildung nicht ins Gewicht zu fallen. Die gewaltige Zunahme der Bevölkerung erforderte auf vielen Gebieten eine Uniformierung, und deshalb wurde auch in der Schule der Massenbetrieb eingeführt.

Dem, der sehen wollte, ist es schon seit langem klar geworden, daß in der Zurücksetzung des Humanismus mit ein Hauptgrund für das unheimliche Sinken unserer Geisteskultur zu suchen ist. Künftige Geschlechter, denen die Vergangenheit sich übersichtlicher darbieten wird, werden vielleicht in dem vergangenen Jahrhundert bis zum Welkrieg eine zweite Renaissancezeit nicht nur der Zivilisation, sondern auch der Kultur erblicken. Denn ihnen wird der Weg seit Goethe oder Schopenhauer bis zu unsern Tagen weit kürzer erscheinen als uns. Wir Lebenden aber empfinden es sehr deutlich, daß die Deutschen in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren einen kaum nennenswerten Beitrag zu jenen Literaturschöpfungen geleistet haben, die bestehen und den Ruhm unserer Tage ausmachen werden. Und der Stand der Literatur ist der empfindlichste Wertmesser der Geisteskultur. Während

wir fast mit Geringschätzung auf Franzosen und Russen blickten, haben wir nur Außenkultur geschaffen. Überall gab es bei uns ausgezeichnete Klosettverhältnisse, aber die großen Ideen fehlten. Wir hatten auch neben vielem andern die wenigsten Analphabeten. Als wenn auf diesem Umstand die geistige Kultur eines Volkes beruhte! Die Überschätzung der Wissenschaft im allgemeinen und der exakten im besonderen hat bei uns zu einer Verflachung geführt, die alles Urspüngliche erstickte.

Alexander Herzen sagt einmal: „Die Naturwissenschaften sind ein unentbehrlicher Bestand der Bildung eines modernen Menschen. Ohne diese gesunde Nahrung, diese strenge Schulung des Denkens durch die Tatsachen, ohne diese Vertrautheit mit dem uns umgebenden Leben und ohne diese ergebungsvolle Unterwerfung unter die strenge Notwendigkeit bleibt in unserer Seele stets eine dunkle Klosterzelle zurück, in der sich irgendwo ein mystischer Keim versteckt, der plötzlich zu einer dunklen, trüben Flut zerfließen und unser ganzes Gemüt durchdringen kann.“ Herzens Worte sprechen Gedanken aus, wie sie auch heute noch in weiten Kreisen gang und gäbe sind. Und doch sind sie nur zum Teil zu unterschreiben. Daß der Mensch im Zeitalter der Elektrizität, der drahtlosen Telegraphie und der Flugmaschine nicht mehr achtlos an den Naturwissenschaften vorübergehen kann, ist selbstverständlich. Aber ich bin so altmodisch, anzunehmen, daß ihr Bildungswert ein sehr geringer ist. Sie vermitteln eine Unsumme von Kenntnissen und Erklärungen von Naturvorgängen, die gewiß von allergrößtem Interesse sind, aber für das menschliche Innenleben und die Persönlichkeitsbildung nur bedingten Wert haben. Denn über das „Woher?“, „Wohin?“, „Wozu?“ vermögen die Naturwissenschaften keine Auskunft zu geben, Theismus und Atheismus, Materialismus und Spiritualismus usw. sind mit ihnen vereinbar. Macht die Tatsache, daß sich die Erde um die Sonne dreht, einen andern Menschen aus mir? Macht mich die Tatsache, daß die Strahlen des Lichts schneller laufen, als die des Schalles, um ein Gran glücklicher oder weiser?

Nein, Bildungswert haben nur jene Wissenschaften, welche sich mit dem Menschen und den Beziehungen der Menschen untereinander befassen. Wir sind und bleiben uns selbst das Interessanteste auf der Welt. Nicht was wirklich ist — und ob es wirklich ist, können wir nicht beweisen — erweckt unsere größte Teilnahme, sondern wie und worüber Menschen jemals nachgedacht, wie sie im Leben gehandelt, wie sie gekämpft und gelitten, wie sie sich zum Leben gestellt haben. Nicht sprudelnde Bäche von naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Theorien befruchten unser Inneres, sondern Werke, welche den Menschen zum Gegenstand haben und in einer Form zur Darstellung bringen, daß wir uns selbst und unsere Mitmenschen mit allen geheimen Seelenregungen darin wiederfinden. Homer wird immer Homer bleiben und mächtig auf unser Gemüt einwirken, weil die Menschen seiner Gesänge von unserm Fleisch und Blut sind, obwohl fast dreitausend Jahre seitdem ins Land gegangen sind. Aber heute schon krachen die Nähte des Darwinschen Systems, in dessen Bann wir alle noch stehen, nicht weil die Natur eine andere geworden wäre, sondern weil uns neugewonnene Kenntnisse an dieser Theorie zweifeln lassen. Was steht heute noch von dem mächtigen Lehr-

gebäude Cuviers? Und doch glaubte man einst damit die Welt aus den Angeln zu heben.

Die ungeheure und weit über den Rahmen der Naturwissenschaften hinausgehende Bedeutung solcher Männer soll hiermit selbstverständlich nicht geleugnet werden. Der Entwicklungsgedanke Darwins hat die verschiedensten Wissensgebiete, ja das gesamte Denken unserer Zeit befruchtend überrieselt und wird nach menschlichem Ermessen noch oft über die Ufer treten und fruchtbaren Schlamm zurücklassen. Für den Werdenden aber bietet das Darwinsche System eine sehr zweifelhafte Nahrung und Schulung des Geistes. Sie kann sogar schädigend und vergiftend wirken, wenn sie hemmungslos ein Gehirn überflutet, in welches keine historische und klassische Vorbildung Dämme und Schleusen eingebaut halte. Ein Bildungssystem, das vorwiegend auf den exakten Wissenschaften aufgebaut ist und keinen starken philosophischen Rückhalt bietet, wie es die humanistische Vorbildung gewährt, führt nicht zu jener „resignierten Unterwerfung", von der Herzen spricht, sondern zu lächerlicher Überhebung und plebejischem Gehirnkraftmeiertum. Und was die „dunkle Klosterzelle" angeht, so ist es charakteristisch, daß gerade in unserer naturwissenschaftlichen, materialistischen Zeit der Aberglauben üppig blüht.

Wir stehen heute, wenigstens in Deutschland, am Zusammenbruche der Industriewelt. Der verlorene Krieg wird eine Verarmung im Gefolge haben, die uns nicht mehr die Mittel zu jenem veräußerlichten Leben der letzten Jahrzehnte läßt. Man darf hoffen, daß wir uns wieder mehr der Pflege des inneren Menschen zuwenden können. Zu befürchten ist nur, daß uns der politische Umsturz in zu scharfem Drauflosgehen auf falsche Bahnen reißen wird. So diskreditiert in weiten Volkskreisen der Kapitalismus ist, so wenig sind es die Naturwissenschaften, obwohl sie der Acker des Kapitalismus gewesen sind. Denn ihre Vervolkstümlichung hat in vielen, sehr vielen Gehirnen den Glauben gezeitigt, als seien die Naturwissenschaften der Universalschlüssel, welcher alle Geheimnisse dieser Welt aufsperrt. Und in dem Bestreben, mit der Vergangenheit zu brechen und das Haus neu zu bauen, wird man vielleicht noch mehr als zuvor von den klassischen Wissenschaften abrücken, weil sie für die aufsteigenden Massen ein zu aristokratisches Nährmittel des Geistes darzustellen scheinen. Lassen sie sich doch nicht wie die Naturwissenschaften in einen volkstümlichen Saft abziehen; sie erfordern, um in ihren Geist einzudringen, um durch sie eine Läuterung fürs ganze Leben zu empfangen, Mühe, tiefes Studium und Zeit zur Nachwirkung.

Um so einiger sollten aber die gebildeten Kreise heute dafür eintreten, daß das humanistische Gymnasium erhalten bleibt. Es stellt die allgemeinste Bildungsgrundlage dar, verbindet die Vergangenheit mit der Gegenwart und vermittelt uns das Wertvollste aus den Schatzkammern der Menschheit. Mag man geeignete Neuerungen, z. B. im Geschichtsunterricht, anbringen: sein Grundcharakter muß bewahrt bleiben. Denn wir wollen aus dem materiellen Zusammenbruch wieder aufsteigen, nicht zu jener materialistischen Überkultur der letzten Jahrzehnte, sondern zu einer neuen Geistigkeit. Um das zu erreichen, dürfen die Anforderungen nicht lockerer geschraubt, dürfen nicht noch mehr Gegenwartsinteressen in den Vorder-

grund gestellt werden. Sonst stürzen wir in Barbarei. Mangel an Verinnerlichung, Halbbildung und einseitige Fachbildung haben lange genug das geistige Leben der Gesamtheit ungünstig beeinflußt und zu jener Einengung des Gesichtskreises geführt, die uns verderblich geworden ist. Nach den Erschütterungen des großen Krieges mit der Verwilderung des Denkens und der Sitten müssen wir mehr denn je unser Augenmerk der Erziehung der Jugend zuwenden und Menschen heranbilden, welche in dem Chaos dieser Zeiten das Banner der Humanität siegreich behaupten.



Rundgesang gegen Unterdrücker des Werdenden

(Nach 1806)

Von Achim von Arnim

Auf, ihr meine deutschen Brüder,
Feiern wollen wir die Nacht,
Schallen soll der Trost der Lieder,
Eh' der Morgenstern erwacht,
Laßt die Stunden uns beflügeln,
Daß wir aus der dunklen Zeit,
Wie die Lerchen von den Hügeln,
Flüchten in die Göttlichkeit.

Eine Ernte ist getreten
Von den Feinden in den Kot,
Eh' ihn unsre Schwerter mähten,
Doch wir wuchsen auch in Not,
Eine Saat ist aufgestiegen,
Drachenzähne setzt die Brut,
Mag es brechen, will's nicht biegen,
Jugend hat ein heißes Blut.

Alter Glanz ist nun verflogen,
Gestern ist ein leeres Wort.
Scham hat unsre Wang' umzogen,
Doch der neue Tag scheint dort.
Unerschöpflich ist die Jugend,
Jeder Tag ein Schöpfungstag,
Wer mit froher, reiner Tugend
Fördert, was sein Volk vermag.

Bei gestürzten Edeltannen
Steigt die Saat viel freier auf,
Als wenn selt'ne Strahlen rannen
Durch der Wipfel Säulenknauf;
Ruhmessäulen setzen Grenzen
Unsrer Jugend frischem Glück,
Frischer Lorbeer soll dich kränzen,
Deckt kein alter Kranz den Blick.

Hebt die Hüte auf zur Sonne,
Lüftet euch im frischen Wind;
Atmet ein die Segenswonne,
Erster Atem sei dir's Kind;
Bade rein vom alten Staube,
Heb' dein Aug' in Morgenglück,
Und es kommt der alte Glaube
Mit dem alten Mut zurück.



Der Philister
Von Novalis



nser Alltagsleben besteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieser Zirkel von Gewohnheiten ist nur Mittel zu einem Hauptmittel, unserem irdischen Dasein überhaupt, — das aus mannigfaltigen Arten zu existieren gemischt ist.

Philister haben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu sein. Sie tun das alles um des irdischen Lebens willen, wie es scheint, und nach ihren eigenen Äußerungen scheinen muß. Poesie mischen sie nur zur Notdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufes gewöhnt sind. In der Regel erfolgt diese Unterbrechung alle sieben Tage und könnte ein poetisches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, — sie leben ein bißchen besser als gewöhnlich, und dieser Sonntagsrausch endigt sich mit einem etwas tiefern Schlafe als sonst; daher auch Montags alles einen noch raschern Gang hat. Ihre Partes de Plaisier müssen konventionell, gewöhnlich, modisch sein — aber auch ihr Vergnügen verarbeiten sie wie alles mühsam und förmlich. Den höchsten Grad seines politischen Daseins erreicht er bei einer Reise, Hochzeit, Kindtaufe und in der Kirche. Hier werden seine kühnsten Wünsche befriedigt und oft übertroffen.

Ihre Religion wirkt bloß wie ein Opiat — reizend, betäubend, Schmerzen und Schwäche stillend. Ihre Früh- und Abendgebete sind ihnen, wie Frühstück und Abendbrot, notwendig. Sie können's nicht mehr lassen. Der derbe Philister stellt sich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirmeß — einer Hochzeit — oder eines Balls vor. Der sublimierte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit schöner Musik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volk parterre und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmern.

Die schlechtesten unter ihnen sind die revolutionären Philister, wozu auch die Hefe der fortschrittlichen Köpfe, die habsüchtige Rasse gehört.

Grober Eigennutz ist das notwendige Ergebnis armseliger Beschränktheit. Die gegenwärtige Sensation ist die lebhafteste, die höchste eines Jämmerlings. Über diese kennt er nichts Höheres. Kein Wunder, daß der durch die äußeren Verhältnisse gewaltsam dressierte Verstand nur der listige Sklav eines solchen stumpfen Herrn ist und nur für Lüste sinnt und sorgt.



Nocturne-Chopin • Von Elisabeth Görres

— — Die Stunden gleiten sacht mit schwarzen Flügeln
Nach dunklen Strömen abendleiser Schwermut...

Wie bleiche Träume sterben Sonnenblumen
Bangvoll und ahnend in des Todes Kelchen...

Und blasse Stirnen neigen sich voll Trauer
In müde violette Herbstesnächte...



Rundschau

Ludendorff

Am siebzehnten August 1786 hatte Fritzens Heldenseele ausgelitten, ohne Abschied sich der Schöpfer der Preußenherrlichkeit von seinem Volke getrennt. Fast unbetrauert. „Ce qu'il y a de singulier dans le sort d'Hérode", schrieb die im Wesenskern immer deutsche Katharina an ihren Grimm, „c'est que sur la place il n'a été regretté que de sa seule femme qu'il n'aimait pas; celle-là l'a pleuré véritablement. Das ist doch auch wunderlich. L'on dirait qu'il n'inspirait pas de grande tendresse, mais c'était une grande paire de manches, lorsqu'il n'était ni petit ni mesquin." „Drei Viertel aller Berliner", heißt's in Mirabeaus Geschichte des Berliner Hofes, „mühen sich jetzt, zu beweisen, daß Friedrich der Zweite ein gewöhnlicher Mensch, kaum von Dutzendwuchs war. Wenn sein großes Auge, das, je nach dem Willen seiner Heldenseele, bezaubern oder entsetzen konnte, nur für eines Blickes Dauer sich wieder öffnete: Hätten diese albernen Schmeichler auch nur den Mut, in Scham zu ersticken?" Und Goethe, den Friedrich einst hart und ungerecht getadelt, nie ermuntert hat, strafte so krassen, so widerlichen Undank mit dem Wort:

> „Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh',
> Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube;
> Der größte König macht die Augen zu:
> Und jeder Hund bep ... gleich seine Grube."

Unbetrauert. Des Hohenzollernhauses größter Sohn war noch nicht beerdigt, und schon sprachen fingerfertige Journalisten (so alt ist dieses oft beseufzte Leiden) von „Friedrich Wilhelm, dem Bewunderten". Als Friedrich, der erste Preußenkönig, den überragenden Eberhard Danckelmann wegschickte (unter Formen, nebenbei, die ein warmherziger und objektiver Künder deutscher Geschichte, Erdmannsdörffer, „häßlicher Undankbarkeit und charakterloser Schwäche, ja brutaler Härte" voll findet), ging ein Aufatmen durchs ganze brave Lakaienheer. Als Friedrich Wilhelm III. den nicht minder überragenden Freiherrn vom Stein in den Formen nicht minder häßlicher Undankbarkeit aus dem Amte drängte, zitterte nicht immer still verhaltene Freude durch alle Amtsstuben, atmete, von Hardenberg bis Beyme, alles auf, was durch die Größe dieses Starken im Denken und Wollen sich gedrückt fühlte. Aus Dutzenden von Memoiren, von Weibern wie Generalen, Akademikern wie Diplomaten, redet ein Aufatmen, als Napoleons Stern sich dem Untergang neigte; wohlverstanden: nicht von feindlichen, sondern samt und sonders von solchen, die er selber erst groß gemacht hat. Und welche Koalitionen fanden sich nicht gegen Bismarck zusammen! Stöcker und die Frankfurter Zeitung, Waldersee und der Vorwärts, Bebel und Friedrich von Baden, Hammerstein und Stosch, der sich, nach Hohenlohes Zeugnis, über Bismarcks Sturz „wie ein Schneekönig freute", weil man „jetzt offen reden konnte und der große Mann nicht mehr zu fürchten war" ...

Am 26. Oktober 1918 erbat und bekam die einzige nach Bismarck gemeißelte Persönlichkeit, die wir seit 1890 je auf verantwortlichem Posten hatten, bekam General Erich Ludendorff den Abschied. So hastig, hitzig und in so wenig schönen Formen, wie einst der Reichsgründer und Sachsenwälder. Nach einem Wirken, das militärisch alles hinter sich läßt, wovon Klio verbürgte Kunde weiß, an allen Brennpunkten einer Weltkatastrophe entscheidend eingriff, einem Volk, gegen das ein in politicis geistig besser gerüsteter Gegner als wir drei Viertel

der Erdoberfläche zum Kampf geeint hatte, vier Jahre lang erdrückende Überzahl von der heiligen Mutterscholle hielt. Und einige Dutzend Dutzendgeister, auf die der in einsamster Schaffensgröße oft, wie alle Überragenden, gelastet hatte, oft zu drücken gezwungen war, stolzten sich wie Schneekönige (und vergaßen, daß schon, Schopenhauer und Voltaire vorwegnehmend, Swift gesagt hat: „Erscheint ein Genie in der Welt, so könnt ihr es daran erkennen, daß alle Dummköpfe ein Bündnis dagegen geschlossen haben"; vergaßen, daß, wenn strahlend einst Wahrheit und Wahrhaftigkeit wieder durch den Nebel bricht, ihr oft physisch feister, doch seelenloser Schemen ins Nichts zerrinnt, nach neuer Sonne strebenden Geschlechtern nichts hinterlassend, als einen häßlichen Fleck im Buch deutscher Geschichte, als den Zwang zum vernichtenden Urteil über sie selbst). Doch nicht von den Kleinen, nur von dem Großen soll heute die Rede sein, der in einem lapidaren Werk uns „seine Kriegserlebnisse" zu schildern, zu schenken unternahm.

„Die Weltgeschichte", sagt Hegel, „ist nicht der Boden des Glücks. Die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen Individuen sind diejenigen, in deren Zwecken ein Allgemeines liegt. Große Menschen haben gewollt, um sich zu befriedigen, nicht um andre. Zum ruhigen Genuß kamen sie nicht, ihr ganzes Leben war Arbeit und Mühe, ihre ganze Natur war nur ihre Leidenschaft. Ein welthistorisches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rücksicht zu nehmen, sondern es gehört ganz rücksichtslos dem einen Zwecke an," der ihm, nach innen gesehen, als persönliche Pflicht erscheint. „Ich bin", sagt Ludendorff, „in meinem Leben nur einen Weg gegangen: den geraden Weg der Pflicht. Es hat mich nur ein großer Gedanke bewegt: das war die Liebe zum Vaterlande, zur Armee und zu dem angestammten Herrscherhaus. Ihnen hatte ich gelebt, auch diese letzten vier Jahre. Mein Streben war allein, den Vernichtungswillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern. Am 27. Oktober stand ich in Spaa in voller Manneskraft am Ende einer militärischen Laufbahn, die mir ein ungeheures Schaffensgebiet gebracht hatte, aber auch eine Verantwortung, wie sie nur wenigen Menschen auferlegt ist." Und wie sie so verpflichtend nur wenige empfanden. Jedes Blatt dieses zu den herrlichsten, persönlichsten Büchern der Weltliteratur gehörenden Werkes spricht von der „ungeheuren Verantwortung", die als ungeheuer auch empfunden ward, von „Entschlüssen schwerster Art", von „Entscheidungen", die zu Ankerpunkten der Geschichte wurden, oft in langer, ernstester Erwägung reiften, oft ohne Erbarmen vom Augenblick gefordert wurden. Und die Notwendigkeit solcher Entscheidung pochte Tag für Tag an die Tür, von Tannenberg bis zum Oktoberende 1918. Dabei waren der Helfer am Riesenwerk wenig genug. Hindenburg, dessen säkulare Gestalt auch in diesem Bekennerbuch nur wie eines halb schon mythischen Helden sich formt, mit seiner ehernen Ruhe, seinem Gott-, seinem Volksvertrauen und seiner „Verantwortungsfreudigkeit", die, ungemein bezeichnend, das höchste Lob ist, das Ludendorff zu spenden weiß; ein paar Herren des Stabes: voilà tout. „Bei meiner ungeheuren Arbeitslast und meiner schweren Verantwortung konnte ich (freilich) nur selbsttätige, aufrechte Menschen um mich gebrauchen, von denen ich verlangte, daß sie mir rücksichtslos ihre Ansicht sagten, was sie auch — manchmal recht gründlich — taten. Unsre Zusammenarbeit war auf gegenseitigem Vertrauen von Mann zu Mann aufgebaut. Selbstbewußt und sicher standen meine Mitarbeiter mir treu zur Seite. Sie waren mir hingebungsvolle und selbständige Gehilfen, durchdrungen von höchstem Pflichtgefühl. Natürlich lag bei mir die Entscheidung, denn die Verantwortung erlaubte kein Zögern. Der Krieg verlangte ein schnelles Handeln."

Deutschlands Oberste Heeresleitung. Ahnt der Laie, was hier an Interessen, Forderungen, Problemen, Meldungen, Imperativen zusammenlief, Ausgleich heischte, auf Erledigung harrte? Nur aufmerksame Lektüre des Buches selber kann eine einigermaßen zureichende Vorstellung schaffen. Die hunderttausend Tagesbedürfnisse der Front liefen hier zusammen, alle Truppen- und Materialverschiebungen für taktische und strategische Aufgaben gingen von hier aus.

Wie oft sind Friedrich der Große und Napoleon bewundert worden, weil sie vom Felde aus noch politische und wirtschaftliche Aufgaben erledigten. Und wie klein verschrumpft das alles neben den nach Zahl und Art und Umfang gigantischen Problemen, die im Zimmer Ludendorffs ihre Erledigung forderten und fanden; täglich, von morgens acht bis nachts um eins. Nicht nur die Front, die ganze Heimat, ganz Mitteleuropa und Kleinasien hing schließlich von Entscheidungen ab, die hier fielen. Die gesamte Kriegsindustrie, die Rohstoffragen, die Kriegschemie, die gesamte Arbeitsorganisation, die Streik-, die Jugendlichen- und Fürsorgefrage, der Nachrichtendienst, der Wiederaufbau und die Verwaltung der besetzten Gebiete, kriegs- und militärpolitische Aufgaben nach außen wie nach innen: schon die Aufzählung macht fast wirr. Und alles verlangte Einarbeitung, oft Beherrschung bis ins kleine und kleinste! Dazu Tausende von Telegrammen, Briefen, Denkschriften (die manchmal den Umfang dicker Broschüren annahmen) mit Anregungen, Bitten, Ersuchen, Mahnungen, Warnungen an die Heimatbehörden, die sich, leider, als durchaus nicht ebenbürtig erwiesen, von der Obersten Heeresleitung aber, nochmals leider, zur Durchführung des für notwendig und dringend Gehaltenen nicht gezwungen werden konnten. „In allen Fragen", sagt Ludendorff, „wandte sich die Oberste Heeresleitung an die verfassungsmäßigen Faktoren. Der Krieg verlangte von ihr in jedem Augenblick schnelle und weitgehende Entscheidungen, er forderte und förderte die Entschlußkraft. In Berlin blieb man in dem gewohnten Friedensgeleise. Antworten, auch in den wichtigsten Fragen, gingen oft erst nach Wochen ein. Infolge dieses ungemein schleppenden Geschäftsganges der Berliner Behörden und des Nichterkennens der Kriegsnotwendigkeiten wurde der gegenseitige Verkehrston zuweilen hart. Wir haben dies bedauert. Uns brannte das Feuer auf der Seele. Es mußte schnell gehandelt werden, denn es galt oft, unermeßlichen Schaden zu verhüten. Im Frieden war die Reichsregierung allen Behörden gegenüber ausschlaggebend. Das Auswärtige Amt fühlte sich über jeder Kritik stehend. Nur schwer konnten sich die Reichsämter daran gewöhnen, daß mit Kriegsausbruch in der Obersten Heeresleitung eine Stelle erstanden war, die nicht nur die Verantwortung mit dem Reichskanzler teilte, sondern so Ungeheures trug, daß sie um so mehr zu tatkräftigem Handeln gezwungen wurde, je weniger sie dies in Berlin vorfand. Ich hätte gewünscht, daß auch die Regierung diesen einfachen Vorgang klar erkannt hätte."

Mir brannte das Feuer auf der Seele! In Berlin brannte kein Feuer auf keiner „maßgebenden" Seele. Tiefster Bureaufriede. Keine Spur heroischen Erlebens. Sie saßen da, wie der Freiherr vom Stein sie einst in seinem Zorn, jedem unvergeßlich, geschildert hat, und dachten wie Goethes Ahasverus: „Wir schicken unser Heer und feiern jeden Sieg, Und sitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg." Ein Wunder, daß ein Ludendorff bald, wie Wallenstein zu Colalto, sagen konnte: „Ich habe mehr Kriegs mit etlichen ministris, als mit allen den Feinden"? Wie Meltau lagerte sich schließlich dieser behördliche Alltag auf die Seele des Volkes, die, während draußen um eine Weltwende gekämpft wurde, zu Hause körperlich und, viel schwerer zu ertragen, seelisch darbte. Dem, mit Bismarck zu reden, „Ochsenbrett des inneren Dienstes" entband sich keine Herzen wärmende, das Selbstgefühl hebende, die von ihm abhängige Entschlußkraft nährende Idee. „Berlin" vergaß, was, nach tiefstem Fall, einst Fichte unserm Volk gepredigt hatte; „daß groß nur sei, was der Ideen fähig sei und von ihnen begeistert. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob ..." Gott, ja: das kann ein Fichte fordern. Bei uns? Kein Ideal, kein positives Ziel, keine einzige vorwärts weisende, damit vorwärts treibende politische Tat, nicht der geringste diplomatische Erfolg, nicht einmal das ernsthafte Streben nach einem solchen, wurde in diesen vier an Tränen und Entsagung reichen Jahren unserem Volke gezeigt. Wußte man, empfand man noch 1916 in den Massen, warum man sich, wie ihnen schien, ziel- und endlos schlug? Diese seelische Aus-

hungerung war es (in Verbindung mit einer musterhaft organisationsunfähigen Bureaukratie), die allererst Raum schaffte für die fast gierige Aufnahme der Geisterspeise, die durch tausend oft mit Geld gepflasterte Wege die Entente bei uns importierte. Diese seelische Aushungerung war es, die den Friedenswillen nach innen am Wollensunvermögen nach außen sterben ließ, die für die Wiederaufnahme des ödesten Partei- und Parteiegoismen-„Betriebes" den marastigen Boden schuf. Drei Jahre lang war bei uns jede Kriegszielerörterung verboten, während, „als wär' da drauß' kein Krieg", die zersetzendsten innerpolitischen Fragen zur ausgiebigsten Behandlung freistanden. Natürlich: wer keine Kriegsziele hat, kann auch keine zur Erörterung stellen. „Sich", wie Herr von Bethmann es formulierte, „seiner Haut wehren" ist kein Ziel, sondern eine Tatsache, und wird, wenn sie dauert, ein Zustand. Tritt ihm nicht beizeiten ein positives Ziel zur Seite, erhebt unerbittlich neben ihm die Frage ihr Haupt, wie er entstand: Feindlicher Einwirkung stehen damit die Seelenpforten eines Volkes in Not offen. Während draußen unsre Kraft, unser Wille, unsre Führung siegreich gegen eine Welt von Feinden stand, verlor unsre „Regierung" die nicht minder entscheidende Schlacht der Geister.

Die konnte auch kein Ludendorff retten, denn — für sie war er „nicht zuständig". Die ganze Bonzenschaft war sich darüber einig, und alle Parlamentsmandarinen teilten sich mit ihr in die bald nur knurrende, bald mannhaft bellende Wache vor dem heiligen Gral der „Zuständigkeit". Wär' an einer einzigen andern Stelle ein Tropfen Fritzenblut gewesen: wir hätten's geschafft. Doch er fehlte, und wir stehen der bis zum Tiefsten entschleierten Tragödie unmittelbar gegenüber. Napoleon und der Alte Fritz konnten, wie Alexander oder Cäsar, ihre Entschlüsse ohne fremde Hemmung zur Tat machen: in der größten Katastrophe, die je den Erdball zittern ließ, stand im Brennpunkt aller Entscheidung ein Mann und durfte mahnen, bitten, fordern, warnen. Er hat's getan, aus Klarsicht und Gewissenspflicht, getan Tag vor Tag; hat aus der Erkenntnis, daß Heimat und Heer in diesem Daseinskampf eine Einheit sind oder nicht mehr sind, einen erbitterten Kampf um die Seele, die Erhaltung der Kriegsfähigkeit der Heimat mit den beamteten Unzulänglichkeiten geführt, einen Kampf, der heute noch auf jedem Blatt dieses wahrhaft klassischen, zur sauberen Scheidung der Geister berufenen Werkes bald grollend, bald wehmütig nachzittert. Der Mann, der aus Erz gegossen, in härtestem Marmor gemeißelt, nur vom Genius befruchtete Energie scheint, wird warm und weich, wenn er vom deutschen Volk und vom „gemeinen Mann" im Schützengraben spricht. Dann zittert Liebe durch die Zeilen, die kurzen, klaren, prägnanten, lapidaren Hauptsätze, deren feste Fügung sonst wie Quadern ineinandergreift, bekommen Leben und schichten sich wie von selbst zum Tempel auf. Was Montesquieu, der feinste Kopf des Ancien régime, einst von Hannos Berichten sagte, gilt auch von Ludendorffs Buch: „Les grands capitaines écrivent leurs actions avec simplicité, parce qu'ils sont plus glorieux de ce qu'ils ont fait que de ce qu'ils ont dit." Was bedarf's des Schmucks der Rede: von Tannenberg bis zum Herbst 18 reiht sich ein Lorbeerreis ans andre. Sie mögen sprechen, sie werden zeugen. Und, wenn Friedrich der Große recht hat, gewiß nicht leise. „Die Kunst der Kriegführung", sprach dieser nicht ganz Unerfahrene, „besteht darin, allen Ereignissen zuvorzukommen, und die des Generals darin, im voraus alle Hilfsmittel vorzubereiten, um im Entschlusse nicht zu schwanken, wenn der entscheidende Augenblick gekommen ist. Und da man nur bei der Überwindung von Hindernissen Ruhm erwirbt, so muß auch derjenige den Hauptanteil an der Ehre haben, der die meisten besiegt. Aus einem Fabius kann nimmer ein Hannibal werden; aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal imstande ist, das Verfahren eines Fabius zu befolgen." War's nicht ein Cannä, das Ludendorffs Stern strahlend am deutschen Heroenhimmel aufgehen ließ? Und gibt es in der ganzen Kriegsgeschichte eindringlichere Beispiele für Napoleons Satz: „In einer so schwierigen Kunst wie der der Kriegführung ist es oft nur der strategische Plan, der Aufschluß über die Schlachtanlage gibt. Nur sehr tüchtige Militärs werden begreifen, was ich meine"?

„Moralisch gewinnen und verlieren sich die Schlachten, die wenigsten physisch," sagte

vor hundert Jahren der geistreiche Joseph de Maistre. Moralisch gewann und verlor sich auch der Feldzug von 1918, und sein Ausgang wird, er ganz gewiß nicht, an Ludendorffs Feldherrnruhm zehren. Die Liliputaner aber, die heute die Bombalobombaxe aristophanischer Prägung mimen und fuchtelnd sich am Sockel dieses von einsamster Schaffenshöhe Herabblickenden wichtig machen, sind heute schon der Verachtung einer Welt gewiß, der restlosen Vernichtung durch die Geschichte sicher. Manchen noch Irrenden aber wird dies persönlichste Werk einer Persönlichkeit in Hellsicht und Anstand führen; mancher das Bedürfnis fühlen, „wieder gutzumachen". Am 20. März 1675 schrieb Bussy-Rabutin, der einst lieblose Kritiker Turennes, an Madame de Sévigné: „Ich antworte auf nichts, was Sie mir schrieben. Nur das eine muß ich Ihnen sagen: ich liebe heute Turenne genau so stark, wie ich ihn einst gehaßt; denn die Wahrheit zu gestehen, mein Herz kann sich nicht versagen gegenüber so viel Verdienst." Sollte im zwanzigsten Säkulum nicht mehr möglich sein, was im siebzehnten noch selbstverständliche Anstandspflicht war? Doch? Dann beeilt euch, bitte! Es wird Zeit, daß unserem Volk zum Heil sich die anständigen Leute wieder finden.

Karl Schnitzler



Das Problem des lebenden Lichtes

Die Ökonomie unserer künstlichen Lichtquellen ist keine gute. Im besten Falle beträgt die Ausnützung der Energie vier Prozent, bei den gewöhnlichen Glühlampen mit Kohlenfäden nur 0,4 Prozent, während die große, nicht zur Lichterzeugung verbrauchte Energie als Wärme verloren geht. Die Natur kennt viel ökonomischeres Licht. Beim Leuchten verschiedener Leuchtkäfer werden 96 Prozent der aufgewendeten Energie in Licht umgewandelt. Solches lebendes Licht ist in der Natur viel verbreitet.

Wir schreiten im Hochsommer nach einer Reihe von Regentagen durch den dunklen Wald und sehen dann oft im Waldesdunkel da und dort geheimnisvolles „Irrlicht" aufleuchten, das abergläubischen Waldwanderern wohl Angst und Schrecken einjagen mag. Schreiten wir auf solch ein Licht zu, so stoßen wir da auf einen leuchtenden Baumstrunk. Bearbeiten wir diesen mit unserem Stocke, so leuchten auch die nach allen Seiten abspringenden Holzstückchen, die auch zu Hause, so lange sie feucht bleiben, weiterleuchten. Sehen wir uns einen solchen Leuchtstrunk bei Tage näher an, so erscheint das Holz von sehr feinen weißen Fäden durchzogen und auch außen übersponnen. Nicht die Holzteile, sondern diese Fäden sind es, welche leuchten. Überträgt man sie auf anderes Holz, so leuchtet auch dieses. Diese feinen Fäden sind das Myzel eines bekannten Hutpilzes, des Halimasch. Solcher Leuchtpilze, die mit ihren wurzelartigen Fäden den Holzkörper durchdringen und zermürben, kennen wir mehrere.

Noch unheimlicher mag auf manchen das rätselhafte Leuchten von Fleisch, Wurstwerk, Fischen wirken, wie man es in Fleischläden, besonders aber in den Vorratskellern großer Seefischhändler wahrnehmen kann, wo von den Hunderten kleiner und großer Fische, wie sie in den Körben aufbewahrt daliegen, im Kellerdunkel unzählige Lichtsternchen ausgehen, die nach und nach zu silberweißen Flecken zusammenfließen und die ganze Oberfläche der Fischleiber aufleuchten machen. Auch da ist es nicht das Fleisch selbst, welches leuchtet, sondern geht das Leuchten von winzigen Leuchtbakterien aus, die sich auf dem Fleisch gebildet haben. Man hat solche Leuchtbazillen auf verschiedenen Nährböden gezüchtet, mit ihnen sogar Bakterienlampen für Leuchtzwecke hergestellt. So war auf der letzten Pariser Weltausstellung ein Saal lediglich mit von Prof. Dubois angefertigten Bakterienlampen erleuchtet, deren grünlich schimmerndes Licht Druckschrift ganz gut lesen ließ. Später hat Prof. Molisch Bakterien-

lampen noch wirksamerer Art hergestellt, bei deren Licht ganz gut photographische Aufnahmen gemacht werden konnten.

Und auch die herrliche Erscheinung des Meerleuchtens ist auf die Wirksamkeit niederer Organismen zurückzuführen. Wer hat nicht Humboldts und anderer Forscher begeisterte Schilderungen dieses prächtigen Phänomens gelesen? Niederste einzellige Tierchen des Meeres sind es, welche solches Leuchten herbeiführen. Da ist einmal das Leuchttierchen Noctiluca, ein Geißeltierchen von Gestalt eines Bläschens und der Größe eines Hirsekornes, das sich ganz außerordentlich rasch vermehrt, so daß es oft weithin die Meeresoberfläche mit einer fingerdicken Schichte überzieht. Bei ruhiger See leuchten diese Noctilucen gar nicht oder nur schwach. Sowie aber der Wind die Wasserfläche kräuselt oder das Wasser durch dahinsegelnde große Fische oder Schiffe in Bewegung gerät, leuchten die Tiere auf, erstrahlt das Wasser in bläulichem oder grünlichem Lichte. Wird das Wasser heftig aufgepeitscht, werden die Wellen mächtig gegen den Strand geworfen, dann kommt es zu hellem Leuchten. Noch kleinere Geißeltierchen des Meeres sind die Ceratien, mit zwei Geißeln ausgestattete und mit Hörnern bewehrte Urtiere, die gleichfalls leuchten. Und auch Algen gibt es, welche leuchten. Bei allen diesen Organismen leuchten nicht etwa einzelne Leibesteile, sondern der ganze Leib, und ist das Leuchten nicht etwa, wie man früher annahm, eine elektrische Erscheinung infolge der Reibung des Meerwassers an den Stein- und Schiffswänden, sondern lediglich eine Begleiterscheinung eines chemischen Vorganges, der sich in diesen Organismen im Zusammenhang mit ihrer Lebensweise vollzieht. Man kann da nicht von einer besonderen Bedeutung dieses Leuchtens für das Leben dieser Tiere sprechen.

Anders liegen die Verhältnisse bei Leuchttieren höherer Organisation, welche besondere, kompliziert gebaute Leuchtorgane, Laternen, mit Reflektoren, Linsen ausgestattet, besitzen. Hier dient das Leuchten wohl in erster Linie dem Zusammenfinden der Männchen und Weibchen, aber auch der Orientierung im Raume, vielleicht auch zur Anlockung dem Lichte zustrebender Tierarten oder der Abwehr von Feinden durch plötzliches Aufleuchten.

Solchen Leuchteinrichtungen begegnen wir bei einer ganzen Reihe von Tiefseetieren. So besitzt der Tintenfisch Enoploteuthis nicht weniger als 24 Leuchtorgane, von denen die seitlichen in Perlmutterglanz, das mittelste der Augenorgane ultramarinblau, die vorderen auf der Bauchseite rubinrot, die anderen in schneeweißem oder perlmutterfarbigem Glanze, nur das mittelste in himmelblauen Farben erglüht. Ein anderer Tintenfisch, der Gattung Echiostoma zugehörig, zeigt prächtige bläuliche Phosphoreszenz seines dreieckigen, am Oberkiefer hinter den Augen gelegenen Leuchtorganes. Bei Tintenfischen der Gattung Calliteuthis erscheint die ganze Körperoberfläche, von den Armen bis zu den Schwanzflossen, besonders die Bauchseite, mit kleinen Leuchtorganen ausgestattet. Die recht monströs aussehenden Vertreter der Tiefseefischgattung Melanocoetus haben eine zwischen den Augen auf der Stirnfläche sich erhebende oder von der vorgezogenen Schnauzenspitze ausgehende lange, durch Muskeln bewegliche Rute; diese geht in einen Knopf aus, welcher mit Leuchtorganen besetzt ist. Wenn wir so sehen, daß die Leuchtorgane solcher Tiefseetiere an ganz bestimmten Leibesteilen und in ganz bestimmter Anordnung angebracht sind, bei Echiostoma das Leuchtorgan durch Muskeln so gedreht werden kann, daß das Leuchten verschwindet oder aufblitzt, so spricht all dies wohl deutlich dafür, daß das Leuchten dieser Tiere für ihr Leben Bedeutung haben müsse.

Von ganz besonderer Wirkung ist das Leuchten der Pyrosomen, „Feuerleiber", schwimmender Kolonien von Manteltieren. Solch ein Feuerleib erscheint als ein glashelles, gallertiges Gebilde von Kegelform, außen von länglichen, dicken Warzen bedeckt. Jede solche Warze stellt ein Individuum vor. Bei der Art Pyrosoma giganteum sind an 15000 Einzeltierchen zu einer Kolonie vereinigt. Bald wie glühende Röhren, bald wieder wie feurige Kugeln erscheinend, gleiten diese Feuerwalzen durch das Wasser. Dabei wechselt die Farbe ihres Lichtes und erscheint erst tiefrot, dann morgenrot, grünlich und schließlich azurblau.

Und noch mancherlei andere Tiere des Meeres sind leuchtfähig. Auf den Tangwiesen im Meere kriechen Unmengen von Borstenwürmern der Gattung Nereis herum und leuchten. Das Leuchten verschiedener Melonenquallen, so der Beroe ovata, ist prächtig himmelblau und so kräftig, daß man dabei ganz gut lesen kann. Medusen anderer Art an den Küsten des Mittelmeeres und des Roten Meeres heißen wegen ihres Leuchtens kurzweg „Seelichter“. So sendet der halbkugelige Schirm von Pelagia noctiluca auf seiner ganzen Oberfläche grünliches Licht aus, und das Licht von Tiara pileata gemahnt an das matte Licht einer Brennlampe mit Milchglasschirm. Auch Bohrmuscheln leuchten, aber nur, wenn sie unsanft angegriffen werden. Obwohl dann eine solche Bohrmuschel ganz wie in Licht gehüllt erscheint, sind es nur ganz bestimmte Stellen, welche einen leuchtenden Schleim absondern und nun den ganzen Leib aufleuchten machen. Auch eine kleine pelagische Schnecke des Mittelmeeres (Phyllirhoe bucephala) erzeugt gereizt an vielen Stellen ihres durchsichtigen Plattkörpers ein lebhaftes blaues Licht, ohne aber leuchtenden Schleim abzusondern. Schon der alte Spallanzani kannte das lebhafte Aufleuchten im Sande lebender Seefedern. Bei diesen Korallentieren löst das Auffunkeln eines Polypen das Leuchten aller benachbarten, auf demselben Aste sitzenden Polypen aus. Ganz wunderbar leuchtet in den nordischen Meeren der Seestern Brisingia.

Am nächsten liegt uns das allbekannte Leuchten unserer Johanniskäfer, das wir von Juni ab bis gegen den Herbst hin in Auen, auf feuchten Wiesen immer wieder verfolgen können. Am besten bekannt, weil die Männchen in Massen schwärmen, ist das kleine Johanniswürmchen (Phausis splendidula). Nicht seltener, aber die Männchen nicht in solcher Menge schwärmend, ist das große Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca), weniger bekannt eine dritte heimische Leuchtkäferart Phosphaenus hemipterus. Im südlichen Europa, schon im Etschtal, tritt das italienische Johanniswürmchen (Luciola italica) auf. Bei den deutschen Johanniskäfern sind die Weibchen ungeflügelt und leuchten stärker als die Männchen, bei dem italienischen Leuchtkäfer sind beide Geschlechter geflügelt und leuchten die Männchen stärker. Suchen wir bei dem kleinen Johanniswürmchen nach den Leuchtorganen, so finden wir beim Männchen an der fünften und sechsten Bauchschiene eine große rechteckige Leuchtplatte, welche beim toten Käfer wachsgelb erscheint. Das Weibchen hat aber 14 Leuchtorgane, nämlich außer der großen Leuchtplatte auf der sechsten Bauchschiene zwei, seltener drei Leuchtorgane auf der fünften Bauchschiene, ein kleines auf der Mitte der dritten Bauchschiene und je zwei knollenförmige Organe auf den Seitenteilen der fünf ersten Bauchschienen. Es leuchten aber nur selten alle diese Organe gleichzeitig. Das Weibchen des großen Leuchtkäfers legt sich, um dem Männchen noch wirksamer entgegenzuleuchten, auf den Rücken. Das ist beim Weibchen des kleinen Glühwurms unnötig, weil seine Knollenleuchtorgane seitlich gelegen sind. Stellt man ein Glasgefäß, in welchem ein Leuchtkäferweibchen eingesperrt ist, aus, so sammeln sich zahlreiche Männchen an dem Glase an. Nähern sich die Männchen, so leuchten die Weibchen stärker auf. Es leuchten nicht nur die Männchen und Weibchen, sondern auch die Puppen, Larven, und auch die Eier, diese schon im Eierstock vor der Abgabe. Das reizvolle Lichterspiel der Leuchtkäfer in schönen Sommernächten ist ja eine uns allen liebgewordene und bekannte Erscheinung. Sie bleibt aber hinter dem Glühen und Funkeln fremdländischer Leuchtwürmer weit zurück. Schon die Blitzkäfer (Photinus) Nordamerikas übertreffen unsere heimischen Leuchtkäfer durch die Pracht des Leuchtens. Es bietet einen feenhaften Anblick, wenn an schönen Abenden auf den feuchten Wiesen Tausende Männchen senkrecht in die Höhe steigen, dabei raketenartig aufleuchten, sich dann senken und dabei erlöschen, um dann wieder aufleuchtend in die Höhe zu gehen, während die Weibchen, obwohl ebenfalls flugfähig, im Grase bleiben und von dort aus leuchten. Aber auch diese Blitzkäfer können mit der Leuchtkraft der Kukujos (Pyrophorus) Westindiens und Brasiliens nicht konkurrieren. Diese fast fingerlangen und fingerdicken Schnellkäfer tragen je eine Laterne zu beiden Seiten

des Halsschildes und ein besonders starkes Leuchtorgan auf der Unterseite in der Mitte des ersten Bauchringes. Das Licht dieser drei Leuchtorgane ist wohl dreißigmal stärker als das eines unserer heimischen Leuchtkäfer, stark genug, um Druckschrift im Dunkeln lesen zu können. Lange schon nützen die Eingeborenen diese Leuchtkraft der Kukujos aus, indem sie diese Leuchtkäfer unter Sturzgläser bringen und so die Kinderstube beleuchten, oder indem man ein paar Kukujos in ausgehöhlte Flaschenkürbisse mit seitlich angebrachten Öffnungen sperrt und sich so eine brauchbare Handlaterne herstellt.

Über die Farbe dieses Käferlichtes findet man selbst für dieselbe Art verschiedenste Angaben. So wird das Licht der Blitzkäfer von den einen Beobachtern als bläulich, von anderen wieder als grünlich, als gelblich bezeichnet. Erst in neuerer Zeit hat man die vielfachen Untersuchungen des Käferlichtes auch nach der physikalischen Seite ausgedehnt und auf spektrophotographischem Wege gefunden, daß das Licht des Blitzkäfers Photinus pyralis gelbgrüne Färbung hat, während das Licht des Leuchtkäfers Photuris pennsylvanica und das der Kukujo mehr zum Grünen, das des Blitzkäfers Photinus consanguineus mehr zum Gelben neigt.

Daß diese Leuchtkäfer auf ihre Leuchtorgane keinen Einfluß haben, daß sie das Leuchten nur insofern regeln können, als sie die luftzuführenden Tracheen öffnen und schließen können, haben Weitlaners Untersuchungen klar erwiesen. Er zeigte, daß das Leuchten ein Oxydationsprozeß ist, daß die Käfer auf das Verdichten und Verdünnen der Luft sofort durch Leuchten oder Verlöschen reagieren, daß sie in reinem Sauerstoff oder in Wasserstoffsuperoxyd intensiv leuchten. Schon die Tatsache, daß das Leuchten auch nach dem Tode der Käfer, z. B. in Alkohol noch zwei Stunden, fortdauert, daß man die Leuchtmasse dem Käfer entnehmen, trocknen und durch Befeuchten nach Monaten wieder zum Leuchten bringen kann, beweist klar, daß der ganze Leuchtprozeß ein rein chemischer Vorgang sein muß.

Auf der Suche nach den Ursachen des Leuchtens ist man einem Leuchtstoff nachgegangen. So glaubte Dubois in dem Leuchtschleim der Bohrmuschel eine eiweißartige, als Ferment wirkende Substanz Luciferase gefunden zu haben, welche mit einem unbekannten, im ganzen Körper der Bohrmuschel verteilten, kristallisierbaren Körper Luciferin zusammen das Leuchten verursache, welches ihm also als ein Gärungsvorgang erschien. Später hat dann Harvey bei verschiedenen Leuchttieren die Versuche Dubois' wiederholt und meinte auf Grund seiner Versuche annehmen zu müssen, daß Photogenin (statt Luciferase) der eigentliche Lichterzeuger und kein Ferment, das Photophelein (statt Luciferin) bei dem Prozesse als „Koenzym" mitwirke.

Aber die schon oben berührten chemischen Untersuchungen Weitlaners und neuere biochemische Studien dieser Frage lassen erkennen, daß es sich bei dieser Frage vom Organismenlicht weniger um das Finden eines Leuchtstoffes als um die Erklärung des Leuchtprozesses handelt. Die Chemie kennt eine ganze Reihe organischer Verbindungen, so Traubenzucker, Alkohole, ätherische Öle, welche bei alkalischer Reaktion und Gegenwart von Ozon unter schwacher Lichtentwicklung oxydieren. Viele dieser Stoffe sind weit verbreitete Bestandteile der Organismen. Ein ganz einfacher Versuch zeigt uns solches Leuchten. Bringt man nämlich fünfzigprozentige Pottaschelösung, fünfzigprozentige Pyrogallussäure, fünfunddreißigprozentiges Formaldehyd und dreißigprozentiges Wasserstoffsuperoxyd in einem Proberöhrchen zusammen, so kommt es zum Leuchten. Warum sollten ähnliche Verbindungen nicht auch im lebenden Organismus Lichterscheinungen hervorrufen? Diese Winke der Chemie regten Weitlaner an, den chemischen Vorgang beim Leuchten der Johanniswürmchen zu ergründen. Das Leuchten dieser Käfer muß doch mit ihrer Nahrung in Zusammenhang stehen, sie müssen die Verbindungen für die Leuchtreaktion wenigstens teilweise aus ihrer Nahrung beziehen. Nun lebt das Weibchen des kleinen Leuchtwürmchens in dem feuchten, verhältnismäßig stark sauren Humus feuchter Gräben, das nur an der Bauchseite leuchtende Weibchen des großen Leuchtkäfers im trockenen Humus der Feldraine. Diese Humusnahrung muß mit dem Leuchten

der Käfer im Zusammenhang stehen. Weitlaner brachte nun in einem Proberöhrchen eine wässerige Aufschwemmung von Humus mit doppeltkohlensaurem Natron und Wasserstoffsuperoxyd zusammen und erhielt in der Tat eine deutliche Leuchtreaktion. Der Leuchtkäfer erscheint so lediglich als die Maschine zur Konzentration des Leuchtvorganges.

Das ganze Problem schreitet immer rascher und sicherer endgültiger Lösung zu, seit sich jetzt Biochemie und Zoologie zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden haben. So hat die Zeitschrift für phys.-chem. Biologie gleichzeitig eine Arbeit von Trojan: „Die Lichtentwicklung bei Tieren", und eine von Heller: „Biolumineszenz und Stoffwechsel", gebracht. Beide kommen zu dem Schlusse, daß zwischen den Abbauprozessen stickstoffhaltiger Stoffwechselprodukte und dem Tierleuchten ein Zusammenhang bestehen müsse. Die Tatsache, daß die Leuchterscheinung bei niederen Tieren zumeist an eine Ausscheidung geknüpft ist, brachte Trojan auf den Gedanken, daß sich der Organismus bei diesem Leuchten gewisser überflüssiger Abbauprodukte entledige. Die Bildung der Farbstoffe im Tierleib beruht auf Ablagerung gewisser Abbaustoffe des Stoffwechsels; sie kann, muß aber nicht zu sekundären Geschlechtsmerkmalen führen; vielleicht verhält es sich beim Organismenlicht ähnlich. Dafür spricht mancherlei, das altbekannte Leuchten des menschlichen Harnes, auch durch Genuß gewisser Stoffe erreichbar, die Erscheinung leuchtenden Schweißes, das Vorhandensein von harnsaurem Ammoniak, harnsaurem Kalk in der Nähe der Leuchtdrüsen. Solche Purinsubstanzen sind auch unter den tierischen Farbstoffen bekannt. Vielleicht gehören also Lichtkleid und Farbenkleid nicht nur biologisch, sondern auch biochemisch zusammen. Die Pigmente der menschlichen Haut, des Auges, entstehen als sekundäre Umwandlungsprodukte von Aminosäuren aus Eiweißkörpern, und die erwähnten Versuche Weitlaners haben gezeigt, daß es sich auch beim Organismenlicht um den Zerfall von Eiweißkörpern handelt. In den Purinkörpern, diesen verbreitetsten Endprodukten des Stoffwechsels, kommt im Molekül ein Imidazolring vor. Das spricht für einen Zusammenhang zwischen diesen Abbauprozessen und dem Tierleuchten. Heller konnte zu den bekannten Lichterscheinungen der Harnsäure bei Einwirkung von Chlorkalk und Labaraqueſcher Lauge noch für eine ganze Reihe von Purinkörpern intensive und länger andauernde Lichtphosphoreszenz nachweisen. Es dürfte also auch der weitere Abbau der Purinkörper von Lichterscheinungen begleitet sein. Sind wir nach diesem Stande der Untersuchungen in der Frage des Organismenlichtes berechtigt, das lebende Licht mit jenen Phasen des Abbaues im Stickstoffwechsel, welche zur Ausscheidung von Purinkörpern führen, in engen Zusammenhang zu bringen, so wird es jetzt die weitere Aufgabe des Biochemikers sein, die Phase des Abbaues, in welcher das Licht auftritt, zu finden.

Dr. Friedrich Knauer



Etwas vom geliebten Ich

Das geliebte Ich steht trotz aller sozialen Instinkte der Gegenwart im Mittelpunkt des Interesses, und der gewünschte Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus ist noch nicht erfolgt. Es handelt sich hier nicht darum, eine gelehrte psychologische Abhandlung zu schreiben oder den schwer darstellbaren Ausführungen der Psychologen von Fach zu folgen oder Psychoanalysen zu geben, wie dies Freud, Marcinowski und Stekel taten, sondern ganz einfache Darlegungen zu geben, wie sie sich bei einfacher Überlegung bieten. Grade unsere so unendlich schwere Zeit der Unsicherheit, der Ungewißheit regt dazu an. Denn das Ich ist bedroht. Das geliebte Ich soll sozialisiert werden. Wir sollen umlernen. Wir sollen aufgehen in der Allgemeinheit. Erkenne dich als Glied des Ganzen, lebe im Ganzen, handle aus dem Ganzen, schaffe mit, gliedere dich ein, vergiß dein Ich. Das ist vielleicht leicht

in den Tagen, wo es einem gut geht. Aber heute? Wo das, was um uns her vor sich geht, uns so wenig paßt, wo das geliebte Ich unter dem Druck der Masse steht und von der Masse bestimmt ist, was geschieht, wo jede objektive Regung unterdrückt wird! Da steht das geliebte Ich Qualen aus, da ist es schwer, von einer Diätetik der Seele zu sprechen. Und doch muß unser liebes Ich mit den Dingen fertig werden. Denn das Ich ist nun einmal der Mittelpunkt. Höchstes Glück der Erdenkinder ist die Persönlichkeit und ein Charakter werden ist das Streben. Aber grade der Charaktervolle kommt in Konflikt mit dem Altruismus. Wir leben nicht jeder auf einer einsamen Insel. Wir haben mit den Mitmenschen Beziehungen. Und nun sehen wir neben den Vertretern eines ausgesprochenen Egoismus Menschen, die an krankhafter Schüchternheit und Bescheidenheit leiden. Ihnen fehlt der Wille zur Macht. Sie leiden an Willensstärke und Willenslosigkeit. Sie sind im Gegensatz zu den Kraftmenschen und Vollmenschen, die ihr geliebtes Ich, ihre Persönlichkeit durchsetzen, halbe Menschen. Aber ganze Menschen sind die Ausnahme und halbe Menschen die Regel. Wilhelm Stekel geht noch weiter und spricht von Drittel-, Viertel- und Zehntelmenschen. Das sind nach Wernicke gespaltene Persönlichkeiten, geteilte Ichs. Es beherrscht der starke Zweifel das gespaltene Ich. Auch der Vollmensch hat diese Bedenken und Zweifel, aber er überwindet sie und kommt zum Entschluß, das halbe Ich weiß nicht was es will. Nun ist aber das Willensproblem das Zentralproblem des Lebens. Es fehlt den halben Ichs der Mut zu sich selbst. Die vermehrte Spaltungsneigung, die innere Zerrissenheit, der Verlust der geschlossenen Persönlichkeit führt zum Zerfall. Für den Ansturm des Lebens stehen keine Energien zur Verfügung. Der ganze Mensch fürchtet nur seinen inneren Richter, der halbe Mensch fürchtet das, was die Welt dazu sagt. Das halbe Ich beherrscht die Angst und der Zweifel. Solche Menschen haben Angst vor der eigenen Courage und Angst vor der Angst. Die Angst kann so groß werden, daß man von Pantophobie spricht, diese Neurotiker fürchten sich vor allem und jedem. Sie stehen auf der Grenze von Gesundheit und Krankheit. Hier spielen die Zwangsvorstellungen eine Rolle. Zwangsvorstellungen mit Einsicht des Krankhaften können noch überwunden werden. Aber wenn die Energie dazu fehlt, werden solche Zustände äußerst qualvoll, rauben jede Lebensfreude, so daß das gespaltene halbe Ich allen Entscheidungen aus dem Wege geht. „Das geliebte Ich besteht", sagt Stekel, „aus zwei psychischen Instanzen, von denen die eine ja, die andere nein sagt." Die Ursachen liegen in der Erziehung. Heranbildung ist not zu selbständigen charaktervollen Persönlichkeiten, die weder zweifeln noch sich fürchten, zu Menschen mit starkem Rückgrat und gesunder Seele, zu ganzen Menschen, zu Willens- und Tatmenschen.

Ein anderer Typ des geliebten Ichs ist der „Tagträumer", der sich mit „seelischem Opium" berauscht. Schon als Kinder vertrödeln und verträumen sie die Zeit, als Erwachsene sind sie auffallend zerstreut, leiden am Vorbeihören und leben nur ihren Träumen.

Andere geliebte Ichs leiden an der Angst vor der Freude. Die Unglücklichen fürchten sich vor jeder Freude, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß danach die bösen Tage kommen. Sie kasteien sich und treiben mit der Askese förmlich Kult. Sie verzichten auf jeden edlen Lebensgenuß. Sie verstehen es nicht, daß sich freuen heißt, sich mit anderen freuen zu können oder mit seiner Freude anderen Freude bereiten; das ist wahre Freude des Ichs.

Das geliebte Ich ist von Hause aus egoistisch angelegt. Der Besitz der anderen gibt die Anregung zum Neid. Der Arme beneidet den Reichen, daher der Kampf des Kommunismus gegen den Kapitalismus. Die Kraft des Neides ist groß. Bei vielen Menschen wird der eigene Besitz nur dann geschätzt, wenn er von fremdem Neid umfaßt wird. Wir sollten uns alle zur Neidlosigkeit durchringen! Ein großer Teil der Widersprüche stammt aus dem Neid. Wahre Lebenskunst muß den Neid bannen. Was ist wahre Lebenskunst? Es ist nicht die Kunst, aus dem Leben alles Mögliche herauszuschlagen, aus dem Kapital der Lebenskraft hohe Zinsen zu gewinnen, mit dem Vergnügen Raubbau zu treiben und mit der Lebenskraft zu wuchern. Lebenskünstler ist, wer in Arbeit und Genuß Harmonie zu bringen versteht. Kein Geringerer

als Lessing hat gesagt, daß das Vergnügen dem Menschen ebenso nötig ist als die Arbeit. Lebenskünstler sind Menschen, die arbeiten und ausschalten können! Anregung und Arbeit haben können, die ernste Pflicht ist und doch Freude macht, die Sorgen vergessen können, wenn die Ruhe es erfordert, zur rechten Zeit verzichten können, sich nicht nach dem Unerreichbaren verzehren, das ist echte Lebenskunst. Der Lebenskünstler wird mit dem Leben fertig, sein Ich setzt sich durch, es erhält sich allen Gewalten zum Trotz. Nur die Ichs, die mit dem Leben nicht fertig werden, leiden am Leben. An die Stelle des zwiespältigen Doppelichs der Konflikte, der Schuld, der Angst muß Einheitlichkeit und innere Übereinstimmung treten. Das geliebte Ich soll sich in einer Gleichgewichtslage befinden in innerer Harmonie. Nie liegt das sogenannte Glück außer uns, stets in uns. Die Welt ist meine Vorstellung steht im Paragraph eins von Schopenhauers berühmtem Buche vom Willen. Das geliebte Ich bedarf des Willens, es soll sich nicht hemmungslos den kulturwidrigen Trieben und Regungen überlassen. Aus sittlichen Gesichtspunkten sollen wir unsere Triebe veredeln. Die Aszese ist nicht immer das Ideal. Das Ideal unserer geliebten Ichs ist eine soziale Sittlichkeit. Nur der ganze Mensch ist „sauber, sittlich und wahrhaftig". Der ganze Mensch erzieht andere ganze Menschen zu einer Grundlage glücklicher Lebensgemeinschaft und des sittlichen Handelns in Rücksicht auf andere. So wird unser geliebten Ich als geschlossener Charakter ein Führer und ein Halt für unsere Mitmenschen.

Generaloberarzt a. D. Dr. Neumann



Die Gestaltung der Ostfragen

Nehmen wir eine ethnographische Karte zur Hand, so finden wir, daß das deutsche und das russische Volkstum nirgends unmittelbar zusammenstoßen. Zwischen beiden zog sich vom äußersten Norden bis zur Balkanhalbinsel ein breiter Gürtel von kleineren Völkersplittern, die zum Teil niemals ein eigenes staatliches Leben geführt haben. Im äußersten Norden zwischen Schweden und Russen finden sich die Finnen, am Südweststrande umkränzt von einer schwedischen Ansiedlung. Es folgen südlich die den Finnen stammverwandten Esten, weiter die indogermanischen Letten und Litauer, ein Mittelglied zwischen Germanen und Slawen bildend, Esten wie Letten durchsetzt von dem baltischen Deutschtum. Dann wird der Gürtel von Kleinvölkern breiter. In das östliche Deutschland übergreifend, finden sich die Polen, nordöstlich von ihnen die Weißrussen und noch südlicher, in einem breiten Bogen in den deutschen Sprachstamm übergreifend, der Stamm der Tschechoslowaken. Die hinter Polen und Tschechoslowaken sitzenden Ukrainer gehören schon einem größeren Volke an.

Dieser Völkergürtel mit zum Teil staatsunfähigen Völkern bildete von jeher eine Verlegenheit der europäischen Politik. Finnland war Jahrhunderte hindurch ein schwedisches Kolonialland, bis es 1809 in staatlicher Halbselbständigkeit an Rußland überging. Esten und Letten standen anfangs unter der Kolonialherrschaft des deutschen Ordens und bildeten nach dessen Untergange den Gegenstand des Kampfes zwischen Polen, Schweden und Russen, bis endlich im 18. Jahrhundert Rußland den Sieg davontrug. Die Litauer haben zeitweise im 14. Jahrhundert ein großes Reich gebildet, das weithin über russische Stämme herrschte. Seit Wladislaw Jagiello die Krone Polens erlangte, wurde Litauen allmählich immer mehr ein Bestandteil des Polenreiches. Die Weißrussen haben niemals staatliche Selbständigkeit genossen. Die Schicksale des Polenreiches sind bekannt. Sein Untergang beruhte zum nicht geringsten Teile mit darauf, daß seine Herrschaft in dem von den Polen selbst immer wieder als Idealzustand herbeigesehnten Umfange von 1772 in drei Vierteln des Reiches Fremdherrschaft war. Polen befriedigte, solange es bestand, in dem mittleren Teile des Gürtels

von Völkertrümmern das Bedürfnis nach staatlicher Organisation, entzog aber gerade dadurch dem polnischen Staate seine nationale Grundlage. Von dem tschechoslowakischen Stamme waren die Slowaken von jeher unter madjarischer Fremdherrschaft. Das böhmische Tschechentum hat sich gegen Ausgang des Mittelalters einer wie bei allen slawischen Staaten kurzen staatlichen Blüte zu erfreuen gehabt, bis Böhmen seit der Schlacht am Weißen Berge 1620 nichts anderes mehr war als eine österreichische Provinz.

Von diesem Völkergürtel wurde das Deutsche Reich, da man die Trümmer des Wendentums in der Lausitz kaum zu nennen braucht, nur durch die Polen mit den Ablegern der westpreußischen Kassuben und der ostpreußischen Masuren und durch einen kleinen litauischen Streifen in Ostpreußen berührt. Das Deutsche Reich war also von den drei östlichen Großmächten der verhältnismäßig national einheitlichste Staat. Im übrigen war der ganze nördliche und mittlere Teil des Gürtels dem russischen Reiche anheimgefallen. Dieses wurde daher trotz seiner nationalen Grundlage beinahe zum Nationalitätenstaate, indem das Großrussentum sich nirgends mit Mitteleuropa berührte, sondern ein breiter Wall von Fremdstämmigen sich ihm vorlagerte. Endlich die österreichisch-ungarische Monarchie wurde zum reinen Nationalitätenstaate. An eine deutsch-madjarische Grundlage schloß sich der nördliche Teil des Gürtels an, während die Monarchie im Süden nach Italien und dem Völkergemisch des Balkans übergriff.

Das politisch verbindende Element der drei östlichen Großmächte waren die drei Teilungen Polens, bei denen Rußland den Löwenanteil davongetragen hatte. Eine Rückgängigmachung der Teilungen namentlich bis zu dem polnischen Idealzustande von 1772 hätte Rußland von jeder Verbindung mit Westeuropa abgeschnitten und in den politischen Zustand zur Zeit Peters des Großen zurückgeworfen. Von seinen Mitschuldigen bei den Teilungen hatte es eine Wiederherstellung Polens nicht zu befürchten, während Rußland andererseits die anderen Teilgebiete nicht bedurfte.

Ob Rußland das Gebiet der Fremdstämmigen gerade in dem bisherigen Umfange behielt, war für die russische Politik eine untergeordnete Frage. Rußland konnte Teile des Weichsellandes und die baltischen Provinzen verlieren, ohne in seiner wesentlichen Machtstellung berührt zu werden. Aber die Wiederherstellung Polens, das war die Stelle, wo Rußland sterblich war, weil Rußland damit bei den ungeheuerlichen Ansprüchen der Polen auf lettisch-litauisches, weißrussisches und ukrainisches Gebiet seiner besten Provinzen beraubt und beinahe nach Asien zurückgeworfen wäre.

Die zu Tilsit begründete Freundschaft Kaiser Alexanders I. mit Napoleon I. lockerte sich daher sofort und ging in bitterste Feindschaft über, als auf der russischen Seite der dringende Verdacht entstand, daß Napoleon an eine Wiederherstellung Polens denke. Alles andere konnte Rußland ertragen, nur dieses nicht.

Zwischen Deutschland und Rußland bestand, da Deutschland auf die Erhaltung des baltischen Deutschtums verzichtete, überhaupt kein politischer Interessengegensatz. Etwa ein Jahrhundert lebten daher Preußen und Rußland in einem engen, durch die Freundschaft der Herrscherhäuser unterstützten Bündnisse. Der österreichisch-russische Gegensatz entstand durch die Balkanfragen. Das Deutsche Reich wurde darin nur als Österreichs Verbündeter hineingezogen, namentlich seit es nach Bismarcks Rücktritte die österreichische Politik auch in den Balkanfragen deckte.

Bei dem Fehlen jedes Interessengegensatzes hätte das Deutsche Reich im Weltkriege alle Veranlassung gehabt, möglichst bald mit Rußland wieder zu einer Verständigung zu gelangen und dadurch den Rücken frei zu kriegen. Rußland hatte nach der Niederlage seiner Heere dasselbe Interesse eines möglichst baldigen Friedens, um der drohenden Revolution zu entgehen. Rußland wäre dabei ohne weiteres zu erheblichen strategischen Grenzberichtigungen und zu Kriegskostenentschädigungen zu bestimmen gewesen. Die ganze Frage der

Randvölker blieb damit unberührt, abgesehen davon, daß vielleicht einige Grenzstreifen von Rußland an Deutschland und Österreich übergegangen wären.

Aber man durfte, um einen solchen Frieden zu erreichen, nichts tun, was Rußland in seinem Lebensnerv treffen und zum tödlichen und ewigen Feinde machen mußte. Eine solche Maßregel, das lehrte schon die Geschichte, mußte die Wiederherstellung Polens sein. Die Wiederherstellung Polens war allerdings der Todesstreich gegen Rußland. Doch mußten sofort die ernstesten Bedenken auftauchen, ob es zweckmäßig war, diesen zu führen. Trotzdem entschloß sich im November 1916 der Reichskanzler von Bethmann Hollweg zur Wiederherstellung des Königreichs Polen, noch dazu mit noch unbestimmten Ostgrenzen, womit allen polnischen Ansprüchen Tür und Tor geöffnet wurde.

Es handelte sich dabei zunächst um einen schweren Mißgriff der inneren Politik. Die Erörterung von Kriegszielen war angeblich im Interesse des inneren Friedens untersagt, doch hatte der Reichskanzler zugesichert, daß vor entscheidenden Maßregeln der öffentlichen Meinung Gelegenheit zur Äußerung gegeben werden würde. Unter offenbarem Wortbruche wurde mit Errichtung des Königreichs Polen eins der wichtigsten Kriegsziele vorweggenommen.

Das bedeutete weiter Krieg bis aufs Messer gegen Rußland. Denn ein solches Polenreich konnte sich Rußland nie und nimmermehr gefallen lassen. Es mußte kämpfen bis zur vollständigen Erschöpfung oder bis zu seinem Untergange.

Damit wurde Rußland gleichzeitig in Revolution und Anarchie hineingetrieben, die auf andere Länder übergreifen mußte. Am nächsten war dadurch das Deutsche Reich als das nächste Nachbarland bedroht.

Die Revolution löste aber auch die Randvölker vom russischen Reiche. Die ganzen Völkermassen vom Nordkap bis zum Ägäischen Meere in der Gürtelzone gerieten in Bewegung und suchten nach neuen staatlichen Organisationen.

Auch das mußte auf die westlichen Nachbarreiche übergreifen.

Die Errichtung des Königreichs Polen bedrohte bei den bekannten polnischen Ansprüchen nicht nur Rußland, sondern auch das Deutsche Reich und Preußen mit seinen polnischen Landesteilen in seinen ureigensten Lebensinteressen. Die Errichtung eines polnischen Reiches mit einem schadenfrohen Blick auf Rußland, aber zur Schädigung Preußens und Deutschlands erinnert an den weisen Ausspruch jenes Jungen: „Es geschieht meinem Vater schon recht, wenn ich mir die Hände erfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe."

Die allgemeine Bewegung, in welche die Randvölker mit Errichtung des polnischen Königreichs gerieten, mußte sich aber, da die Randvölker diesseits und jenseits der russisch-österreichischen Grenze zum Teil dieselben waren, auch auf die österreichisch-ungarische Monarchie erstrecken und hier viel verhängnisvoller wirken als in Rußland selbst. Denn Rußland besaß wenigstens immer noch einen nationalen Kern in dem herrschenden Großrussentume. Dem österreichischen Nationalitätengemische fehlte ein solcher, abgesehen von dem schwachen Ansatze in der ungarischen Reichshälfte. Wenn Österreich in diesen nationalen Strudel geriet, mußte das zu seiner vollständigen Auflösung führen.

Die Errichtung des polnischen Königreiches völkerrechtswidrig während des Krieges auf russischem Boden, stellt sich vom Standpunkte der deutschen Politik als offenbarer Wahnwitz dar. Die deutsche Regierung unterlag haltlos dem Drucke der österreichischen Polen auf die österreichische Regierung. Wenn man sich außerdem mit der Hoffnung entschuldigt hat, die Polen würden Truppen zum Kampfe gegen Rußland stellen, so war es noch ein Glück, daß die Polen dies nicht taten. Denn ein polnisches Heer hätte in erster Linie die deutsch-österreichischen Verbündeten geschädigt. Und die militärische Entlastung gegenüber Rußland hätte man am ersten durch den Friedensschluß mit Rußland erreichen können, den man gerade durch die Errichtung des polnischen Königreichs unmöglich machte. Man wollte eben der Welt bei der langen Dauer des Krieges einen äußerlich sichtbaren Erfolg vor Augen führen. Das

konnte man am handgreiflichsten, indem man aus dem Körper des russischen Reiches ein neues Königreich herausschnitt. Daß man dabei in Gefahr kam, sich selbst tüchtig zu schneiden, machte dem großen deutschen Staatsmanne, den Gottes Zorn zum Leiter der deutschen Geschicke bestellt hatte, weiter nichts aus.

Wie die gemeinsame Schuld der polnischen Teilungen bisher das festeste Band unter den Ostmächten gebildet hatte, so begründete die Wiedererrichtung Polens nicht nur Todfeindschaft zwischen Deutschland und Rußland, sondern warf gleichzeitig den Erisapfel zwischen Deutschland und Österreich. Es entstand die Frage der austropolnischen Lösung, der Personalunion des neuen Polenreiches mit Österreich, wobei Österreich Galizien als Morgengabe zu überreichen gehabt hätte. Diese austropolnische Lösung, welche Österreich in den Dienst polnischer Interessen gestellt hätte, konnte wiederum das Deutsche Reich nicht dulden. So blieb trotz der voreiligen Lösung der Polenfrage alles bis zum Zusammenbruche in der Schwebe. Also wozu die ganze Eile, wenn der Kernpunkt der Ostfragen doch keiner endgültigen Lösung entgegengeführt wurde?

Die voreilige und doch unvollkommene Vorwegnahme der polnischen Angelegenheit rächte sich aber auch nach einer anderen Seite hinsichtlich der offenen Ostgrenzen Polens, deren Festsetzung auch der Zukunft überlassen blieb. Die Polen dachten sich diese Festsetzung natürlich im Sinne der Grenzen von 1772. Und als es denn nun endlich zum Friedensschlusse mit dem zusammengebrochenen Rußland und seinen Teilstaaten kam, bildete die Cholmfrage, die den Mittelmächten ganz gleichgültig hätte sein können, einen der schwierigsten Punkte. Diese Schwierigkeit hatte man sich wieder ganz unnötig auf den Hals geladen, indem man einen polnischen Staat als einen selbständig mitsprechenden Faktor ins Leben rief.

Mit der Errichtung des Polenstaates war aber auch der weiteren deutsch-österreichischen Politik gegen Rußland die Bahn gewiesen. Es ergab sich daraus als notwendige Folge die Politik der Randstaaten.

Rußland war durch die Begründung des neuen Polenstaates ganz überflüssigerweise und gegen das deutsche Interesse derart ins Herz getroffen, daß auf eine künftige Versöhnung nicht zu rechnen war. Es blieb nur die Vernichtung Rußlands übrig. Zu diesem Zwecke mußten alle sogenannten Fremdstämmigen vom herrschenden Großrussentume befreit werden. Ein Teil dieser Völker, wie Litauer, Weißrussen und Ukrainer, war früher dem polnischen Reiche unterworfen gewesen. Ihm konnte man sie aber trotz aller dahingehenden Ansprüche der Polen schlechthin nicht wieder unterwerfen, ohne die eine Fremdherrschaft durch die andere zu ersetzen. So blieb nur die Begründung einer Reihe von Staaten, denen ihre Lebensunfähigkeit zum Teil schon an der Stirn geschrieben stand.

Über Finnland, das bisher schon ein halbstaatliches Dasein geführt hatte, ließ sich allenfalls reden, ohne eine Anlehnung an eine fremde Macht konnte es sich natürlich auch gegenüber Rußland nicht behaupten. Die baltischen Provinzen sollten unter Anerkennung ihrer Staatlichkeit in irgendwelche Verbindung mit dem Deutschen Reiche gesetzt werden. Was man mit den Litauern anfangen wollte, um sie nicht den Polen anheimfallen zu lassen, wußte kein Mensch. Irgendwie sollten sie einen Staat bilden, man wußte nur nicht recht, welches Staatsoberhaupt der Abgeordnete Erzberger bestellen oder zulassen werde. Der schwerste Schlag für Rußland war freilich die Loslösung der reichen südlichen Gouvernements als Ukraine. Ob diese Trennung Dauer haben werde, blieb nur dahingestellt. Denn der Norden und der Süden Rußlands waren wirtschaftlich unbedingt aufeinander angewiesen.

Während eine umfassende strategische Grenzberichtigung vom alten Rußland ohne erhebliche Schmerzen zu erreichen gewesen wäre, bildete die mit der Begründung des Königreichs Polen eingeleitete Randstaatenpolitik ein großes Kartenhaus, das bei dem geringsten äußeren Anstoße zusammenstürzen mußte.

Das Schlimmste war aber, daß die Randstaatenpolitik ihre eigenen Schöpfer fraß.

Um der Sicherung Galiziens gegen russische Raubgelüste willen war der erste Teil des Weltkrieges zum großen Teile geführt worden. Jetzt erhoben die Polen Anspruch auf Galizien, und das war ein wesentlicher Grund, weshalb den Österreichern die austropolnische Lösung so am Herzen lag, weil sie damit Galizien wenigstens der lothringischen Dynastie retteten. Nun war aber Galizien zum größeren Teile von Ukrainern bewohnt, die sich der polnischen Fremdherrschaft unter keinen Umständen unterwerfen wollten. Eher strebten sie dem neuen ukrainischen Staate zu. Was aber den österreichischen Polen und Ukrainern recht war, erschien auch den anderen Nationalitäten billig. Während die ersten Jahre des Krieges trotz hier und da epidemisch auftretenden Hochverrates im allgemeinen das Band um die einzelnen Teile und Nationalitäten der Monarchie enger geschlungen hatten, erhoben seit der Errichtung des polnischen Königreiches die Nationalitäten mehr und mehr ihr Haupt. Mit der zunehmenden Erschlaffung, die in Österreich noch früher eintrat als in Deutschland, wurde daher die Frage der neuen Gestaltung Österreichs brennend. Indem man gleichzeitig den Forderungen der Wilsonschen Politik Rechnung tragen wollte, um einen guten Frieden zu erhalten, schien nur der Nationalitätenstaat übrig zu bleiben. Das alte Österreich war aber nur durch Dynastie und Heer zusammengehalten. Wie Revolutionen stets nur das Ergebnis der Schwäche der Regierenden sind, so brach mit der Bankrotterklärung der Dynastie das Staatswesen einfach auseinander.

Auf Deutschland mit seiner größeren nationalen Geschlossenheit griff die Randstaatenpolitik nur insofern zurück, als Posen zum großen Teile verloren ging, andere Teile der östlichen Provinzen durch das Polentum bedroht wurden. Der geplante Wendenstaat wird wohl bloß in den Witzblättern sein Dasein fristen.

Inzwischen hat sich die ganze Randstaatenpolitik schon als ein Kartenhaus erwiesen. Ein Teil der befreiten östlichen Gebiete ist dem großrussischen Bolschewismus schon wieder unterlegen, andere Gebiete sind von ihm aufs äußerste bedroht. Daß die Polen bei ihrer politischen Unfähigkeit einen selbständigen Polenstaat nicht auf die Dauer behaupten werden, kann schon jetzt als sicher angenommen werden. Der polnische Zusammenbruch wird um so eher erfolgen, je mehr polnische Raubgier in das Gebiet fremder Nationalitäten übergreift.

Wir stehen vor einem Trümmerfelde. Es erhebt sich die Frage: Was soll nun werden?

Die Zertrümmerung Rußlands war vor allem deshalb ein Fehler der deutschen Politik, weil sie sich damit jedes anderweiten Rückhaltes gegen die Westmächte beraubte und im letzten Grunde die Geschäfte Englands besorgte. Selbst ein besiegtes Deutschland würde ganz anders dastehen und als künftige Deckung Englands gegen Rußland sich ganz anderer Rücksichten zu erfreuen haben, wenn Rußland noch unversehrt wäre. Aber da die Randstaaten den deutschen Rückhalt nicht haben, werden sie um so schneller zusammenbrechen, sind es zum Teil schon. Ein Volk von über 55 Millionen wie das großrussische läßt sich nicht einfach aus dem politischen Dasein austilgen. Rußland wird also in anderen Daseinsformen, wovon der Bolschewismus nicht die dauernde sein kann, wieder erstehen.

Damit ist auch das Schicksal Polens besiegelt. Bismarck hat einmal gesagt: Wenn in einem Kriege der Mittelmächte gegen Rußland erstere den polnischen Staat wieder aufrichteten, werde man nichts Angelegentlicheres zu tun haben, als ihn nach einigen Jahrzehnten wieder zu teilen. So wird es wohl kommen. Die gärende Welt der östlichen Randvölker wird wohl noch einige Zeit brodeln. Politisch unfähig sind sie sämtlich, die Polen am allermeisten. So wird auch künftig die deutsch-russische Grenze durch sie hindurchgehen, vielleicht etwas anders als bis 1914, aber doch so ähnlich. Die ganze Randstaatenpolitik, die mit der verfehlten polnischen Staatsgründung vom November 1916 begann, wird dann nur noch als eine geschichtliche Episode erscheinen. Deshalb brauchen wir auch den polnischen Hexensabbat nicht allzu tragisch zu nehmen. Er wird um so schneller zu Ende gehen, je toller die Polen es treiben.

Conrad Bornhak



Eine schädliche Unklarheit unserer Rechtschreibung

Wir haben uns an unser Alphabet mit seinen 27 Schriftzeichen so gewöhnt, daß wir ihm gegenüber ganz unkritisch geworden sind und die einmal überlieferten Buchstaben als etwas unveränderlich Gegebenes hinnehmen. Viele Leute haben sicherlich überhaupt noch gar nicht gemerkt, wie große Mängel unserm Alphabet anhaften, wie sehr es im Grunde genommen Stückwerk ist, wieweit wir von einer wirklich lautgetreuen Schreibung noch entfernt sind. Wir schreiben einfache Zeichen für Doppellaute, z. B. z für ts, oder mehrere Zeichen willkürlich für ein und denselben Laut, z. B. f und v; wir schleppen ganz überflüssige Zeichen mit uns herum, z. B. das qu, das wir eigensinnigerweise immer für die Lautverbindung kw brauchen; wir setzen endlich ein und dasselbe Zeichen für eine ganze Reihe verschiedener Laute, z. B. das ch. An all das haben wir uns gewöhnt, weil es scheinbar Kleinigkeiten sind und weil das Alphabet im großen und ganzen für die Schreibung unserer Sprache ausreicht. Die Notwendigkeit einer Besserung wird vielleicht der und jener zugeben, wenn er sich einmal überlegt, wieviel geistige Kraft in unserer schreibseligen Zeit hier eigentlich verschwendet wird, aber schließlich betrachtet man das doch als kleine, wenn nicht kleinliche Sorgen, die hinter den großen Anforderungen des Tages zurücktreten.

Und doch können diese kleinen Mängel dazu beitragen, im Laufe der Zeit eines unserer wertvollsten nationalen Güter, unsere Muttersprache, zu schädigen und zu verunstalten. Wenn man die Schrift das Kleid unserer Sprache genannt hat, so ist es nicht gleichgültig, ob unsere Muttersprache in einem gut oder schlecht sitzenden Kleid einhergeht. Unsere Sprache ist etwas Lebendiges, sie entwickelt und verändert sich; daher müssen wir von Zeit zu Zeit auch ihr Schriftkleid prüfen, ob es noch zu ihrem Wuchse paßt. Ein schlecht sitzendes Kleid wird auf die Dauer notwendig auch den Körper, der darin steckt, verunstalten und zu Mißbildungen führen. Solche Mißbildungen drohen uns gegenwärtig aus der unklaren Vieldeutigkeit des ch-Zeichens zu erwachsen und es ist darum an der Zeit, einmal den Finger auf diese schadhafte Stelle am Kleid unserer Sprache zu legen.

Die beiden Laute, für die wir heute in rein deutschen Wörtern das Zeichen ch verwenden, sind ihrem Klange nach durchaus verschieden und haben phonetisch nur das eine gemeinsam, daß beides Reibelaute sind, d. h. durch die Reibung des ausgestoßenen Luftstromes an den Rändern einer Enge unseres Sprachorgans entstehen. Man unterscheidet sie herkömmlich als ich-Laut und ach-Laut. Der ich-Laut, den wir in Wörtern wie „nicht", „gleich", „leuchten", „Männchen" sprechen und der ähnlich wie j in jung, nur schärfer klingt, wird in der Enge zwischen Zungenrücken und vorderem Gaumen gebildet. Der ach-Laut dagegen, den wir in Wörtern wie „Macht", „Docht", „Schlucht", „Brauch" sprechen, entsteht weiter hinten in der Kehle und ist verwandt mit dem bei uns zumeist üblichen r. Jeder der beiden Laute hat in den deutschen Wörtern seine besondere, genau abgegrenzte Stelle. Während der ich-Laut nur hinter den Vokalen e, i, ü und ö, hinter den Diphthongen ei, ai und eu, sowie hinter Konsonanten auftritt, findet sich der ach-Laut nur hinter den Vokalen a, o und u sowie hinter dem Diphthong au. Es ist ersichtlich, daß hier eine strenge sprachliche Gesetzmäßigkeit waltet. Die beiden Laute schließen sich gegenseitig aus und ergänzen sich gleichzeitig. Nicht selten stehen sie sogar in einem regelrechten Wechselverhältnis, z. B. in der Wortbildung „nach" und „nächst", „Zucht" und „züchtigen", ferner in der Wortbiegung, z. B. „Loch" und „Löcher", „krieche" und „kroch". Aus dieser ihrer engen Zusammengehörigkeit erklärt es sich offenbar, daß man sie auch in der Schrift im einzelnen nicht unterschied, sondern durch ein gemeinsames Zeichen ausdrückte. Überdies war die Gesetzmäßigkeit, mit der sie im Gemeindeutsch gegeneinander abgegrenzt

standen, so streng, daß eine Verwechslung der beiden Laute in der Aussprache deutscher Wörter ausgeschlossen erschien.

Gestört und unklar wurde das Verhältnis erst durch das Eindringen von Sprachfremdlingen. Unter den alten Sprachen war es vor allem das Griechische, das uns eine ganze Reihe Fremdwörter mit dem Lautzeichen ch bescherte. Erschien das ch im Wortinnern, so bestand keine Gefahr; dann konnte man unbedenklich die deutsche Ausspracheregel auch auf diese Fremdlinge anwenden. Entsprechend wurde bei den Wörtern wie „Echo", „Psyche", „Orchester" und „Monarchie" durchaus regelmäßig der ich-Laut herrschend, während Wörter wie „Acheron", „Achilles", „Ochlokratie" ebenso folgerichtig den ach-Laut erhielten. Dagegen entstanden Schwierigkeiten, sobald das ch im Anlaut griechischer Wörter erschien, denn hier versagte die deutsche Ausspracheregel, da das Gemeindeutsche das ch im Anlaut nicht mehr kennt. Einige derartiger Wörter, namentlich aus dem kirchlichen Lebenskreise, wurden schon sehr früh während des Mittelalters meist auf dem Umwege über das Lateinische, in unsern Sprachschatz aufgenommen, und es ist kein Zufall, daß bei diesen alten Wörtern, deren Zahl übrigens beschränkt ist, das uns im Anlaut ungewohnte ch in der Aussprache ausnahmslos zu k geworden ist. Es sind die Wörter „Christ", „Chor", „Chronik", „Charakter", „Cholera" und „cholerisch"; auch „Melancholie", in Anlehnung an die beiden letzten Wörter, gehört hierher. In der älteren Zeit schrieb man auch diese Wörter ganz lautrichtig mit K, also „Krist", „Kronik" usw., und erst unter gelehrtem Einfluß ist man später zu der Schreibung mit ch zurückgekehrt, um den griechischen Ursprung aufzuzeigen. Ja die Schreibung ch für k im Anlaut griff vorübergehend sogar auf deutsche Wörter über, namentlich auf solche, die man für fremden Ursprungs hielt, wie „Churfürst", „Charfreitag", „Charte"; doch ist diese ganz unberechtigte Schreibung erfreulicherweise wieder ausgemerzt worden. Nur einige Ortsnamen, wie „Chemnitz", Chur" und „Chiemsee" haben sich bisher von dem falschen ch nicht trennen können.

Ein anderes Schicksal hatten diejenigen griechischen Wörter mit anlautendem ch, die erst in der Neuzeit in unsere Sprache übertraten, meist infolge der wissenschaftlichen Studien. Ihre Zahl ist etwas größer; am bekanntesten sind „Chaos", „Chrie", „Chirurg", „Chemie", „Chrysolith" und „Chiliasmus". Hier wird in der gemeindeutschen Sprache der ich-Laut bevorzugt, und auch Siebs in seinen Regeln für „die deutsche Bühnenaussprache" schreibt für diese Wörter ich-Laut vor, mit Ausnahme des Wortes „Chaos", das er zu der älteren Gruppe mit dem K-Laut stellt. „Chaos" ist aber keineswegs das einzige von diesen Wörtern, bei dem die Aussprache schwankt. Besonders aufgefallen ist mir die Schwankung noch bei „Chemie" und „Chrie"; die Aussprache „Kemie" und „Krie" habe ich wiederholt und nicht nur von Ungebildeten gehört. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich ferner bei den orientalischen Wörtern mit anlautendem ch, z. B. „Chaldäa", „Cheops" und „Cherub", sowie bei dem altgermanischen Namen der „Cherusker"; diese Wörter werden zwar überwiegend gleich den jüngeren griechischen Wörtern behandelt und mit dem ich-Laut gesprochen, doch begegnet öfter auch der K-Laut; gelegentlich bekommt man sogar den ach-Laut zu hören. Diese Schwankungen sind ein deutlicher Beweis, wie unsicher das Sprachgefühl gegenüber derartigen Fremdlingen ist. Indem man bei den älteren griechischen Wörtern für das Zeichen ch einen ganz neuen dritten Lautwert K einführte, ohne ihn gleichzeitig an eine feste Regel zu binden, mußte der persönlichen Willkür in der Aussprache ein weiter Spielraum eröffnet werden.

Neue Verwirrung rief eine Gruppe anderer Eindringlinge hervor, die aus den romanischen Sprachen, vornehmlich aus dem Französischen stammte. An sich kaum zahlreicher als die griechischen Entlehnungen, war sie doch, was wichtig ist, viel volkstümlicher, weil sie nicht dem gelehrten Sprachschatz der Wissenschaft, sondern dem Bedürfniskreis des bürgerlichen Alltags angehörte. Hier sind vor allem „Champignon", „Charge", „Chaussee", „Chef", „Chek", „Cheviot", „Chokolade" und „Chok" zu nennen. Sie wurden ohne Ausnahme in der französischen Lautform übernommen; das ch erhielt hier die Aussprache sch und gewann damit

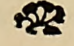
abermals einen neuen, nunmehr vierten Lautwert hinzu. Bei einigen dieser Wörter hat man sich allerdings in jüngster Zeit zu der verbesserten und lautrichtigen Schreibung mit anlautendem sch entschlossen, z. B. Scheck und Schokolade, aber nur zögernd, und bei den meisten ist die französische Schreibung mit ch beibehalten worden, offenbar deshalb, weil die Eindeutschung der französischen Wortform in der Regel noch weitere Umgestaltungen erfordert hätte und man vor einer so gründlichen Änderung zurückschreckte.

Diese französischen Eindringlinge haben nun sehr bezeichnenderweise auf die Aussprache der jüngeren griechischen Wörter zurückgewirkt und bei diesen vielfach eine Französierung des anlautenden ch herbeigeführt. Man kann, namentlich in Norddeutschland häufig die Aussprache „Schrie", „Schirurschie" und „Schemie" hören, so daß bei manchen dieser Wörter nun schon glücklich drei oder vier Ausspracheweisen nebeneinander bestehen: mit ich-Laut, mit ach-Laut, mit K-Laut und mit Sch-Laut. Ja, der falsch angewandte Sch-Laut für ch hat sogar schon die Billigung und Empfehlung der Schule gefunden; Beweis dafür ist das mir vorliegende „Übungsbuch für den deutschen Unterricht in Militäranwärterschulen" von Hennings und Heyck, wo S. 52 die Regel gegeben wird: „Sprich ch gleich sch in Champagner, Chance, Chef, Chemie, Chirurgie." Dazu stimmt meine Beobachtung, daß man in Norddeutschland mit Vorliebe auch das ostasiatische Land China nicht mit dem ich-Laut, sondern mit sch, also französiert „Schina", ausspricht.

Um das Maß voll zu machen, möchten uns gelehrte Sprachmeister gar noch einen fünften Lautwert für ch aufnötigen: in Wörtern spanischer und englischer Abstammung, wie Chile, Chester, Champion u. ä. soll das anlautende ch wie tsch gesprochen werden. Siebs fordert sogar diese Aussprache auch für Chek. Aber bisher hat das gesunde Empfinden unseres Volkes hier bisher mit Recht widerstanden und sich an dem französischen Lautwert sch genügen lassen.

Das alles sind Mißstände, die dringend der Abhilfe bedürfen. Die Unsicherheit ist bereits recht groß, und wir haben alle Ursache, der Verwahrlosung zu steuern, ehe sich der Schaden noch tiefer in den Leib unserer Sprache eingefressen hat. Vor allem gilt es, das Kleid zu säubern. Die Schreibung des ich- und des ach-Lautes durch ein gemeinsames Zeichen in rein deutschen Wörtern kann weiter bestehen bleiben; sie braucht man nicht anzutasten, da hier infolge der scharfen Abgrenzung beider Laute Verwechslungen nicht zu befürchten sind. Aber der Gebrauch des ch-Zeichens im Anlaut muß neu geregelt werden. Welchen Zweck hat es denn, hier immer noch die fremde griechische oder französische Schreibung getreulich festzuhalten? Wenn wir derartige Fremdlinge nicht überhaupt abstoßen wollen, und das wird zumeist kaum mehr möglich sein, so müßten wir deshalb schon bei ihnen die lautrichtige deutsche Schreibung vorziehen, weil sie der beste Weg ist, um die Fremdwörter einzudeutschen und sie als Lehnwörter unserem Sprachschatze einzuverleiben. In der älteren Schule war das einfach selbstverständlich. Ganz naiv, von sprachlicher Gelehrsamkeit nicht angekränkelt, unterstellte man die ausländischen Gäste den deutschen Sprachgesetzen, hinsichtlich der Aussprache sowohl wie der Schreibung. Heute müssen wir es in diesem Falle bewußt tun. Deshalb sei folgende Regel vorgeschlagen: ch im Anlaut wird nur dann geschrieben, wenn es dem deutschen ich-Laut entspricht, wie in „Chemie", „Chirurg", „Chrie", „Chiliasmus"; im übrigen ist dasjenige Zeichen an Stelle des bisherigen ch im Anlaut zu brauchen, welche die deutsche Gemeinsprache erfordert, also K in „Kolera", „Karakter", „Kor", „Krist", „Kronik", und sch in „Schef", „Schampingong", „Schossee" u. ä. Zugegeben, daß diese Wörter dadurch auf den ersten Blick ein neues befremdendes Aussehen gewinnen. Aber das Befremden wird sehr bald schwinden. Die Macht der Gewohnheit, die sich heute noch dagegen setzt, würde schon nach kurzer Zeit im gleichen Maße dafür wirken. Es gilt nur einen herzhaften Entschluß zu fassen; das ist letzten Endes Sache der maßgebenden Behörden, aber jeder kann dazu mithelfen, der sich die Notwendigkeit eines solchen Entschlusses klarmacht und dafür eintritt.

Prof. Dr. Karl Credner



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Preußen und die Rheinlande

Als katholischer Rheinländer und strikter Gegner der Absonderungsbestrebungen erlaube ich mir, zu dem Artikel des Herrn Klein Ihnen folgende Bemerkungen zu senden, wobei ich darauf hinweise, daß ich weder die Zeit noch das wissenschaftliche Material zur Hand habe, eingehend kritisch auf seine Behauptungen einzugehen.

1. Die Herren Kastert und Genossen haben immer erklärt, daß sie über ihre Pläne die preußische Regierung auf dem laufenden gehalten hätten, und diese ihre Behauptung ist bis jetzt nicht widerlegt worden, so daß man von Landesverrat nicht sprechen kann.

2. Die Fürsorge, die Preußen dem Rheinlande gewidmet hat, entsprang nicht reiner Liebe zu dem neuerworbenen Lande, sondern war auch ein wenig von staatlicher Selbstsucht diktiert. Man wußte in Berlin sehr gut, daß ein wirtschaftlicher Aufschwung dieses an Bodenschätzen so reichen Landes dem ganzen Preußenstaate zugute kommen würde, und wirklich hat ja auch das Rheinland in den letzten 50 Jahren mehr an Steuern aufgebracht, als verschiedene der großen östlichen Provinzen zusammengenommen. Daß der preußische Staat von den großen Einkünften, die ihm aus den säkularisierten Besitztümern der Bischöfe und Klöster zuflossen, auch einen ganz kleinen Teil — einen viel zu geringen Teil — zur Hebung des Landes, aus dem sie herflossen, verwandte, dafür brauchen wir Rheinländer Preußen doch wohl nicht dankbar zu sein, das war einfach eine Pflicht des Staates. Im Gegenteil, wir haben uns immer sehr darüber beklagt, daß vor allem für kirchliche Zwecke durchaus nicht genug geschah und daß der Staat die bei der Säkularisation übernommenen Verpflichtungen zum Bau neuer Kirchen, Errichtung von Pfarrstellen höchst mangelhaft erfüllte — im Gegensatz zu seiner Fürsorge für die Bedürfnisse des evangelischen Kultus.

3. Bei seiner Fürsorge für die Provinz hat Preußen eines gänzlich außer acht gelassen: sich die Herzen der demokratischen und katholischen Rheinländer zu gewinnen. Die kirchlichen Streitigkeiten mit dem Erzbischof Droste zu Vischering und vor allem der unglückselige Kulturkampf, der in dieser Beziehung geradezu ungeheuren Schaden angerichtet hat, haben in uns Rheinländern eine wirklich tiefe Liebe zu Preußen nie recht aufkommen lassen. Dazu kam noch, daß das Land dauernd von altpreußischen Beamten verwaltet wurde, die es gar nicht verstanden, mit dem rheinischen Volke zu verkehren. Der aus dem Norden an den Rhein versetzte Polizist, der durch seinen frechen Kasernenhofton das gemütliche, heitere Volk erbitterte, wo er es durch ein Scherzwort hätte lenken können, der subalterne Beamte, der aus dem preußischen Unteroffizierstande hervorgegangen war, der altpreußische Regierungs- und Landrat, bis hinauf zu den Regierungspräsidenten, die selbstverständlich immer alle fünf evangelisch sein mußten, sie alle blieben uns ewig fremd; ja so fremd war uns der ostelbische „Vorgesetzte", daß man noch zu Beginn des Krieges von einem jungen Mann, der zum Militär eingezogen wurde, sagte: „Er kommt zu den Preußen!" Für die Söhne aus unseren angesehenen Familien, die sich dem Staatsdienst widmen wollten, war in der inneren Verwaltung kein Platz — sie waren ja demokratisch und katholisch —, höchstens richterliche Beamte konnten sie werden. Dutzenden von Beispielen könnte ich aus eigener Erfahrung da berichten, auch über das Benehmen der königlich preußischen Prinzen als Studenten. Nur eins von vielen: Glaubt der Ver-

fasser, daß es die Liebe zu Preußen erhöhen konnte, wenn die ostelbischen Regimenter 1914 beim Durchmarsch durch das Rheinland meine Landsleute schon als Feinde behandelten, wenn selbst ostelbische Offiziere erklärten: hier am Rhein sei alles katholisch und daher französisch, und ihre Kompagnien mit entsicherten Gewehren in die Städtchen und Dörfer einrücken ließen, die Bevölkerung tyrannisierten und dann später sich noch beklagten, wenn die verschüchterten und etwas stumpfen Bauern in meiner Heimat, Kreis Heinsberg, ihnen ängstlich aus dem Wege gingen?

4. Diese Fehler der alten Regierung verstand auch die neue nicht zu vermeiden. Anstatt nach der erfolgten Besetzung durch die Entente diesen Teil Preußens, der in der letzten Zeit des Krieges durch Fliegerangriffe, Bahnsperren, Masseneinquartierungen usw. doch mancherlei zu ertragen hatte, wovon das mittlere und nördliche Deutschland gar nichts weiß, nun jetzt wenigstens mit besonderer Sorgfalt zu behandeln, hat man sich gar nicht um uns gekümmert. An Lebensmittelzuweisungen erhielt unser Gebiet weniger als das übrige Preußen. Die ungeheuren Summen, die die Städte und Kreise an die Besatzungsheere zu zahlen hatten, wurden erst nach heftigem Drängen vom Staat teilweise zurückerstattet, gegen die schweren Bedrückungen der Bewohner durch die Besatzungen geschah so gut wie gar nichts, scharfe Proteste im Parlament wurden vom Regierungstisch mit kalter Ablehnung behandelt. Niemals habe ich in norddeutschen Zeitungen auch nur das leiseste Wort des Bedauerns über die schweren Bedrückungen der Gesamtbevölkerung, über die zahllosen Fälle von Mißhandlungen und Quälereien der Einzelpersonen gelesen.

Dazu kam dann noch die Kirchen- und Schulpolitik Adolf Hoffmanns, die die katholischen Rheinländer auf das äußerste erbittern mußte. Daß es unter diesen Umständen dem Zentrum leicht wurde, eine große Anzahl von Rheinländern für seine Bestrebungen zu gewinnen, die darauf hinausliefen, das Rheinland unter Mitwirkung der preußischen Regierung von Preußen, nicht von Deutschland, zu lösen, ist mir und jedem, der die Stimmung hier beobachten konnte und nicht nur aus Zeitungsberichten kannte, nicht verwunderlich, sondern sehr erklärlich. Zu entschuldigen vermöchte ich die Loslösungsbestrebungen durchaus nicht, wenn sie wirklich in dem von dem Verfasser behaupteten Sinne vorhanden wären.

Aug. Kaiser



Literatur · Bildende Kunst · Musik · · · ·

Der Ring der Venus

Ein Beitrag zur Wanderung literarischer Motive

Müßige Weile des Wartens auf eine Straßenbahn zu verkürzen, geht das Auge über die Reklamebilder eines Kinematographen-Theaters: da weckt die angezeigte Filmtragödie von der „Marmorbraut" Leseerinnerungen; ein Stückchen reiht sich an das andere, und mit eins steht fast lückenlos die acht Jahrhunderte umfassende Entwicklung eines alten Motivs im Gedächtnis. In Wilhelms von Malmesbury († 1143) lateinischer Behandlung der Taten angelsächsischer Könige begegnete es zuerst. Nicht trockene Daten- und Tatsachenaufzählung wollen ja, gleich ihm, die mönchischen Verfasser umfänglicher Chroniken seit dem 9. Jahrhundert geben: die bildet vielmehr nur den Rahmen um allerhand seltsamliche Geschehnisse, denen Glaubwürdigkeit durch Beziehung auf bestimmte Zeiten und Berufung auf Zeugen gesichert werden soll. Und als ein solches erzählt Wilhelm die von einem seiner Nachschreiber in die Zeit Eduards III. verlegte Geschichte von dem „einem Bilde anvertrauten Ring". Rom ist Schauplatz der Begebenheit, die sich am Hochzeitstage eines vornehmen Bürgers abspielt. Die Gäste ergötzen sich nach Tische an mancherlei Spielen, der Hausherr selber greift zum Ball und steckt mittlerweile seinen Trauring einer bronzenen Venus an. Wie er deren Finger nachher gekrümmt findet, will er zunächst stillschweigen, um sich vor dem Spott der Gefährten zu wahren und heimlicher Entwendung des Ringes vorzubeugen. Als er nun nächtens mit seinen Dienern zur Bildsäule eilt, um nötigenfalls mit Gewalt den Finger abzuschlagen und sein Kleinod wieder zu gewinnen, ist der Ring verschwunden, die Hand der Göttin wieder ausgestreckt wie zuvor. Im ehelichen Gemach sucht er des unheimlichen Eindrucks Herr zu werden; kosend will er die Gattin umfangen — da ist ihm, als dränge sich etwas zwischen sie und als spreche eine Stimme zu ihm: „Mir sei Gatte, mir bist du vermählt; mir hast du den Ring an den Finger gesteckt; ich wahr' ihn und geb' ihn dir nimmer zurück!" Das Seltsame wiederholt sich immer und immer wieder, sobald er sich seinem Weibe naht. Rat soll endlich geschaffen werden. Er vertraut sich Verwandten an, die weisen ihn zu einem zaubermächtigen Priester Palumbus. Mit geheimnisvoller Botschaft soll er nun zu mitternächtiger Stunde an einem Kreuzweg harren, bis ein Zug seltsamer Gespenster vorüber kommt; dem mächtigsten dieser Schar, der auf einem Wagen nahen werde, soll er einen mitgegebenen Brief reichen. Es geschieht, und nun wird die Liebesgöttin, deren verführerische Gestalt schon vorher vorübergejagt war, aufgefordert, den Ring zurückzugeben: damit ist der Zauber gelöst, der den Jüngling so lange im Banne gehalten hatte, und er kann sich nun erst recht seines Lebens und seiner Ehe freuen. Palumbus aber, über dessen Nichtswürdigkeit der Herr des wilden Heeres das Gericht Gottes herabgerufen hatte, findet bald ein schauerlich Ende.

Um 1600 begegnet man dieser Geschichte, die im 14. Jahrhundert auch in eine schottische Chronik Eingang gefunden hatte, aufs neue. Aus einem sechsbändigen, nachmalen auch deutsch gedruckten Werk des Jesuitenpaters Martinus del Rius über allerhand Zauberei und Aberglauben geht sie über in Heinrich Kornmanns „Mons Veneris, Fraw Veneris Berg". Ein Jahr später, 1615, erzählt sie Simon Majolus in seinen „Hundstagsgeschichten" über allerlei

Naturwunder. Neudrucke des Dalrius tragen sie weiter; sie fehlt nicht in Philos „Christlichem Bericht von Aberglauben und Zauberey“ (1675) noch in des Happelius „Größten Denkwürdigkeiten der Welt“ (1683 ff.). War als Zeit des Begebnisses bei diesen allen die Regierung Heinrichs III., einmal auch Heinrichs IV. angegeben, so geht Paulinus in seinen „Philosophischen Lustſtunden“ (1709), vielleicht in Anlehnung an die Schottenchronik, wieder auf König Eduard zurück. Jeder dieser Berichte gibt Quellen an, aus denen er angeblich geschöpft ist: wenig genau — das erweist die Heranziehung der meist genannten Vorlage des Vincentius von Beauvais.

Dieser gelehrte und vielbeschlagene Dominikanermönch († 1264) versuchte eine Übersicht über den Gesamtumfang damaligen menschlichen Wissens zu geben, die im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts zu Straßburg in sieben Folianten gedruckt wurde. Darin steht nun zu lesen, daß „pueri clerici“, Klosterschüler, vor einer Kirche Ball spielen. Einer von ihnen ist voll Besorgnis um einen Ring, den ihm ein Mädchen zum Geschenk gegeben hat und der ihm nicht zerbrechen soll. So will er ihn lieber ablegen und in der Kirche aufbewahren. Da kommt er vor ein Bild der Jungfrau Maria, dessen Schönheit ihn ganz gefangen nimmt. Auf den Knien liegt er vor der Heiligen, gelobt, sich ihrem Dienst zu weihen, steckt ihr den Reif an den Finger — und sieht, wie sie den krümmt — und ruft die Genossen herbei, ihnen den Hergang zu erzählen, das Wunder zu zeigen. Sie alle mahnen ihn, sein Gelübde zu halten. Er aber vergißt des Schwurs und freit ein Weib. In der Brautnacht erscheint ihm die heilige Jungfrau, weist den Ring her und verklagt ihn ob seiner Untreue. Erstes, milde verweisendes Wort bleibt ohne Wirkung: da zürnt sie ihm und verheißt ihm harte Pein, wenn er seinen Sinn nicht ändere. Erschrocken flieht er nun aus dem Hause; Zuflucht sucht er in einem Kloster, nimmt die Kutte und bleibt bis an seines Lebens Ende ein treuer Diener der Heiligen.

Getreulich erzählt das Jacob von Maerlant in seinem „Spigel historiael“ nach; auch bei ihm endet's damit, daß der junge Ehemann der „maghet Marien“ dient „met trouwen sonder schult van wive / toten ende van sinen live“. — Diese absondere Form der Darstellung ist nun keineswegs Vincentius' Erfindung; vielmehr hat auch er aus früherer Quelle geschöpft Ein altfranzösisches Fabliau weiß von einem „Varlet qui se maria à Notre Dame, dont ne volt qu'il habitast à autre“. Und merkwürdige Verbindung zwischen der Mutter Gottes und der heidnischen Liebesgöttin stellt wiederum eine Legende her, die ins 12. Jahrhundert zurückgehen mag. Sie berichtet aus dem Rom zur Zeit Sankt Gregors die wohlbekannte Geschichte vom Ballspiel junger Leute am Hochzeitstage eines ihrer Kameraden; der zieht den Ring ab, um ihn nicht zu zerbrechen, schweigt dann über das Wunder der Fingerkrümmung, um die Festesfreude nicht zu beeinträchtigen, und muß nun nachts erleben, wie das Standbild naht und sich zwischen ihn und sein Gemahl stellt, ihm auch stete Wiederkehr androht, falls er sich jener nähern wolle. Sein Beichtiger, dem er sich nächsten Tages anvertraut, vermag mit Weihwasser und Kruzifix das Bild nicht zu vertreiben. Selbst der Papst weiß keinen Rat. Nun nimmt der geängstigte Mann seine Zuflucht zu einem Eremiten in Apulien. Der verheißt ihm Hilfe durch die Jungfrau Maria, falls er ihr nur treulich dienen wolle. Eines Nachts erscheint dann die Heilige voll Glanz und Klarheit und befiehlt, ein Abbild von ihr zu fertigen. Dem widerrät der Papst, weil solcher Bilderdienst untersagt sei. Doch zürnend fordert Maria in zweimal wiederholter Erscheinung Erfüllung ihres Willens. Nun wird das Bild geschaffen und in großer Demut verehrt. Da — eines Tages ist es zu aller Leide verschwunden. Doch nicht lange, so kehrt es wieder: geschlossen ist seine rechte Hand, in ihr geborgen ruht der verlorene Ring, den sich der Gatte auf Papsts Geheiß von Marien zurückerbittet: gebrochen ist da der heidnische Zauber durch die reine Magd.

Zuvörderst liegt die Frage nahe, wie spätere Überlieferungen sich auf Vincentius von Beauvais berufen konnten, wenn er die Begebenheit so ganz abweichend erzählt. Die Antwort ist rasch gegeben. Es kam mittelalterlichen Gelehrten und Dichtern immer darauf an,

Hörer und Leser durch Verweisung auf Autoritäten von der Wahrhaftigkeit ihrer Berichte zu überzeugen. Während also heute gerade selbständige Erfindung geschätzt und hoch bewertet wird, traute sich der mittelalterliche Autor nicht mit dem Geständnis heraus, daß seiner eigenen Phantasie entsprossen sei, was er seinem Publikum bot. Das ging so weit, daß oft Quellen erfunden wurden: der Kyot, der Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ vorgedichtet haben soll, gehört hierher! — Wieviel näher lag da die Wahrscheinlichkeit, daß man einen so belesenen Mann wie Vincentius ungestraft als Zeugen anrufen konnte: im Vertrauen darauf, daß Hörer und Leser es ja doch nicht nachprüfen würden oder könnten, schob man ihm ruhig zu, was er gar nicht oder nur „so ähnlich“ berichtet hatte. Und war sein Name erst einmal genannt, so ging er von einem Abschreiber zum nächsten mit um so größerer Gewißheit über, als zu eigener Quellenarbeit ja keine Zeit blieb, wenn man sich an die Herstellung von Werken setzte, die nicht zum letzten durch ihren Umfang Eindruck machen sollten!

Nun aber weiter: Vincentius und die seinem Bericht nahestehenden Überlieferungen fußen zweifellos auf einer Darstellung, wie sie auch Wilhelm von Malmesbury und von ihm seine Nachschreiber kannten. Ist sie bei dem Engländer in ihrer Urform aufgezeichnet und bei dem regen Verkehr, der das Inselreich mit dem französischen Festland verband, direkt dorthin überliefert und nun nur unter dem Einfluß des frommen Marienkults umgestaltet worden? Das könnte sein, wenn die Formungen des Stoffes, von denen die Rede war, die einzigen wären. Taucht aber noch eine andere, von ihnen ganz oder doch zum größten Teile unabhängige Fassung auf, so ist eher anzunehmen, daß diese sowie alle auf englische Chronik oder französische Legenden zurückführenden Darstellungen eine gemeinsame Grundlage haben, die vielleicht zu ermitteln wäre.

Und wirklich findet sich solche dritte Behandlung des Ringmotivs. Die Kaiserchronik — „der keiser und der kunige buoch“ —, eine auf älteren Vorlagen beruhende Geschichte der Zeit von Julius Cäsar bis auf Konrad III., bringt neben historischer Belehrung eine Zahl in sich abgeschlossener „Novellen“, die ohne jede Beziehung zu den Fürsten stehen, in deren Zeit sie spielen. Und da wird nun auch die Geschichte vom Venusring erzählt. Unter der Regierung des christlichen Kaisers Theodosius soll sie sich zugetragen haben. Da lebten zwei Brüder, die am Heidentum festhielten und davon trotz aller Bitten des Kaisers, der sich persönlich um sie mühte, nicht lassen wollten. Als nun der eine, Astrolabius, eines Tages mit seinen Genossen spielte, flog sein Ball über eine alte Mauer, und wie er nachstieg, ihn zurückzuholen, erblickten seine Augen ein wunderschönes Steinbild, dessen Reiz er sich nicht entziehen konnte. Sicherlich hatte der Teufel seine Hand im Spiel: wie sollte man sich's sonst erklären, daß des guten Astrolabius Herz in heftiger Liebe zu dieser marmornen Göttin entbrannte? Einen Ring zog er vom Finger und steckte ihn dem Bilde an; treue Liebe bis zum Tode verhieß er ihm und wollte den Ort nicht verlassen, der so süßes Geheimnis barg. Die Freunde werden mittlerweile unruhig; sie fürchten, daß Astrolabius sich beim Sprung von der Mauer Schaden getan habe, wollen ihm zu Hilfe. Erst wehren ihnen die Torwarte den Einlaß: durfte doch seit Kaiser Konstantins Zeiten keinem Christenmenschen Zutritt zu jenem Platze verstattet werden. Doch der Gewalt müssen sie weichen; die Spielgenossen dringen ein und holen den Jüngling wieder heraus. Ein anderer ist er geworden; das merken sie bald. Sie sehen ihn bleich und krank werden, bringen heraus, daß er nicht Speise noch Trank anrührt und nicht schläft, aber sie können ihm nicht helfen: kennen sie doch den Grund seiner Trübsälde nicht. Endlich trägt er's nicht länger mehr; einem weisen Manne will er sich anvertrauen, und so sehr ist's ihm um Heilung von den Wahnvorstellungen zu tun, die ihm Tag und Nacht das Götterbild vor Augen stellen, daß er gelobt, Christ zu werden, wenn ihm Erlösung von seinem Elend würde. Des Kaisers Kapellan Eusebius scheint ihm der rechte Nothelfer: weiß man doch, daß er als Jüngling sich schwarzer Kunst beflissen hatte und wohl mächtig war, Teufel zu bannen. Eins ist dem frommen Priester gleich klar: mit Hingabe des Ringes mußte der

Zauber wirksam geworden, erst nach Rückgewinnung des Kleinods wird er darum zu lösen sein. So ruft er eines Morgens den Teufel herauf und heischt Rat zu Ausweg aus solcher Not. Und wie der sich auch dreht und windet: der Gottesmann läßt nicht locker und heißt ihn, den Ring herbeizuschaffen; er muß sich drein fügen, und da er selber nicht Macht genug über seine Genossen hat, die den Ring wahren, führt er denn wenigstens Eusebius dreihundert Meilen weit auf tiefen Meeres Grund, wo ihm der grimme Höllenhund entgegensteht. Noch immer Hindernis und Beschwer: zwei Ringe seien da, heißt es, und wenn er den falschen wähle, werde es ihm übel geraten. Aber es gelingt, den rechten Reif zu gewinnen und nach Rom zurückzubringen. Der Teufel wähnt sich seines Dienstes frei, doch noch ist Eusebius nicht zufrieden: erst will er noch wissen, wie so höllischer Zauber über den Jüngling Macht bekommen konnte. Und als er erfährt, daß unter dem Venusbilde eine wunderkräftige Zauberwurz vergraben sei, läßt er die Bildsäule von ihrem Platze rücken, mehr noch: er bittet den Papst, sie Sankt Michael zu weihen und so allem heidnischen Spuk ein Ende zu setzen. Astrolabius aber, der Geheilte, nimmt, seinem Gelübde treu, die Taufe — und seinem Beispiel folgen alle Heiden, die von der seltsamen Märe hören: des freut sich Kaiser Theodosius, und des wird Eusebio reicher Gotteslohn.

Achtzig Jahre später, um 1230, gibt Ecko von Repkaus Chronik die Begebenheit in gleicher Weise, nur mit bestimmteren Angaben wieder: da ist die hohe Mauer Rest eines Venustempels; da hat der Jüngling vom Bilde so starken Eindruck, als ob es lebendig wäre; da redet der Teufel aus dem Marmor ihn an: „Willst du mich lieb haben? Dann gib mir des zum Pfande deinen Ring"; da raten die Freunde zum Arzt, Eusebius aber wird als der rechte Helfer Leibes und der Seele erfunden; er stellt den Übertritt zum Christentum als Bedingung, unter der er Heilung versuchen will. Kürzer wird der Schluß gefaßt: der Teufel holt selber den Ring; die Brüder werden beide getauft; das Bild wird fortgenommen und an seiner Statt eine Kirche erbaut.

Diese Darstellungen führen nun auf neue Spuren. Theodosius wird ausdrücklich als „von Kriechen geboren" bezeichnet; das deutet für die Zeit der Kaiserchronik (1150) nicht sowohl auf Griechenland im engern Sinne, als auf das byzantinische Reich. Dort also mußte die Sage entstanden sein. Äußerlichen Anlaß dazu mochte die von Theodosius dem Älteren im Jahre 392 verfügte Schließung und Zerstörung heidnischer Tempel geboten haben; manch herrliches Kunstwerk mochte man da zu retten bestrebt gewesen sein, wollte es aber doch aus der Menschen Angesicht verbannen, um es seines alten Einflusses zu berauben: darum die verordnete Einschließung solcher Bilder, darum die Bestellung von Torwarten, die jedem Unbefugten Zutritt wehren sollten. Wie wesentlich dieser Zug für die Geschichte des Motivs schien, mag daraus erhellen, daß er sich auch im altfranzösischen Fabliau findet: dort heißt es mit entsprechender Abwandelung, daß in Rom alle heidnischen Bildwerke in das Kolosseum zwischen Sankt Peter und Lateran gebracht worden seien. — Neu ist die Begründung für die Hergabe des Ringes: lauter Liebe, nicht Sorge, das Kleinod möchte beim Spiel zerbrechen oder beim Ballschlage irgendwie hinderlich sein. Und ganz ausgeschaltet ist das sonst mit Heirat und Hochzeit verbundene Motiv der Untreue. Auf ganz anderes als bloße Wundermär kommt es offensichtlich an. Die Bekehrung zum Christentum steht im Vordergrund; ihr wirkt heidnisch-höllischer Zauberspuk entgegen, der überwunden werden muß. Ist die Erzählung hiervon vielleicht schon früh entstanden, als Religions- und Bekenntnisfragen aller Gemüter bewegten, so blieb sie wohl zunächst auf den engeren Bezirk ihrer Erfindung — Byzanz — beschränkt; allenfalls mag sie von da nach Rom gebracht worden sein. Kaum gerechtfertigt scheint aber die Annahme, als habe sie nun gleich ihren Weg weiter nach Frankreich, nach Deutschland, nach England genommen. Man wird vermuten dürfen, daß diese Verpflanzung erst zur Zeit der Kreuzzüge stattgefunden habe: sind diese doch für die Entwicklung der abendländischen Literatur und ihre Bereicherung mit Stoffen von allergrößter Bedeutung gewesen. Unendlich

viele Motive sind aus dem Morgenland in die Dichtung der Völker übergegangen, die gemeinsam zum Heiligen Lande zogen, und da mögen Sänger und Schriftgelehrte aus den Reichen des Okzidents auch die Erzählung vom Ring der Venus kennen gelernt haben. Einigen lag die religiöse Seite am nächsten: waren doch auch die Fahrten in den Orient einem Belehrungswerk zuliebe übernommen. Aus bloßer Nacherzählung ward im Lande des strengeren Katholizismus die Umgestaltung zur Legende von der Wunderhilfe der heiligen Jungfrau. Anderwärts verzichtete man auf die Verquickung der Glaubensdinge mit dem Ring-Begebnis an sich: so entstand die englische Fassung Wilhelms von Malmesbury. Mit dem allmählichen Rückgang allzu schwärmerischer Marienverehrung hing es wohl zusammen, daß diese nüchternere Fassung sich schließlich allein behauptete. Und nicht verschwunden ist sie mit den letzten Zeugnissen, die bisher aus dem 18. Jahrhundert angeführt waren, sondern sie lebte weiter, und eine ganze Reihe von Wiedergaben fallen in das vierte Jahrzehnt des vorigen, 19. Jahrhunderts.

Die letzte steht dem Filmstück am nächsten, von dem die Betrachtung ausging. Prosper Mérimée, der Dichter der für Bizets Oper benutzten Carmen-Novelle, hat sie meisterlich in einen Rahmen gefügt, wie er's auch sonst liebt: ein Altertumsforscher findet in der kleinen Stadt Ille in Südfrankreich bei einem Herrn von Peyrehorrade ein erst kürzlich ausgegrabenes kupfernes Götterbild, als dessen Schöpfer Myron gilt. Kein Zweifel, daß es eine Venus darstellt. Seltsam die Inschrift am Sockel: „Cave amantem — wenn sie dich liebt, nimm dich in acht!" Er hört von allerlei Aberglauben, der dem Bild unheilbringende Wirkung zuschreibt. Er nimmt eines Freitags, am Tage der Venus also, an der Hochzeitsfeier teil, die den Sohn des Hauses mit dem schönsten und reichsten Mädchen der Nachbarschaft verbindet und ist des Zeuge, wie der Bräutigam am Morgen zum Ballspiel herausgefordert wird, weniger Glück dabei hat als sonst und die Schuld darauf schiebt, daß ihn der für die Verlobte bestimmte Ring an der Handhabung des Schlägers hindere: drum zieht er ihn ab und steckt ihn der Venus an. In der Eile des Aufbruchs vergißt er ihn dann, gibt statt dessen seiner Braut das Liebespfand einer kleinen Pariser Putzmacherin und wird bei der Heimkehr mit Entsetzen inne, daß sich jenes Kleinod vom gekrümmten Finger der Göttin nicht abstreifen läßt. Eine Nachprüfung dieser Beobachtung nimmt der gelehrte Gast, dem er sich anvertraut, nicht vor: er scheut sich, auf die Aussage eines scheinbar Trunkenen hin bei strömendem Regen aus dem Hause zu gehen. Nächtlicherweile hört er schwere Tritte auf der Treppe, die sich bei Morgengrauen abermals vernehmen lassen; Türenschlagen und verworrene Schreie vernimmt er und erfährt schließlich, daß der Sohn des Hauses tot sei, erdrückt von der erzenen Venus, die nach Angabe der jungen Frau nachts ins Zimmer gekommen sei. Wie letzter Anklang an den Bericht der Kaiserchronik erscheint es, wenn es heißt, daß nach dem Tode des Herrn von Peyrehorrade das Erz der Statue zu einer Kirchenglocke umgegossen worden sei. —

Was sich hier in greifbarer Deutlichkeit vor den Augen der entsetzten Neuvermählten abgespielt hat, läßt im gleichen Jahre 1837 der Freiherr von Gaudy in einer seiner „Venetianischen Novellen", mit engerem Anschluß an die auf Wilhelm von Malmesbury zurückgehenden Vorlagen, nur in der Phantasie des Mannes bestehen — an die „Nebelbraut" der alten Überlieferung erinnert man sich, und in gleicher Art wie dort erfolgt auch die Lösung des Zaubers mit Hilfe des Palumbus. Umlegung der Begebenheit nach Zeit und Ort — ins mittelalterliche Verona Romeos und Julias — und Einfügung in den Rahmenbericht vom Auftreten des öffentlichen Erzählers an der Riva degli Schiavoni in Venedig ändern an den Grundlagen der Geschichte nichts.

Die Gleichzeitigkeit des Entstehens von Gaudys und Mérimées Novellen sowie die Verschiedenheit in der Wiedergabe des alten Stoffes lassen gegenseitige Beeinflussung ausgeschlossen erscheinen. Wohl aber mögen beide Dichter gleiche Anregung zur Behandlung des Motivs gefunden haben, und die ist nicht weit zu suchen. Heinrich Heines 1837 erschienener „Salon" berichtet in dem zwei Jahre früher schon im Buch „De l'Allemagne" veröffentlichten

Abschnitt „Elementargeister" die Begebenheit, die ihn spanischen Ursprungs dünkt, nach Kornmanns „Venusberg" und Dal Rius und verweist auch dabei auf Verwendung des Motivs durch Willibald Alexis in seiner Erzählung „Venus in Rom" (1831). Woher aber war es dem zugekommen? Ich weiß es nicht. Vermag auch nicht zu sagen, wem Achim von Arnim für Übernahme des Ringwunders und die ganz eigen ausgestaltete Gleichsetzung von Maria und Venus, himmlischer und irdischer Liebe sozusagen, verschuldet ist, die sich in seiner 1824 geschriebenen Künstlernovelle von „Raphael und seinen Nachbarinnen" Benedetta und Ghita findet. Mag sein, daß man Kornmanns Buch und ähnliche Werke damals in erwachter Liebe zur Vergangenheit häufiger zur Hand nahm. (Ist es nicht vielleicht das „alte deutsche Volksbuch", dem Wagner den Tannhäuserstoff entnommen haben will?) Mag sein, daß aus gleicher Liebe zur Vertiefung in ältere Zeiten und ihre Literatur zu erklären ist, wie große Ähnlichkeit mit unserer Geschichte die 1831 zuerst in Paris aufgeführte und dann gleich nach Deutschland gebrachte Oper „Zampa" von Herold aufweist. Auch da ein Hochzeitsfest durch Dazwischentreten eines Bildes gestört; auch da der Anspruch der Marmorbraut auf das Anstecken eines Ringes gegründet, den sie nicht wieder hergibt, darüber hinaus freilich auf frühere Verbindung Zampas mit ihrem Urbild: denn nicht Venus ist hier dargestellt, sondern eine ehedem von dem Treulosen Verführte und Verlassene.

Und nun tun sich gleich weite Ausblicke auf: das Ringmotiv führt über eine Sage von Karl dem Großen hinaus in nordische Mythologie zur Göttin Thorgerðr hölgabruðr zurück, die ihre Hand krümmt, wenn ihr jemand den Goldring vom Arme nehmen will. Die Versenkung heidnischer Götterbilder auf den Grund des Meeres, an die ähnlicher Vorgang mit der Marmorbraut Zampas gemahnt, hat nicht nur zu der Herleitung des Namens Palumbus aus palus = Sumpf, Moor für Meer, Anlaß geboten, sondern läßt auch allerlei Bericht vom unterirdischen Hausen der Wassergeister wach werden. Das lebendig gewordene Steinbild endlich erinnert nicht nur an die Erscheinung des Komthurs in Mozarts „Don Juan", sondern leitet weiter zur Sage vom Bildhauer Pygmalion und der von ihm geschaffenen und zum Leben erweckten schönen Galathea. Möglichkeit, das alles über die Andeutung hinaus zu verfolgen, ist hier nicht geboten. Aber Einblick in allerlei Zusammenhänge und Lust zu eigener Vergleichung und Forschung hat vielleicht einer oder der andere bekommen: dann sind diese paar Seiten nicht umsonst geschrieben. Dr. Hans Lebede

Der Dichter als staatsbildende Kraft

In seiner bedeutsamen „Vorschule der Ästhetik" schreibt Jean Paul: „Niemals ist der Dichter (Künstler) wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unsern. Wer in die historische Zukunft hinaussieht, der findet unter den wachsenden Städten und Thronen, welche den Himmel immer mehr zu einem blauen Streif verbauen — in dem immer tiefern Einsinken der Völker in die weiche Erde der Sinnlichkeit — im tiefern Eingraben der geldhungrigen Selbstsucht — ach, in tausend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, da findet man keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr — außer bloß durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und der geistliche sind, aber zwei ähnliche, die Wissenschaft und die Dichtkunst. Letztere ist die stärkere. Sie darf sagen, was niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit. Große, aber verschämte Gefühle, die sich vor der Welt verhüllen, krönt sie auf dem höchsten Throne; wenn jene sich wie Sterne am Tage verbergen, so gleicht sie dem Sterne der Weisen, der nach den Alten am Tage leuchtete. Wenn die Welt- und Geschäftsmenschen täglich stärker den Erdgeschmack der Zeit annehmen müssen, in der sie leben: so bricht der Genius, wie der Nachtschmetterling, der sich unter der Erde ent-

puppet, mit unversehrten Flügeln aus den Schollen in die Lüfte auf. Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben — dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden."

Diese vor über hundert Jahren niedergeschriebenen Worte wirken als lebendige Stimme der Gegenwart, wo uns Wagners Meistersingerwort von dem in Dunst sich auflösenden deutschen Kaiserreich wie eine unheimliche Drohung berührt. „Es bliebe gleich die deutsche Kunst" verspricht Hans Sachs. O gewiß! Aber dann muß sie deutsch sein. Wenn je, ist in diesen Zeiten der Auflösung der Künstler dazu berufen, als Künder und Verteidiger des Volkstums zu wirken. Und wenn es die fluchwürdige Wirkung der Revolution ist, daß „alles, was vorher Verpflichtung war, sich in Forderung verwandelt" (Goethe), so muß auch hier der Künstler die vernünftige Ausnahme machen. Es heißt Jean Paul ins Gesicht schlagen, wenn seine Ausführungen dazu benutzt werden, materialistische Forderungen der Künstler an den Staat zu begründen, wo sie nur seine Verpflichtung an das Gemeinwohl verkünden. R. St.



Bilanz der Kriegslyrik

Nun, nachdem der fürchterliche Krieg verbraust ist, nachdem Deutschlands sieggewisses Heer beinahe flüchtend in die Heimat zurückkehren mußte, sind auch die mutigen Klänge verebbt, die voll Treue und Entschlossenheit die Kämpfe um des Vaterlandes Rettung begleitet haben. Wenn man jetzt zurückblickt, so kann man sich einer Erkenntnis freilich nicht verschließen: daß sich das dichterische Erlebnis nur matt und gebrochen geäußert hat gegenüber den machtvoll redenden Tatsachen. Es blieb letzten Endes überall zuviel „Literatur". Man vermißt all das, was uns so einzigartig und groß in der Dichtung der Befreiungskriege entgegenweht: die ungestüme, heilige, gotterfüllte Begeisterung. Mögen auch Arndt, Körner, Schenkendorf, Mosen, Binzer in der Geschichte deutscher Dichtung minder bedeutsam gewürdigt werden, — sie haben dennoch unmittelbarer, mitreißender gewirkt als so manche ihrer vollwertigeren Zeitgenossen. Denn sie fanden den Ton der Stunde; sie erfüllten sie rein und völlig mit dem Klange ihrer Stimme. Was sie alle und das namenlose Volkslied an Kraft und selbsteigener Fülle zu künden hatten, das konnte in der Gegenwart nicht wieder erreicht werden. Denn damals war ein tieferes, heftigeres Atemholen nötig, um den unerträglichen Zwang und Fron abzuwälzen, um Befreiung von dem im deutschen Lande hausenden Feinde zu wirken. Man darf behaupten: je schmerzlicher ein Volk geknechtet, je sklavischer es hinzuleben gezwungen ist, desto machtvoller muß auch seine aufglühende Begeisterung entbrennen. Denn Druck erzeugt den gemäßen Gegendruck. In dem Deutschland von 1914 aber herrschte Wohlleben und Zufriedenheit; und die Zahl der so übereifrig angestimmten Kriegslieder beweist nichts für die innere Nötigung, der sie entwuchsen. — Einige der wichtigsten Gedichtbücher, die dem Kampfe und Ringen gewidmet sind, mögen hier betrachtet werden.

Von den Frauen haben sich verhältnismäßig wenige geäußert. Neben den frischen Liedern, die Friede H. Kraze unter dem Titel „Vaterland" gesammelt hat und aus denen mancher kecke Vers hervorsprudelt (A. Bonz & Co., Stuttgart), mag noch Else Torge genannt sein; ihre Gedichte „Kaiser, Volk und Totentanz" (Egon Fleischel, Berlin) halten sich zwar nicht frei von wortreichem Überschwange, verraten aber ein frisches Zupacken und jungfreudige Hingerissenheit. Bedeutsamer noch stellt sich Eleonore Kalkowska dar. Ihr Buch „Der Rauch des Opfers" (Diederichs, Jena) greift sicher und überlegen in die Not der Tage; diese Verse sind geschmiedet in Leid und Trübsal und dennoch ohne Bitterkeit und Anklage. Ein hingebendes Mitgefühl durchzittert ihre leidenschaftlichen Strophen; namentlich die Gedichte

zum Andenken an die Toten und Gefallenen künden von wahrer Trauer und freiem Menschentume. Dieses Buch gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der ganzen Kriegsliteratur, außer Ina Seidels bereits erwähntem Hefte „Neben der Trommel her“.

Und nun die Stimmen der Männer, der wenigen, die vielleicht die Gegenwart überdauern werden. Rudolf Alexander Schröder gibt ein schmales Heftchen „Heilig Vaterland“ (Insel-Verlag, Leipzig), dessen prächtiges Titelgedicht ja weithin bekannt und beliebt wurde. — Die „Gedichte“ des im Kriege gebliebenen Hans Ehrenbaum-Degele (Insel-Verlag, Leipzig) beginnen zwar mit einem friedlichen Zyklus „Die Stadt“, schließen aber mit einer Sonettenfolge, welche zum großen Teile dem Kriege entstammt, zum mindesten dem Soldatenleben. In strengen Versen viel gebannte, abwehrende Leidenschaft und wahres Erleben; manches vortreffliche Gleichnis, wie dieses:

Die warme Landschaft summt wie eine Biene
Tief in des Himmels Kelch, der dunkel blaut.

— Dem umfänglichen Buche „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte“ von Albrecht Schäffer (Insel-Verlag, Leipzig) ist, soweit ich sehe, allerorten Beifall gespendet worden. Die Ehrlichkeit verpflichtet mich aber zu dem Geständnis, daß ich ihm zwar volle Achtung, aber wenig Liebe entgegenbringen kann. Ich erkenne, daß diesen Versen viel Kultur innewohnt, daß sie sich eifrig um Schwung und Pathos mühen, aber in dieser Bemühung zum größten Teile haften bleiben. Das Vorwort bereits sagt uns, daß wir uns der Hoffnung auf unmittelbarstes Empfinden entschlagen müssen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß Stücke wie „Der Trommler“, „Schlachtabend“, „Der sterbende Soldat“ viel Schönes bergen, daß mich anderseits aber die Verherrlichung der Rosa Zenoch in dieser Form übertrieben und verdrießlich angemutet hat. — Wirklich hitzige Leidenschaft flutet durch die Bücher von Josef Winkler. „Mitten im Weltkrieg“ heißt das eine (Insel-Verlag, Leipzig), und wer nur das erste der Gedichte auf sich wirken läßt, wird derb und rasch in die Ereignisse hineingeführt. Er ist ohne jede Kunstfertigkeit, zwingt die widerspenstigsten Ereignisse in Verse, ist beständig voll Unruhe, hat brennende Augen, stammelt und schreit und weiß uns immer zu bannen, auch dort, wo man zweifeln oder sogar ein wenig lächeln muß. Sein großer, hinstürmender Hymnus „Ozean“ (wie alle folgenden Bücher bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen) mutet manchmal wie in Reime und Verse gefügte Zeitungsberichte an; aber man fühlt dennoch den Willen zu einem neuen Stile; dieser Mann muß die Form zersprengen, nicht aus Spiel und Übermut, sondern aus Fülle und drängender Kraft. Läuterung wird hier glühendes Metall zu reinen Formen bändigen. — Schlichter und volkstümlicher gibt sich Hans Fr. Blunk; sein Heft „Sturm überm Land“ ist voll von der Heimatliebe des Niederdeutschen und von landschaftlicher Innigkeit. — Auch Alfons Petzold stürmt nicht gewaltsam daher; menschlich erfüllt und mitleidend singt er seine Lieder „Volk, mein Volk ...“. Er ist gläubig und segnet die da draußen kämpfen; er tröstet die Jammernden und richtet auf die von Schmerzen gebeugt sind. — Ihm nahe, wenn auch rauher und kräftiger, ist Max Barthel. „Freiheit!“ betitelt sich sein letztes Versbuch. Er ist Arbeiter, aber er naht nicht trotzig und derbtrittig; in seinen Gedichten ist Aufblick, Sehnsucht, Verlangen nach Klärung und Erkenntnis. Mitten im Gedröhn der Schlacht singt er leise, ehrfürchtige Liebeslieder; und wenn ihm auch packend kräftige Bilder von der Walstatt gelingen, so bleibt er doch immer maßvoll und beinahe ein wenig scheu. Es ist in Wahrheit ein gutes Buch, das man mehr als einmal zur Hand nimmt.

Die beiden entscheidenden Dichter des Weltkrieges scheinen mir aber Karl Bröger und Heinrich Lersch zu sein, beide dem Arbeiterstande entsprossen, beide mitten ins Leben hineingestellt, urtümlich und eigenständig. Bröger, der die beiden Hefte „Kamerad, als wir marschiert“ und „Soldaten der Erde“ herausgab, wurde zu Beginn des Krieges bekannt durch sein starkfreudiges Bekenntnis zu Deutschland:

Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.

Er verschmäht die großen Worte, und gerade darum wirkt er groß und wuchtig. Seinen Versen haftet etwas von dem Schollengeruch aus dem Schützengraben an; er liebt diese Erde auch im Aufruhr der Schlachten. Sein soziales Empfinden ist ehrlich und gut. Und er sucht einen Ausblick aus Wirrnis und Trübsal; er haftet nicht im tatsächlich Begrenzten. Wie schön und hoffnungsvoll sind nicht Stücke wie „Das Vermächtnis“, „Geburt des Geistes“, „Feldgrauer Vater an der Wiege“, „Wunsch in die Zukunft“! Und daneben so wundervoll eindringliche Schlachtenbilder wie „Nachtgefecht“, „Totentanz“, „Der Schützengraben“. Brögers schmale Bücher werden bleiben als Wahrzeichen einer Begeisterung, die ach! so unbesonnen und sinnlos unserm herrlichen Volke genommen wurde. — Bedeutsamer und umfassender freilich ist Heinrich Lersch, der Kesselschmied. Auch von ihm ist ein Wort weit hinausgedrungen: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ Seine zwei Bücher „Deutschland“ und „Herz, aufglühe dein Blut!“ wird man nicht ohne Ergriffenheit lesen. Diese rauschenden, hinreißenden Verse beben und zittern, brausen und flehen. Manche Gedichte wölben sich gleich einem Dome, den die Orgel durchschüttert. Lersch hat ein frommes, tiefdeutsches, hochgemutes Sehnen; er strebt hinaus über Pulverdampf und Kanonendonner zum Bleibenden, Ewigen; im scheinbar Sinnlosen sucht er das Walten der richtenden Vernunft. Im Kriege ist dieser Dichter geworden, aber nicht im Zufall des Mordens und Plünderns, sondern unter der Gewalt des göttlichen Geschehens, das er auch im Kugelregen und Schrapnellgeknatter nahe weiß. Daß er hier nicht versagt, sondern wächst und sich ausbreitet, das eben ist das Entscheidende und Wesentliche. Und dann, wenn die Schlacht vorüber, wenn man wieder das innige Leben empfindet, dann kommt jenes unsägliche Gefühl des Dankes, das sich so wundervoll in dem Gedicht „Ein Kamerad“ gestaltet hat:

Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
Kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die Lerche sang.

Und diesem selben Dichter gelingen so unvergeßlich machtvolle Bilder wie dieses:

Die Stunden polterten durch unsre Seele,
Granaten sprangen, wie der Herzschlag ging. —
— Die Luft war nur ein stinkiges Geschwele,
Drin, ein verweintes Aug' — trübrot die Sonne hing.

Wenn irgendwo eine Kirche liegt, dann wandert der suchende Beter in die heiligen Räume, um Trost und Aufrichtung zu suchen, um voll Inbrunst zu flehen:

Gott, gib, daß wir den ganzen Arbeitstag in deinem Namen vollbringen,
Daß wir zu deiner Ehre die irdischen Dinge bezwingen!

Und warnend, mahnend tönt Gottes Stimme in all das selbstgeschaffene Elend hinein:

Jetzt rettet dein Leib dich nicht. Du hast mich nicht einmal gesucht!
Hörst du das Weh? Hörst du das Blut? — Ich nicht, du selbst hast dich verflucht!

Solche Klänge war man bisher nicht gewöhnt; sie sind der Not entquollen, der heiligen Not! Mehr als einmal habe ich erschüttert die beiden Bände aus der Hand gelegt, dankbar und erhoben. Ein Volk, das solche Dichter findet, wird seinen Weg nicht verlieren; mögen nur diese Führer sich selbst getreu der Menge voranschreiten, ihres hohen Senderamtes vollbewußt! Dann wird das stolze und aufrichtende Wort zur Vollendung und Wahrheit: „Ich glaub' an Deutschland wie an Gott!“

Ernst Ludwig Schellenberg

Sozialisierung als geistige Vergewaltigung

Daß sich hinter dem Freiheitsgerede der meisten Sozialisierungsapostel der gierigste Machthunger verbirgt, dürfte allmählich immer weiteren Kreisen klar geworden sein. Der Versuch einer solchen Vergewaltigung jedes Andersstrebenden oder aus irgend einem Grunde Unbequemen, von einer Schamlosigkeit, zu der das verlästerte alte Regime kein Seitenstück bietet, ist der soeben abgeschlossene Vertrag zwischen dem Deutschen Bühnenverein, dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller und der Vereinigung der Bühnenverleger. Darin ist vereinbart worden, daß die Bühnenleiter in Zukunft nur noch Werke von Verfassern und Vertonern aufführen dürfen, die dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller angehören und ihre Werke durch die Vereinigung der Bühnenverleger vertreiben lassen. Andererseits dürfen diese nur Verträge mit Bühnen abschließen, die dem Deutschen Bühnenverein angehören.

Gegen diese Vertrustung des Literaturbetriebes hat der geschäftsführende Ausschuß des Bühnenvolksbundes (Vereinigung zur Theaterpflege im christlich-deutschen Volksgeist) folgenden Einspruch beschlossen:

„Zwischen dem deutschen Bühnenverein und den Organisationen der Bühnenverleger und Bühnenschriftsteller ist vor einigen Tagen ein Kartellvertrag abgeschlossen worden, der eine starke Bedrohung der Freiheit der Kunst darstellt und eine gänzliche Auslieferung der Theater an das in diesen Organisationen herrschende ‚Berlinertum' zur Folge hat. Der Kartellvertrag verpflichtet alle deutschen Bühnenleiter, nur solche Werke aufzuführen, deren Autoren dem Verbande deutscher Bühnenschriftsteller angehören oder durch die Verlegervereinigung vertreten werden. Dieser Beschluß bedeutet die Durchführung einer Zwangsorganisation auf einem Schaffensgebiet, auf dem der Zwang auf jeden Fall der Kunstentwicklung schädlich sein muß. Er bevorzugt die bekannten Stückeschreiber, die durch das Mittel der von ihnen beherrschten und verwalteten Organisationen ihre Herrschaft auf den deutschen Bühnen befestigen wollen. Von den ernsthaft gerichteten Bühnen des Reiches wurde in den letzten Jahren versucht, den übermächtigen Einfluß der Literaturmacher wie Sudermann, Hans Müller, Ludwig Fulda, Max Dreyer u. a. zu überwinden und sich von der Berliner Bevormundung freizumachen. Jetzt haben diese Literaten die Macht ganz in ihren Händen und kein deutscher Dramatiker hat die geringste Aussicht, jemals aufgeführt zu werden, der sich nicht in die Gefolgschaft der Berliner Theaterbeherrscher begibt. Und selbst wenn er sich ihrer Macht unterwirft, können sie durch ihre bezahlten Organe seinen Aufstieg verhindern. Zutreffend nennt die ‚Berliner Börsenzeitung' diesen Kartellvertrag ‚eine Abwürgung des dichterischen Nachwuchses'. Der Vertrag bedeutet zugleich die völlige Vertrustung des hochkapitalistischen Theaterbetriebes. Alles Gerede über die Sozialisierung der Theater kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß durch diesen Kartellvertrag eine mächtige Kapitalistengruppe einen derart beherrschenden Einfluß auf das Theater gewinnt, daß in Zukunft keine tantièmepflichtige Aufführung mehr stattfinden kann, an der nicht diese Kapitalistengruppe oder die Vertriebsstelle des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller, das Organ der oben genannten Literaten, ohne entsprechende Gegenleistung, verdienen. Der junge Dichter, der seither noch die Hoffnung hatte, einen Theaterleiter zu finden, der sein Werk aufführt, muß jetzt erst dem Kartell der Verleger seinen Tribut zollen. Er muß mit ihnen einen Vertrag abschließen, während sie kein Interesse daran haben, sich für einen unbekannten Dichter einzusetzen. Wir verlangen, daß aufstrebenden Talenten die Hilfe staatlicher Einrichtungen zuteil wird und protestieren dagegen, daß man sie zwingt, sich von den Verlagskapitalisten ausbeuten zu lassen, deren Gnade sie ja doch nur finden, wenn sie dem Modegeschmack und der Sensation huldigen. Wir protestieren gegen diesen Kartellvertrag auch als Organisation der christ-

lichen Theaterbesucher. Der Vertrag bedeutet letzten Endes die völlige Auslieferung der deutschen Bühnen an den im ‚Theaterzentrum Berlin' herrschenden Geist. Dieser Geist ist kein christlicher. Überall schließen sich jetzt die christlichen Kreise zu Theatergemeinden zusammen. Es ist ihre Absicht, Werke, die aus dem Geiste christlicher Weltanschauung geboren sind, für ihre Kreise auf deutschen Bühnen aufführen zu lassen. Wir verlangen im Interesse der Freiheit der Kunst, daß für solche Aufführungen, die für Vereine, Theatergemeinden usw. stattfinden, die Bestimmungen des Kartellvertrags keine Anwendung finden, und sind nicht gewillt, zuzulassen, daß die Dramatiker unserer Weltanschauung gegen ihren Willen in die Abhängigkeit des Verlegerkapitalismus gebracht werden. Auch den Privattheatervereinen aller Richtungen wird durch diesen Kartellvertrag die Möglichkeit genommen, Aufführungsrechte zu erwerben. Alle Gesinnungsfreunde, die sich diesem Protest anschließen, bitten wir um Mitteilung ihrer Adresse an die Geschäftsstelle des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M., Katharinenpforte 6."

Wir bitten unsere Leser, in großer Zahl diesem Aufrufe zum Einspruch Folge zu leisten. Dabei hebt der Einspruch des „Bühnenvolksbundes" noch nicht einmal die ganze Heimtücke dieses Abkommens hervor. Die heutigen Satzungen des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller lassen nur einen solchen Verfasser als Mitglied zu, dessen Werk „mindestens dreimal in einer Stadt von mindestens 200 000 Einwohnern" aufgeführt worden ist. Schon diese Bestimmung war eine unerhörte Anmaßung des Großstadtdünkels und zeugte allenfalls von geriebener Geschäftstüchtigkeit, nicht aber von irgendwelchem künstlerischem Gewissen. Der Possenfabrikant, dem jeder Großstadtpöbel zuläuft, ist herzlich willkommen, der ernste Dichter, der nur in Weimar, Dessau oder einer andern eifrig arbeitenden Stadt aufgeführt war, konnte nicht aufgenommen werden.

Dieser Punkt bringt denn auch Leute auf die Beine, die gewiß nicht im Verdacht reaktionär-christlicher oder nationaler Gesinnung stehen. So lesen wir in der „Frankfurter Zeitung" (24. Juni): „Aus den angeführten Bestimmungen erhellt ohne weiteres, daß jeder Dichter und Vertoner eines Bühnenwerkes, selbst des vollendetsten, von allen Bühnen des deutschen Bühnenvereins ausgeschlossen ist, sofern sein Werk nicht mindestens dreimal in einer Stadt von mindestens 200 000 Einwohnern aufgeführt wurde, d. h. wenn er nicht Mitglied des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller ist. Unter der gleichen Voraussetzung kann der fähigste und gewissenhafteste Bühnenleiter einer dem deutschen Bühnenverein angehörigen Bühne Werke, von deren künstlerischer Qualität er überzeugt ist, zum Nachteil des deutschen Volkes nicht zur Aufführung bringen. Darin liegt aber das volksschädigende Moment der obigen Bestimmung. Unsere Kunstanstalten müssen in erster Linie Erziehungsanstalten des deutschen Volkes werden."

Aber nicht nur bei der Aufnahme kann dieser „Verband deutscher Bühnenschriftsteller" sein Mütchen kühlen, er kann auch aufgenommene Mitglieder ausschließen, wenn sie ihm „nicht passen". Wie Artur Dinter, der ihr selber früher angehörte, mitteilt, entscheidet die Aufnahmekommission des Bühnenschriftstellerverbandes über die Aufnahmegesuche ohne Angabe von Gründen! Andererseits kann jeder Verbandsangehörige, der sich irgendwie nicht „genehm" macht, ausgeschlossen werden „wegen Gefährdung der Verbandsinteressen". „Als eine solche wurde z. B. meine Schrift ‚Weltkrieg und Schaubühne' angesehen, in der ich die Verjudung der deutschen Schaubühne und die Methoden und Praktiken des jüdischen Theatergeschäftsbetriebes besprach! Ihretwegen wurde ich ohne weiteres ‚wegen Gefährdung der Verbandsinteressen' aus dem Bühnenschriftstellerverbande ausgeschlossen! Nach dem neuen Kartellvertrag dürfen also meine Bühnenstücke, von denen die Komödie ‚Die Schmuggler' noch immer viel gespielt wird, nicht mehr aufgeführt werden! Ebenso wird es nun den Bühnenwerken Friedrich Lienhards und Eberhard Königs gehen, die beide damals anläßlich meines gewaltsamen Ausschlusses freiwillig aus dem Bühnenschriftstellerverbande austraten. Interessant wird es sein, was nun aus Karl Schönherrs Bühnenwerken werden wird, da er seinen

Austritt aus dem Bühnenschriftstellerverbande bereits erklärte, als ich, ohne zunächst ausgeschlossen zu werden, meines Postens als Direktor des Bühnenschriftstellerverbandes enthoben worden war, wegen meiner Mirakelrede im Zirkus Busch, in der ich gegen die jüdische Entwürdigung eines christlichen Mysteriums öffentlich Einspruch erhoben hatte."

Man sieht, Dinter sagt nicht zuviel, „der neue Kartellvertrag bedeutet nichts mehr und nichts weniger als die restlose Versklavung der deutschen Bühne und die Erdrosselung des freien künstlerischen Schaffens durch den Mammon". Denn daß dieser entzückende Kartellvertrag aus irgend welchen künstlerischen oder kulturellen Belangen geboren sei, wird sich hoffentlich niemand einreden lassen. Und darum ist hier nicht nur der lebhafteste Widerspruch aller wahren Kunstfreunde geboten, sondern auch des Staates. Das Kultusministerium kann jetzt zeigen, ob seine oft betonte Absicht, aus dem Theater freie, lediglich unter künstlerischen Gesichtspunkten geleitete Volkserziehungsanstalten zu machen, nicht bloß eine gehaltlose Phrase war.

K. St.



Heidelberger Maler der Romantik

Seitdem der Knabe mit dem Wunderhorn voller Volkslieder aus der Neckarstadt in das deutsche Land hineingeritten ist, verklärt schimmernde Romantik die an Ehren reiche Stadt, der am Neckar und am Rheine kein' andre gleichkommt. Man kann noch viel weiter gewandert sein und die charakteristische Einzigartigkeit Heidelbergs auch noch bestätigen. Keiner hat sie einfühliger umschrieben, als Eichendorff in „Robert und Guiskard":

Doch da sie jetzt um einen Fels sich wandten,
Tat's plötzlich einen wunderbaren Schein,
Kirchtürme, Fluren, Fels und Wipfel brannten,
Und weit ins farbentrunkne Land hinein
Schlang sich ein Feuerstrom mit Funkensprühen,
Als sollt' die Welt in Himmelsloh'n verglühen.

Geblendet sahen zwischen Rebenhügeln
Sie eine Stadt, von Blüten wie verschneit,
Am klaren Strome träumerisch sich spiegeln,
Aus lichtdurchblitzter Waldeseinsamkeit
Hoch über Fluß und Stadt und Weilern
Die Trümmer eines alten Schlosses pfeilern.

Und wie sie an das Tor der Stadt gelangen,
Die Brunnen rauschend in den Gassen gehn,
Und Hirten ferne von den Bergen sangen,
Und fröhliche Gesell'n beim duftgen Weh'n
Der Gärten rings, in wunderlichen Trachten,
Vor ihrer Liebsten Türen Ständchen brachten.

Der Wald indes rauscht von uralten Sagen;
Und von des Schlosses Zinnen überm Fluß,
Die wie aus andrer Zeit herüberragen,
Spricht abendlich der Burggeist seinen Gruß,
Die Stadt gesegnend seit viel hundert Jahren
Und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.

In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
Die Wandrer still — Zieh weiter, wer da kann!
So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,
Und jeden blickt's wie seine Heimat an,
Und keinem hat der Zauber noch gelogen,
Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen.

Inzwischen hat sich mit den Lebensformen der Stadt selbst auch das Verhältnis zu ihr vielfach verändert. Sie ist Fremdenstadt geworden, wie kaum eine andere in Deutschland, der lärmende Humor der „Gaudeamus"-Poesie setzte den Rest des Philisteriums an die Edelformen der stillen Romantik, und auch die im Grunde genau so materialistisch-grobe Schwärmerei für vergangene Schönheit, die in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg prunkende Theaterkulissen

vor unser nüchternes Leben schob, hat sich in Heidelberg mit dem „stilechtern" Neubau eines Schloßteils schmerzhaft verewigt. Aber trotz alledem. Auch wer nicht genug Eigenwillen besitzt, um sich die Schloßbesichtigung durch hastende Besucherhaufen und plärrende „Erklärer" nicht verstimmen zu lassen, wer den englischen Zuschnitt des Gasthofsbetriebs jetzt doppelt stillos empfindet, wem der Bierhumor Scheffels schal schmeckt — du brauchst nur etwas höher die Berge hinauf oder neckarhinauf nach der Stiftsmühle oder der Pfalz in Neckargemünd, und du hast die vielbesungene Stimmung oder besser: sie hat dich, und glitzert gar der Mond über den spielenden Neckarfluten und es ist nach Mitternacht still geworden, so erliegst du der „mondbeglänzten Zaubernacht, wo die Quellen fließen" gerade so willig, wie die um Tieck, Arnim und den dunkelaugigen Clemens Brentano.

Diese deutschromantische Stimmung ist der Poesie günstig, nicht aber der Malerei, am wenigsten der Landschafterei. Das Verhältnis zur Natur setzt sich ganz in Empfinden um, das heißt nein, dieser Weg wird eben nicht eingeschlagen; vielmehr wird das Verhältnis zur Natur dadurch bestimmt, daß wir unser Empfinden hineinlegen. Wir stehen der Natur nicht naiv gegenüber und noch nicht einmal sentimental, sondern sentimentalisch. Der Maler aber soll die Natur nicht mit dem Gemüt, sondern mit den Sinnen ansehen. Mit seinen Augen trinkt er die Herrlichkeit der Erde; je schärfer er sieht, um so schöner wird sie, je treuer er ihr dient, um so größer wächst seine Herrschaft über sie. O herrlicher Goethe, deine Augen! Und dein gelehriger Jünger Gottfried Keller mahnt: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt." Als Dichter hat Keller diese Mahnung befolgt und ist dadurch zu goldener Ernte gekommen. Aber der Maler Gottfried Keller ist trotz starker Begabung daran gescheitert, daß er den Mut zu einem solchen Verhältnis zur Natur nicht fand oder wenigstens in der deutschen Malerei nicht das anleitende Vorbild dazu. Und doch saß um jene vierziger Jahre die Romantik auf dem Herrscherthrone der Münchener Malerei. Aber sie verriet in jedem Bilde, daß sie im Grunde idealistisch war, weil sie von der Idee herkam und das Romantische in die Natur hineintrug, meistens buchstäblich als Märchen- und Sagengestalten, statt es aus der leidenschaftlich erlebten Naturerscheinung herausblühen zu lassen.

Hätte der „grüne Heinrich", der ja so gar keine Eile hatte, den Umweg über Heidelberg nach München genommen, wer weiß, ob er nicht ebenso lange in der Neckarstadt hängen geblieben wäre, wie ein Jahrzehnt später. Denn da war in Heidelberger Künstlerkreisen Staunen und Erregung groß über die Landschafterei des Engländers J. M. W. Turner (1775—1851), der 1836 bis 1838 hier tätig war. Ein Vierteljahrhundert früher hatte schon der Schotte J. W. Wallis ein großes Bild des Schlosses gemalt, dessen Phantastik nicht in der Beschwörung von Naturgeistern, sondern des Geistes der Natur liegt. Aber erst Turner wurde von dem taumeligen Wirbel aus Licht, Luft und Farbe, der das Neckartal im Sonnenglaste erfüllt, so hingerissen, daß er den Kampf damit aufnahm und für sein Ringen mit dem Wunder der Natur gesegnet wurde. Sein 1836 gemaltes Aquarell „Heidelberg von der Schloßterrasse aus" ist nach der Richtung nicht mehr überboten worden. Es bildet den künstlerischen Höhepunkt der Ausstellung „Heidelberger Maler der Romantik", die diesen Sommer lang das städtische Sammlungsgebäude ziert. Erst aus der neuesten Zeit wäre Gleichwertiges heranzuholen gewesen; ich denke vor allem an ein Bild Trübners, das bei Karl Haberstock in Berlin zu sehen war.

Seltsamerweise ist auch der Begründer dieser Sammlungen Heidelbergs und erste begeisterte Apostel seiner Schönheit, Graf Karl Graimberg (1774—1865) auf außerdeutschem Boden bei Chateau Thierry geboren, und auch die Brüder Boisserée tragen einen fremden Namen, die 1810 mit ihren Meisterwerken altdeutscher Kunst hierher flüchteten und ihnen so einen unvergleichlichen Rahmen schufen. In Stift Neuburg bei Heidelberg haben dann die echtesten deutschen Malerromantiker ihren Kreis gebildet. Aber die Overbeck, Philipp Veit, Steinle und Führich waren keine Landschafter und ihre Frömmigkeit fand die Nährquelle mehr in der Kunst, als in der Natur.

Einen kräftigen Trunk aus ihr hatte dagegen der Maler-Müller genannte Friedrich Müller, der Altersgenosse Goethes aus dem Kreise der „Stürmer und Dränger“ getan. Sein in duftiger Morgenbeleuchtung schwimmender Blick vom Abhang des Heiligenbergs auf Heidelberg steht unserer Fühlweise näher, als das meiste, was vor 1880 bei uns gelandschaftert worden ist. Dabei ist Müller nach seinem Wegzug nach Rom (1778) kaum mehr in Heidelberg gewesen. Da es Primavesi in Rom gestochen hat, ist es vielleicht ein Bild der Sehnsucht nach der Heimat. Söhne Heidelbergs oder seiner nächsten Umgebung waren Friedrich Rottmann (1768—1816), der vor allem als Lehrer wirkte, sein berühmterer Sohn Karl (1797—1850) und der in jüngeren Jahren im Tiber ertrunkene Karl Philipp Fohr (1795—1818). Gerade dieser wirkt in manchen Landschaften wie ein Vorläufer des Impressionismus und gehört mit an die Spitze jener durchs ganze 19. Jahrhundert sich durchziehenden deutschen Impressionisten, die aus Eigenem zu diesem sinnlicheren Naturleben gelangt waren, aber niemals die öffentliche Anerkennung gefunden haben. Ziemlich im Herkömmlichen stecken geblieben sind dagegen die verschiedenen Mitglieder der Heidelberger Familie Fries. Am stärksten von Turner beeinflußt erweist sich der ebenfalls in Heidelberg geborene Theodor Verhas (1812—1872), der später auch selber in England tätig war. Von ihm sind einige sehr feine Stücke ausgestellt (z. B. Heidelberg vom Nauenheimer Ufer aus). Als örtliche Bildnismaler seien der tüchtige Jakob Schlesinger (1793—1855) und Georg Phil. Schmitt (1808—1873) genannt. Von diesem bislang ganz unbeachteten Künstler bringt die Ausstellung 43 Nummern, neben Bildnissen auch geistliche Figurenbilder, peinlich durchgeführte Blumenstücke und viele Landschaften. Unter diesen im Format durchweg kleinen Stücken sind einzelne sehr zart und duftig, und wo er ganz für sich allein mit der Natur sich auseinandersetzt, wirkt er echt überzeugend. Sobald er sich aber „in Positur wirft“, kommt der Akademiker heraus, der z. B. ins Lautertal einen klassisch gewandeten Fischer stellt. Immerhin wird die eingehendere Kunstgeschichte fürderhin an diesem Künstler nicht vorbeigehen können. Noch weniger bei dem Hessen Georg Wilh. Issel (1785—1870), dessen Landschaften das allmähliche Herankommen von der Atelierkomposition zur lebendigen Natur veranschaulichen und bei gelegentlicher zeichnerischer Härte doch, besonders in Seestücken, sehr Feines erreichen.

So bezeugt auch diese Ausstellung aufs neue, wieviel freudige Überraschung wir von einer gründlichen Durchforschung des örtlichen Kunstbesitzes zu erwarten haben. Das Bild der deutschen Kunstgeschichte wird dadurch jedesmal reicher und mannigfaltiger. Es gewinnt nicht so sehr an Glanz, wie an Wärme, die dem stillen Herdfeuer einer feinen Hauskultur entströmt.

Karl Storck

Die Furcht vor der deutschen Musik

Der „jung-englische“ Komponist Edwin Evans, der den blutleeren Neuimpressionismus Debussys in noch verdünntem Aufguß seinen Landsleuten vorsetzt, veröffentlicht in der „Daily Mail“ einen Artikel, der in der Übersetzung der „Vossischen Zeitung“ also lautet:

„Die Deutschen kennen die Macht der Musik sehr gut. Wo sie auch immer während des Krieges eingedrungen sind, ist es stets eine ihrer ersten Sorgen gewesen, Konzerte mit deutscher Musik zu veranstalten; in neutralen Ländern ist ihre musikalische Propaganda geradezu phänomenal gewesen. Dieser Umstand dürfte gegenwärtig von Wichtigkeit sein, denn die Musik ist eines der Portale, durch das man sich bemühen wird, den deutschen Einfluß wieder in jene Gebiete vorzuschieben, die ihm verloren gegangen sind. Die Hunderte von Musikern, die die eindruckreichsten Lebensjahre ihrer Studienzeit auf deutschen Konservatorien verbracht

haben, die Tausende Musiker, deren Ausbildung auf deutschen Überlieferungen beruht, und die Zehntausende von Dilettanten, die noch immer des festen Glaubens sind, daß die Deutschen während des größten Teils des letzten Jahrhunderts hindurch das erste Musikvolk gewesen sind, bilden alle einen Boden für das „friedliche Vordringen" des deutschen Einflusses. Jenes Deutschland ihrer Zuneigung, werden sie sagen, sei nicht das Deutschland des Krieges.

Vor einigen Tagen ist die musikalische Soirée in einem englischen Privathause des Londoner Westens durch ein Werk von Bach eröffnet worden, das von einem Musiker feindlicher Abstammung gespielt wurde; Lieder von Brahms sind von einer Sängerin vorgetragen worden, deren Name noch bis vor kurzem einen deutschen Klang hatte, und eine Engländerin sang Schumann-Lieder in deutscher Sprache. Wird nicht jemand daraufhin Lust haben zu propehezien, wie lange es noch dauert, bis weitere Musiksalons den Deutschen die Tore öffnen? Die betreffenden Leute werden wahrscheinlich beanspruchen, für großzügig gehalten zu werden; in Wirklichkeit sind sie aber gerade das Gegenteil davon. Wenn sie großzügig wären, müßten sie erkennen, daß Deutschland, einstmals die erste Musiknation, jetzt nur noch ein musikalisches Land unter vielen anderen ist, und daß dementsprechend die englischen Programme aufgestellt wreden müßten.

Vor fast zwanzig Jahren hat Dr. Hugo Riemann, eine der größten musikalischen Autoritäten in Deutschland, bereits erklärt, daß die deutsche Überlegenheit in der Musik ihr Ende erreicht habe. Trotzdem glauben diese ‚großzügigen' Leute, daß ein gutes Programm noch immer in erster Linie aus deutscher Musik zusammengesetzt sein müsse, während die Musik anderer Länder, unsere eigene eingeschlossen, gerade noch geduldet werden darf. Das ist die schlagendste Engherzigkeit, und die Aufrechterhaltung einer solchen ‚überlegenen' Stellungnahme enthüllt nur einen schlimmen Snobismus.

Kein vernünftiger Musiker wird der deutschen Musik der Vergangenheit den Tribut versagen, den wir ihr schuldig sind, noch wird er auf den Ausschluß der besten deutschen Musik dringen, und selbst die Fernhaltung der deutschen ausübenden Künstler wird nicht von langer Dauer sein. Wenn wir uns aber nicht sorgfältig den Sinn für ein richtiges Verhältnis wahren, werden wir bald wieder in die Tage zurückgleiten, da unsere bedeutendsten Dirigenten, Kritiker und andere Führer in der Musikwelt Mitglieder des ‚Athenaeums' (des ‚Deutschen Klubs für Kunst und Wissenschaft' in London. Übers.) waren und sich über ihre Kunst zu Füßen eines Bildes des Kaisers unterhielten."

Der Artikel verrät mit entwaffnender Naivität seine Antriebsquellen. Was den englischen Komponisten durch die Kraft ihrer Werke nie gelungen ist, soll ihnen jetzt die politische Verhetzung schaffen. Aber ich halte selbst die Engländer nicht für unmusikalisch genug, daß sie für längere Zeit an der Musikmacherei ihres eigenen Landes Gefallen finden. Für die Reproduktion wird allenfalls ein beschränkter Boykott sich einige Jahre aufrechterhalten lassen; er wird um so eher scheitern, je offener und klarer alle deutschblütigen Musiker ihre Nationalität betonen. — Ergötzlich ist auch die Berufung auf Riemanns der zeitgenössischen deutschen Musik etwas abgünstiges Urteil. Selbst wenn es zuträfe, würde es nichts an der Tatsache ändern, daß doch auch in diesen Jahrzehnten die Übermacht der deutschen musikalischen Innenkraft über die der andern Völker sich unzweifelhaft dargetan hat. Es war gerade die „Entdeutschung", die Schwäche des Volkstums in zahlreichen deutschen Tonsetzern, die in diesen Jahrzehnten des Internationalismus die Vormachtstellung der deutschen Musik beeinträchtigte. Sobald unser inneres Volkstum wieder erstarkt, muß sie erneut hervorleuchten und dann wird sie alle Schutzwälle des Hasses und der Beschränktheit niederreißen. K. St.



Leoncavallo †

Wem es nur auf die Tatsachen ankommt und nicht auf die diesen zugrunde liegenden tieferen Ursachen, für den kann der Nachruf auf den am 10. August in Montecatini verstorbenen Ruggiero Leoncavallo in wenigen Zeilen geboten werden. Er war am 8. März 1858 zu Neapel geboren und strebte als echter Italiener früh nach dem Lorbeer des Opernkomponisten, den er aber erst als Vierunddreißigjähriger pflücken konnte. Das war dann allerdings ein großer Kranz, der bis heute frisch geblieben ist. Die zweiaktige Oper „I Pagliacci" hat seit dem 22. Mai 1892, an dem sie in Mailand herauskam, nichts von ihrer Wirkungskraft eingebüßt. Sie steht damit unter dem knappen Dutzend moderner Opernwerke, die sich mehrere Jahrzehnte lebendig erhalten haben, und hat in der internationalen Verbreitung Mascagnis zwei Jahre älterer „Cavalleria rusticana", mit der sie bei uns sehr oft gemeinsam auf der Bühne erschienen ist, fast den Rang abgelaufen. Wie für den Toscaner Mascagni die „Sizilianische Bauernehre", ist für den Neapolitaner der „Bajazzo" der einzige Erfolg geblieben. Weder die älteren Werke „Chatterton" und „Die Medici", die nun hervorgezogen wurden, noch die späteren, die „Bohême", „Zaza" oder gar die nachfolgenden „Maja", „Malbruk" usw. vermochten irgendeinen nachhaltigen Eindruck zu erzielen. Von den Kennern war der Komponist bereits aufgegeben, als ihn die Gunst Kaiser Wilhelms mit der Komposition des „Roland von Berlin" betraute und so ziemlich das auffälligste, allerdings auch besonders verunglückte Beispiel gab, die Kunst als Mittel für die Verbesserung unserer internationalen Beziehungen zu gebrauchen.

Dieser eine starke Erfolg in einer langen Reihe gleichgültiger Werke wirkt um so mehr als Glückswurf, als in rein künstlerischer Hinsicht, wenigstens soweit die Musik in Betracht kommt, von einem wesentlichen Wertunterschied nicht die Rede sein kann. Diese Bewertung des Musikers Leoncavallo wird nun überhaupt, zumal beim deutschen Kunstbeurteiler, recht abfällig ausfallen. Und gerade deshalb beschäftigen wir uns hier etwas eingehender mit dem Komponisten, denn da wir auch in Deutschland seinem „Bajazzo" bis auf den heutigen Tag die stärksten Erfolge bereiten, müssen doch Kräfte und Werte in dem Werke stecken. Denn mit dem Saisonerfolg einer Schlagoperette ist dieser nun immerhin schon siebenundzwanzig Jahre anhaltende Opernerfolg um so weniger zu vergleichen, als der Stoff des Werkes tragisch ist.

Bevor er das große Los in der Lotterie der italienischen Opernfabrik zog, ist es Leoncavallo sehr schlecht gegangen. Er hat sich als unberühmter Lehrer und Kaffeehausspieler kümmerlich durchgeschlagen. Die Texte zu seinen Opern schrieb er sich selbst, nicht aus irgendwelchen kunsttheoretischen Grundsätzen, sondern weil er sich auf diesem Gebiete ebensoviel zutraute, wie den berufsmäßigen Zuschneidern der Operntexte. Nur bei den „Medici" haben seine Absichten hochgegriffen; sie waren der erste Teil einer Operntrilogie „Crepusculum", was so etwas wie „Dämmerung der Neuzeit" bedeuten mochte, da die beiden anderen Teile „Savonarola" und „Cesare Borgia" zum Helden haben sollten. Da der erste Teil zunächst nicht auf die Bühne kam, hat Leoncavallo die beiden andern gar nicht erst geschrieben. Zum Märtyrer fühlte der in der körperlichen Fülle mit Rossini wetteifernde Komponist offenbar keinen Beruf. Dann machte er den Glücksfund des Bajazzostoffes. Auf dem Titel steht: „Nach einer wahren Begebenheit bei Montalto in Kalabrien am 15. August 1865." Durch Mascagnis „Cavalleria" war der von Puccini nach dem Vorbilde der Bizetschen „Carmen" ausgebildete Verismo in Schwang gekommen und Leoncavallo machte die Mode geschickt mit. Von Hause aus war er für diesen Stil noch weit weniger veranlagt, als Mascagni. Leoncavallo ist der echt italienische Schmachtmusiker alten Stils, dem bloß nicht genügend Melodien einfallen, um zu den musikalisch unwiderstehlichen geschlossenen Gebilden der Rossini, Bellini, Donizetti und des jüngeren Verdi zu gelangen. Seine musikalische Kernkraft ist ge-

ring. Er kommt über eine ziemlich eintönige, melodische Phraseologie nicht hinaus, die allerdings vor der sogenannten Sprachmelodie der deutschen Wagnerianer den Vorzug des sinnlichen Wohllauts oder der brutalen Eindringlichkeit hat. Auch im rein Handwerklichen stand Leoncavallo nie hoch. Seine Instrumentation begnügt sich mit alterprobten Effekten, unter denen z. B. das Mitgehen des Cellos mit der Singstimme und das Unisono aller Instrumente bei den höchsten Gefühlsausbrüchen geradezu schablonenmäßig ausgenutzt werden. Dazu kam dann auf der andern Seite das bunte Gelärm des modernen Orchesterapparats. Einige harmonische Kühnheiten, die heute schon abgebrauchten übertriebenen Septimen und dergleichen, wirken als nachträglich aufgesetzte Lichter und sind keineswegs natürlich gewachsen. Mit Puccinis Feinarbeit und harmonischer Eigenart kann Leoncavallo keinen Vergleich aushalten.

Das alles wird sich jeder bei einem auch nur etwas eingehenden Studium der Partitur des „Bajazzo" sagen müssen, und wenn er dazu noch die rücksichtslose Art der Ausbeutung jedes Effektmittels nimmt, wird die künstlerische Gesamtzensur wohl noch unter „mittelmäßig" ausfallen.

Und doch! Und doch! Wer hätte sich noch nicht dabei ertappt, daß ihm die schmachtenden Melodiebögen des Bajazzoprologs innerlich aufklangen, wer hätte sich vor allem, wenn er im Theater saß, der Wirkung dieses Stückes zu entziehen vermocht? Ich glaube kaum, daß die Italiener da begeisterter waren als die Deutschen. Noch entsinne ich mich lebhaft der ersten Aufführung des Werkes in Berlin, wie nach dem von Bulß in beseligter Tonschwelgerei vorgetragenen Prolog ein unerhörter Beifallssturm losbrach, der den Komponisten immer wieder vor den noch nicht einmal hochgegangenen Vorhang zwang und selbst den komischen Anblick überdauerte, als der massive kleine Maestro sich zu dem hochgewachsenen Sänger emporstreckte und ihn begeistert abküßte. Aber noch Jahre später, als der Verismo längst nicht mehr Mode war, hat uns Caruso mit der großen Arie des Canio bis ins Tiefste erschüttert; es überlief mich heiß und kalt, als diese Stimme, hart und biegsam wie ein Stahlbogen, das grenzenlose Weh des aus der Rolle des Komödianten ins ungehemmte Handeln des entfesselten Menschen Gefallenen hinaussang.

Gewiß, das war ein höchster Triumph künstlerisch vollendeter Reproduktion. Aber das Werk gab doch die Gelegenheit dazu. Man wirft ein: Theater! Natürlich ist es Theater. Aber ist das im Theater ein Vorwurf? Für uns Deutsche allerdings. Und damit entschält sich uns der Kern der deutschen Theaterproblematik.

Wir suchen im Theater zweierlei: einerseits ist uns das Theater ein Tempel, eine moralische Anstalt, ein Festspielhaus; andererseits eine Unterhaltungsstätte. Nur das erstere empfinden wir so recht als deutsch. Nicht daß wir das dem Menschen ja natürliche Unterhaltungsbedürfnis nicht hätten; aber wir haben kein Talent, künstlerisch zu „spielen". Für uns gilt des deutschen Dichters Wort nicht, das dem Ernst des Lebens die Heiterkeit der Kunst entgegenstellt. Für uns ist die Kunst ernst, und zwar nicht so sehr im kunsttechnischen Sinne, wo wir sogar viel leichter ein nicht ausreichendes Können vertragen, als der Romane, sondern im Ethischen. Darum fallen wir tiefer als der Romane, wenn wir die Kunst nicht von der weihevollen Seite nehmen. Der Romane sieht im Theater ein Spiel, und er spielt als Zuschauer bewußt mit. Die Anteilnahme eines südländischen Publikums an den Vorgängen auf der Bühne bleibt trotz aller leidenschaftlichen Äußerung viel mehr im Bereich des Kunst*verstandes* als bei uns, wo sich alles derartig in Empfinden umsetzt, daß wir ganz vergessen, vor einem Spiele zu stehen. In Italien findet es der einfache Zuschauer ganz natürlich — ich habe derartige Vorfälle zahllose Male gehört —, nach einer tragischen Arie in das Spiel hineinzurufen: „Bravo il tenore!" Also: „das hast du ausgezeichnet *gemacht*, Tenor!" Bei uns äußert sich eine solche „volkstümliche Hingebung" eher darin, daß der Darsteller des Bösewichts mit Prügeln bedroht wird. Der Deutsche, oder vielleicht die Germanen überhaupt,

haben viel mehr dramatisches Empfinden als der Romane. Aber wir haben kein Theaterblut. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das künstlerische Höhere im Dramatischen liegt. Aber dieses Dramatische ist, wie alles Großkünstlerische, Festtagssache. Wir gehen aber am Alltag ins Theater, suchen hier die Unterhaltung für den Alltag, die Ausspannung von seinen Mühen. Der Romane findet diese Entspannung auch bei tragischen Stoffen leicht, weil er dank seiner mehr verstandesmäßigen Einstellung sich dauernd des Spielzustandes bewußt bleibt.

Andererseits gewinnt der Kunstschöpfer dadurch eine viel größere Freiheit gegenüber den behandelten Vorwürfen. Es kommt ihm gar nicht auf die „Wahrheit" im höheren Lebenssinne an, denn er spielt ja bewußt. Leoncavallo bekennt sich in seinem „Bajazzo" zum Stil des Verismo; aber er sieht im Gegensatz zum deutschen Naturalismus diese „Wahrheit" keineswegs in der getreuen Übernahme der äußeren Lebenserscheinungen, der Sprechweise und Bewegungsart, sondern folgert daraus lediglich ein Recht, auch Vorgänge des Alltagslebens auf die Bühne zu bringen. Für die italienische Oper bedeutete es sogar einfach die Darstellung der Nachtzeiten des Lebens der niederen Schichten. Die Art des Vortrags dagegen ist bewußt theatralisch. Gerade darum wirkt sie auf dem Theater so sehr und gibt dem Schauspieler Gelegenheit, alle seine Fähigkeiten glänzen zu lassen. Wir Deutsche aber erliegen ganz natürlich diesem Zauber des Theaterblutes, und ein großer Teil der sogenannten „Ausländerei" unseres Theaterbetriebs kommt auf Rechnung dieses durchaus natürlichen Verlangens nach einer Ergänzung unseres theatralischen Schaffens. Denn ganz gewiß ist dieses echte Theaterblut auch mit dem deutschen Wesen vereinbar. Schiller ist ein ganz echter Theatraliker, manchmal sogar — man denke an manche Stellen der „Jungfrau von Orleans" — ein äußerlicher. Mozart ist wohl das Ideal der innigsten Verbindung von Theaterblut mit warmem menschlichen Empfinden.

Aber diese beiden sind Heroen des Genielandes und lassen sich deshalb nicht eigentlich in eine Berechnung einstellen. Für eine solche aber können wir auf Lessing hinweisen, dessen außerordentlich entwickelter Kunstverstand aus der Erkenntnis des Theaterwesens heraus eine „Minna von Barnhelm" zustande brachte. Wir haben seither ein gleichwertiges Lustspiel nicht wieder erhalten. Am nächsten kam ihm Freytag, in dem auch nicht die heißen Quellen eines natürlich strömenden Dichtertums lebendig waren.

Ich halte es für notwendig, daß wir in einer Zeit, in der wir auf den verschiedensten Wegen dem Ziele zustreben, das Theater in noch höherem Maße zu einem Lebenswerte des ganzen deutschen Volkes zu machen, uns über diese Grundfragen des theatralischen Schaffens klar werden. Wir sind in der glücklichen Lage, daß das, was uns Deutschen fehlt, wesentlich im Bereich des Verstandesmäßigen und damit zugleich Kunsttechnischen liegt. Die klare Erkenntnis der Mängel ist hier der Anfang zu einer Besserung; aus ihr folgt fast von selbst die Erkenntnis der Forderungen, die ans Ziel führen können, und dann bedarf es nur noch des ernsten Willens, um auch den Weg zu finden. So heilig wir jederzeit die Ideale unseres Volkstums hochhalten wollen, dürfen wir darum doch nicht, oder besser dürfen wir gerade darum nicht unsere Augen vor den Realitäten unserer Lebensführung verschließen. Wir brauchen nicht nur das Theater als Festspielbühne, wir brauchen es auch als Unterhaltungsstätte des Alltags. Nur wenn es uns gelingt, auch in dieser Hinsicht ein deutsches Theater zu schaffen, werden wir seiner vollen Werte teilhaftig werden und unser Volkstum vor den Schäden wahren, die es jetzt weit mehr als durch die Einfuhr guter ausländischer Theaterware, durch die wertlose einheimische Unterhaltungsmacherei in Operette, Schwank und sogenanntem Lustspiel erleidet.

Karl Storck



Türmers Tagebuch

Reine Hände zum Aufbau! · Der Erzberger-Schwindel Das Geständnis des Prinzen Max von Baden

Die Auseinandersetzungen über die Schuld am Kriege und seinen erbärmlichen Ausgang wollen kein Ende nehmen. Das ist mehr als bedauerlich, es ist beschämend, aber einmal nicht zu ändern. Gewiß wäre es das „Normale“, wäre es erfreulicher, heilsamer, wenn wir unser ganzes Sinnen und Trachten vorwärts, auf die Wiederaufrichtung des einst so stolzen, nun so furchtbar und so — jämmerlich in Trümmer gelegten Baues richten, für diese und nur diese Aufgabe alle unsere Kräfte sammeln und anspannen könnten. Aber unsere Lage ist eben in keinem Belange eine „normale“, sie ist zur Stunde immer noch so, wie sie hier schon aufgewiesen wurde, und wie sie von der „Täglichen Rundschau“ neuerlich belichtet wird: „Ehe wir mit Erfolg an die Erfüllung dieser Aufgaben herantreten können, müssen wir uns über die Grundlagen schlüssig werden.

Es ist verständlich, daß die heutigen Regierungsparteien, die den Zusammenbruch verschuldet, das größte Interesse daran haben, in den Augen des Volkes die Schuld rechts zu suchen, um diese staatserhaltenden und staatsaufbauenden Kräfte von der künftigen Mitarbeit am Volke auszuschalten. Nachdem diese Erörterung nun einmal in Gang gebracht ist, kann auf nationaler Seite etwa aus Rücksicht auf Allgemeininteressen der Kampf nicht mehr abgebrochen werden. Es heißt auch hier: faule Verständigung wäre gleichbedeutend mit Eingeständnis der Schuld. Wir stimmen dem Offiziosus Erzbergers in der „Deutschen Allg. Ztg.“ durchaus be', daß dieser Kampf nicht notwendig die Formen einer hysterischen Verfolgung Andersdenkender anzunehmen braucht. Aber leider ist diese Erkenntnis auf der Regierungsseite nicht vorhanden: hysterische Verfolgung Andersdenkender ist drüben Grundsatz allen Handelns, und dieser Tatsache muß auch auf nationaler Seite Rechnung getragen werden, will man nicht bei diesen Auseinandersetzungen unter den Schlitten kommen. Auch wir erkennen durchaus den politisch-ethischen Zweck, dem Volke einen neuen sicheren und festen Grund zu geben, aber wir kommen dabei um die Klärung der Grundfrage nicht herum, wer berufen sein kann, das Volk aus der hoffnungslosen Skepsis, in der es sich befindet, zu erlösen. Warum befindet sich aber das Volk in diesem Zustand, warum erfaßt die Besten unseres Volkes ein Grauen, wenn sie in politische Gespräche verwickelt werden? Warum ist der von Erzbergers Offiziosus in der ‚Deutschen Allg. Ztg.‘ beklagte Widerwille vorhanden, ‚den Standpunkt zu den großen Fragen der Kriegspolitik jeden Tag auf Grund neuer Enthüllungen oder Erklärungen beteiligter Persönlichkeiten zu verändern oder zu modifizieren?‘ Weil sie erkennen,

daß sich an dem Wiederaufbau hauptsächlich Elemente beteiligen wollen, die nach ihrer ganzen politischen Vergangenheit eine Gefahr für Deutschland sind, weil sie sehen, daß die gegenwärtig Regierenden bei ihren Veröffentlichungen nicht gewillt sind, objektiv zu denken und zu handeln, sondern ihr Material über die Ursachen des Zusammenbruches lediglich nach parteiischen Grundsätzen zusammenstellen! Weil sie sehen, daß der Wiederaufbau von Elementen vollzogen werden soll, die nach ihrer ganzen Vergangenheit moralisch ungeeignet sind, die Führung des Volkes zu übernehmen oder vielfach das Volk für ihre persönlichen politischen Zwecke benutzen oder ausnutzen wollen ... Die Kreise, die an einen gesunden Wiederaufbau unseres Volkes herangehen wollen, haben alles Interesse daran, daß in das neue Deutschland nicht korrupte Zustände, dem Auslande abgelauscht, hineingetragen werden. Wer sich am Wiederaufbau beteiligen will, soll es mit reinen Händen tun, soll den Beweis dafür erbringen können, daß seine frühere Politik nicht von persönlichen oder parteiischen Interessen, soweit das große Ganze in Frage kam, begleitet war. Diese Voraussetzungen sind aber bei einem großen Teil der Leute, die sich heute in den Vordergrund schieben, nicht vorhanden. Man wird gern anerkennen, daß viele von denen, die während des Krieges auf Verständigungspolitik hindrängten und pazifistischen Anschauungen unterlagen, vom besten Willen und Wollen geleitet waren. Aber es kommt nicht auf das Empfinden dieser einzelnen an, sondern auf die Wirkung der Politik der breiten Masse dieser Verständigungsbereiten. Hier wissen wir, daß die auswärtige Politik dieser Leute, die Frage, ob Sieg oder Verständigung, zu einem großen Teile nur nach parteipolitischen Gesichtspunkten beurteilt wurde. ‚Nach Siegen', so schrieb einst das ‚Berliner Tageblatt', ‚pflegt eine Entwicklung im aristokratischen Sinne zu folgen, nach Niederlagen eine freiheitliche Periode der Politik.' Weil diese Auffassung Allgemeingut dieser Kreise gewesen ist, drängte man auf die Verständigung hin, die, wie auch einsichtige Sozialisten, so Konrad Haenisch, jetzt zugeben, mit der großen Gefahr verbunden war, daß dieser Verständigungsfriede ein Gaukelbild sein würde, ein Trugbild, daß die Westmächte harte, unerbittliche Sieger sein würden, ‚ganz gleichgültig, ob einem monarchischen oder einem republikanischen Deutschland gegenüber'. Das, was Haenisch, wie er jetzt sagt, während des Krieges und während des Kampfes um den Verständigungsfrieden vielfach als schwere Sorge empfunden hat, davor haben die Verständigungspolitiker absichtlich Augen und Ohren verschlossen. Sie haben nicht die Gefahren erkannnt, die vom Feinde drohten und haben auch nicht die innerpolitischen Gefahren sehen wollen, die mit einem zunehmenden Entgegenkommen gegenüber der radikalen Entwicklung verbunden waren. Man hat geglaubt, weil man es so sehen wollte, daß eine Radikalisierung unseres innerpolitischen Lebens den radikalen Agitatoren den Boden entziehen würde. Man hat geglaubt, im Volke durchgängig Reife sehen zu können, wo nie welche vorhanden gewesen ist. Es hat wenig Bedeutung, wenn mancher, der sein ganzes politisches Leben auf dem Willen aufgebaut hat, die preußisch-deutsche Politik freiheitlich, demokratisch zu gestalten, heute der Meinung ist, daß er immer konservativ gewählt

haben würde, wenn er gewußt hätte, daß die breite Masse des Volkes sich in solchen politischen Irrsinn hineintreiben lassen würde, wie es seit der Revolution tatsächlich geschehen ist. Aber an dieser Entwicklung, wie sie vor sich gegangen ist, ist nichts mehr zu ändern. Leute, die ehrlich umlernen wollen und sich aus internationalen Träumereien zu nationalem Empfinden zurückfinden, werden an der Mitarbeit immer willkommen sein. Aber Leute, die wie Erzberger ihre ganze politische Tätigkeit nur von persönlichen Gesichtspunkten aus sehen und die politische Atmosphäre erschweren, weil sie nur in dieser Luft politisch weiterleben können, solche Leute müssen von der Mitarbeit am Wiederaufbau des Reiches ausgeschaltet bleiben. Wenn sich in dieser Richtung Licht zeigen wird, dann wird auch im Volke die jetzt so ausgeartete Skepsis verschwinden, die das politische Leben des Volkes so außerordentlich lähmt und dem Radikalismus nützt."

* * *

Es ist ja schon märchenhaft und ist „lügenhaft zu erzählen", in welchem Nebel politischer Unreife und Verworrenheit nicht nur die Masse der Deutschen, sondern auch die Mehrheit ihrer gewählten Volksvertretung befangen ist. Unbehütet auch nur von dem einfachsten politischen Abwehrinstinkt, fiel diese Mehrheit auf den dick und plump geschmierten Leim der Erzbergerschen „Enthüllungen" herein, während es doch, nach allen so reichlichen Erfahrungen mit Herrn Erzbergers Wahrheitsliebe und seinen bewährten Taschenspielerkünsten, von Hause aus so gut wie sicher erscheinen mußte, daß es sich auch in diesem Falle um nichts anderes handeln würde und könnte, als um einen neuen aufgelegten Erzberger-Schwindel! Aber die guten Leute und amusischen Musikanten rasten, tobten, brüllten wie eine Rotte Besessener, in die der böse Geist gefahren war, der immer noch der Vater der Lüge ist. Sie rasten, tobten, brüllten über ein todeswürdiges, ein unerhörtes Verbrechen der alten Regierung, das nur in der geschäftstüchtigen Phantasie des Herrn Mathias Erzberger bestand, von seinen Mannen aber blind geschluckt wurde. Wenn diese Braven auch das Mögliche nicht können, das Unmögliche können sie um so besser: Kamele verschlucken und Mücken seigen.

Was ist nun von dem ganzen Zauber übrig geblieben? Das Wahre an den „Enthüllungen" waren bis auf einige grundsätzlich belanglose Einzelheiten in sensationeller Aufmachung keine Enthüllungen, sondern „olle Kamellen", — das Neue nicht wahr, sondern erprobter Erzberger-Schwindel, ein Netz von Verdrehungen, Entstellungen, Vortäuschungen, in das sich der tapfere Streiter für die „Wahrheit" selbst verstrickt hat. Denn aus dem „flammenden" Ankläger wurde bald der freilich nie verlegene Angeklagte. Zeugen sind gegen ihn aufgetreten, deren Glaubwürdigkeit in anderem Kurse steht, als die eines Ehren-Erzberger, Zeugen, von denen er selbst denn doch nicht wagen wird, zu behaupten, daß sie auch nur entfernt „alldeutscher" Sympathien verdächtig seien, Zeugen, wie der Graf Wedel, früherer Botschafter in Wien, die sogar die „Frankfurter Zeitung" gelten lassen muß.

Aber der Mann mit der eisernen Stirn und der Elefantenhaut läßt sich in seinem baumstarken Glauben an die siegreiche Macht des Schwindels und die Dummheit, Leichtgläubigkeit und Vergeßlichkeit der Zeitgenossen nicht erschüttern. Ist er doch in der glücklichen Lage, über den ganzen Regierungsapparat der neugebackenen „Deutschen Republik“ mit ihrem Marionettentheater zu verfügen, alle Akten und Archive nach seinem persönlichen Bedarf und Nutzen auszukramen oder unter Verschluß zu halten. Hat er sich doch fürsorglich beizeiten schon ein ganzes Heer von dankbaren und dienstfertigen Agenten und Preßtrabanten verpflichtet. Mit einem solchen wohlgeschmierten Apparat kann man schon mancher faulen Sache auf die Beine helfen. Was aber bedeutet nicht schon ein mit dem Nimbus amtlicher Sachlichkeit und Keuschheit umkleidetes „Weißbuch“, das von „der Regierung“ ausgegeben und eingeführt wird? Daß „die Regierung“ im Grunde Erzberger ist, und Erzberger „die Regierung“, das dringt den meisten, wenn sie auch schon eine dunkle Ahnung davon haben mögen, doch nicht über die Schwelle des Bewußtseins. „Regierung ist Regierung“, so schnappen die Hirne automatisch ein, und es schwebt ihnen dabei die trotz aller ihrer schweren Fehler und Unterlassungen doch immerhin noch leidlich saubere und sachliche alte Regierung vor.

Dieses „Weißbuch“ — wer hätte es anders erwarten dürfen — ist nun die ideale Fortsetzung des Erzberger-Schwindels. Für den Sehenden lassen schon die dem Buche mitgegebenen „Vorbemerkungen“ keinen Zweifel daran. Das Verfahren ist zwar neu, aber echt — „Marke Erzberger“: der Leser soll gleich zu Anfang auf den Gesichtswinkel des Nutznießers eingestellt und festgelegt werden, und die weitere Rechnung ist, daß sich viele, wenn nicht die allermeisten, an dieser Eselsbrücke genügen lassen und nicht weiter sich in Engpässe der Aktenstücke begeben werden.

Die Vorbemerkungen und die ihnen folgenden Blätter, faßt die „Süddeutsche Zeitung“ zusammen, legen alles Gewicht darauf, daß die Oberste Heeresleitung am 1. und 2. Oktober 1918 auf sofortige Hinausgabe des Friedens- und Waffenstillstands-Angebots gedrängt hat. „Zunächst ist das keineswegs eine ‚Enthüllung‘, die O.H.L. hat (vgl. das Buch von Oberst Bauer) aus ihrem damaligen Verhalten kein Geheimnis gemacht. Sodann bedarf es zur Erklärung dieses Drängens nicht des sog. Zusammenbruchs Ludendorffs. Das Weißbuch behauptet ihn; es enthält die Meldung des Wirklichen Legationsrats Grünau an das Auswärtige Amt: ‚Ich habe den Eindruck, daß man hier (im Großen Hauptquartier) völlig die Nerven verloren hat.‘ Ludendorff sagt dazu: ‚Wir alle im Gr. Hq. standen unter dem gewaltigen Eindruck der Ereignisse; ich habe aber keinen meiner Offiziere gesehen, der nicht Herr seiner Nerven gewesen wäre, und ich nehme dies auch für mich in Anspruch.‘ Es sprachen sachliche Gründe für äußerste Beschleunigung der Hinausgabe des Angebots, nachdem man sich einmal zu einem solchen entschlossen hatte. Jetzt konnte man noch am ehesten darauf rechnen, daß der Feind unsere Schwierigkeiten noch nicht klar erkannte. Und ohnehin mußte man damit rechnen, daß die Weiterbehandlung des Angebots bei dem Feind Zeit in Anspruch nehmen werde. Mußte man da die Bildung der neuen

Regierung abwarten? Dieselbe verzögerte sich, wie Staatssekretär Hintze andeutet, durch die ‚unsinnigen und anspruchsvollen Parteien'; da bedurfte es also eines Druckmittels. Man darf nicht vergessen, daß die Sache schon seit dem 14. August spielte; daß am 10. September Hindenburg sich mit einer Aussprache zu den Feinden ‚ohne Aufschub' einverstanden erklärt hatte; daß inzwischen der Zusammenbruch Bulgariens erfolgt war, der einerseits durch Wegsaugung von Reserven im Westen die Gefahr sehr verschärft hatte, andererseits einen unauffälligen Anknüpfungspunkt für das Friedensangebot lieferte; insbesondere aber, daß die Besprechung im Gr. Hq. am 29. und 30. September zu vertraulichen Mitteilungen nach Wien und Konstantinopel geführt hatten, was die Gefahr sowohl von Sonderschritten der Bundesgenossen als von Durchsickerungen an den Feind in sich schloß. Ludendorff beklagt sich, daß das Weißbuch über diese wesentlichen Besprechungen vom 29./30. September nichts enthält.

Sollte die Oberste Heeresleitung nicht ihrerseits die Mißlichkeiten, Schwächen und Gefahren des Angebots erkannt haben? Aber es mußte sein, und sie war der Überzeugung, jetzt allein noch sei eine verhältnismäßig günstige Wirkung des Angebots möglich. Was die Feinde fordern würden, konnte man zunächst abwarten. Daß das deutsche Heer noch stark genug war, wie Major v. d. Busche vor den Reichstagsführern sagte, ‚um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erringen und die Entente vor neue Opfer zu stellen', war vorläufig unsere Bürgschaft gegen übermäßige Forderungen. Kam dann eine Ablehnung oder ein demütigendes Verlangen, dann erst hatte man den entscheidenden Entschluß zu fassen. Ludendorff macht darum auch ausdrücklich den Vorbehalt, die 14 Punkte Wilsons sollen nur als ‚Grundlage' für die Friedensbesprechungen dienen, ‚nicht aber nehmen wir sie an als vom Feind uns auferlegte Bedingungen'. Bei alledem ist klar, daß es der O.H.L. in erster Linie um Zeitgewinn zu tun war, um Erlangung einer Pause, in der das Heer sich ausruhen und neu sammeln konnte. Nicht im Sinn der Bauernschlauheit, die den Gegner übers Ohr hauen zu können glaubt, sondern im ernstlichen Willen, zum Frieden zu kommen, aber doch nicht jeden Frieden anzunehmen.

Die eigentliche Entscheidung konnten daher erst die Antworten Wilsons bringen, und an der Stellungnahme zu ihnen entscheidet sich auch das Urteil über die Haltung der Regierung einerseits, der Obersten Heeresleitung andererseits. Als mit der zweiten Antwort Wilsons die Schicksalsfrage naht, da setzt sich in der Besprechung am 17. Oktober Vizekanzler Payer entschieden und nicht ohne Zuversicht für weiteren Widerstand ein; seine Erkenntnis der uns drohenden Folgen ist so weitblickend, wie man es von dieser Seite nie zuvor gehört hat. Ludendorff kann sagen: ‚Der Vizekanzler hat mir aus der Seele gesprochen.' In der Mehrzahl waren bei jener Besprechung die zweifelnden und flaumacherischen Staatssekretäre. Scheidemann sprach das böse Wort: ‚Die Arbeiter sagen mehr und mehr, lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.' Ganz zweiflerisch ist auch Solf, der Außenminister; er läßt deutlich

durchblicken, daß er die jetzt wieder gestärkte Zuversicht der O.H.L. als unaufrichtig und unglaubwürdig, als ein Zurückweichen, ja als einen Versuch auffaßt, sich der Verantwortung zu entziehen. Auch der Reichskanzler Prinz Max gehört zu den Bedenklichen, Zweifelnden. Er will, wie auch die meisten Staatssekretäre, immer eine Gewißheit haben — das Kind! Oder der — Schlauberger?

„Nach der dritten Antwort Wilsons legen die Vertreter des Auswärtigen Amts im Großen Hauptquartier bereits die Achtung vor der O.H.L. ab. Lersner telephoniert und der Gesandte Haniel gibt es ohne Gegenbemerkung weiter, er könne nur aufs dringendste davor warnen, etwaigen Versprechungen der O.H.L. Glauben zu schenken; ein Wechsel in der O.H.L. würde bei dem größeren Teil der Front günstig wirken, da man das Vertrauen in die gegenwärtige O.H.L. verloren habe. Dieser wackere Herr v. Lersner witterte offenbar die tags darauf vollzogene Verabschiedung Ludendorffs. In der Besprechung am 26. Oktober finden wir auch den Vizekanzler Payer gewandelt; er hat jetzt ‚abgelehnt', die Verhandlungen abzubrechen und eine Volkserhebung einzuleiten. Man hört jetzt, nach Ludendorffs Ausscheiden, als weitere Heerführer die Generale Mudra und Gallwitz, stößt aber bei ihnen auf dieselben mannhaften Erklärungen wie zuvor bei Ludendorff und Hindenburg. Dabei sind, wie man aus der jetzigen Erklärung des Generals Gallwitz weiß, die Mitteilungen des Weißbuchs noch ungenau und unvollständig. Die ‚timide Entschließung' im Kabinett kann eben keinen zu kräftigen Hintergrund vertragen.

Was das Weißbuch nicht unterdrücken kann, das sind die beständigen Sorgen und Klagen der O.H.L. über die Untergrabung der Stimmung im Heer von der Heimat aus, sowie das Hervortreten bolschewistischer Anzeichen. Sehr deutlich spricht sich hierüber zuletzt noch, am 5. November, auch General Gröner aus. Auf eine weit zurückreichende Ursache dieses Schadens legt General Gallwitz den Finger, die ungehinderte Verbreitung der Presse ‚aller' Richtungen im Heere.

Die Vorbemerkungen glauben die Entwicklung dahin zusammenfassen zu können: ‚Nachdem einmal die deutsche Regierung auf Veranlassung der Obersten Heeresleitung die Punkte Wilsons als ernsthafte Grundlagen des Friedens angenommen hatte, und nachdem auch die Gegner sich auf diese Punkte verpflichtet (?!) hatten, sieht das deutsche Volk den Krieg als abgeschlossen an. Wilson ist der populärste Mann im ganzen Lande (!), und trotz aller Entrüstung über die Härte des Waffenstillstandes hofft das Volk (!) auf die Gestaltung des endgültigen Friedens nach unparteiischer Anwendung seiner Sätze. Jeder Versuch einer Hinausschiebung wäre jetzt dem Strome entgegenlaufen. Wo die Mannschaften einen solchen Versuch vermuten, ergeben sie sich. In diesem Stadium bestehen keine Meinungsverschiedenheiten mehr in der Obersten Heeresleitung.' Was mit diesem letzten Satze und in der Ausnützung des Telegramms Hindenburgs am 10. November völlig unterschlagen wird, das ist der vorausgegangene 9. November, die siegreiche Revolution. Für den ehrlichen Beurteiler bestätigt das Weißbuch, daß es in letzter Linie Heimat-Einflüsse, politische Einflüsse gewesen sind, die die Front zermürbt

und uns dem Feinde preisgegeben haben. Als es darauf angekommen wäre, die Widerstandskraft im Volke aufs neue zu entflammen und damit dem Heere neue äußere und innere Stärkung zuzuführen, da hatten wir keine Regierung mehr, die das hätte machen können. Wo blieb unser Gambetta? Ludendorff sagt einmal in den Besprechungen: ‚Packen Sie das Volk, reißen Sie es empor! Kann das nicht Herr Ebert tun?' Herr Ebert ist der Mann, der jetzt an der Spitze der Revolutionsbeamten steht, aber damals, als er sich in ganz anderem Sinn an die Spitze der Nation hätte stellen können, war da nichts als ‚Gevatter Schneider und Handschuhmacher'.

Jetzt schreibt die ‚Frankfurter Zeitung': ‚War der Obrigkeitsstaat zu irgend etwas gut, so hätte er die beliebten starken Männer in die politische Leitung bringen müssen: das absolute Gegenteil trat ein. Alle waren sie schwach, wenn nichts schlimmeres, von Bethmann und Jagow bis Zimmermann und Kühlmann und Michaelis und noch weiter.' Man bedenke: dieses Urteil von der Seite, welche stets die schwachen Männer bewundert, verteidigt, mit allen Mitteln gehalten, die von unserer Seite geforderten starken Männer dagegen bis aufs äußerste bekämpft und ausgeschlossen hat. Jawohl, der Mangel an Zügelführung führte zu der Zügellosigkeit, welcher zuletzt die Revolution entsprungen ist. Nicht die Wendung des Kriegsglücks, nicht die Enttäuschung über den in dem Waffenstillstands-Angebot sich ankündigenden Verlust des Krieges hat die Revolution geboren, sondern umgekehrt die Revolutionskeime haben den Umschwung in der Kriegslage teils mit verursacht, teils verschärft und verhängnisvoll gemacht, und der Revolutionsausbruch, der so wenig ‚elementar' war, daß ihm durch russische Gelder nachgeholfen werden mußte, hat der militärischen Lage den letzten Halt geraubt. Die Revolution war der Dolchstoß in den Rücken des Heeres. Diese längst erkannte Wahrheit bekräftigt wider Willen seiner Urheber das Weißbuch."

* * *

Mit Erzberger, Scheidemann und Max von Baden als Lenkern — in solcher Stunde ein solches Dreigespann! — mußte da nicht das deutsche Volk rettungslos in den Abgrund gestürzt werden? Erzberger, Scheidemann, Max — gegen Lloyd George, Clemenceau, Wilson! — Jetzt endlich hat auch der ehemalige Prinz-Reichskanzler die Sprache wiedergefunden — zu dem Geständnisse einer armen Seele. Denn der Prinz kann bei allen Selbstbeschönigungs- und Entschuldigungsversuchen nicht um die dürre geschichtliche Tatsache herum, daß er wider besseres Wissen, also doloserweise die Abdankung Kaiser Wilhelms II. zu einer Zeit hat verkünden lassen, in der sie nicht nur nicht vollzogen war, sondern auch er, der Prinz und Reichskanzler, nicht einmal im Besitze einer irgend bindenden Willensäußerung war, daß die Abdankung vom Kaiser auch wirklich vollzogen werden würde. Den Fangstoß hat dieser Mann, als höchster Beamter seines Kaisers und Obersten Kriegsherrn, dem er Treue gelobt, dem Kaiser, der Monarchie, dem Deutschen Reiche und Volke versetzt. Wer sich des näheren über den Tatbestand des Delikts unterrichten will, findet im Bürgerlichen und Militärstrafgesetzbuche genügende Aufklärung. Aber nicht darum handelt es sich hier, sondern

um das Moralische, das im höchsten und letzten Sinne entscheidende Gebot der Ehre und Pflicht. Ein Mann ganz anderen Kalibers, ein Bismarck, der doch wahrhaftig bei allem überzeugten Monarchismus keine Puppe in der Hand seines Monarchen war, hätte sich nie und nimmer zu einem solchen — Streiche hergegeben. Wohl hätte er Volk und Va erland über die Person des Monarchen stellen können, dann aber auch mit dem berechtigten divinatorischen Vertrauen auf sein Genie und mit dem bewußten Einsatze seiner ganzen Person, mit Kopf und Kragen. Und er hätte sich nicht beiseite gedrückt.

Prinz Max riskierte gar nichts. Nachdem er den Scheidemann, Erzberger und Genossen seine Schuldigkeit getan, konnte er gehen und sich der freundlichen Gewohnheit des Daseins als Privatmann ergeben. Das war das schlimmste, was ihm passieren konnte. Aber er konnte auch „stellvertretender" Kaiser werden. Er selbst hat ja nach seinen eigenen Eröffnungen einen solchen Stellvertreter in Aussicht genommen — und wer wohl wäre dann der Nächste und Würdigste dazu gewesen?

General Gröner hatte gegen die Regierung die schwere Anklage erhoben, daß sie die Verhetzung durch heimatliche Blätter und feindliche Propaganda nicht genügend gehindert habe, wodurch der Armee unsäglicher Schaden zugefügt worden sei, weil der aus der Heimat kommende und dort verseuchte Nachschub zersetzend auf Moral und Geist der an der Front stehenden Truppen eingewirkt habe. Was hat der deutsche Fürst und Reichskanzler darauf zu sagen? Es ist kläglich! Er sagt: es habe nach der zweiten Wilsonnote nur ein wirksames Mittel dagegen gegeben: die Abdankung des Kaisers. Hat die „Kreuzzeitung" nicht recht, wenn sie dazu bemerkt: „Der Schwächling kennt als einziges Mittel nur die Nachgiebigkeit. Standen als andere Mittel nicht Repression und Aufklärung zur Verfügung? Hätte Clemenceau in gleicher Lage gezögert, jene in schärfster Weise zur Anwendung zu bringen? Und war es wirklich so schwer, dem gutgläubigen Teil der Bevölkerung klarzumachen, daß der ganze Kampf des mit dem autokratischen Zarismus verbündeten Verbandes für die Demokratie ein aufgelegter Schwindel sei?...

Prinz Max möchte sich jetzt damit rechtfertigen, daß die Abdankung zu spät bekanntgegeben worden sei, und er macht der militärischen Umgebung des Kaisers den Vorwurf, daß sie ihn nicht rechtzeitig über die Stimmung der Truppen unterrichtet habe. War aber die Stimmung nicht gutenteils ein Ausfluß der Führerlosigkeit unserer Politik? Welche Truppe schlägt sich denn noch für eine Sache, die sie schon für preisgegeben halten muß? Nachdem aber die Regierung in den drei Wochen seit Auftauchen der Wilsonschen Forderung nicht, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, sie schroff zurückgewiesen, sondern geduldet hatte, daß das Verlangen nach ihrer Erfüllung offen erörtert wurde, da hatte die Regierung die Standarte der Monarchie bereits eingezogen. Sprach Wilson zudem von Beseitigung einer Person und nicht vielmehr von der einer Macht? Bestand deshalb irgendwelche Wahrscheinlichkeit, daß unsere Republikaner sich mit der Beseitigung nur der Person des Kaisers zufrieden geben würden? Wie durfte Prinz Max hoffen, mit Hilfe der republikanischen Sozialdemokratie

die Lage zugunsten der Monarchie halten zu können? Herr Scheidemann hatte dann ja auch, als die Abdankung des Kaisers bekanntgegeben war, nichts Eiligeres zu tun, als die Republik auszurufen. Es ist ein großer Irrtum des Prinzen, daß die Dinge einen anderen Verlauf genommen hätten, wenn die Abdankung des Kaisers einen Tag oder ein paar Stunden früher erfolgt wäre. Deshalb wird der Vorwurf an die Militärs, daß sie den Kaiser nicht rechtzeitig über die Stimmung der Truppen unterrichtet und dadurch die Abdankung hinausgezögert hätten, sie nicht treffen. Sie haben nur das mit der Abdankung unvermeidliche Unheil hinausgezögert.

Prinz Max aber hatte große Eile. Er gibt jetzt offen zu, daß er nicht berechtigt war, die Abdankung des Kaisers zu veröffentlichen, ehe sie vorlag. Er entschuldigt sich aber damit, daß es seine Pflicht (!) gewesen wäre, den Entschluß (welchen?) des Kaisers bekanntzugeben, solange es noch einen Sinn hatte. Einen Entschluß, von dem er noch gar keine Kenntnis hatte und der in Wirklichkeit einen ganz anderen Inhalt hatte, als der Prinz die Öffentlichkeit glauben machte! Auf die Beschuldigung, daß von einem Thronverzicht des Kronprinzen, den der Kanzler ebenfalls bekannt gab, überhaupt noch nicht die Rede gewesen war, der Kronprinz weder gefragt noch gehört worden war, geht Prinz Max nicht mit einem Worte ein."

Prinz Max schiebt alles auf die Oberste Heeresleitung, auf das von ihr unter ganz anderen Umständen und Voraussetzungen geforderte Waffenstillstandsangebot und was die Oberste Heeresleitung sonst noch verbrochen hat — nach dem maßgebenden Urteile von — Prinz Max. „War Prinz Max", so weist die „Deutsche Zeitung" diesen hilflosen Versuch zurück, „wirklich der Überzeugung, daß das Waffenstillstandsangebot die jetzt angeblich von ihm vorausgesehenen verhängnisvollen Wirkungen haben würde, so durfte er unter keinen Umständen die Verantwortung für dieses Waffenstillstandsangebot übernehmen.' Er hätte dann die ihm übertragene Reichskanzlerschaft ablehnen oder zum mindesten auf einer anderen Form des Waffenstillstandsangebotes bestehen müssen. Dadurch, daß er der Absendung des Waffenstillstandsangebotes zustimmte und die Note an Wilson mit seinem Namen zeichnete, hat er die volle Verantwortung für die politischen Wirkungen übernommen, die das Waffenstillstandsangebot nach sich zog. Im übrigen geht ja aus allen Erklärungen der Obersten Heeresleitung hervor, daß die Oberste Heeresleitung nur einen ehrenvollen Frieden abschließen wollte, und daß sie in dem Augenblick, wo es klar wurde, daß Wilson die Vernichtung Deutschlands und insbesondere die Vernichtung des deutschen Kaisertums erzwingen wollte, für den Abbruch der Verhandlungen und für den letzten Kampf eintrat. Prinz Max von Baden aber, der noch am 5. Oktober in seiner Reichstagsrede die nationale Erhebung und den Kampf bis zum bitteren Ende als unabänderlichen Entschluß seiner Regierung bezeichnete, falls die Feinde an ihrem Vernichtungswillen festhalten wollten, kann sich nie und nimmer von dem schweren Vorwurf reinigen, daß er in jenen Tagen, wo es um Sein oder Nichtsein unseres Volkes ging, auch nicht das geringste getan hat, um unserem Volke klarzumachen, was ihm bei der bedingungslosen Kapitulation bevorstände,

und daß auf diese Wilson hinaus wollte, war wenigstens am 17. November klar und deutlich zu erkennen. Die sogenannte Volksregierung des prinzlichen Reichskanzlers hat es in jenen entscheidungsschweren Tagen nicht nur unterlassen, das nationale Gewissen zu wecken und das Volk zum letzten Kampfe aufzurufen, sie hat sogar widerstandslos die antimonarchische Bewegung geduldet, die von den radikalen Parteien eingeleitet wurde. Nicht durch das Waffenstillstandsangebot hatte Wilson, wie Prinz Max behauptet, ‚eine so überragende Machtstellung in Deutschland (!) erhalten, sondern die Würdelosigkeit und Energielosigkeit der damaligen Regierung, die Schritt für Schritt vor Wilson zurückwich, hat die letzten sittlichen Kräfte des deutschen Volkes zermürbt und zerrüttet und jeden weiteren Widerstand unmöglich gemacht. Und auch von dem weiteren Vorwurf wird kein noch so schön stilisierter Rechtfertigungsversuch den Prinzen Max weiß waschen, daß er und seine Regierung mit ihrer Schlappheit und Entschlußlosigkeit die Revolution heraufbeschworen haben, die bei Anwendung auch nur einiger Energie in den Anfängen ohne weiteres zu ersticken gewesen wäre. Daß wir aber der Revolution den völligen Zusammenbruch mit all seinem Elend und seiner Schande zu danken haben, wird heute wohl niemand mehr ernstlich bezweifeln wollen.

Die Geschichte wird einst über den Prinzen Max ihr Urteil sprechen. Er wird in ihr weiterleben als der Mann, der in der schwersten Stunde des Reiches den Kaiser und die Monarchie heimtückisch verraten hat, dessen Würdelosigkeit und Haltlosigkeit den völligen Zusammenbruch des einst so mächtigen Reiches herbeigeführt hat.“

Gewiß war der Prinz ein Werkzeug in den Händen anderer, aber — wollte er das sein? Und ist das eine Entschuldigung oder ein Befähigungsnachweis für einen deutschen Reichskanzler? Die Gründe, mit denen der Prinz seinen Verteidigungsversuch sonst unternimmt, sind mitleiderregend in ihrer Fadenscheinigkeit, wenn man sie für ernst nehmen will, was einem nicht immer leicht gemacht wird. Die „Deutsche Tageszeitung“ hebt u. a. die alte Agitationsunwahrheit hervor, daß die Revolution die Folge eines zu späten Rücktrittes des Kaisers gewesen sei. „Damit will sich nicht nur Prinz Max entlasten, sondern das gleiche gilt für den sogenannten Regierungssozialismus und ebenso für die Demokraten. Wäre der Kaiser tatsächlich im Oktober zurückgetreten, so würde nichts anderes eingetreten sein, als nachher geschehen ist. Rücktritt des Kaisers noch früher, vor Wilsons Note, wäre ein anderes Problem gewesen, dessen Erörterung in diesen Zusammenhang nicht hineingehört. — Daß Prinz Max von Baden sein Argument selbst nicht glaubt, zeigt die inhaltlose und hilflose Phrase: ‚Damals stand zu erwarten, daß eine solche Opfertat entweder unsere internationale Lage verbessert oder, was das Wahrscheinlichere war, den Präsidenten Wilson und seine Verbündeten als Wortbrüchige entlarvt und damit das deutsche Volk zu neuem Sturm gegen die Feinde geeint hätte, wenn nicht zu militärischem Widerstand, so doch zur moralischen Abwehr.‘ — Davon wäre nicht die Rede gewesen, ebenso wenig wie nachher. Die tatsächliche Schuld hat hier an einer Schwäche der Regierung gelegen, welche zu einem guten Teile auch eigener Wille war, wie der Prinz

wohl wissen dürfte. Kraft und Festigkeit hätten auch noch im November die Monarchie erhalten, aber die damals regierenden Kreise wollten nicht, und deshalb wurde der Kaiser einerseits nicht unterrichtet, andererseits mit Gefahren bedroht, die sich bei festem Zufassen verflüchtigt hätten."

Die größte Gefahr, meint der Prinz, würde eine Militärdiktatur sein, sie müsse nämlich zum Bolschewismus führen. „Ob der Prinz diese Ansicht wirklich gehabt habe, mag dahingestellt bleiben. Man darf annehmen, daß er und seine Kreise gerade vor einer Militärdiktatur besondere Angst hatten, da eine solche gerade das einzige Mittel gebildet haben würde, um den Zusammenbruch zu verhindern, allerdings damit auch den Ausbruch der ‚Befreiung des geknechteten Volkes' und Anbruch der glorreichen Ära, die uns seit dem 9. November 19 beglückt. Jedenfalls erschien dem Prinzen die Militärdiktatur als eine viel größere Gefahr, denn die Annahme des ‚sozialdemokratischen Ultimatums'. Damit ist eigentlich alles gesagt, und mit dieser Feststellung hätte Prinz Max von Baden seine Ausführungen ruhig schließen können." Nun versucht er aber es so darzustellen, als ob er die Monarchie auf dem Wege des Entgegenkommens an den demokratischen Gedanken habe retten wollen. „Er stützt", wie der „Berl. Lokal-Anz." ihm nachweist, „sein ganzes Verfahren auf Berichte sozialdemokratischer Parteiführer, die sich — auch der Blindeste muß das am 9. November gesehen haben — der Staatsgewalt bemächtigen wollten, und glaubte diesen Berichten. Daß Herr Scheidemann und die hinter ihm stehenden Unabhängigen, die ihn als Sturmbock gegen die Monarchie benutzten, am 8. November noch geneigt gewesen wären, die Monarchie nach der Abdankung der Kaisers zu retten, ist eine Behauptung, deren Aufrechterhaltung heute ganz unbegreiflich erscheint. Die Bewegung, die den Händen der Mehrheitssozialisten längst entglitten war, richtete sich nicht gegen den Kaiser, sondern gegen die Monarchie, und die Mehrheitssozialisten sahen mit großer Freude die Flut so hoch anschwellen, wie sie nicht erwartet hatten. Es gibt Augenblicke in der Geschichte eines Volkes, in denen die Scheu vor dem Vergießen von Bürgerblut ihre Berechtigung verliert, weil diese Scheu zu tausendmal größerem Unglück führen kann. Niemand empfindet — nebenbei gesagt — diese Scheu in geringerem Grade als diejenigen, die nicht müde werden, die Männer, die entschlossen auch mit den Waffen die Ordnung verteidigen, als Verbrecher zu kennzeichnen. War der Prinz Max von Baden der einzige Mann in Deutschland, der nicht wußte, daß die sozialdemokratische Partei eine republikanische Partei war? Hatte er vergessen, daß der Ruf: ‚Fort mit den Hohenzollern!' im Reichstage zuerst von einem Mehrheitssozialisten ausgesprochen worden war? Wie konnte ihm jemals der Glaube kommen, mit Hilfe der Sozialdemokratie die Monarchie retten zu können! Die Monarchie war nur zu retten, wenn der Kaiser nicht abdankte und der an der Spitze der Regierung stehende Mann ihn mit eisernem Willen verteidigte."

Verteidigte — nicht verriet!



Auf der Warte

Ans Werk!

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Aber was ist bei einem Volke die „Brust"? Die Masse? Aus ihr wird uns nie Erlösung kommen. Nur Einzelne können sie uns bringen, Persönlichkeiten. Es gibt solcher in allen Lagern, mit Ausnahme derer, die bewußt auf andere Ziele hinsteuern. Es gibt auch eine mittlere Linie, auf der sich Deutschnationale, Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten, ohne ihrer Überzeugung etwas zu vergeben, sehr wohl zusammenfinden könnten. Auch einzelne „Unabhängige", aber nicht die schlechtesten und darum die wertvollsten brauchten sich nicht auszuschließen, — manche von diesen schwimmen ja nur, ihnen selber unbewußt, in einem falschen Fahrwasser. Keines anderen Bekenntnisses bedürfte es für diesen Werkbund als: Für den nationalen Gedanken, für den sozialen Ausgleich — nicht verödende Gleichheit, für Ordnung und Recht auf der gesicherten Grundlage der Staatsgewalt.

Möglich ist das nur außerhalb der Fraktionen. Nicht gegen sie, aber über sie hinweg und hinaus. Und nur durch die Initiative Einzelner. Einer muß den Anfang machen, es können gut mehrere sein, je mehr um so besser. Nur muß ein jeder von dem Bewußtsein getragen werden, daß es zunächst auf ihn und nur auf ihn ankommt. Diese müssen in ihren Kreisen andere werben, die sich zum gleichen Ziele und zu gleicher Arbeit berufen fühlen. Diese dann wieder mit anderen aus anderen Kreisen Fühlung nehmen, bei denen sie die gleiche Grundgesinnung — denn nur auf die kommt es hier an — voraussetzen dürfen. Alle Engherzigkeit, Kleingeisterei, Sonderbündelei muß grundsätzlich ausgeschaltet bleiben, geradezu verpönt werden. Wird das Werk so angefaßt, dann, aber auch nur dann, wird es auch gekrönt werden, endlich Erlösung uns winken. Aber glauben müssen wir daran, glauben mit Inbrunst und Leidenschaft. Ohne solchen Glauben ist noch nie Großes errungen worden.

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Ein Staatsmann, der beiseite steht

Die Majestät des Staates ist zerstört. Wer richtet sie wieder auf? fragt die „Südd. Ztg.". „Haben wir einen solchen Fachmann und Meister? Sicher haben wir deren mehrere. Aber das Volk erkennt sie nicht; und die Neider, die wohl sehen, daß einer um eines Hauptes Länge größer ist als alles Volk, wollen ihn nicht sehen lassen und bilden einen Ring gegen ihn, um ihn dem Volke zu verbergen. Erst die Not sucht ihn aus, und erst die Not bewährt ihn auch und beweist seine Meisterschaft. Denn alles Große ist ein Wagnis.

In diesen Tagen, am 24. Juli, feiert ein Mann seinen 60. Geburtstag, von dem viele seiner Freunde glauben, daß ihm die Gaben gegeben sind, die zum Staatsmann gehören; es ist der Generallandschaftsdirektor Dr. Wolfgang Kapp in Königsberg i. Pr., ein erfahrener und bedeutender Verwaltungsbeamter, aber nach der Überzeugung seiner Freunde mehr als das.

Was ist ein Generallandschaftsdirektor? Die Landschaft ist eine Vereinigung von Gutsbesitzern und Bauern, welche Friedrich der Große gegründet hat zur gemeinsamen Verwaltung des ländlichen Kredites. Diese Landschaft ist wie eine große Selbstverwaltungsgemeinde; sie wählt ihren obersten Vertreter, wie eine Stadt ihren Bürgermeister wählt. Dieses Amt bekleidet Dr. Wolfgang Kapp seit etwa 14 Jahren, nachdem er vorher bis zum Geh. Oberregierungsrat und

vortragenden Rat (meist der entscheidende Mann im Ministerium) im Staatsdienst aufgestiegen war, wohin ein Miquel ihn als eine besondere Kraft gezogen hatte. Er kennt also das Handwerk eines höheren preußischen Verwaltungsbeamten als Fachmann. Im Jahre 1916, als seine Wahlperiode abgelaufen war, wurde er wiedergewählt. Aber Ministerpräsident Bethmann bestätigte ihn nicht, weil er durch eine an alle Staatsämter und einige Politiker verteilte vertrauliche Denkschrift die Fehler unserer Kriegspolitik aufgedeckt hatte. Die Landschaft wählte ihn aber treulich immer wieder, und nach Bethmanns Sturz wurde er bestätigt. Er ist bekannt als ein Mann von großer Energie, weitschauenden Ideen und einer ungeheuren Arbeitskraft. Aber trotzdem mußte er in diesen 5 Jahren des Krieges und der Revolution beiseite stehen und zusehen, wie immer schwächere und stümperhafte Kräfte am Staatsbau herumsündigten, bis schließlich Gevatter Schneider und Handschuhmacher in eitler Dreistigkeit die Staatsarbeit an sich rissen, und Bismarcks Meisterwerk von Narrenhänden beschimpft und zerstört wurde."

*

Pfui Teufel!

Ein Brief an die „D. T." schildert, „Wie Warschau verloren ging". Hier seien nur einige Bilder tiefster deutscher Schmach, und zwar von deutschen Hundsföttern dem deutschen Namen angetan, herausgehoben:

Als am 10. die polnischen Unruhen programmgemäß ihren Anfang nahmen, begegneten sie von deutscher Seite keinem wirksamen Widerstand, obgleich es eine Kleinigkeit gewesen wäre, sie im Keime zu ersticken. Überall arbeiteten die Revolutionshetzer den Polen in die Hände: gemeinsam mit dem polnischen Pöbel rissen deutsche Soldaten ihren Offizieren auf den Straßen Achselstücke und Kokarden ab. Daß die polnischen Offiziere und Legionäre ihre Abzeichen stolz behielten, berührte diese traurigen Wichte gar nicht! Massenhaft verkauften ferner deutsche Soldaten ihre Gewehre für wenige Groschen an Polen. Soweit in den Gehirnen dieser Erbärmlichen noch ein Gedanke wirksam war, war es der, durch die Gnade der Polen um jeden Preis rasch nach Hause zu kommen. Keine Schmach, keine Würdelosigkeit war ihnen zu tief dafür: man sah in diesen Tagen allenthalben auf den Straßen Warschaus entwaffnete deutsche Soldaten in deutschen Gespannen bewaffnete Legionäre spazieren fahren, sah sie unter Aufsicht bewaffneter Polen wie Lasttiere Karren aller Art ziehen: zu Hunderten ließen sie sich wie Kriegsgefangene von einigen bewaffneten Legionären durch die Straßen eskortieren, steckten den polnischen Adler an ihre Mützen, schmückten sich mit roten polnischen oder mit französischen Abzeichen!

Eine unendliche Verachtung erfaßte die Polen beim Anblick dieser militärischen Kanaille, die soeben noch für eine tüchtige Truppe gegolten hatte. Der heimgekehrte Pilsudski, der anfangs die Absicht gehabt hatte, mit den deutschen Behörden wegen der Räumung zu verhandeln, unterließ das, sobald er erkannte, wie die Dinge standen, und hielt sich fortan nur noch an den Soldatenrat, von dem er alles erreichte, was er wollte, der vor ihm bald völlig kroch.

Vor allem aber war jede Achtung vor den Deutschen und vor ihrem Heere bei den Polen dahin. Die durch die Warschauer Vorgänge erlangte Kenntnis von der durch die planmäßige Agitation der Heimat herbeigeführten moralischen Entwertung des deutschen Soldaten, der bis dahin für den ersten der Welt gegolten hatte, hat die Polen zu dem Vorstoß gegen Posen ermutigt, der den Auftakt bildete zum Verluste unserer Ostprovinzen.

*

Ist das denkbar?

Unter dem Titel „ein franz.-deutsches Fest in Bingen" lesen wir im „Öffentlichen Anzeiger von Kreuznach" folgenden Bericht:

Bingen, 22. Juli. Ein Fest zu Ehren der Söhne Hessens, die in der Armee Na-

poleons gedient haben, wurde hier veranstaltet. Das Stadtbild stand aus diesem Anlaß im Zeichen der in den Hauptstraßen angebrachten französischen Flaggen. Im Mittelpunkt des Festes stand die Zeremonie der Niederlegung und Einweihung einer Ehrenpalme an dem Denkmal auf dem alten Friedhofe, auf dem die Namen von 24 Binger Veteranen der französischen Armee verzeichnet sind. Samstag hatte ein Fackelzug stattgefunden. Gestern früh waren zuerst Tagwacht mit Musik und Gottesdienst in der katholischen Pfarrkirche. Nachmittags versammelten sich die Behörden und zur Beteiligung an dem Feste Eingeladenen, darunter Nachkommen der Kämpfer unter Napoleon, auf der Bürgermeisterei, wo um 2.30 Uhr General Mangin eintraf, der gestern zum ersten Male offiziell in Bingen weilte. Der Bürgermeister richtete an ihn eine kurze Ansprache in französischer (!) Sprache, worauf der General ebenso antwortete. Dann begab man sich zum Friedhof zur Einweihung der Palme. Am Gedenkstein sprach u. a. der Verwalter des Kreises Bingen, Kommandant Drüssel. Er sagte: Wieder, wie damals, als Söhne rhein. Bodens sich unter der Trikolore in Auflehnung gegen das Joch der großen Herren anmustern ließen, wehen französische Fahnen am Rhein, die im Kampfe für die Freiheit (!!) hierherkamen, und grüßen die Toten der großen Armee Napoleons. Auch der Oberadministrator aus Mainz ergriff das Wort und sagte: Wie am 23. April in Wörrstadt haben sich nun Hessen und Franzosen hier in Bingen zum Gedenken an die gefallenen Getreuen versammelt, die unter Napoleon für das Schicksal der Menschheit gekämpft, wie in diesem Weltkriege die Franzosen. Möge dieses intelligente Volk mit uns vereinigt bleiben. In gemeinsamem Wirken wird es uns gelingen, uns gegenseitig näher zu treten und bald die Wunden zu schließen, die der unselige Krieg geschlagen hat. Redner wies auf die Treue der Hessen hin, die bei Waterloo unter Napoleon gefochten, und stellte sie dem lebenden Geschlecht zum Vorbild. Im Namen der Hinterbliebenen der Veteranen drückte einer von ihnen den herzlichen Dank für die hohe Ehre aus, dieser unvergeßlichen Feier beiwohnen zu dürfen. Wir Rheinhessen wollen uns der Treue (ei ja!) unserer Vorväter würdig erweisen. Als Zeichen tiefgefühlter Dankbarkeit legen die Enkelkinder der Toten einen Kranz am Denkmal nieder. Der Feier auf dem Friedhof folgte ein Ehrenwein in der Festhalle und abends großer öffentlicher Ball. — —

Und das ist möglich?! Oh Gott!

S.

*

Der schwerste Fehler unserer Kriegspolitik

In dem soeben erschienenen zweiten Bande seiner Darstellung des Weltkrieges „Vom Ausbruch bis zum uneingeschränkten U-Bootkrieg" berichtet der frühere Staatsminister Helfferich u. a. folgenden kennzeichnenden Vorfall:

Ich war am Abend des 25. November 1914 in Charleville zur kaiserlichen Tafel befohlen. Der Kaiser brachte die Nachricht mit, daß sich der Untergang des auf eine deutsche Mine gelaufenen britischen Überdreadnought „Audacious" bestätige. Bei Tisch bemerkte ein hoher Marineoffizier — nicht der Admiral v. Tirpitz —, um ein Haar sei auch der englische Riesenpassagierdampfer „Oceanic" auf eine Mine gelaufen. Der Kaiser antwortete: „Gott sei Dank, daß es nicht dazu gekommen ist!" Auf eine etwas erstaunte Geste des Admirals richtete sich der Kaiser hoch auf und sagte mit lauter Stimme: „Meine Herren, denken Sie immer daran: unser Schwert muß rein bleiben. Wir führen keinen Krieg gegen Frauen und Kinder. Wir wollen den Krieg anständig führen, einerlei, was die andern tun. Merken Sie sich das!"

Diese Äußerung des Kaisers, bemerkt die „Tägliche Rundschau", beleuchtet die Situation am Beginn wie auch im Verlaufe des Krieges recht deutlich: Der Kaiser war im Humanitätsglauben befangen und gab unverhohlen seiner Freude darüber Ausdruck, wenn feindliche Menschenleben geschont worden sind. Eine solche Auffassung mag man allerhöchstens noch für den Anfang des

Krieges billigen können, wo man dem Monarchen den Glauben zubilligen mußte, die Engländer würden sich im Kampfe als anständige Nation bewähren. Aber leider hat sich diese Auffassung des Kaisers auch späterhin nicht geändert, und hierin liegt der schwerste Fehler unserer ganzen Kriegspolitik. Der Kaiser als oberste Spitze des Reiches und der Kriegführung des Reiches war ein hemmendes Element hinsichtlich der scharfen Durchsetzung der Kriegsmittel, wie sie uns jeweilig zur Verfügung gestanden haben, und der Reichskanzler Bethmann Hollweg bestärkte ihn in dieser Auffassung. Es ist begreiflich, daß unsere Kriegführung unter diesem Zustande außerordentlich leiden mußte, so daß es für die Gegner kein Kunststück war, wenn sie jeweilig unsere Kriegswaffen in ihrer Bedeutung zurückdrängen konnten. Ehe man sich bei uns entschlossen hatte, von einer scharfen Waffe Gebrauch zu machen, war so viel Zeit verflossen, daß die Gegner inzwischen Gelegenheit gehabt hatten, Abwehrmaßnahmen zu finden und die Bedeutung der deutschen Waffe illusorisch zu machen. Verständlich, daß ein Monarch, der solche Worte finden konnte, wie die von Helfferich berichteten, einen Reichskanzler wie Bethmann Hollweg trotz des Ansturms aller nationalen Kreise immer wieder im Amte behielt und ihn in seiner Politik bestärkte, weil der Grundkern dieser Politik des Reichskanzlers dem eigenen Empfinden des Kaisers entsprach und auf Schwäche beruhte.

*

Die Züchtung der Faulheit

Die Angstpolitik der Regierung gegenüber den Erwerbslosen hat nachgerade zu grotesken Zuständen geführt. Einer gewissen Sorte von chronisch Arbeitslosen gereicht es offenbar zum größten Kummer, daß sie nicht streiken kann — ein Recht, auf das doch heutzutage jeder sechzehnjährige Pflichtfortbildungsschüler Anspruch hat. In solchen Fällen, wo die beliebten Putsche die Forderungen der Arbeitslosen nicht durchzudrücken vermögen, werden die betriebstätigen Genossen bearbeitet, in den „Sympathiestreik" zu treten. Auf diese Weise wird die vom Staat aus dem Allgemeinvermögen bezahlte Zeit nützlich verwertet. Neuerdings findet eine eifrige Propaganda gegen die Beteiligung am Wiederaufbau Belgiens statt. Mannhafte Entschließungen werden gefaßt, daß man die Zumutung, zu arbeiten, mit Entrüstung zurückweise. Auch 40 ℳ für den Tag und freie Verpflegung würden nicht ziehen — — — In Berlin war der Antrag gestellt worden, die Arbeitslosen sollten sich zweimal am Tage auf der Meldestelle einfinden. Natürlich stürmischer Protest und Zurückziehen. Unerhört, einen zweimaligen Spaziergang von den Erwerbslosen zu verlangen! Dabei pfeifen die Spatzen es von den Dächern, daß ein großer Teil der Erwerbslosen munter seine Unterstützung einstreicht und nebenbei ein Heidengeld verdient. Denn eine Kontrolle gibt es nicht.

Der widersinnigen, aller Vernunft hohnsprechenden Politik in der Erwerbslosenfrage setzt aber ein Beschluß der Groß-Berliner Erwerbslosen-Fürsorge die Krone auf. Diese illustre Körperschaft hat nämlich verfügt, daß Streikteilnehmer, die während des Streiks der Aufforderung zur endgültigen Wiederaufnahme der Arbeit nicht nachgekommen und deshalb entlassen worden sind, Erwerbslosen-Unterstützung erhalten! Nun weiß jeder, welch eine ungeheure Belastung für unsere Finanzlage die ins Riesenhafte gehenden Summen für Erwerbslosen-Unterstützungen sind. In Berlin allein schwankt die Zahl der Erwerbslosen zwischen 160 000 und 170 000. Durch diesen Beschluß aber wird sich die Zahl sicherlich noch erheblich vermehren, da eine Entlassung aus der Arbeitsstelle jetzt für den Betroffenen keinen empfindlichen Schaden mehr bedeutet.

Wenn hier von einer Behörde geradezu auf Streik und Faulheit eine Prämie ausgesetzt wird, so muß man allerdings berücksichtigen, daß die Berliner Stadtverordnetenversammlung, von der dieser Beschluß ausgeht, sich in ihrer Mehrheit aus Sozialdemokraten zusammensetzt.

*

Ein Millionen- und Milliarden-schwindel

Die wiederholten Hinausschiebungen des Termins für die Vermögensabgabe gemäß der Verordnung vom 18. Januar d. Js. haben nach Dr. Ed. Heymann in der „Kreuzzeitung“ dem deutschen Volke, das in seiner Gesamtheit nun um so mehr belastet wird, zweifellos Millionen und Milliarden gekostet. „Hätte man von vornherein auf die Einsetzung der Kurswerte im Vermögensverzeichnis-Formular verzichtet, so könnten die Vermögen schon längst wenigstens registriert sein, wodurch der Vermögensverschiebung ins Ausland immerhin ein moralischer Riegel vorgeschoben worden wäre...

Diese Summen mußten von denjenigen getragen werden, die im Inlande geblieben sind oder keine Verschiebungen ihres Kapitals ins Ausland vorgenommen haben, während Schieber und Wucherer und sonstige Parasitenexistenzen, die im neutralen Auslande Banknoten und mit Wertpapieren vollgestopfte Safes haben, oder ihren anrüchigen Reichtum im Grundbesitz und in Hypotheken angelegt haben, sich neckisch ins Fäustchen lachen. Es wäre ein Hohn auf jede menschliche Gerechtigkeit, wenn es nicht gelingen sollte, diese Herrschaften, die sich vielfach in den Villenvierteln von Zürich, Amsterdam, Kopenhagen und Stockholm ansässig gemacht haben, zu fassen. Es gibt hierfür ein sehr einfaches Mittel, gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, einmal um diesen wirklich Vaterlandslosen zu zeigen, daß ihnen ihre schlauen Praktiken nichts genutzt haben, und sodann einen Teil der Kriegsentschädigung — wir glauben, einen recht erheblichen — auf sie abzuwälzen und derart gleichzeitig an die Entente wirkliche Zahlung zu leisten. Die deutsche Regierung muß in den Ausführungsbestimmungen des Friedensvertrages zur Bedingung machen, daß alle Vermögenswerte deutscher Staatsangehöriger, bzw. solcher Personen, die vom 1. August 1914 bis zum 31. Juli 1919 die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, für vogelfrei erklärt, bzw. dem Zugriff der Entente freigegeben werden, soweit nicht nachweisbar ist, daß diese Vermögenswerte sich schon vor dem Kriege dort befanden. Diese Werte, bei deren Aufnahme deutsche Sachverständigenkommissionen natürlich mitwirken müßten, um zu verhindern, daß sie zu niedrig abgeschätzt oder einregistriert würden, wären zu beschlagnahmen und restlos auf die der Entente zu zahlende Kriegsentschädigung anzurechnen.

*

Firma Kohn in Budapest

Das Regime und das Leben des Verbrechens in jeder Form, wie es durch die Firma Bela Khun in Budapest sich darstellte, war trotz des Absperrungssystems in der Welt bekannt genug, aber man hat, so schreibt die „Deutsche Tageszeitung“, nie in der jüdischen Presse Deutschlands eine auch nur annähernd den Tatsachen entsprechende Verurteilung gelesen. Im Gegenteil war der Stolz auf Bela Khun, der es soweit empor gebracht hatte und unentwurzelbar schien, immer zwischen den Zeilen zu finden, manchmal auch in ihnen. Mit dem dem tragischen Helden gegenüber vorschriftsmäßigen Gefühle der Furcht und des Mitleides lesen wir jetzt, daß Herr Bela Khun interniert worden sei oder werden solle. Der Genosse seines Glanzes Szamueli hätte, wie es heißt, seinem Leben ein Ende gemacht, weil er nicht hoffen konnte, durch „Verschiebung“ sich zum Weiterleben genügend zu entlasten. Den vorliegenden Nachrichten zufolge macht sich jetzt in der ungarischen Bevölkerung, obwohl die Juden in ihr schon immer in neuerer Zeit einflußreich und zahlreich waren, eine starke Bewegung gegen sie geltend, offenbar eine Bewegung der Entrüstung und Rache und des Wunsches, sich von dem Polypen zu befreien, nachdem die offene und formelle Tyrannis beseitigt worden ist...

So ist es voll Komik, aber den Motiven nach unverkennbar, wenn heute die einschlägige Presse in Deutschland ernst und mißbilligend aus Ungarn zu berichten weiß: „konfessioneller“ Hader und Haß habe zu

bedauernswerten Ausschreitungen geführt, werde aber von der neuen Regierung auf das strengste verurteilt und geahndet werden. Daß die Bevölkerungsreaktion der Ungarn gegen die jüdische Schreckensherrschaft mit Konfession und dem konfessionellen Moment nichts zu tun hat, braucht nicht gesagt zu werden, aber der Hinweis ist nicht überflüssig, daß die jüdische und die jüdisch beeinflußte Presse in Deutschland für nötig hält und wagt, selbst im Anschluß an die Ära Bela Khun von konfessioneller Unduldsamkeit der ungarischen Bevölkerung zu sprechen; mit der üblichen ernsten sittlichen Mißbilligung.

*

Gesetze en gros

Schon im alten Reichstag bestand die üble Sitte, Gesetzesvorlagen durchzupeitschen, um die Tagung möglichst abzukürzen. Was aber heute in dieser Beziehung in Weimar geleistet wird, stellt alles Dagewesene in den Schatten. Im Monat August allein sind folgende Vorlagen erledigt worden:

Verfassungsentwurf in 3. Lesung.
Beamten-Interpellation.
Sozialisierung der Elektrizitätswirtschaft.
Außerordentliche Kriegsabgabe für 1919.
Kapitalabgabe vom Vermögenszuwachs.
Grundwechselsteuer-Gesetz.
Erbschaftssteuer-Gesetz.
Vergnügungssteuer.
Rayonsteuer.
Abänderung der Zuckersteuer.
Tabaksteuer.
Zündwarensteuer.
Spielkartensteuer.

Das September-Programm sieht vor:

Beamten- und Offiziers-Gesetz.
Offiziers-Entschädigungs-Gesetz.
Kapitulanten-Entschädigungs-Gesetz.
Erhöhung der Pensionen der mehr als 65-jährigen Reichsbeamten.
Pensionierung von Reichsbeamten infolge der Umgestaltung.
Gesetz über die durch innere Unruhen verursachten Schäden.

Was bei einer solchen Überproduktion an Gesetzen herauskommt, wird ja die Zukunft zeigen. Es ist wie mit den von spekulativen Unternehmern im Handumdrehen errichteten Bauten. Sie drohen später den unglücklichen Bewohnern über den Köpfen zusammenzubrechen. Überhaupt muß man sich fragen: gehört denn diese ganze Steuergesetzgebung zu den Aufgaben einer verfassunggebenden Nationalversammlung?

*

Kriegsgesellschaften

In den letzten Tagen war sehr viel von der Auflösung der Kriegsgesellschaften die Rede, und es fragt sich nun: Wo bleiben die Überschüsse? Nach den Satzungen fallen sie größtenteils dem Reich zu. Es ist nun aber bei den Kriegsgesellschaften Sitte geworden, daß große Reserven angesammelt wurden, die als „Entlassungsgelder" an die sowieso glänzend bezahlten Geschäftsführer usw. ausgeschüttet werden sollen. Das Reich hat aber ein Interesse daran, diese Gelder einmal strengstens nachzurechnen und Vorsorge zu treffen, daß einmal rechtzeitig nach der Höhe dieser Entlassungsgelder gesehen wird. Das Reich hat seinerzeit die Höhe der Direktorengehälter vorgeschrieben. Diese Vorschrift wurde aber dadurch umgangen, daß die betreffenden Direktoren zwei und drei Stellen unter verschiedenen Namen innehatten. So soll es beispielsweise bei Ledergesellschaften vorgekommen sein, daß sie gleichzeitig die betreffenden Vorstände von Zurichteanstalten usw. waren. Ferner wurden entsprechend hohe Reisespesen usw. bezahlt. Jetzt soll, wie gesagt, vollends systematisch geräumt und die angesammelten Reserven als Entlassungsgelder der Kontrolle des Reichs entzogen werden. Es ist höchste Zeit, daß das Reich hier einmal nachsieht. X. Y.

*

Vernünftige Denkmalpflege

Von erfreulichem Verständnis für die Schönheit unserer alten Städte zeugt ein Vorgang in Prenzlau, der als gutes Beispiel festgehalten zu werden verdient. Das künstlerische Kleinod dieses altmärkischen Städtchens ist die gotische Marienkirche. Vor

einem Menschenalter hat ein wohlhabender Bürger eine beträchtliche Summe zur „Freilegung“ dieses Domes vermacht, und die Stiftung ist später von anderer Seite noch vermehrt worden. Der Irrtum ist verzeihlich, ist er doch allerorten begangen worden. Aber gerade dort, wo die Mittel zu solchen Freilegungen rascher flüssig waren, haben wir schmerzlich erkennen lernen, wie die majestätische Größenwirkung der alten Bauwerke gerade auf ihrem Herauswachsen aus dem Gewusel kleiner Häuser beruht. Die Prenzlauer Stadtverwaltung hat aus dieser Erfahrung gelernt und den Geist der alten Vermächtnisse richtig dahin gedeutet, daß es den Erblassern auf die Verschönerung der Kirchenumgebung ankam. In diesem Sinne ist nun ein Wettbewerb erlassen worden, der schöne Ergebnisse gehabt hat. Das grundsätzlich erfreulichste liegt darin, daß keiner der preisgekrönten sieben Entwürfe an eine Freilegung denkt. Der erste Preis aber fiel gerechterweise einem Entwurf zu, der nichtd einmal eine gleichmäßig durchgehende Dachlinie der Umbauten vorsieht, sondern frei und malerisch eine buntgezackte Linie vor den Ostgiebel der Kirche legt. Der Entwurf stammt von dem bislang unbekannten stud. arch. Scharoun. St.

*

Das Sicherheitsschloß

Vor vier Wochen war ein Scharlatan in unserm Dorfe und verkaufte Sicherheitshaustürschlösser. Fast alle kauften sich welche. Mein Nachbar war mit seinen Söhnen verreist und nur die ungebildeten Knechte zu Hause. Denen schwatzte der Scharlatan auf, sie sollten das alte Haustürschloß abmachen und nur das neue an der Tür befestigen; alle andern ließen aber neben dem neuen das alte Schloß daran. Die armen Gesellen ließen sich aber dazu überreden, warfen das alte Schloß weg und bezahlten das neue Schloß teuer. Es vergingen keine acht Tage, da wurde grade bei meinem Nachbar Nacht für Nacht eingebrochen — trotz des neuen Sicherheitsschlosses. Inzwischen war mein Nachbar wieder zurückgekommen, er jagte die törichten Knechte zum Teufel und legte sich die nächste Nacht auf die Lauer. Richtig, da kam er: der Schloßverkäufer, der Scharlatan! Mein Nachbar schlug den Lump nieder und riß das Sicherheitsschloß wieder ab. — Die Schutzmarke dieses Schlosses, das ihm so viel Unheil gebracht hatte, hieß: „Marke Völkerbund“. H. N.

*

Sozialismus

Der Sozialismus, zunächst nur eine Arbeiterfrage, die Frage wegen des sogenannten vierten Standes, ist doch vorwiegend und im Grunde eine atheistische Frage, die Frage nach der zeitgenössischen Fleischwerdung des Atheismus, die Frage nach dem Turmbau zu Babel, der ohne Gott unternommen wurde, nicht um von der Erde aus den Himmel zu erreichen, sondern um den Himmel zur Erde herabzuziehen.

Diese Worte stammen nicht etwa von einem der Deutschkonservativen, sondern von dem Russen Dostojewski und stehen in dem Roman „Die Brüder Karamasow“. Man wird seine Worte gewiß nicht übersehen dürfen in der Zeit des vollendeten — Atheismus.

E. L. Sch.

*

Goethe über die Revolution

„Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Not, des Glücks genug?
Deutsch oder teutsch, du wirst nicht klug.“

*

Napoleons Antwort

Werde, so rief Dalberg dem Eroberer, Kaiser der Deutschen!

Jener versetzte: Mir ist eure Geschichte bekannt. Platen 1833.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Türmerfreunde!

Mit dem nächsten, dem Oktoberhefte, tritt der Türmer in seinen **22. Jahrgang.** So grausam herbe die Enttäuschungen der jüngsten Vergangenheit, so trüb verhangen und sorgenschwer der Ausblick in die nächste Zukunft — es wäre nicht Türmerart, die Flinte mutlos ins Korn zu werfen! Für ihn heißt es das Höchste einzusetzen, jetzt, wo die erhaltenden Kräfte mit den fessellosen Gewalten um die Seele unseres armen Volkes ringen. Es gilt, die geistigen Bausteine für den Wiederaufbau zusammenzutragen. Kaum jemals seit seinem Bestehen hat der „Türmer" ein so **vielseitiges und ausgedehntes Programm** vorgesehen, wie für den kommenden Jahrgang. Eine **Fülle gesellschaftlicher, politischer, wissenschaftlicher, religiöser und künstlerischer Probleme** harrt der Lösung, und es ist Sorge getragen worden, daß ein Stab auserlesener Mitarbeiter auf allen Gebieten des handelnden und schauenden Lebens in **einheitlichem Zusammenwirken wahrhaft positive Werte** zutage fördert. **Eine** Aufgabe aber soll uns wie ein Flammenzeichen voranleuchten: dem **neuen Deutschland ein neuer Geist, ein neues Geschlecht!**

Und doch der **alte!** Der Geist, der in den **Besten und Größten unseres Volkes gelebt und gewirkt** hat und den wir uns nur wiedererringen sollen. Der Quell, den wir nur verschüttet haben, der Jungbronnen, in dem wir Alten unsere kampfesmüden Glieder zu neuem Ringen stählen wollen, aus dem unsere **Jugend** auftauchen soll, als ein neuer Siegfried — ohne das Lindenblatt, das alte, unselige!

Unbekümmert um die Anfechtungen derer, die sie zu fürchten haben, wird die **freie Kritik,** an welcher Stelle immer sie auch nötig sei, weiter geübt werden. Der Türmer will gelesen werden, **aber er verschmäht es, um die Gunst der Massen zu buhlen.** Seine **völlige Unabhängigkeit von allen Klicken, Klüngeln und selbstsüchtigen Interessentengruppen** ermöglicht es ihm, **auch andere** als die von ihm vertretenen Anschauungen **zu Gehör zu bringen,** wofern sie nur aus ehrlichem Herzen kommen. Rückhaltlose Aussprache von Mensch zu Mensch, **persönliche** Fühlung mit der Leserschaft — das allein ergibt die rechte Bodenmischung, in der sich der Samen des „Türmers" zur Frucht entwickeln kann. Schreibt uns ruhig Eure Einwände und Bedenken, wenn Ihr solche habt, aber **werbt kräftig neue Freunde** für den Türmer, wenn Ihr Euch **im Geiste** mit ihm eins fühlt. Nicht zuletzt hängt das Gedeihen des „Türmers" und damit die Auswirkung der von ihm verfochtenen Gedanken von der **Werbetätigkeit jedes einzelnen Lesers** ab!

Ein hartes Ringen steht uns bevor. Aber in diesem mühseligen Kampf um die Neugestaltung unseres in seinem Urgrunde erschütterten Volkstumes darf das **Gemüt** nicht vergessen werden. Hier gerade gilt es, Wunden zu heilen und Schmerzen zu lindern, der vom wüsten Tageslärm schier betäubten Seele den Weg in eine reinere Sphäre zu bahnen. **Höhenluft!** Diesem Bedürfnis wird durch die Vorkehrungen, die für den Literatur- und Kunstteil und namentlich die **unterhaltenden, die belletristischen Spenden** getroffen sind, in reichem Maße Rechnung getragen. Durch das über Erwarten günstige Ergebnis seines **Preisausschreibens für belletristische Kleinkunst** ist der „Türmer" instand gesetzt, für den kommenden Jahrgang einen erlesenen Schatz von Erzählungen, Novellen, Skizzen und Studien zu bieten, die selbst die höchstgespannten Ansprüche befriedigen werden. Das Oktoberheft beginnt gleich mit dem Abdruck der **mit dem ersten Preise** ausgezeichneten Novelle **„Nechor" von Ernst Kratzmann.** Es folgen in den nächsten Heften die übrigen **preisgekrönten Arbeiten.** Als besondere Gabe gelangt — mit dem 1. Heft beginnend — Gertrud von Brockdorffs Werk **„Die Stadt der Medici"** zum **Abdruck.** Ein tiefgründiges, auch völkerpsychologisch interessantes Problem wird hier in lebensfrischer, spannender Darstellung gemeistert.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!

Dank und Gruß Euch allen, liebe Türmerfreunde!

Der Türmer

